This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 1375.14.15

HARVARD COLLEGE LIBRARY

FROM THE
George Schünemann Jackson
FUND
FOR THE PURCHASE OF BOOKS ON
SOCIAL WELFARE & MORAL PHILOSOPHY

GIVEN IN HONOR OF HIS PARENTS, THEIR SIMPLICITY
SINCERITY AND FEARLESSNESS

rad. von Ludwig Otto

Dr. Wilhelm Lalke

Wilhelm Vatke

in seinem Leben und seinen Schriften

dargestellt

von

Heinrich Benecke.

Mit W. Vatke's Bildniß.

Bonn,

Verlag von Emil Strauß.

1883.

~~C1375.11~~
C1375.14.95
HARVARD COLLEGE LIBRARY
JACKSON FUND
Mar 7, 1927

Herrn Dr. Theodor Vatke

hochachtungsvoll zugeeignet

vom

Verfaſſer.

Vorwort.

„Der Geiſt erforſchet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit“ — in dieſem religionsphiloſophiſchen Satze der Pauliniſchen Theologie iſt das Weſen des Mannes beſchloſſen, deſſen Andenken dieſe Blätter gewidmet ſind. Wilhelm Vatke war ein Gelehrter mit unverwandtem Blick auf Probleme, und weil ihm nur genügte, in der Wiſſenſchaft dem Höchſten zuzuſtreben, ſo kam es, daß er, für die Theologie wie für die Philoſophie Unvergängliches erringend, den erſten kritiſchen Geiſtern des Jahrhunderts zugezählt worden iſt, auch wenn der Kreis Derer, die ihn als ein Genie erſten Ranges gefeiert haben, ein nicht allzu weiter war. Daß er im Grunde nur von ſeinen gelehrten Zeitgenoſſen gekannt worden iſt, erklärt ſich aus der Eigenart und aus der Thätigkeit Vatke's. Ihm war volles Genügen das Erforſchen und Erkennen der Dinge, und das Bedürfniß, auf ſich ſelbſt ſich zurückzuziehen, ſchloß die Neigung aus, von der großen Menge genannt zu werden. Bezeichnend für ihn bleibt ſein keuſcher Verzicht auf ein weitſchichtiges

Quantum literariſcher Arbeit, und gerade bei dieſem ſich Beſchränken auf beſtimmte Gebiete, wie viel hat er geleiſtet! ſo viel, daß die Geſchichte der Wiſſenſchaft niemals kann vorübergehen an ſeiner „Religion des Alten Teſtaments“, dieſer herrlichen Frucht der bibliſchen Theologie, niemals an der „menſchlichen Freiheit in ihrem Verhältniß zur Sünde und zur göttlichen Gnade“, einer Arbeit, von der mit Recht geſagt worden iſt, daß ſie ſo lange Beſtand haben werde, als es eine deutſche Philoſophie giebt.

Vatke war der angeſehene Gelehrte und Forſcher gleich bei ſeinem erſten Auftreten, und als ſolcher hat er gegolten bis zum Nachlaſſen ſeiner phyſiſchen Kraft in hohem Alter. Der Mai 1835 brachte uns das „Leben Jeſu“ von David Strauß und der October deſſelben Jahres Vatke's Altteſtamentliche Kritik; damit waren der Theologie ganz neue Aufgaben geworden, deren Löſung ſie bis zu dieſer Stunde beſchäftigt. Es lag an dem Inhalt des Strauß'ſchen Buches, daß ſein Verfaſſer ſofort ein weltbekannter Mann wurde; die Vatke'ſche Arbeit wandte ſich ausſchließlich an die gelehrte Welt und verblieb in dieſer. Der Tübinger Repetent wirkte gewaltig nach außen, der Berliner Licentiat machtvoll nach innen.

Eine große Epoche hatte für die Theologie und Philoſophie begonnen; ſie traten in einen Verjüngungsproceß

ein, und die beiden befähigtſten Schüler Hegel's wurden zu Propheten einer ganz neuen Zeit. Vatke, an Jahren der ältere, war noch Strauß' Lehrer, auch der Lehrer Eduard Zeller's, des Theologen und Philoſophen, und wie ſich das Verhältniß der drei zu einander geſtaltete, wie ſie Freundſchaft ſchloſſen, die erſt mit Strauß' und Vatke's Tode aufhörte, das werden dieſe Blätter im Einzelnen darthun, für die mir in liebenswürdigſtem Entgegenkommen Dr. Theodor Vatke und ſein Bruder Wilhelm, der Botaniker, Material zuwieſen.

Wir werden zugleich den Kreis der trefflichen Männer kennen lernen, die hier in Berlin mit Vatke in Verkehr traten, der Hegel, Schleiermacher, Marheineke, Neander, Nitzſch, Tweſten; der Altenſtein, Johannes Schulze, Boeckh, Hotho, Raumer, Michelet, Trendelenburg und der großen Meiſter mehr, deren Schaffen die Berliner Friedrich-Wilhelms-Univerſität ihr Aufkommen und Gedeihen hervorragend verdankt.

Vatke in ſeinem Leben und ſeinen Schriften ſchildern heißt zur Geſchichte der Wiſſenſchaft ſeit den letzten 70 Jahren einen Beitrag geben, dem alle Diejenigen ihre Theilnahme nicht von vorn herein verſagen werden, die den ſieben Jahrzehnten des Jahrhunderts eine eminente Bedeutung für unſer Geiſtesleben zuſprechen. Und durch wie viele Jahre

war es doch Wilhelm Vatke beſchieden geweſen, auf ſeine Zeit beſtimmend einzuwirken! nicht, wie ich ſchon ſagte, als ein Mann, von dem alle Welt geſprochen hätte, aber an deſſen Forſchen und reichem Wiſſen die Beſten ihre Freude hatten, die in den ſchwierigſten logiſchen wie linguiſtiſchen Prozeſſen ihn als letzte Inſtanz anriefen.

Wem es noch bekannt iſt, wie von Vatke's theologiſchen Widerſachern Alles geſchah, um ihn nicht aufkommen zu laſſen, ſeinen Einfluß zu erſticken, ſeine Auditorien zu veröden, vor ihm zu warnen, ihn zu verfluchen, ihn todt zu ſchweigen, ihn zu vereinſamen, der wird es billig finden, daß nach dem Tode des trefflichen Mannes der Verſuch gewagt wird, in objectiver Rede auf ihn zurückzukommen. Es war mein Bemühen, ihn ſo zu ſchildern, wie er als Menſch und Lehrer geweſen iſt, und ich weiß, daß in ſeinem Geiſte handelt, wer ruhig, ſtreng ſachlich urtheilt.

Von dem reichen Material, das mir zur Verfügung ſtand, mußte ich Einzelnes ausſcheiden, um nicht berechtigte Gefühle und Rückſichten zu verletzen, auch um das Ebenmaß des Ganzen nicht zu ſtören. Immerhin habe ich des Neuen noch genug zu geben, und vielleicht wird es den Freunden Vatke's wie denen ſeiner berühmten Zeitgenoſſen beſonders erwünſcht ſein, daß ich namentlich den brieflichen Nachlaß des Verſtorbenen ausgiebig verwerthete. Hier tritt

nicht blos er selbst mit voller Deutlichkeit hervor, sondern auch seine reizvolle Umgebung erscheint zum Theil in neuer Beleuchtung.

Neben Vatke's Schriften und mehr als zweihundert Briefen bildeten meine eigenen Erinnerungen die Grundlage der nachfolgenden Aufzeichnung. Ich durfte ihn auf Spaziergängen im Thiergarten begleiten, ihn in seinem Hause besuchen und mich von ihm unterweisen lassen. Das waren Stunden hohen geistigen Entzückens, und was ich zur Ergänzung meiner Kenntniß von ihm sonst noch bedurfte, das brachten mir Erkundigungen bei ihm persönlich Naheſtehenden ein.

Mühsam war es, durch fünfzig Jahre theologischer und philosophischer Literatur sich durchzuwinden, um die Spuren Vatke'schen Schaffens in der gelehrten Kritik zu verfolgen; um so mühsamer war dies, als der Verstorbene es wenig liebte, von sich selbst zu reden. Auch stand er dem Lob und Tadel mit einer Gelassenheit gegenüber, die ihn nicht dazu kommen ließ, Anderer Urtheile über sich zu sammeln. Sogar manches von ihm selbst Geschriebene, soweit es in Zeitschriften erschien, war in seiner eigenen kostbaren Bibliothek nicht aufzufinden gewesen. Meine Hülfsmittel waren indeß vollauf ausreichend, um diese Blätter vor irgend welchen erheblichen Irrthümern zu bewahren, und sollten meine

pietätvollen Aufzeichnungen das Andenken Vatke's nur in Etwas ehren, so wird das mir selber Freude und Ehre zugleich sein.

Berlin, am 1. October 1883.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

	Seite
Vorwort	V
Erstes Kapitel. Vatke's erste Jugendjahre	1
Zweites Kapitel. Die Helmstedter Schulzeit	16
Drittes Kapitel. Auf der Lateinischen Schule des Hallischen Waisenhauses	22
Viertes Kapitel. Vier Semester in Halle	25
Fünftes Kapitel. Drei Semester in Göttingen. Erste große Reise	29
Sechstes Kapitel. Ankunft in Berlin und erste Eindrücke	36
Siebentes Kapitel. Vatke vor dem Licentiaten-Examen; Entscheidung seines Geistes und Lebens	45
Achtes Kapitel. Vatke als Licentiat und angehender Schriftsteller	62
Neuntes Kapitel. Vatke und David Strauß	71
Zehntes Kapitel. Aeußere und innere Befestigung. Schleiermacher's Tod. Verhältniß zu Hegel und Schleiermacher. Schriftstellerischer Fortgang	81
Elftes Kapitel. Die Religion des Alten Testaments. Das Jahr 1835	90
Zwölftes Kapitel. Aufnahme der Religion des Alten Testaments	147
Dreizehntes Kapitel. Die gutachtlichen Berichte Marheineke's und Nitzsch's über Vatke's „Biblische Theologie"	188
Vierzehntes Kapitel. Widersacher und Vertheidiger. Bohlen, Rosenkranz; Hengstenberg; Joh. Schulze, Altenstein	229
Fünfzehntes Kapitel. Vatke und Minna Döring. Ruf nach Königsberg. Wachsender Einfluß. Altenstein, Schulze; die Berliner Collegen	237
Sechszehntes Kapitel. Die Polemik gegen Schaller, Bähr und Julius Müller	289
Siebenzehntes Kapitel. Häusliches Glück. Wissenschaftliche Erfolge. Altenstein. Friedrich Wilhelm IV.	316
Achtzehntes Kapitel. Die menschliche Freiheit in ihrem Verhältniß zur Sünde und zur göttlichen Gnade	332

Seite

Neunzehntes Kapitel. Wachsender Einfluß Vatke's. Aus seinem öffentlichen und Familienleben 371

Zwanzigstes Kapitel. Schelling in Berlin 381

Einundzwanzigstes Kapitel. Persönliches. Gesenius 387

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Die philosophische Gesellschaft. Kritische Blätter für Leben und Wissenschaft 397

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Erweiterung des Freundeskreises. Biedermann, Fries. Ruf nach Bern. Nis, Zeller . . 410

Vierundzwanzigstes Kapitel. Fortgang der Studien. Aeußere Verhältnisse. Kleine Zerwürfnisse unter Freunden. Marheineke's Tod 438

Fünfundzwanzigstes Kapitel. C. Im. Nitzsch. Philologische Studien. Das Jahr 1848 447

Sechsundzwanzigstes Kapitel. Die Reaction. Schriftstellerischer Stillstand. Alte und neue Freunde. Schenkel 460

Siebenundzwanzigstes Kapitel. Reise nach Süddeutschland und der Schweiz. David Strauß, Zeller, Kuno Fischer und andere Freunde 471

Achtundzwanzigstes Kapitel. Baucher. Das Universitäts-Jubiläum. Strauß in Berlin. Baur's Tod 479

Neunundzwanzigstes Kapitel. Vatke und Strauß in den Jahren 1861 bis 1864 502

Dreißigstes Kapitel. Georg Vatke's Tod. Zu Wilhelm Vatke's Charakter als Mensch und Gelehrter 547

Einunddreißigstes Kapitel. Aus Vatke's historischer Einleitung zur philosophischen Theologie 558

Zweiunddreißigstes Kapitel. Zuführung neuer Freunde. Das Jahr 1866 572

Dreiunddreißigstes Kapitel. Verschiedenes. Ein Zwischenfall. Das Jahr 1870/71 582

Vierunddreißigstes Kapitel. Gelehrtes Stillleben. „Der alte und der neue Glaube." Dav. Strauß' Tod 596

Fünfunddreißigstes Kapitel. Die Sydow'sche Sache. Vatke'scher Einfluß. Abschluß der Lehrthätigkeit. Rückblick . . . 605

Sechsunddreißigstes Kapitel. Persönliches. Das fünfzigjährige Docenten-Jubiläum 612

Siebenunddreißigstes Kapitel. Letzte Lebensjahre und Tod . 622

Vatke's erste Jugendjahre.

Wilhelm Vatke's Wiege stand im Pfarrhause zu Behndorf, einem Dörfchen der Provinz Sachsen, unmittelbar an der Braunschweigischen Grenze, eine gute Stunde Weges von Helmstedt entfernt. Vom kleinen Heiligenberge aus, auf welchem die Kirche und die Pfarre liegen, haben wir einen weiten Blick auf Buchenwald, Wiesen und Ackerland; rings umher, wie viel Lieblichkeit und Pracht — wir stehen auf einem reich gesegneten Stück deutschen Bodens. Im Pfarrgarten blühen noch heute Apfel- und Birnenbäume, die von den Vatkes gepflanzt wurden, und sie haben zum Theil ein hohes Alter, denn unseres Vatke Großvater, Gottfried David Vatke, war schon 1758 als Geistlicher nach Behndorf gekommen, wo er im achtzehnten Jahre seines Amtes starb. Des würdigen Herrn trefflicher Sohn, Carl Christian Conrad Ludolph Vatke, 1760 in Behndorf geboren, wurde 1789 Pfarrer daselbst, und er blieb es bis 1814.

Diese fünf und zwanzig Jahre gewaltiger Unruhe in der Welt waren für den Vater unseres Vatke eine Zeit segensreichen Wirkens. In Helmstedt und Halle zu einem tüchtigen Theologen und Philologen herangebildet, blieb er in regem Verkehr mit seinen gelehrten Gönnern und Freunden. Wir finden in einem alten Familien-Stammbuch die Namen

von Auguſt Hermann Niemeyer, von W. Geſenius, Doctor der Arzneigelehrtheit, dem Vater des Grammatikers, und von Carl Geſenius, Advocat; neben dieſen hat auch Johanne Geſenius, geb. Gangloff, ſich eingeſchrieben. Von den Helmſtedter Lehrern ſtoßen wir auf Joh. Bened. Carpzow, auf Heinr. Phil. Conr. Henke, auf Gottfr. Chriſtoph Beireis und P. J. Bruns. Dieſe und viele Andere waren Gäſte in Behndorf; auch ſah ſich der Behndorfer Paſtor mit ſeinen Helmſtedter Freunden auf dem Geſundbrunnen, der zwiſchen Behndorf und Helmſtädt liegt. Das geiſtige Leben in der Pfarre ließ nichts zu wünſchen übrig; auch die v. Velt-heim-Bartensleben, denen das Patronat zuſtand, verkehrten oft und gern im Vatke'ſchen Hauſe, dieſer äußerlich beſchei-denen Pfarrei, die ſich in Nichts von den mit Stroh ge-deckten Häuſern der Bauern und Büdner unterſchied. So beſcheiden wie das Pfarrhaus war das Kirchlein von Behn-dorf; nur etwa hundert Menſchen hatten Platz, und keine Orgel zierte das Gotteshaus. „Unten in der Kirche, da der Leichſtein lieget, lieget", wie das Kirchenbuch beſagt, „Herr Chriſtianus Doletus (Doleke) begraben, natione Westfalus, iſt geſtorben a. Chr. 1607. Ministerii annos 45." Nach Behndorf war er 1562 gekommen als erſter Geiſtlicher der evangeliſch gewordenen Gemeinde, die ſich raſch der von Helmſtedt ausgegangenen Bewegung angeſchloſſen hatte und die immer gut proteſtantiſch geblieben iſt.

Der ehrwürdige Vatke lehrte ſinnig Gottes Wort als Rationaliſt und eifriger Kantianer; im Chriſtenthume erblickte er die Volksſchule ſittlicher Bildung. Seine Ge-meinde ehrte und liebte ihn wie einen Vater. Er verheirathete

sich gleich nach seinem Amtsantritt mit einer Tochter des Justizamtmanns Kerll auf Schöningen in Braunschweig, mit der er sehr glücklich lebte.

Von ihren sechs Kindern war Wilhelm Vatke das jüngste; der älteste Sohn, Georg, von dem noch oft die Rede sein wird, wurde Philologe; er studirte in Helmstedt und Göttingen gleichzeitig mit Lichtenstein und Enke; auch Bunsen, Lücke und Lachmann wurden mit ihm befreundet. Fritz trat in ein kaufmännisches Geschäft und starb früh; Carl ging nach Göttingen, um Pädagoge zu werden, und August lebte nur kurze Zeit; auch die Doris wurde nicht alt. „Den 14. Martii 1806, des Morgens zwischen 4 und 5 Uhr wurde", wie im Behndorfer Kirchenbuche steht, „dem Prediger Carl Christian Conrad Ludolf Vatke von seiner Gattin Johanne Caroline Bernhardine Kerln ein Sohn geboren, welcher den 21. ejusd. getauft und Johann Carl Wilhelm genannt ist. Gevattern: 1) der Herr Prediger Wilhelmi von Walbeck; 2) die Demoiselle Wilhelmine Amalie Schrötern von Walbeck; 3) die Demoiselle Sophie Johanne Kerln von Schöningen; 4) des Herrn Amtsverwalter Kerl Ehegattin zur Vienenburg."

Wilhelm war als gesundes kräftiges Kind zur Welt gekommen, und vortrefflich entwickelte er sich. „Hei was immer ein lütgen, dicken Prummel" — so zeichnete ihn die alte Lüders, geb. Wöhlbier, als Wilhelm und Georg 1864 in Behndorf den von ihnen sehr verehrten Pastor Schmidt und mit diesem sie besuchten.

Den Unterricht der Kinder übernahm der Vater selbst. Er war ein gut geschulter Grieche und Lateiner, so daß die

Söhne Georg und Karl, als sie das elterliche Haus verließen, um auf dem Gymnasium sich weiter vorzubilden, sprachlich schon recht weit waren. Sie beide und die Doris hatten vom Vater viel profitirt, Wilhelm am wenigsten, denn dessen erste acht Lebensjahre waren eine Zeit großer vaterländischer Noth und Trübsal; und doch hatte er, wie die Brüder, vom Vater die geistige Unbefangenheit und die Liebe zur Wissenschaft, von der Mutter den Ordnungssinn und freundliches Wesen. „Nach einer Prüfung kurzer Tage . . .“ das war ihr Lieblingslied, und gedachten die drei Brüder in späteren Jahren der lieben Mutter, so mußte Wilhelm das Gellertsche Trostwort singen und dazu spielen.

Es war den Brüdern zu einer lieben Gewohnheit geworden, sich ihrer frühen Jugend und des stillen, kleinen Behndorf zu erinnern. Von dem Heimathort der Vatkes berichtet M. Heinrich Meybaum's „Chronicon des Jungfräulichen Klosters Marien-Berg vor Helmstedt“ Mancherlei. „1224 hat Hertzog Heinrich zu Sachsen, Pfaltz-Graff beim Rhein, Hertzog Heinrich des Löwen Sohn diesem Closter geschenket, das verwüstete Dorff Bendorff, welches dabevor Wendische Bauren bewohnet, und vielleicht williglich verlauffen, oder daraus vertrieben worden. Diese Dorffschaft mit angehöriger Gerechtigkeit an Höltzung, Wiesen, Aeckern und andern Nutzungen hat ermelter Fürst diesem Closter ohne einiges Menschen künftige Einrede in Ewigkeit zu besitzen, mildiglich übergeben. Ist geschehen in Braunschweig aufm Fürstl. Moßhause in Gegenwart Luthard Edlen Herrn zu Meinersen, Bernhards Edlen Herrn zu Dorstadt, Bernhards von Veltheim, Jordan Truchsessen, Wilcken Marschalck,

Heinrich seines Bruders, Hanß von Bernheim, Siegfried von Seggerde und andere von der Ritterschaft mehr." Der Chronist erzählt weiter: „Wie und durch was Gelegenheit es an die Edle Herren von Warberg kommen, kan ich nicht wissen. Das ist gar gewiß, daß dis Geschlechte lange Zeit vor dem 1274. Jahre dis Dorff inne gehabt. Im selbigen Jahre aber hat Conrad Edler Herr zu Warberg mit Wissen und Willen seiner Frau Mutter Lucardis, Adelheid und Bien seiner Geschwister, das Dorff Bendorff frey und keiner Vogtey unterworfen, mit dem Pfarrlehn und aller seiner Gerechtigkeit an Holtzungen, Wiesen, Weyden, Teichen, Mühlen, Wegen und Unwegen, Wassergängen und aller Zubehörung dem Closter allhier eigenthümlich verkauffet und übergeben vor 240 Marck schwarzes Silbers, mit starcker Versprechung, das Closter für aller Ansprach wegen dieses Kauffes zu versichern." „Hiebevor", so meldet Meybaum weiterhin, „ist berichtet, welcher Gestalt im Jahre 1274 Conrad Edler Herr zu Warberg mit Consens und Volbort seiner Frau Mutter Lucardis, seiner Brüder, Herman und Arends, seiner Schwester Fräulen Lucardis, Adelheid und Bien das Dorff Bendorff diesem Closter eigenthümlich verkauft habe. Ob nun das Closter alsbald in volle und geruhige Possession kommen, kan man eigentlich nicht wissen. Denn im Jahre 1300, und also 26 Jahr nach vorgemelten Verkauf hat Adelheid, Conrads zu Warberg mittelste Schwester, und Meinhards zu Schladen Ehegemahl, welche ihren eigenen Bericht nach in der Erbtheilung zu ihrem Antheile das Dorff Bendorff bekommen, diesem Closter aufs neue gemeltes Dorff vor 100 Marck feines Silbers und 200 gute Schaaffe ver-

kaufet, und zugleich den vorigen Kauff, von ihrem Bruder Conraden Edlen Herren zu Warberg nunmehrd seel. geschehen, gut geheissen und bekräftiget. Diesem letzten Verkauff und Ueberlassung des Dorfs Bendorf hat Graff Meynhard zu Schladen neben seinem Sohne Graff Heinrich, und seinen zwo Töchtern Fr. Lucarden, Graf Otten zu Polle, und Fr. Adelheid, Graf Ulrichs zu Linde Gemahlin bekräftiget und den Kauff-Brief versiegelt."

Behndorf war 1805 in arge Bedrängniß gerathen, denn dies Jahr war ein Hungerjahr. Kälte und Regen ließen das Getreide nicht zur Reife kommen; im September bedeckte Schnee die noch mit grünlichen Früchten behangenen Bäume. In Helmstädt kam es zu Brotkrawallen; Noth und Elend wuchsen zusehends und gesteigert wurden sie durch die Durchmärsche preußischer Truppen. Beim Pfarrer Vatke lag der Major Hans Graf v. Ziethen, der spätere Feldmarschall; der setzte dem Pastor auseinander, „daß der Franzos uns auf den Fuß getreten, was wir nicht leiden dürfen!*)" Zunächst aber gab's noch viel zu leiden, denn es kam die Katastrophe von Jena, und Behndorf wurde 1807 durch die Bildung des Königsreichs Westphalen von Preußen abgetrennt. Die Vatke'sche Familie hatte den Schmerz, daß Justizrath Kerll als Unterpräfect nach Goslar gehen mußte; alle Verhältnisse waren plötzlich verschoben. Da galt es den Kopf oben behalten, und der Behndorfer Pastor war der Mann dazu. In guten Jahren brachte er es auf ein Einkommen von 700 Thalern; jetzt mußten, bei erheblich

*) Bezugnahme auf den Durchmarsch der Franzosen durch Ansbach und Baireuth.

verringerten Bezügen, die Spargroschen früherer Jahre hinzugenommen werden, um das Nothwendigste zu bestreiten, denn Georg und Karl waren in Helmstädt auf dem Gymnasium und verbrauchten zusammen jährlich 300 Thaler; Fritz stand als angehender Kaufmann auf eigenen Füßen, und bei den Eltern waren nur die Doris und der kleine Wilhelm.

Unter Sorgen und Entbehrungen kam 1812 heran; da begann der Durchmarsch der Franzosen und ihrer Verbündeten nach Rußland. Tag für Tag gab's Einquartirung, und zu allem Unglück kam die Sorge, daß die älteren Söhne des Hauses zur französischen Armee ausgehoben werden könnten. „Freilich nimmt man", wie der Vater an Georg beruhigend schreibt, „auf Studirende, die etwas gelernt haben und sich durch ein gutes Betragen auszeichnen, sehr gütige Rücksicht. So ist z. B. der junge Ahrens (der spätere Grieche) frei gesprochen, und von drei Losungen sind nur Wenige aufgefordert worden. Auch geht es nicht ganz nach der Reihe; sie werden genommen, wie sie eben gebraucht werden sollen. Dein Bruder Friedrich ist wegen seiner schwachen Brust reformirt, d. h. ganz und auf immer frei vom Militär gesprochen; Du kannst leicht denken, wie herzlich wir uns darüber gefreut haben." Und die Freude sollte sich steigern, denn der Vater erhielt bald Georg's förmlichen Abschied, den er ihm aber nicht zuschickte, „denn bei der jetzigen Lage der Dinge kann leicht ein Brief verloren gehen. Du kannst nun bei dem Staatsrath v. Leist desto dreister anhalten, an einer öffentlichen Schule angestellt zu werden, da Dir die Conscription dabei nicht mehr hinderlich ist."

Wie es bei der Conscription Anderen erging und wie nothwendig vorsichtiges Verhalten gegenüber dem Hieronymus-Regiment war, davon nur ein Beispiel. Der Pastor Dill in der Nähe von Behndorf hatte den Maire gebeten, seinen Sohn vom Militärdienst zu befreien. Er erhielt darauf den mündlichen Bescheid, es wäre nur möglich gewesen, den Sohn auf ein Jahr zurückzustellen. Der Pastor erwiderte harmlos freudig: „Ich danke Ihnen; in einem Jahre kann es schon ganz anders aussehen!" Sogleich packten ihn die Gensdarmen mit der Frage: „Was wollen Sie damit sagen?" Und der Pastor, rasch sich besinnend, erwiderte sehr ruhig: „Nun, in einem Jahre hat Kaiser Napoleon die ganze Welt erobert, und dann haben wir ewigen Frieden!" Die Gensdarmen ließen den Pastor unbehelligt und gingen ihres Weges.

Die Einquartirung war theils sehr schwer zu befriedigen, zum Theil freilich verstand sie auch in die Verhältnisse sich zu schicken. Auf dem nahen Gesundbrunnen lag ein Capitän, der sich dort langweilte und der lieber beim Pastor wohnen wollte. Er kam auch auf vierzehn Tage nach Behndorf, und da er ein kinderfreundlicher Mann war, so beschäftigte er sich viel mit dem sechsjährigen Wilhelm. Der zerbrach ihm seine Pfeife, der warf auch den Ball fort und rief: „Franzos, hol' wieder!" Und der alte gute Mann that es. Außer Franzosen waren Italiener und holländische Gardisten in der Pfarre einquartirt; an Eindrücken auf das Gemüth fehlte es nicht, auch nicht an Gelegenheit, das Wunderbare der Sprachverschiedenheiten auf sich wirken zu lassen. In dem kleinen Wilhelm wechselte der Hang zu

staunendem Aufhorchen mit der Lust am Spiel im Garten und auf der Straße; er war ein wilder Junge, und dem Vater fehlte es bei dem Wirrwar rings umher an Ruhe wie auch an Zeit, sich um die Erziehung und den Unterricht seines Jüngsten viel zu bekümmern. Am 18. Jan. 1814 schreibt der Vater an Georg, der in Cassel bereits pädagogisch thätig ist: „Wilhelm ist bey den bisherigen Unruhen und Krankheiten sehr versäumt, wir müssen das Versäumte wieder nachzuholen suchen."

Wie wurde über seine Erziehung und über seine Zukunft gedacht? Den Wünschen des Vaters entsprach es einen Oekonom aus ihm zu machen; war doch der „Vadderſche Paſtörſche" wie die Leute im Dorf ihm nachsagten, „en akeraten Oekonomen", denn „hei was sülben immer buten bym Pleugen, dat se den Acker gut to rechte maken." Und nicht blos ein guter Landwirth war Pastor Vatke, sondern auch rationelle Schafzucht trieb er, und so sah er's nicht ungern, wenn Wilhelm viel auf dem Felde sich beschäftigte. Oft genug hatte er beim Eggenlichten weit über seine Kräfte sich angestrengt. „Meine drei Söhne Georg, Fritz und Carl haben so viel gekostet, bemerkte wiederholt der Vater, „daß für den Kleinen nichts übrig bleibt; für den wird der Onkel Kerll in Wäckenstedt sorgen." Der Onkel war dort, nahe bei Wernigerode, gräflicher Pächter. Und nicht genug, daß Wilhelm beim Pflügen half und auf die Schafe Acht gab: er erlernte sogar das Stricken, und um der Mutter Gesellschaft zu leisten, spann er im Winter 1813 Garn zu einem Dutzend Unterüberzügen. Nebenher gingen freilich auch ernste Unterweisungen; wie der Vater schrieb, „lernt

Wilhelm täglich ſein Penſum aus Heinſius Lateiner, und dies geſchah unter unaufhörlichem Einquartirungstrubel und Kriegsſorgen. „Wir haben jetzt faſt täglich Einquartirung von Franzoſen", ſchreibt der Vater am 26. Februar 1813, „die nach Magdeburg gehen, auch wohl zurück von Rußland kommen. Heute ſollten wir zwei Kühe nach Magdeburg liefern; ſie waren auch ſchon unterwegs, aber zum Glück noch nicht aus dem Dorfe, ſo kam unverhofft ein Bote, der dieſe Lieferung wieder abbeſtellte. Wir ſehen noch vor Oſtern ſehr wichtigen Begebenheiten entgegen."

Die Dinge rings umher wirkten auf Alt und Jung gleichmäßig gewaltig; jeder neue Tag der Prüfung ließ Haß- und Rachegedanken namentlich bei der Jugend aufkommen, und ihr patriotiſches Empfinden erweiterte ſich zu unverlierbarer Begeiſterung für König und Vaterland. Mit den Dorfkindern ſang Wilhelm Spottlieder auf die Franzoſen und ihren Kaiſer. „Der Furien- und Höllenſohn, Der zweite Attila, Der Menſchenfeind Napoleon War neulich wieder da." Und ein anderes: „Wer ſo aus Rußland wandern muß, Wie ſehr ſich der wohl ärgern muß! In Preußen ſind ſie fett gemacht, In Rußland ſind ſie abgeſchlacht!" 11,000 Franzoſen hatten am Magdeburger Berge bei Helmſtädt ein Lager aufgeſchlagen und alle Dörfer mußten liefern, Vieh, Getreide, Stroh, Heu; der Behndorfer Paſtor gab eine Kuh. Während Alle unter ſchwerer Laſt ſeufzten, richtete Behndorf den Landſturm ein; zwölf Bauern mit Piquen wurden beritten gemacht, der Paſtor war Infanteriſt mit Pique. Sonntags Nachmittag wurde auf dem Anger exercirt, und auf die Höhen wurden Theertonnen gebracht, um Signale geben zu können.

Ein Brief des Vaters an Georg vom 26. November 1813 meldete viel Erfreuliches. „Die Kriegsangelegenheiten haben sich seit einigen Monaten sehr geändert. Wir haben hier seit langer Zeit keinen Franzosen gesehen. Ob sie gleich einige Male aus Magdeburg Ausfälle gethan, und manchen Dörfern, nicht weit von uns, großen Schaden zugefügt haben, so ist doch das friedliche Behndorf bis jetzt immer verschont geblieben. Auch Russen haben wir noch nicht gesehen, es sind hier nur erst einige Wenige, ganz im Stillen, durchgegangen. Weil Magdeburg noch mit Franzosen besetzt ist, so nehmen sie immer einen andern Weg. — Wir haben gestern ein sehr feierliches Fest wegen der Siege der Preußen gefeiert, so ausgezeichnet, wie seit Menschendenken noch kein Siegesfest gefeiert ist. Den Abend zuvor wurde eine Stunde mit allen Glocken geläutet, wobei es sich Wilhelm so ernstlich angelegen sein ließ, daß ihm hernach lange die Hände schmerzten. An allen Seiten des Dorfs wurden unsere Dorf-Kanonen (Pistolen) zum öftern abgefeuert. Gestern Morgen 7 Uhr verkündigten einige Kanonenschüsse vom Thurme die Festlichkeit des Tages; darauf wurde in drei Schauern mit allen Glocken geläutet, zwischen jeder Schauer fielen einige Kanonenschüsse und wurde jedes Mal ein Vers von dem Liede: „Nun danket Alle Gott" vom Thurme gesungen. Um 8 Uhr versammelte sich die ganze Gemeinde in der Kirche; vor der Kirche war eine Ehrenpforte errichtet, und die ganze Kirche war mit Blumen und Laubwerk geschmückt."

So freudig Alles aufathmete, so drückend blieb noch immer die Noth der kriegerischen Zeit. Ein Brief des Vaters

vom 26. Februar 1814 an Georg meldete: „Seit vier Wochen sind wir sehr durch Einquartierungen gedrückt; die Berliner Landwehr ist vom 2. bis 12. Februar bei uns gewesen und von hier nach Peterborn gegangen. Diese Gäste haben uns viel Unruhe und viel Kosten gemacht. Gestern ist der Landsturm von Groß- und Kleinbartensleben, wie auch von Schwanefeld, in der Kirche zu Großbartensleben beeidigt; ich fürchte aber nicht, daß seine Thätigkeit noch nöthig sein werde. Daß die Großen dieser Erde sich jetzt wenig um Lehranstalten bekümmern können, ist natürlich, da der Krieg jetzt Alles beschäftigt; allein man hat doch die Hoffnung, daß die Zeiten sich nun bald ändern und bessern werden. Inzwischen sind meine Finanzzustände jetzt so gesunken, daß ich heute noch nicht weiß, woher ich auf Ostern für Carl den Wechsel nehmen werde."

Am 8. Juni 1814 schrieb der Vater an Georg wieder: „Schon weit eher hätte ich an Dich geschrieben, wenn wir nicht seit dem 29. April bis heute Morgen 5 Uhr eine sehr lästige Einquartierung gehabt hätten, die für unsere ganze Gegend sehr drückend gewesen ist. Wir Behndorfer hatten von dem 11. Schlesischen Infanterie-Regiment die sogenannten Reconvalescenten im Quartier, das waren Kranke, die zwar keine ansteckende Krankheit hatten, wie der Arzt versicherte, die aber der Hülfe des Arztes bedurften. Ich hatte den Regiments-Doctor und dessen Gehülfen im Quartier. Täglich kamen 50 bis 60 Kranke drei bis vier Mal auf meinen Hof, auch wohl in's Haus und bekamen Medizin. Wie diese Leute etwa zehn Tage bei uns gewesen waren, so brach auf einmal unter uns Behndorfern eine gefährliche Krank-

heit aus, so daß ich gegen dreißig Kranke in meiner Gemeinde hatte. Bei dem Ackermann Brand waren sechs Kranke, Herr und Frau, Mutter, Tochter und zwei Mägde. Die Frau und die Mutter ruhen schon im Grabe, und er wird heute schwerlich überleben. Jetzt eben wird der alte Bosse beläutet, der gestern gestorben ist, und die Bossen ist sehr gefährlich krank. Auch Deine gute Mutter ist von dieser Krankheit nicht frei geblieben, sie ist aber jetzt ganz außer Gefahr, aber sehr entkräftet. Hätte ich nicht einen geschickten Arzt im Hause gehabt, so wäre sie schwerlich durchgekommen. Sie hat allein zwei und zwanzig Moschus-Pulver bekommen, wodurch sie gerettet ist. Am Freitag vor Pfingsten war sie so krank, daß selbst der Arzt gestand, er glaube nicht, daß sie die Nacht durchlebe. Meinen Kummer und meine Angst kannst Du Dir nicht groß genug denken! Und welche Last, eine kranke Hausfrau, und das Haus voll fremde Leute! Gott Lob, daß sie nun außer Gefahr ist! — Du fragst, wer von Deinen Bekannten Soldat ist; beinahe alle Behndorfer von Deinem Alter. Von Hinken vier Söhne, ferner Schneidler, Bendler u. s. w. Carl Dill ist Husar. Michaelis, denke ich, haben wir das Friedensfest gefeiert, dann kannst Du, und mußt Du Deine Umstände so einrichten, daß Du einige Wochen von Cassel abwesend bist, und uns auf einige Zeit besuchst. Lebe wohl, lieber Sohn, und schreibe ja recht bald mal wieder. Deine entkräftete Mutter, Doris und Wilhelm lassen Dich herzlich grüßen, und ich verbleibe zeitlebens Dein Dich herzlich liebender Vater C. C. Vatke."

Dieser Brief an Georg war des Vaters letzter: kurze

Zeit darauf ergriff ihn die Krankheit. Am letzten September ritt er noch nach Walbeck, um seinen Freund Pastor Wilhelmi zu besuchen, und kaum vermochte er nach Behndorf zurückzukehren. Das böse Lazarethfieber hatte ihn erfaßt; mit Mühe stieg er vom Pferde, das Wilhelm hielt, und er legte sich ins Bett. Täglich kam von Helmstädt der Kreisphysikus Lichtenstein, der Vater des Zoologen, um seinem lieben Freunde zu helfen, aber es war nicht mehr möglich: am 6. October 1814 früh starb der gute wackere Vatke. Gerade so hatte Fichte's Leben zehn Monate zuvor geendet: Andern helfend, gerieth die Frau in Gefahr, und indem er dieser Beistand leistete, fand er selber den Tod.

Welch ein schwerer Schlag für die Familie! Die Mutter, selber noch krank und angegriffen, hatte mit einem Male große Sorge; fünf Kinder sahen zu ihr herauf, und wenn auch die drei älteren Söhne zur Noth schon auf eigenen Füßen standen, so waren doch Doris und Wilhelm noch ganz ihrer Fürsorge überwiesen. Georg unterrichtete in der Casseler Pensions-Anstalt des Pastors und Professors Ramus, eines Franzosen; Fritz verdiente sich seinen Unterhalt als Kaufmann, Karl hatte ausstudirt und wurde, durch Lichtenstein empfohlen, Hauslehrer beim Legationsrath v. Jordan in Berlin, dessen Gemahlin und Kinder er 1815 nach Paris begleitete. Was der Behndorfer Pfarrer erspart hatte, war, wie wir gesehen, durch den Krieg verloren gegangen; allein zunächst hatte die Mutter noch ein Gnadenjahr vor sich, und was dann weiter werden würde, dem sah sie in Ergebenheit entgegen. Ihr ganzes Herz ging auf in Liebe zu ihren beiden jüngsten Kindern; denen

wollte sie noch recht viel sein, denen gehörte fortan ihr Leben. Bald stellte sich heraus, daß der achtjährige Wilhelm in Behndorf geistig nichts mehr gewinnen konnte, und darum wartete die Mutter das Gnadenjahr nicht ab, sie entschloß sich, mit den Kindern nach Helmstedt zu ziehen. Bis dahin besuchte Wilhelm noch die Dorfschule und es entwickelte sich in ihm ein Talent, das ihn sein Lebtag erfreut hat: die Mutter liebte das Klavierspiel, und ihr kleiner Sohn vergnügte sich damit, auf einem Tastenklavier so lange umherzufingern, bis er die Melodie eines Chorals herausbrachte. Es gelang ihm dies um so mehr, als er ein scharfes Gehör und eine gute Stimme hatte. In der Kirche verwandte ihn deshalb der Küster zum Halten des Gemeindegesanges; die Intervalle traf er am besten, und hörte die Mutter Wilhelms helle Discant-Stimme durch die Kirche schallen, so dachte sie wohl, es wäre doch schade, diesen Jungen Oekonom werden zu lassen, viel besser möchte es für ihn sein, sein Lebtag der Kirche dienstbar zu werden. Es gingen Monika-Gedanken durch ihr Herz, durch diese edle Frau mit heiterem, lebendigen und kräftigen Sinn. Wenn aus ihrem Wilhelm etwas Tüchtiges würde! Der Stolz der Mutter kam in ihr auf, wenn sie ihn in seinem Fürsichsein still beobachtete; aber sie war demüthig genug, um unruhige Erwartungen nicht zu nähren.

Die Helmſtedter Schulzeit.

Den Umzug von Behndorf nach Helmſtedt beſorgte die Mutter mit Doris und Wilhelm. Von ſeinen Geſpielen ſich zu trennen fiel dem Kleinen weniger ſchwer, als der Abſchied vom alten Spitz, ſeinem getreuen Gefährten auf Streifzügen durch Feld und Wald. Hoch zu Roß ging's von der Pfarre herunter, und als muthiger Reiter hielt er ſeinen Einzug in Helmſtedt, wo die Mutter im Schneidewin'ſchen Hauſe in der Neumärker Straße 266 B zwei Treppen hoch für 40 Thlr. eine kleine Wohnung gemiethet hatte. Die mitgenommenen Möbel waren meiſt alt und verbraucht, deshalb war es das Erſte, daß ein neues Sopha und ein Dutzend gepolſterter Stühle angeſchafft wurden. Auch die Garderobe der Frau Paſtorin mußte verbeſſert werden, ſie ſchaffte ſich alſo eine neue hübſche Haube und einen königsblauen Ueberrock an, in welchem Coſtüm ſie, wenn wohl und geſund, noch immer eine ſchöne Frau war. Doris, ein hübſches, ſchüchternes, aber kluges Mädchen, zog bald die Aufmerkſamkeit auf ſich. Indeß es gab raſch wieder allerhand Sorgen und Trübſal, denn Fritz, der Kaufmann, kam nach Hauſe, legte ſich und ſtarb. Dies war 1815, und ein Jahr ſpäter erkrankte auch Doris in Folge eines Beſuchs bei der Frau Cantor Ahrens. Deren Sohn Heinrich, der berühmte Philologe, hatte die Maſern, von denen

Doris befallen wurde; ſie ſtarb, noch nicht achtzehn Jahre alt, am 18. November 1816. Für die kranke Mutter war dies ein faſt ebenſo harter Schlag als der Tod des Vaters. Sie wurde ſo gebeugt, daß ſie ſich nicht wieder aufrichtete. Zwei Nachbarsfamilien pflegten ſie abwechſelnd, und da Wilhelm der Aufſicht bedurfte, ſo wurde er ſofort zum Lehrer Viebrans in halbe Penſion gebracht; bei ihm machte er ſeine Schularbeiten, und Abends kehrte er zur Mutter zurück. Viebrans hatte viel Freude an ihm, denn Wilhelm war immer bald mit ſeinen Arbeiten fertig, und ſo erhielt er noch nebenher Aufgaben. Sein Auffaſſungsvermögen war ein außerordentliches: die vier lateiniſchen Conjugationen erlernte er an einem Nachmittag. Nach vollbrachter Schularbeit erzählte die alte Madame Viebrans den Kindern die franzöſiſche Revolutionsgeſchichte, auch erklärte ſie ihnen Bilder namentlich aus der Bibel; die Geſchichte vom verlornen Sohn machte auf Wilhelm einen beſonders tiefen Eindruck.

Am 10. Mai 1818 ſaßen die Knaben der Viebrans'ſchen Penſion am Arbeitstiſch, als Wilhelm hörte, wie ein Mitſchüler dem andern zuflüſterte: „Du, Vatke's Mutter iſt todt!“ Aufſchreiend und zitternd eilt er nach Hauſe, aber die obere Wohnung, worin die Leiche lag, war bereits verſchloſſen. Da weint und ſchluchzt er auf dem Treppenflur, bis zwei alte Damen Wittmann ihn hören und ihn in ihre Wohnung nehmen. Auch der katholiſche Paſtor Schieblage, der im Hauſe wohnt, kommt hinzu und verſucht das Kind zu tröſten.

Gegen Abend erfuhr die im Nachbarhauſe wohnende

Frau Boſſe, was bei Batke's vorgefallen war. Sie kam zu Wilhelm und forderte ihn auf, mit ihr zu gehen, da er fortan in ihrem Hauſe wohnen ſollte. Drei Tage ſpäter wurde die Mutter begraben. Dem Sarge folgte, außer einem alten Onkel, als Leidtragender nur der kleine Wilhelm. Das war ein ſchwerer Gang durch den Hausmannsthurm die Bauer-Straße entlang nach Oberſtoben zum Kirchhofe. Da weinte er ſich aus, an der Mutter, Doris' und Fritz's Grabe, ein ganz verwaiſtes, auf Anderer Hülfe verwieſenes Kind. Aber die Familie Boſſe nahm ſich ſeiner mit herzlicher Freundlichkeit an; nur ſchmerzte es ihn tief, daß Alles, was die Mutter beſeſſen, ſo raſch verkauft wurde, und als er an einem Maitage auf dem Wege von der Neumärker Straße nach der Bürgerſchule im alten Waiſenhauſe an einem Trödelladen in der Collegien-Straße den ſchönen blauen, ſeidenen Ueberrock ſeiner Mutter hängen ſah, da weinte er bitterlich. Auch das ſchöne Tiſchzeug war auf der Auction von demſelben Trödler erſtanden und daneben die Bibliothek des Vaters. Baumgarten's Welthiſtorie, Bayle's Wörterbuch und eine ſtattliche Reihe von Pergamentbänden — Alles Dinge, an denen des Vaters und der Kinder Herz gehangen hatte, jetzt waren ſie an Fremde gekommen, und nur einen kleinen Theil der werthvollen Bibliothek hatte man für Wilhelm zurückbehalten. Der Verkauf der Sachen war mit förmlicher Ueberſtürzung vorgenommen worden, weil ſich der Vormund nicht genügend um Alles bekümmert hatte, auch darum nicht einmal, was etwa die Mutter den Kindern hinterlaſſen haben könnte. War es doch immerhin möglich, die Penſion bei Boſſe mit 75 Thalern zu beſtreiten, nach-

dem freilich Bruder Carl, der bereits in Warſchau lebte, auf ſein Erbtheil verzichtet hatte, und Bruder Georg, früh nach Hamburg als Erzieher in das Haus des Banquiers Sal. Heine gekommen, zu Beihülfen an Wilhelm ohne Weiteres bereit geweſen war. „Jetzt kann er ſtandesgemäß erzogen werden“, rief Frau Boſſe aus, deren Mann, vorübergehend Beamter der Helmſtedter Univerſität, nach Auflöſung derſelben einen Journalcirkel und eine Leihbibliothek in der Neumärker Straße angelegt hatte. Die literariſchen Vorräthe des Penſionsvaters, namentlich die Schauerromane, feſſelten Wilhelm oft bis tief in die Nacht, und als die Nachricht von der Ermordung Kotzebue's nach Helmſtedt kam, war der Schmerz groß, da nun die „Ameiſe“ nicht weiter erſchien, die dem eifrigen Jungen Unterhaltung und Belehrung verſchafft hatte. Er konnte bei ſeiner raſchen Auffaſſungsgabe an einem einzigen Abend ein ganzes Buch durchleſen und dabei doch noch den Arbeiten für den Unterricht gerecht werden. Es intereſſirte ihn neben den Ritter- und Räubergeſchichten namentlich Hiſtoriſches: der dreißigjährige, der ſiebenjährige und der eben beendete Freiheitskrieg. Und wenn am nächſten Tage in der Schule die Zwiſchenſtunde begann, ſo hieß es: Nun, Vatke, erzähle. Er mußte dann zum Beſten geben, was er gerade Neues und Intereſſantes geleſen hatte.

Sowohl auf der Bürgerſchule des Cantor Ahrens wie auf dem Helmſtedter Gymnaſium, auf dem er fünf Jahre blieb, ging es mit Wilhelm recht gut. Schon ſein Lehrer Viebrans hatte das Talent des Knaben für das Studium erkannt und ebenſo ließ ſich Dr. Francke angelegen ſein, ihn anzuſpornen und ihm weite Ziele zu ſtecken.

„Wenn Du ſtudirſt und Theologe wirſt, ſo mußt Du nicht blos Pfarrer werden wollen, ſondern höher ſtreben, Du mußt viel, recht viel aus Dir machen!“ Dies vergaß Wilhelm nicht. Des Francke hat er ſich auch darum immer gern erinnert, weil ihm auf ſeine Veranlaſſung durch den Mitſchüler W. Ochſendorf der erſte Klavierunterricht ertheilt wurde. Religion lehrte der Ephorus Friedrich Auguſt Ludewig, die Unterweiſungen zur Confirmation erhielt Wilhelm durch Dr. Georg Carl Bollmann, einen Schüler von Henke, und deſſen Unterricht verdankte Wilhelm die erſte Begründung einer freien religiöſen und theologiſchen Anſchauung. Paſtor Bollmann ſchenkte ihm ein Neues Braunſchweigiſches Geſangbuch mit folgender Widmung: „Wilhelm Vatke iſt am weißen Sonntag 1821 in der Stephanskirche zu Helmſtädt confirmirt. 2. Timoth. 1, 13 und 14: Halte an dem Vorbilde der heilſamen Worte, die Du von mir gehört haſt vom Glauben und von der Liebe in Chriſto Jeſu. Dieſe gute Beilage bewahre durch den heiligen Geiſt, der in uns iſt.“

Da die Prima des Gymnaſiums während der Krankheit des Conrectors G. Schedel im Grunde nur mangelhaften Unterricht darbot, ſo beſchloſſen der Vormund, Paſtor Wilhelmi, und der Pflegevater Paſtor Cunow, Wilhelm auf ein preußiſches Gymnaſium zu bringen. Immerhin hatte er ſich in Helmſtedt gut vorgebildet, und die Eindrücke, die er in dieſer hochberühmten Stadt gewonnen, ſind ihm für's ganze Leben von Segen geweſen. Wer die Straßen Helmſtedt's durchwandert, der ſtößt auf herrliche Bauwerke aus dem Mittelalter, den erfreut die ſtolze Aula der Julia

Carolina, der beſtaunt das Kloſter des Biſchofs Luitgerus, des Heidenbekehrers, den ſtimmt ernſt die Pietät der Helmſtedter, wie ſie das Gedächtniß ihrer gelehrten Profeſſoren aller Facultäten zu ehren wiſſen. Das Haus in der Neumärker Straße, worin die Wittwe Vatke mit ihren Kindern wohnte, trägt eine Gedenktafel zu Ehren Lorenz Heiſter's. des berühmten Chirurgen, der als Docent in Helmſtedt 1758 ſtarb. Von Calixt bis zu den letzten Docenten von 1810, dem Todesjahre der Univerſität, hat jeder namhafte Gelehrte an dem Hauſe, wo er lebte und ſtarb, eine Gedenktafel erhalten, und dieſen werthvollen Beitrag zur Geſchichte Helmſtedts verdankt die Stadt namentlich dem Prediger Warnecke. Sie hatte aber von jeher Pietät für ihre berühmten Mitbürger geübt, und gerade das zweite Jahrzehnt des Jahrhunderts, das unter der friſchen Erinnerung an den franzöſiſchen Gewaltſtreich ſtand, war noch ganz erfüllt von dem Ruhm der Julia Carolina. Die Jugend vernahm in ihren Beſten die Wehklagen der Alten mit dem Vorſatz, den Vorbildern nachzueifern, und von dieſem Idealismus war auch Wilhelm's Seele berührt.

Als ſein Abgang von Helmſtedt angemeldet wurde, konnten ihm Ephorus Ludewig und Dr. Francke im Namen des Lehrer-Collegiums das Zeugniß geben, daß er in den fünf Jahren von 1816 bis 1821 „bei glücklichen Anlagen und ausgezeichnetem Fleiß Rühmliches geleiſtet“ hatte.

Auf der Lateiniſchen Schule des Halliſchen Waiſenhauſes.

Da Magdeburg, an das zunächſt gedacht wurde, zu koſtſpielig war, ſo wählte der Vormund Halle; dorthin fuhr Wilhelm mit ſeinem Freunde Carl Hermes im October 1821. Er wurde Hausſchüler der Francke'ſchen Stiftungen und beſuchte als ſolcher die Lateiniſche Hauptſchule, in deren Tertia er eintrat. Im Schülerhauſe wohnte er auf Zehn im dritten Eingang. Ob es ihm auf dem Waiſenhauſe allzu ſehr gefallen hat, iſt mir nach Vatke's eigenen Mittheilungen zweifelhaft geblieben. Ich habe den Eindruck, als hätte ihm der Aufenthalt dort im Ganzen wenig behagt. Er war zwar, wie wir geſehen, ganz anſpruchslos aufgewachſen und hatte die Mahnung ſeines Vaters aus der Occupationszeit noch immer im Gedächtniß: „Seid dankbar und zufrieden, wenn Ihr Euer Lebtag Mehlſuppe zu eſſen habt"; allein die Behndorfer Suppe war genießbar, die Halliſche nicht, und gerade im dritten Eingang des Schülerhauſes war ein Pauperismus vorherrſchend, auf den die Orphani der Anſtalt mitleidig herabſahen. Unſerm Wilhelm widerſtanden im Grunde am meiſten die eigenthümlich äſthetiſchen Gewohnheiten ſeiner Umgebung, und dies war Veranlaſſung für ihn, ſich möglichſt abzuſchließen; die Abſchließung aber hatte zur Folge, daß er ſich aufs Arbeiten legte, und ging er im Feldgarten oder im Waiſengarten ſpazieren, ſo

hatte er einen Ovid oder Virgil, den Homer oder auch den Gesenius bei sich, immer aber war er geistig thätig, wenn auch in ganz anderer Weise, wie z. B. sein Mitschüler C. Bindseil, der schon damals den Grund zu seiner nachmaligen Gelehrsamkeit gelegt hatte. Der Bindseil begann seine Studien vor vier Uhr Morgens mit Excerpten aus Römern, Griechen und Hebräern, was ihn zu einem Sonderling machte, in Wilhelms Augen zu einem Object übermüthigen Spottes. So begrüßte er ihn Morgens mit dem Refrain: „Nun, Bindseil, holder Schäfer, lieblicher Schwärmer!“ Zu den Bücherwürmern dieser Art zählte auch der nachmals sehr gelehrt gewordene „Chinesiker“ Schott, der als Professor in Berlin gestorben ist. Nur nicht blos gelehrt werden, sondern mehr denken als wissen — das hatte sich Wilhelm als erstrebenswerthes Ziel gesteckt, und als er, 18½ Jahre alt, am 24. September 1824 zur Universität entlassen wurde, sagten der Director Knapp, der Rector Diek und J. C. W. Niemeyer im Zeugniß der Reife ihm mancherlei Lob nach. Bei der Schule würde er in gutem Andenken bleiben, denn er hätte sich durch ein vorzüglich gutes Betragen ausgezeichnet und daher die Werthschätzung seiner Lehrer und die Achtung seiner Mitschüler verdient. Ueberwiegende Neigung zu den Wissenschaften und der anerkannte Werth mehrseitiger Geistesbildung hätten einen anhaltenden und sehr zweckmäßig eingerichteten Fleiß erzeugt, welcher, durch gute Fähigkeiten unterstützt, in seinen glücklichen Fortschritten und dem Vergnügen, welches ihm wissenschaftliche Beschäftigung gewährte, neue Nahrung und Stärke erhielt. „Er benutzte auch“, wie es weiter heißt,

„nicht blos den öffentlichen Unterricht ſehr gut, ſondern ſtudirte auch für ſich, dachte über das Gehörte und Geleſene nach und bemühte ſich, es ſo zu ſeinem Eigenthum zu machen. Seine ſchriftlichen Arbeiten zeichneten ſich durch Ordnung, Deutlichkeit und überhaupt durch Zweckmäßigkeit aus und wurden darum mit Vergnügen geleſen; klaſſiſche Bildung war darin nicht zu verkennen. Das Studium der griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller trieb er mit beſonderem Eifer, wußte ihre Vorzüge zu ſchätzen und ſah ſie als Grundlage der Geiſtesbildung an. Auch in der hebräiſchen, deutſchen und franzöſiſchen Sprache ſowie in der Geſchichte behauptete er den erſten oder einen der erſten Plätze. In der Mathematik war man mit ſeinen Fortſchritten wohlzufrieden. Seine bisher bewieſene Thätigkeit und der innere Lohn des Fleißes, den er durch Erfahrung kennen gelernt hat, läßt eine Abweichung von der betretenen Bahn nicht leicht fürchten. Die Schule entläßt ihn mit der ſehr erfreulichen Hoffnung, daß er ſeinem Stande Ehre machen werde."

Vier Semeſter in Halle.

Es war keine Frage für Wilhelm Vatke, bei welcher Facultät er ſich einſchreiben laſſen ſollte: der Entſchluß, Theologe zu werden, hatte früh Wurzel gefaßt. Der väterliche Beruf war ihm von Kindheit auf als ein beneidenswerther erſchienen, und die Wünſche der Mutter hatten ſeinem Herzen tief ſich eingeprägt. Er wandte ſich alſo in voller Neigung dem theologiſchen Studium zu, und bis zum letzten Athemzug iſt er glücklich geweſen, dieſe Wahl getroffen zu haben.

Er blieb in Halle vier Semeſter lang, vom 22. October 1824 bis zum 7. September 1826. Bei Knapp hörte er Exegeſe des Neuen Teſtaments und bei Niemeyer Encyclopädie und Methodologie der Theologie, ferner chriſtliche Alterthümer und Moral. Für Hermeneutik und Symbolik war Weber, für Dogmatik Wegſcheider ſein Lehrer. Bei Vater nahm er Einleitung in das Neue Teſtament, bei Thilo Kirchengeſchichte, Einleitung in die Apokryphen und Exegeſe des Neuen Teſtaments an; am meiſten aber feſſelte ihn Geſenius durch ſeine Einleitung in das Alte Teſtament, durch die Erklärung des Hiob und Daniel und durch die bibliſche Archäologie. Gerlach führte ihn in die Philoſophie ein; er hörte bei ihm empiriſche Pſychologie, Logik und Fundamentalphiloſophie; bei Reiſig des Sopho-

kles Oedipus Kolonos. Als Mitglied der exegetischen Gesellschaft und des Seminars reichte er vom zweiten Semester ab mehrere Abhandlungen ein, und nebenher, zu seinem Vergnügen, trieb er fleißig Musik. Auch den Gottesdienst besuchte er. Mit besonderer Vorliebe sprach er noch bis in späte Jahre von den Predigten Blanc's, des bekannten Verfassers des „Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner."

Vatke hatte sich gleich bei Beginn seiner Studien Gesenius vorgestellt, ohne indeß der freundschaftlichen Beziehungen zu erwähnen, in denen ihr Lebtag die beiden Väter gestanden hatten. Gesenius nahm sich des jungen Studiosus wohlwollend an und schärfte ihm ein, sich im Hebräischen recht tüchtig zu machen. „Bevor Sie bei mir hören, lesen Sie das ganze Testament im Urtext, und dann kommen Sie wieder!" Hiernach verfuhr Vatke, so daß er in den zwei ersten Semestern sich förmlich einschloß. Seine schönste Erholung fand er im Spielen Bach'scher Cantaten und Fugen, voll und ganz das Urtheil über diesen herrlichen Meister als tiefe Wahrheit empfindend: ein Bach soll er sein? ein Ocean ist er! Die academischen Freunde, besonders aber sein Musiklehrer, rühmten ihm gutes Gefühl für Musik nach, auch horrendes musikalisches Gedächtniß, womit er ganze Fugen von Bach auffaßte. „Wenn man wüßte", schrieb Vatke an Bruder Georg, „wie ich diese Sachen von ganzer Seele aufnehme, würde man sich nicht darüber wundern. Die Finger wollen nicht recht folgen; ich bin lange kein fertiger Fugenspieler, aber ich übe mich fleißig und hoffe in mehreren Jahren für ein feines Ohr erträg-

lich zu spielen. Obgleich ich weiß, daß Du nicht musikalisch bist, habe ich doch auch dies berührt, weil es mein Leben wunderbar bewegt."

Vatke's damaliges Auftreten verrieth viel Schüchternheit und Zurückhaltung; am liebsten verkehrte er mit Commilitonen, die, den studentischen Verbindungen fern bleibend, ihre Universitätszeit zu ernsten Vorbereitungen auszunutzen bestrebt waren. Es widerstand ihm alles Renommistische in der Kneipe wie auf dem Fechtboden. Von philiströser Gesinnung hatte er nichts an sich; er war, wenn in lustige Gesellschaft kommend, einer der Lustigsten, nur liebte er nicht lärmende Extravaganzen. Es sollte die Fröhlichkeit immer Maß zu halten, die Ausgelassenheit stets die Grenzen des ästhetisch Erlaubten inne zu halten wissen, und seine Einreden gegen Anstößiges waren, weil in humorvollem sich Bescheiden vorgebracht, um so wirksamer. So Mancher seiner Commilitonen merkte heraus, er würde wohl kein Pastor, aber ein Docent werden, und seine jugendliche Umgebung verzichtete deshalb ganz von selbst darauf, ihn für burschikose Zerstreuungen in Anspruch zu nehmen.

Als die zwei ersten Studienjahre vorüber waren, rieth ihm Gesenius, nach Göttingen zu gehen, wo er bei Ewald sich sprachlich fortbilden sollte. „Ewald ist ein exquisiter Hebräer, auch ein selten gelehrter Araber; aber vergessen Sie nicht, auch Alles von de Wette sich anzuschaffen, den müssen Sie in- und auswendig wissen." Gesenius hatte den jungen Vatke liebgewonnen; er hielt sich überzeugt, er würde bei seiner glücklichen Beanlagung, bei seinem unermüdlichen Vorwärtsstreben und bei seiner einnehmenden

Persönlichkeit zweifellos in die Höhe kommen und namentlich als altteſtamentlicher Kritiker ſich hervorthun. Wie er mit eigenem Denken weiter zu kommen bemüht war, hatte er im exegetiſchen Seminar wiederholt erkennen laſſen.

Für Kirchengeſchichte intereſſirte ſich Vatke lebhaft, und was er hierin von Halle mitnahm, verdankte er ausſchließlich dem grundgelehrten Thilo, nicht dem zerſtreuten Severin Vater, der ſeine zweite Vorleſung über die Entſtehung des Chriſtenthums mit den Worten begann: „Meine Herren, die erſte chriſtliche Gemeinde war in Königsberg.“ Allgemeine Verwunderung im Auditorium und ſtarkes Räuſpern. „Meine Herren, die erſte chriſtliche Gemeinde bildete ſich in Weimar.“ Vereinzeltes Lächeln, Rufe: wo? „Meine Herren, wer lacht denn wohl? Ihr Lachen muß ich mir ſehr verbitten; ich habe mehr in meinem Kopfe, als Ihnen hier Vorleſungen zu halten! Die erſte chriſtliche Gemeinde war in Jeruſalem . . . . .“ Der gute Vater, der recht viel Gutes gedacht und geſchrieben hat, was noch heute von Werth iſt, war wirklich mit zu vielen Dingen befaßt geweſen, und das entſchuldigte den ehrwürdigen Herrn, der, wie wir ſpäter erwähnen werden, zu bahnbrechenden Kritikern auf dem altteſtamentlichen Gebiet im Sinne des Geſenius und de Wette zählt. Vatke nahm ſich vor, in dem hiſtoriſch gelehrten Göttingen das von Thilo Mitgebrachte weiter auszugeſtalten.

Drei Semester in Göttingen. Erste große Reise.

In Göttingen erholte sich Vatke. Er ließ von Ewald sich anregen und saß andächtig zu den Füßen der Planck und Heeren. Die philosophischen Collegia bei Schulze, früher in Helmstedt, zog er denen des Hallischen Gerlach entschieden vor. Vatke schätzte Gottlob Ernst Schulze, den Verfasser der „Kritik der theoretischen Philosophie", und studirte ihn bis an's Lebensende als einen der schärfsten und besten Kritiker der Kantischen Philosophie. Nebenher las Vatke eifrig Goethe und Shakespeare; er setzte auch seine musikalischen Uebungen fort, und so wurde ihm das Leben in Göttingen eine Zeit köstlichster geistiger Erquickung. Er konnte auch sorgenloser in die Zukunft blicken, denn der Onkel Kerll von Bäckenstedt hatte ihn in seinem Testament mit 2000 Thalern Gold bedacht, und die beiden Brüder Georg und Carl, der Hamburger und der Warschauer, waren in der Lage, ihres lieben Wilhelm theilnehmend zu gedenken.

Doch hören wir Vatke selbst. Er schreibt an Bruder Georg unter dem 4. März 1827 auf dessen Frage, wie er sich sein künftiges Leben denke: „Das von Dir geforderte Bekenntniß meiner Pläne wird mir schwer, weil ich im eigentlichsten Sinne keinen Plan habe und meine ganze Zukunft sich hinter scheuen Wünschen verbirgt. Und diese luftigen

Gebilde, die kaum ein Romanſcribent, geſchweige ein Hiſtoriker — und hiſtoriſche Wahrheit verlangſt Du doch — als Schwarz auf Weiß zu feſſeln vermag, dieſe luſtigen Gebilde, die am Horizonte meines Lebens zuweilen als freundliche, erquickende Sterne aufziehen, die mir Muth zuwinken und Friede zulächeln, zuweilen aber als Irrlichter mich ängſtigen und mir eine Gegend zeigen voll Sümpfe und Moräſte, die vor dem Eden liegt, und die ein ſchwacher Menſch, wie ich, zu durchwaten nicht unternehmen ſoll — dieſe luſtigen Gebilde, die auch Dein Lebenstag gewiß ſchon erzeugt hat, und in welchem Jünglinge von einigem Geiſt und Feuer ſollten ſie nicht erſcheinen, ſoll ich auf dieſes Blatt Papier malen, und nicht erröthen, wenn ich geſtehe, daß es nur Luftgebilde ſind? Allein, wirſt Du ſagen, lieber Bruder, man muß nach Ordnung und Plan ſtudiren! Ganz wohl, ich ſtudire Theologie und nichts weiter, und ſuche ſo viel Theologie zu lernen, als ich kann. Allein ich unterſcheide zwiſchen Wiſſenſchafts- und Lebensplänen. Jene kann ich realiſiren, wenn mich Kopf und Geſundheit nicht verlaſſen — das Leben aber iſt eine flüſſige, unſtäte Materie, die ſich oft der Hand des Plaſtikers entzieht. Doch ſtimme ich keineswegs in jenen Grabgeſang ein, daß Wiſſenſchaft und Kunſt betteln müſſen. Die Bekanntſchaft eines tüchtigen Mannes in meinem Fache, wenn ich den jungen, tüchtigen Ewald ausnehme — habe ich noch nicht gemacht: denn ich ſcheue mich, ohne den Anſatz zur Gelehrtheit mich einem ſolchen vorzuſtellen. Doch Geduld, künftigen Sommer will ich die Bekanntſchaft des ehrwürdigen Planck ſuchen, und wohl mir, wenn ich ſie finde. Vielleicht wird er mein

Lebenscompaß oder Nestor und zeigt mir die Wege, das Palladium zu entwenden — vielleicht reicht er mir mitleidig den Wachs, mir die Ohren vor den Sirenengesängen zu verstopfen, welche die gekrönte Wissenschaft umgaukeln, damit ich in Ruhe und Frieden einmal in der väterlichen Hütte sterbe. Denn, aufrichtig, außer dem Genusse, den die Wissenschaft ihren Verehrern darbietet, strauchelt auch die Ehre, dieses wetterwendische Geschöpf, das, gepflegt und genährt, wollüstig seine Glieder streckt, welches aber, Anfangs genährt und dann auf einmal unterdrückt, gewöhnlich mit seiner scharfen Zunge, wie jener Löwe, Blut leckt, aussaugt und zehrt. Daher habe ich das Princip, die Ehre so lange als möglich ganz aus dem Spiele zu lassen und mich mehr in Wissenschaftsplänen, als in Lebensplänen zu gefallen. Der einzige, freilich relative oder hypothetische Plan, den ich habe, ist dieser: ich will vier, ja, wenn ich gute Folgen sehe, fünf Jahre studiren, und fühle ich mich dann stark, ein Buch schreiben; denn dies ist in unsern Zeiten das einzige Mittel, in der gelehrten Welt Glück zu machen. Natürlich, daß ich das Buch früher anfange und später herausgebe, als ich das Licentiaten-Examen gemacht habe, oder vielleicht als Lehrer an einer Schule angestellt bin. Ueber die Schriftstellerei sprach sich auch Gesenius in Halle ebenso aus, und da der Rath nicht von mir kommt, könnte ich denselben auch Dir empfehlen. Wage es nur, lieber Bruder, laß Dich zum Doctor philosophiae machen und schreibe ein gutes Buch, so wird sich gewiß auch Dein Leben aufklären und für die Welt die schuldigen Früchte tragen. — Nun habe ich schon lange geschrieben, und Du weißt doch noch nicht viel

von dem, was Du wissen wolltest — lieber Bruder, weiß ich denn mehr davon? So viel will ich noch hinzusetzen, daß ich bisher alle Zweige der Theologie umfaßt habe, mich bald aber auf einen besonderen legen will, um mich nicht zu sehr zu zersplittern; denn die Theologie ist ein gar großes Feld, man kann ein gutes Pferd darauf todt jagen! Diese Osterferien werde ich in Göttingen bleiben und die Dogmengeschichte stark betreiben. Leiblich bin ich wohl und leide keinen Mangel: nur fehlen mir einige geistesverwandte Seelen, wie ich sie in Halle hatte; doch zu neuen Bekanntschaften, die zu ungewiß sind, fühle ich mich wenig aufgelegt und unterhalte daher einen fleißigen Briefwechsel mit Halle."

Im Juli war Vatke mit Niemeyer von Halle zusammengetroffen, und Niemeyer hatte ihm gerathen, in den Herbstferien sich zunächst in der Welt umzusehen. „Willst Du in das Unendliche schreiten, geh nur im Endlichen nach allen Seiten" — diese Goethe'sche Mahnung des Hallischen Professors war wohl sehr nöthig gewesen, denn Vatke hatte unterm 10. August dem Bruder Georg geklagt, sein „Lebensschiff wäre auf einer Sandbank"; „aber", so fuhr er fort, „ich besteige einen rettenden Nachen, um — eine Reise in die Schweiz zu machen! Einer solchen Reise bedarf ich in mehrfacher Hinsicht, um gewandter, freier, heiterer zu werden: meine Grillen will ich dort begraben, vorher meine Pläne, und komme dann so leicht wie ein abgebrannter Philosoph nach Göttingen zurück. Gewiß, kein Gefühl ist drückender, als wenn der Geist das Zutrauen zu sich selbst verliert, und das ist bei mir der Fall. Allerdings habe ich während meiner Studienzeit gearbeitet und habe auch einige

Kenntnisse; allein während ich eine Disciplin studire, vergesse ich die andere wieder, und so dreht sich die Sache natürlich in ewigem Kreislauf, so daß ich dabei ärgerlich zu werden anfange. Gelehrte Kenntnisse besitze ich noch gar nicht, d. h. ich habe noch keine Quellen und dergl. studirt; ich habe keine Kirchenväter gelesen, keinen Rabbiner, keinen Reformator u. s. w., habe außerdem keine genauere Bekanntschaft mit den verschiedenen philosophischen Systemen, bin in der Geschichte schwach, besonders der politischen des Mittelalters, verstehe keine Mathematik — und habe doch gearbeitet, und meine Bekannten schreiben mir Kenntnisse zu, weil sie selbst wenige haben — — nun denke Dir meine schöne Stimmung! Das Erste, was ich zu thun habe, ist, den heroischen Entschluß zu fassen, daß ich kein Gelehrter werden will, weil ich keiner werden kann; das Zweite findet sich dann von selbst. Künftigen Winter bleibe ich noch in Göttingen und studire fleißig; dann gehe ich nach Berlin und dann mag es werden, was es will; Michaelis 1828 erbitte ich mir Examenarbeiten und suche Informator zu werden. Auf der Berliner Universität ist für mich nichts zu machen, wenn ich vielleicht den Plan hätte, dort zu docciren, weil ich den berlinischen Geist nicht habe und nicht haben mag. Hier in Göttingen aber länger sitzen zu bleiben, scheint mir doch bedenklich, da ich nächste Ostern schon 3½ Jahre studirt habe."

Es verging nur eine einzige Woche, und Bruder Georg erhielt schon folgende Zeilen: „Meine Lage hat sich indeß etwas geändert. Morgen früh reise ich ab, ein Freund von mir, der Studiosus Hermes, kam vorgestern bei mir an,

um mich zu begleiten. Die Rüſtungen zur Reiſe, welche nur acht Wochen dauern ſoll, nehmen meine Thätigkeit ſehr in Anſpruch. Die üble Stimmung von neulich hat ſich etwas verloren, Du darfſt intereſſantere und heitere Briefe erwarten. — In Geographie und Geſchichte bin ich ein eifriger Zuhörer von Heeren geweſen, habe auch ſeine Ideen geleſen und andere Schriften von ihm. Der Stil in den Ideen ſcheint mir nicht präcis genug zu ſein, wie auch der Planckſche nicht; Spittler leſe ich am liebſten. Raumer's Hohenſtaufen kenne ich blos einzelnen Theilen nach; von Schloſſer, Manſo, Luden habe ich noch gar nichts geleſen, doch ſollen Raumer und Luden nächſten Winter heran. Rühs Geſchichte des Mittelalters leſe ich noch fort, doch ein Heeren iſt er doch nicht! Auch habe ich Experimental-Phyſik gehört; der Apparat ſcheint mir glänzend zu ſein. Pott, deſſen Bekanntſchaft Du mir empfiehlſt, habe ich hospitando kennen gelernt; er hat einen häßlichen Eindruck auf mich gemacht — doch kann ich mich irren. Planck ſcheint mir ein herrlicher Greis, doch traue ich mich erſt gegen Oſtern zu ihm hinzugehen — aus Gefühl meiner Unwürdigkeit; vorher will ich erſt noch ſtudiren, dann aber gehe ich gewiß hin. Bei Schulze habe ich hoſpitirt; er lieſt Anthropologie, die ich in Halle ſchon gehört habe, er lieſt ſie aber weit beſſer, als Gerlach in Halle. Bei Blumenbach habe ich ebenfalls hoſpitirt; der Mann macht ſich auf dem Katheder ſehr grotesk. Du verſtehſt das Engliſche: lieſt Du auch meinen Liebling Shakeſpeare? Ich kann ihn nur in Ueberſetzungen leſen und bewundere ihn grenzenlos. Herder iſt ebenfalls mein Mann und vorzüglich Jean Paul,

mit dem ich erst vorigen Winter bekannter geworden bin. Von Goethe habe ich Manches gelesen; Wilhelm Meisters Lehrjahre gefallen mir am besten. Von den alten Griechen lese ich Sophokles und Aristophanes am liebsten. Doch genug für heute, nach der Reise mehr. Lebe wohl in Deinem Hamburger Feensitze."

Das Umschauen draußen und der Verkehr mit fremden Menschen war dem Studiosus um so besser bekommen, als die Reise noch viel weiter sich ausgedehnt hatte, als ursprünglich geplant worden war. Er kam, nachdem er das Straßburger Münster bestiegen und beim Heruntersteigen von der Spitze sich die Füße hatte setzen lassen, bis nach dem St. Gotthard, sogar bis nach Florenz und zwar mit hundert Thalern Gold. Das war nach drei Jahren angestrengter Arbeit ein wohlverdienter Lohn, das Studiren ging aber jetzt auch um so besser, und das letzte Göttinger Semester von October 1827 bis April 1828 sollte noch gehörig ausgenutzt werden, denn Vatke wollte auf Berlin möglichst vorbereitet sein. Dorthin zogen besonders Hegel und Schleiermacher die Elite der theologischen Jugend, und die von nah und fern kamen, um diese beiden Meister zu hören, denen lag daran, sich ganz in die Wissenschaft zu versenken. Berlin war der Brennpunkt des geistigen Lebens in Deutschland geworden; die 1828 erst achtzehnjährige Hochschule hatte in allen Facultäten Lehrer ersten Ranges, und namentlich die philosophische wie die theologische Entwicklung war die glücklichste gewesen.

Ankunft in Berlin und erste Eindrücke.

Am 21. April 1828 fuhr Wilhelm Vatke mit der Göttinger Postkutsche in Berlin ein, und damit war sein höchster Lebenswunsch in Erfüllung gegangen; wollte er hier doch finden, was er lange gesucht hatte. In der Oberwallstraße 18 bezog er ein drei Treppen hoch gelegenes Zimmer, auf ein Leben voll Mühe und Arbeit sich einrichtend. „Fast eine Woche bin ich jetzt in Berlin", schreibt er am 26. April nach Hamburg an Bruder Georg, „habe also kaum so viel erfahren, daß ich einen Brief damit anfüllen könnte; doch nach so vielen neuen Eindrücken wird der Wunsch der Mittheilung so lebhaft, daß Du mir gewiß diese etwas unreife Frucht, welche ich Dir vorsetze, zu Gute halten wirst. So imposant der Eindruck ist, welchen diese Stadt auf ihren neuen Bürger macht, so wüst und leer wird das Gemüth darin, welches eine kleine Stadt wie der Vogel sein bekanntes, trautes Nest verläßt. Das äußere Leben ist dabei so unangenehm theuer, die gewohnten kleinen Bequemlichkeiten müssen wegfallen, und viele andere Vergnügungen der großen Welt können höchstens betrachtet und geahnt werden, daß einem neuangekommenen jungen Blute nicht recht heimlich wird. Dabei ist der Geist derjenigen Stände, womit man in die nächste Berührung kommt (z. B. Wirthsleute) nicht der beste, daß man am besten thut, den klein-örtlichen Sinn durch

dieſes Babylon ſo viel als möglich durchzuſchleppen. Doch darüber läßt ſich ſpäter beſſer urtheilen. Die Collegia fangen erſt Montag den 28. April an, daher nenne ich Dir blos die, worauf ich Belege gekauft habe, als da ſind practiſche Theologie bei Schleiermacher, chriſtliche Alterthümer bei Neander, Geſchichte der Philoſophie bei Ritter, Geſchichte des Mittelalters bei v. Raumer und noch einige Publika."

Nicht Alles ſagte ihm zu. Lachmann's Philoktet gefiel ihm ſehr gut, auch Ritter; bei Raumer vermißte er Leben und Durchſichtigkeit. „Schleiermacher trödelt doch zu langſam; ſeine Predigten gefallen mir bis jetzt ganz und gar nicht. Hegel verſtehe ich nicht. Heute Abend — 22. Mai — gehe ich zum erſten Male ins theologiſche Seminar bei Neander, den ich auch zuweilen in ſeinem Hauſe beſuche, denn Jeder hat Zutritt. Wer kommt (Sonnabends von 7½ bis 9½ Uhr), geht auf ihn zu und reicht ihm die Hand, ſetzt ſich dann und trinkt Thee. Dabei wird geſprochen. Weil ein Jeder Zutritt hat, wird die Sache auch gemißbraucht; es kommen närriſche Fragen vor, die er aber ſehr gut abweiſt. Der Mann hängt ſehr feſt an ſeiner Meinung und beurtheilt alle Andern mit einer heiligen Härte. Exempla sunt odiosa."

Neander war von den theologiſchen Docenten wohl der erſte, zu dem ſich Vatke hingezogen fühlte. Großen Genuß gewährte ihm das kirchengeſchichtliche Seminar, für das er eifrig arbeitete. Schon im Sommerſemeſter lieferte er eine „Opinionum Fausti Socini explicatio genetica", die auf 158 eng geſchriebenen Quartſeiten eine Sicherheit

der Sprache und des Urtheils verrieth, die ihm Neander hoch anrechnete. Er ermunterte den Sodalis seines Seminars, sich möglichst ganz auf Kirchengeschichte zu verlegen, weil er von Göttingen ungewöhnlich umfangreiche Kenntnisse mitgebracht hätte, und Neander entzog seine Zuneigung dem jungen Vatke auch da nicht, wo er gewahrte, daß ein starker Hang zu negativer Kritik in ihm steckte. Zuerst und zumeist kam es dem historischen Meister darauf an, daß Jemand etwas Tüchtiges wußte, und erkannte er vollends in einem der Zuhörer Lust an der Forschung, so schenkte er ihm sein Herz. Wir werden noch sehen, wie freundschaftlich beide Männer sich stellten, auch wenn sie in ihren Ansichten weit, ganz und gar auseinander gingen.

Bald genug war unser Studiosus an das unruhige Leben der großen Stadt gewöhnt, ja es hatte Reiz für ihn, ohne ihn zu zerstreuen. Aber was gewahrte er! an alte Göttinger Bekannte schrieb er: „Ich glaubte ausstudirt zu haben, und jetzt sehe ich: hier in Berlin muß man ganz von vorn anfangen. Es will etwas sagen, bei Schleiermacher mit fortzukommen und den Hegel zu verstehen.“ — Schleiermacher machte auf ihn den Eindruck eines sehr vornehmen, sich fühlenden Mannes, wogegen Hegel in seinem blauen Leibrock mit gelben Knöpfen und in seinen gelben Nanking-Beinkleidern und gleicher Weste wie ein gemüthvoller Herr sich ausnahm, zu dem man Vertrauen haben konnte.

Gleich in der ersten Zeit seines Berliner Aufenthalts besuchte Vatke seinen Vetter, den Geh. Finanzrath Kerll, in dem er einen freundlichen Mann kennen lernte. Kerll,

reich verheirathet, lebte auf ziemlich hohem Fuß; er kannte Lichtenstein und Fr. v. Raumer, hatte überhaupt viele Beziehungen zu Gelehrten und Künstlern, die er Abends auf seiner Villa im Thiergarten bei sich sah.

Um sich gemüthlicher einzurichten, zog der Studiosus nach dem Hausvoigteiplatz Nr. 6 in ein drei Treppen hoch gelegenes kleines Zimmer. Wenngleich die Erbschaft schon auf 1780 Thlr. in Gold zusammengeschmolzen war, so kümmerte ihn das wenig, denn er bezog nebenher von der Heimath ein Veltheim-Harpke'sches Stipendium, und nur noch ein Jahr, nahm er an, würde er von eigenem Fett zehren müssen. „Ich beabsichtige", schreibt er an Bruder Georg im September 1828, „mein theologisches Candidaten-Examen hier in Berlin im folgenden Jahre zu machen; darnach kann ich immer noch machen, was ich will. Licentiat der Theologie wird wohl für's Erste hier Niemand werden, da das Ministerium und die Facultät darüber im Streit sind, und es einstweilen suspendirt ist, dazu Jemand zu examiniren. Das Ministerium ist nämlich durch Altenstein auf der Hegel-Marheineke'schen Seite, die Facultät aber durch die Mehrzahl auf der Neander-Schleiermacher-Strauß'schen, d. h. der einfachen Glaubensseite. Schon das Examen des Herrn v. Gerlach, der zuletzt Licentiat geworden ist, gab dazu Veranlassung. Dieser gute Mann ist so von dem Glauben befriedigt, daß er alle Philosophie verwirft. Als er daher um Spinoza's System und eine Beurtheilung desselben gefragt wird, erklärt er Alles für dummes Zeug. Marheineke ist darauf bei dem Ministerium eingekommen, den Menschen, der gar keine wissenschaft-

liche Bildung gezeigt, nicht zum Licentiaten zu machen, worauf die Sache ein halbes Jahr sich verzogen hatte, so daß der ꝛc. Gerlach erst diesen Winter seine Waare ausbreiten kann. Neander ist vom Ministerium ersucht, keine Vorlesungen über Dogmatik und Moral zu halten, weil er sie nicht wissenschaftlich hielte; er hat sich aber auf die Hinterbeine gesetzt und will entweder frei lesen oder entlassen sein. Schleiermacher hat man wissen lassen, er solle nicht immer philosophische von den theologischen Collegia gesondert, sondern philosophisch-theologische halten, worauf er geantwortet hat, solches nicht zu verstehen. Hegel und Schleiermacher, und Marheineke und Neander sind schon oft hart aneinander gewesen und haben sich Personalia gesagt. Das sieht hier bunt aus. Ein Hauptzelot der Gegenpartei von Hegel, der Professor extraordinarius Hengstenberg, dem das Ministerium die Herausgabe der Evangelischen Kirchenzeitung aufgesagt hatte, woran er sich aber nicht gekehrt hat, soll nach Königsberg gehen, wozu er wenig Lust hat. Du siehst, wie gefährlich es ist, hier als Lehrer aufzutreten; ist man hegelisch, so hat man das Ministerium für sich und fast die ganze Facultät gegen sich, und umgekehrt. Den ganzen Sommer habe ich die Hegelsche Philosophie studirt, habe sie aber erst seit kurzer Zeit verstanden und bewundere den tiefen scharfen Geist dieses Mannes. Er verdient mit Recht den Namen eines Philosophen; was man gewöhnlich Philosophie nennt, ist das fadeste, sich selbst unbewußt widersprechendste Zeug. Ich bedaure nur, daß mich Urtheile meiner früheren Lehrer, die Hegel gar nicht verstanden, und ihn lächerlich machen wollten,

früher von dem Studium der Philoſophie, das Jahre haben will, abgehalten haben. Ich weiß nicht, ob Du Philoſophie ſtudirt haſt, ich bitte Dich aber, Dich ja nicht an ſolche Urtheile zu kehren; die Reue kommt nach. Es iſt jetzt hier ein junger Maler aus Braunſchweig, den ich durch einen meiner Bekannten, den stud. theol. Pockels aus Braunſchweig, kennen gelernt habe. Dieſer Mann will eine Gallerie von Gemälden der berühmteſten Geiſter unſerer Zeit anlegen und iſt deshalb zu Goethe gereiſt, hat ihm ſein Project eröffnet, und ihn gebeten, den Anfang an ſich machen zu laſſen. »Ehre, dem Ehre gebührt«, hat Goethe geantwortet, »malen Sie erſt den Hegel in Berlin!« So hat er ihn denn gemalt und gut getroffen.“

Batke arbeitete ſo unverdroſſen und angeſtrengt, daß es ihm zuweilen recht närriſch vorkam, ſein ganzes Leben in alten, ſtaubigen Büchern zu leſen und ſich ſo lebendig zu begraben. Am 20. Juni 1829 ſchreibt er nach Hamburg: „In Wahrheit kann ich mir kein Geſchöpf unnatürlicher denken, als einen Stubengelehrten, z. B. mich in Zukunft. Vetter Kerll hat mich einen Kopfhänger, geiſtig hochmüthig und wieder geiſtig faul genannt. Ein guter Freund von mir, Dr. Koeppe, wollte ſich todt lachen, daß ich ein Kopfhänger ſein ſollte. Doch gab er dem guten Kerll auf ſeinem Standpunkt ganz recht. Der Finanzrath bedauert, daß ich ſo wenig am Leben Theil nehme. Ich ſagte ihm: ſo bin ich und ſo iſt mein Bildungsgang und ſo meine Anſichten. Da zog er auf die Anſichten los, daß ich ſo wenig auf Theater, Geſellſchaft gebe u. ſ. w., daß ich mich nicht genug producire! Mit Leuten ſeiner Art ein vernünftiges

Geſpräch zu führen iſt mir ſchwer, und ich thue alles Mögliche, ihn immer ſprechen zu laſſen, was er ſich gern gefallen läßt. Weil ich eher ein ſchlechtes als gutes Aeußere habe, bin ich bei den Damen ſeines Hauſes nicht ſehr angeſchrieben, was mir ſehr gleichgültig iſt. Einem weibiſchen Dünkel diene ich nicht, auch habe ich auf einem Spaziergang ſehr ſtark die Meinung gegen Kerll behauptet, daß das Verhältniß der Herren und Damen im äußern Benehmen bei fortſchreitender Bildung ſich umkehren müßte."

Das unausgeſetzte Studium drängte ihn, um ſich ſeeliſch zu erheben, wieder und immer wieder zur Muſik. Er nahm im Herbſt, obwohl auf eine Commentatio pro facultate legendi meditirend, Unterricht im Generalbaß, blieb aber nach wie vor ausſchließlich den Claſſikern Bach, Mozart und Beethoven ergeben. Alles Unnatürliche, Verſchrobene, Geiſtloſe und Fade konnte er nicht leiden; in der neueren Muſik fand er zu viel Klingklang, er wäre ſogar, wie er ſcherzend bemerkte, nach einer Theorie a priori im Stande, Weber und Auber zu verdammen.

Das Examen erfuhr einen Aufſchub; es hatte ſich noch ein Dr. Voigt dazu gemeldet, und man wollte Beide zugleich vornehmen. Voigt zögerte mit ſeiner Diſſertation, weshalb der Termin verſchoben wurde. „Ich werde alſo", ſchreibt Vatke Anfangs Februar 1830, „bis zum März hin eine Reihe Notizen wie Pillen verſchlingen, um hinter dem grünen Tiſch agiren zu können. Jetzt treibe ich Mythologie der alten Welt nach Creuzer und Görres und Wagner. Görres' Werk habe ich noch nicht können durchleſen; es erdrückt mich, man wird erſäuft im Spiritus. An blühen-

dem Stil möchte ihn wohl Keiner übertroffen haben. Friſche, tiefſinnige Gedanken, große Gelehrſamkeit, aber, wie geſagt, zu viel Spiritus. Vor Creuzer's Gelehrſamkeit und Geiſt habe ich ſehr große Achtung; auf ſo viel Gelehrſamkeit mache ich nicht Anſpruch, wenn ich auch hundert Jahre alt werde. Neander mag wohl noch gelehrter ſein. Er iſt ein ſo bedeutender Philologe, daß er, was alle Philologen Englands und Deutſchlands, außer Reiſig, nicht gekonnt haben, mit einem gelehrten reiſenden Griechen fließend griechiſch geſprochen hat und zwar in claſſiſcher Farbe, nicht in Kirchengriechiſch. Der Grieche hat es einem meiner Bekannten geſagt. Als ich auf der Schule den Ariſtophanes fleißig las, machte ich auch Verſuche, das Griechiſche zu ſprechen, aber es wollte nicht gehen. Ich ſpreche auch das Lateiniſche nicht fließend, weil ich keine Uebung habe; ſollten wir einmal zuſammen leben, lieber Bruder, ſo wollen wir immer ſo ſprechen, denn Du kannſt es. — Haſt Du von dem Streit v. Schelling's und Profeſſor's Kapp in Erlangen gehört? Der Satiriker Saphir ſagt: Philoſophen denken dunkel, aber ſchimpfen ſehr deutlich. Schelling hat im Ganzen Recht, aber Marheineke und Hegel mißbilligen die unwürdige Weiſe, den Kapp zu behandeln. Auf Schelling's Weltalter (Philoſophiſche Mythologie), die Oſtern erſcheinen ſoll, bin ich mit allen Philoſophie Liebenden ſehr geſpannt. Ich habe vor dem Mann, trotz ſeiner Leidenſchaftlichkeit, einen enormen Reſpect, ich ſpreche von ihm faſt immer mit Wärme und Enthuſiasmus. Du kennſt gewiß ſeine genialen Werke; darum ſchweige ich. — Neulich war ich in Geſellſchaft bei Marheineke; ich ſaß an Tafel bei dem Pro-

fessor Neumann aus München, der einige Jahre im Kloster St. Lorenzo bei Venedig armenisch studirt hat, und jetzt auf Anerbieten eines englischen Schiffscapitäns, der den Mann wegen seiner interessanten Gesellschaft lieb gewonnen hatte, (Neumann hat viel gereist) mit nach China geht, um literarische Entdeckungen zu machen. Er ist ein getaufter Israelit, ανηρ πολυτροπος. Neander wünscht, daß ein junger Mann, z. B. ich, ebenfalls nach Venedig ginge, um armenisch zu lernen und armenische Werke zu übersetzen, woraus noch einige Notizen für Kirchengeschichte gewonnen werden können. Ich bin nicht abgeneigt, wenn man mich frei hält; sonst geht es nicht."

Vatke war in den gelehrten Kreisen schon bekannt geworden, noch ehe er's zu irgend einer Stellung gebracht hatte. In einem Schreiben an Bruder Georg vom 6. August 1829 heißt es: „Marheineke, der durch den Geh. Rath Schulze viel Einfluß auf das Ministerium hat, ist jetzt auch mein Gönner. Neulich habe ich bei ihm zu Mittag gespeist. Sein Neffe studirt hier und ist mein Bekannter. Zu ihm hat er gesagt, er wolle seine guten Schüler, worunter er auch mich zu rechnen für gut befunden hat, recht gut unterzubringen suchen. Marheineke hat Einfluß; zu seinem Organ werde ich mich nicht gebrauchen lassen, aber ihn benutzen darf ich. Er ist hier ziemlich odiös, und die Neander'sche Partei, zu der sich übrigens viele blinde Eiferer schlagen, giebt auch oft Veranlassung, gegen sie wieder bitter zu werden. Neulich ist Rectorwahl gewesen: Hegel wird Rector. Das theologische Decanat wechselt reihum; Marheineke war es dieses Jahr. An

Neander iſt die Reihe. „Ich will nicht!“ iſt ſeine derbe Antwort. Wahrſcheinlich hat er Colliſionen mit dem Rector befürchtet. Da wendet ſich Marheineke an Strauß. Dieſer ſucht ſeine vielen Amtsgeſchäfte im folgenden Jahr vorzuſchützen, z. B. daß er eine Prinzeſſin einſegnen müſſe — und Marheineke muß Decan bleiben. Dies iſt ein kleines Exemplum, deren ſich alle Woche neue zeigen. Du ſiehſt, daß ich auf meiner Hut ſein muß.“

Vatke vor dem Licentiaten-Examen; Entſcheidung ſeines Geiſtes und Lebens.

Am 1. December 1829 reichte Vatke 28 Bogen Diſſertation: de Platonicae philosophiae ratione ad doctrinam Clementis Alexandrini nebſt Lebenslauf ein, und einige Tage darauf ſagte ihm Marheineke, er hätte die Arbeit mit größtem Intereſſe geleſen. „Du kannſt denken“, geſteht er dem Bruder, „daß ich einige Furcht vor dem examen rigorosum habe. Beſonders examinirt Neander ſehr ſtreng und geht in Specialia ein. Seit vier Wochen arbeite ich daher tüchtig. Doch iſt mein Gedächtniß auch kein Kornmagazin oder eine Lumpenkammer; was nicht bleiben will, mag fliehen, ich hoffe, daß doch noch genug bleiben wird,

wenn nur der Muth bleibt. Es ſind bis jetzt manche ſchlechte Licentiaten gemacht; daher will man jetzt ſtrenger verfahren und Leute, die man nicht für tüchtig hält, abweiſen. Ich bin der erſte, der unter ſtrengerer Ordnung zugelaſſen iſt. Zugelaſſenſein iſt aber gleich Durchgekommenſein, weil man nur in höchſter Noth Jemand durchfallen läßt. Neander und Marheineke halten mich, Gott weiß durch welche Quelle, für ſehr gelehrt; ſie haben geäußert, bei mir könnten ſie einmal ordentlich examiniren. Gott ſei meiner Sünde gnädig. Mit Hengſtenberg will ich Streit anfangen, weil der Mann gar zu craß iſt; Strauß beißt Keinen, wenn man nur ihm nichts thut. Marheineke behandelt mich nach wie vor ſehr gütig; er hat mir, ſofern ich Zuhörer bekomme Oſtern über's Jahr eine Gratification — kleines Gehalt — zu verſchaffen verſprochen. Marheineke gilt viel im Miniſterium durch den Geh. Rath Schulze, ſeinen und Hegels Freund. So, lieber Bruder, habe ich Hoffnung und Muth. Ich bin mir bewußt, im Vergleich mit gelehrten Leuten wenig zu wiſſen, aber ich fühle Kraft in mir, auch etwas nicht blos zu erlernen, ſondern auch etwas zu werden. Das iſt das Ziel alles Lernens, daß wir in der Idee unſeres Weſens ruhen."

Wie hatte ſich Vatke's religiöſes Denken geſtaltet? Bald nachdem er nach Berlin gekommen war, geſtand er, gar nicht zu verſtehen, wie man anders als rein vernünftig religiöſe Fragen behandeln könnte. Eine Richtung wie die Hengſtenbergſche war ihm etwas ganz Neues geweſen. Sie widerſtand ihm abſolut; ſie ließ ihn zu innigem Dankgefühl dafür kommen, daß ſein Vater ein verſtändiger Mann

und Wegſcheider von Halle ſein dogmatiſcher Lehrer geweſen war. Wenige Wochen vor ſeinem Licentiaten-Examen ſprach er ſich über ſeine theologiſchen Anſichten ſo aus: „Ich behaupte, daß das Chriſtenthum die tiefſte Weisheit iſt, die jemals wirklich geworden; Chriſtus iſt Menſch und Gott zugleich, wir Anderen ſind es eben ſo, aber nicht ſo urſprünglich, als er, an dem ſich der Strom der Weltgeſchichte und des Weltgeiſtes gebrochen hat. Die Lehren von der Gnade, Vorherbeſtimmung, Sacrament ꝛc. umhüllen die tiefſten ſpeculativen Gedanken. Die Dreieinigkeit iſt der Gipfel der Tiefe des Chriſtenthums; darin hat es, wie Leſſing richtig ſagt, der Welt das Facit des Rechenexempels lange vorher gegeben, wie es jetzt, Gottlob, gefunden iſt. Die Hegelſche Philoſophie hat a priori gefunden, was das Chriſtenthum und die Weltgeſchichte a posteriori giebt. Freilich geſtaltet ſich Manches anders, wenn man die gewöhnlichen Vorſtellungen der großen Welt und die Hegelſchen Begriffe vergleicht. So ein Gott, wie ihn die Welt imaginirt, exiſtirt ganz und gar nicht; ſo auch ſolche Gnadenwirkungen ꝛc. nicht; aber die Welt imaginirt nothwendig ſo; ſie will Bilder (Kant's Schemata), Vorſtellungen haben, und ſo hebt ſich der Widerſpruch auf. Ueberhaupt muß ich ſagen, daß ich jetzt ganz mit Gewißheit die ewigen Weſenheiten erkenne, wie ſie ſind; die Sehnſucht iſt geſtillt. Du wirſt es wahnſinnig finden, wenn ich Dir ſage, daß ich Gott von Angeſicht zu Angeſicht ſchaue, und dennoch iſt es ſo. Das Jenſeits iſt zum Diesſeits geworden; der Menſch iſt ſelbſt ein Lichtpunkt in dem unendlichen Lichte, und Gleiches erkennt Gleiches. Weil ich alle Weſenheit bin,

erkenne ich alle Weſenheit; und ſofern ich am großen Herzen Gottes ruhe, bin ich ſchon jetzt ſelig. O, könnt' ich Dir ſagen, wie ſelig ich bin! Alle Wiſſenſchaften ſind mir verklärt und durchſichtig; ich weiß, was die Geſchichte will, ich weiß, wie die Kunſt ſich geſtaltet, wie Religion ſich hinzaubert; ich bewundere, da ich erkenne, und ſuche immer mehr zu erkennen, da ich bewundere! — Da kommt der Rationalismus und ſagt mit ſeinem Alltagsverſtande, daß wir von göttlichen Dingen nichts wiſſen können! Der Rationalismus fängt mit Vorausſetzungen an und hört damit auf; ein geiſtloſes Gewäſch, lauter abſtracte Schemata ohne Geiſt und Leben, Schattenbilder und Mumien — das ſind ſeine Götter. Das Göttliche bannt er aus dieſem Leben weg, und practiſirt (aus der ſogenannten practiſchen Vernunft) ſich ein Leben nach dem Tode (um unſterblich zu werden, muß man ſich erſt begraben laſſen) ohne Körper! Die Hegel'ſche Philoſophie leugnet die perſönliche Fortdauer; „denn Alles was entſteht, iſt werth, daß es zu Grunde geht." Goethe. Dies iſt etwas von meinem Glauben; ſollten wir uns ſprechen, will ich Dir beweiſen, daß dies weſentlich richtig, (d. i. ſpeculativ conſequent) iſt, und daß im Weſentlichen ſo alle ordentlichen Philoſophen gedacht haben. Beſonders kann ich Dir höchſt intereſſante Kunſt- und Geſchichtsanſchauungen (Begriffe) mittheilen, worüber Du, lieber Bruder, da ich Geiſt und Sinn bei Dir vorausſetze, freudig erſtaunen wirſt. Der Pöbel ſchreit uns für Atheiſten aus, aber mit Unrecht. Die Rationaliſten ſagen, daß ſie dieſe Philoſophie nicht verſtehen, oder ſpeiſen ſie kurz als Schwärmerei ab. An ihr kann man vielmehr den Unterſchied von Denken und Schwärmen lernen."

Vatke trug sich mit der Idee, in Erweiterung seiner Dissertation eine philosophische Geschichte der alexandrinisch-christlichen Theologie zu schreiben, doch steckte er noch in Examensorgen, die ihn freilich nicht hinderten zur Musik zurückzugreifen und gute Concerte zu hören. Die Oper besuchte er wenig oder gar nicht; er hielt es mit Zelter, der zu sagen pflegte: wer sein Ohr an Musik gewöhnen will, muß ein paar Jahre gar keine Theatermusik hören.

Der Verkehr mit den Lehrern ließ nichts zu wünschen übrig, nur dem jungen Hengstenberg entzog sich Vatke. „Hengstenberg hat in der That viele Kenntnisse, viel Fleiß, aber wenig eigentlichen Geist, obgleich es ihm an Scharfsinn nicht fehlt. Er ist zu beklagen! Seine Frau, die er vor zwei Jahren heirathete, ist eine Adlige, verwandt mit der Familie v. Gerlach. Diese Familia sacra ist sehr gläubig, ja verfolgungssüchtig, und möchte manchen Philosophen zum Scheiterhaufen befördern. Selbst der Kronprinz soll angesteckt sein; andere hohe Personen sind es auch: doch der König nicht, der ist ein wahrer Biedermann, den Gott uns noch lange, lange erhalten möge. Im Ministerium sind auch einige Fromme, doch auch Rationalisten und Speculative. Der Hofprediger Strauß, eine traurige Figur, ist auch fromm, wenn es Zeit ist. Neander, der edle, wahrhaft Fromme, ärgert sich über jene Leute, will doch aber auch die Sache gehen lassen, weil sie nach seiner Meinung viel Christliches habe. Wie die Speculativen urtheilen, ersiehst Du aus meinem Glaubensbekenntniß. Sie lachen über die gräulich verzerrte Form der tiefsten himmlischen Wahrheit und sind zugleich mit Wehmuth und Aerger

erfüllt. Unter den Gelehrten hat Hengſtenberg im Ganzen nicht ſehr viele Anhänger, aber Prediger hier und da, auch Laien, die er in theologiſche Sachen hineinzerrt. Ich denke nicht gern an den lichtſcheuen jungen Mann."

Von ſich ſelbſt gab in dieſer Zeit, kurz vor dem Examen, Vatke ein Bild, das nicht unbeachtet bleiben mag. „Du hältſt mich für lebhaft, jung, raſch, ohne Erfahrung, Leben, aber mit Anlagen ausgerüſtet. Dabei möchte ich erinnern, daß Du wahrſcheinlich meine Anlagen zu gütig, meine hiſtoriſchen Kenntniſſe zu groß, meine wiſſenſchaftliche Durchbildung zu gering anſchlägſt. Wenn man ſechs Jahre ſtudirt und es ernſtlich meint, gewinnt man zuletzt einen wiſſenſchaftlichen Charakter. Ich habe mich nur ſo weit zerſplittert, als es nöthig war. Menſchenſcheu kann man in einer großen Stadt am leichteſten werden; doch bin ich es noch nicht, jetzt viel weniger als ſonſt, obgleich ich nie weit davon geweſen bin. Dennoch — was Du kaum glauben wirſt — kenne ich das Leben in allen ſeinen Windungen, und das nicht blos aus Büchern. Zu betragen weiß ich mich eigentlich nicht, ich weiß aber, daß ich es nicht kann; indem ich Fehler mache, bin ich mir deſſen bewußt, ohne es zu laſſen. Das geht immer ſo mit Leuten, die faſt nie in gebildeten Familien geweſen ſind. Was zu beſſern ſteht, thue ich." Es war ihm in dieſer Beziehung ſehr bald recht viel gelungen: Vatke's Perſönlichkeit entwickelte ſich auffallend vortheilhaft. Stattliches Aeußere, hochgewachſen, kräftig, breite und hohe Stirn, ein ſcharfes, leuchtendes Auge, klangvolles Organ, freundliches Weſen bei ernſten Zügen. Neben der Neigung zur Stubengelehrſamkeit herr-

liche Anlagen für den Katheder-vortrag, mehr zu dieſem wie zur Predigt. Er hatte als Kanzelredner ſich das Jahr zuvor, bei einer Reiſe nach Helmſtedt, verſucht, und ſeine Walbecker Zuhörer rühmten ihm zwar nach, er hätte ſeine Sache meiſterhaft gemacht, Vatke war aber critiſcher, und er gab den Berliner Freunden Recht, die ihn in der Dreifaltigkeitskirche zwei Mal, in Vertretung Schleiermacher's und Marheineke's, gehört hatten. „Es haben Dich wohl nur die Wenigſten verſtanden; Du warſt viel zu ſpeculativ." Und er hat nachher nie wieder gepredigt.

Während der letzten Vorbereitungen zum Examen gab es an der Univerſität im Frühjahr 1830 viel Unruhe. Die Rationaliſten und gemäßigt denkenden Gläubigen lagen mit der Hengſtenberg'ſchen Kirchenzeitung in heftiger Fehde. „Die philoſophiſche Partei verhält ſich dagegen ganz indifferent; mit Hengſtenberg iſt mit Gründen nichts anzufangen, und den vermeinten Rationaliſten iſt alle tiefere Wiſſenſchaft ein Unding. Beide Seiten müſſen ſich einander aufreiben, um einer gründlichen und wahren Geſtaltung des geiſtigen Lebens Platz zu machen. Nur iſt zu bedauern, daß den Uebelgeſinnten durch dergleichen Auftritte gar zu viel Stoff zum Spotten gegeben wird. Die Sache iſt aber in der That keine Kleinigkeit. Siegt Hengſtenberg, ſo iſt partielle Nacht; wird er beſiegt, ſo erhält das Chriſtenthum immer auch einen kleinen Stoß. Ueberdies iſt die Partei der Kirchenzeitung gar nicht ſo klein, als man zuweilen meint, obgleich ihr keine vorzüglicheren Talente dienen. Mit Neander habe ich es wegen meiner Hinneigung zur Speculation faſt ganz verdorben; der Mann haßt die

Philoſophie, welche das Unbegreifliche begreifen will. Das wußte ich vorher, und Marheineke hatte es mir auch geſagt; doch dergleichen kann keinen wahrheitſuchenden Menſchen beſtimmen, ſeine Meinung zu ändern oder zu vertuſchen. Neander kommt der Hengſtenberg'ſchen Theologie zu nahe, als daß ich ſeine Anſichten billigen könnte; von ſeiner Gelehrſamkeit kann man viel lernen, und als Menſch iſt er einzig in ſeiner Art."

Vatke hatte Umgang mit mehreren tüchtigen Leuten, die ſich ebenfalls dem Katheder beſtimmt hatten, beſonders mit einem Hiſtoriker und Geographen Ferd. Müller aus Stettin. „Wir profitiren gegenſeitig von einander, obgleich ich dabei beſſer wegkomme. Er hat auch drei Jahre Theologie und Orientalia ſtudirt, hat ſich mit Philoſophie beſchäftigt und thut es mit mir zuſammen auch jetzt noch."

Endlich kam das lange erwartete Examen. Unter dem 12. Juli 1830 ſchrieb Vatke an Bruder Georg: „Vorigen Freitag Abends von 6 bis halb 10 Uhr iſt das Examen gemacht. Meine Freude iſt groß, alle Grillen ſind hinweg, und ich athme jetzt den reinen Aether. Laß Dir den Hergang erzählen. Daß es nicht ganz leicht war, wußte ich vorher; beſonders iſt es ſchwierig, bei Jemandem das Examen zu machen, bei dem man nichts gehört hat. Das war bei mir der Fall bei Hengſtenberg und Strauß. Neander's Strenge im Examen, und Milde des Urtheils nach demſelben war mir bekannt. Ich ſtand den Freitag Nachts um 2 Uhr auf, um nochmals die Sectengeſchichte durchzuleſen; es hat mir nichts geholfen, da danach nicht gefragt iſt. Ich arbeitete ſehr angeſtrengt bis den Abend 5 Uhr.

Ich war erſchöpft — ein dummer Streich, ſich vorher ſo anzuſpannen — hatte Furcht, und ging halb in Fieber hin. Kurz nach 6 Uhr ſetzten wir uns. Hengſtenberg fing mit dem Alten Teſtament an. Ich mußte Joſephi Schriften hernennen, es ging gut; aber die erſte Antwort brachte mich ſo außer Faſſung, daß mir alles Blut in die Bruſt ſtieg und mir Convulſionen erregte. Ich ſprang auf, der Decan Marheineke führte mich ſogleich ins Vorzimmer. Ich ſammelte mich ſehr ſchnell, und nun war alle Angſt vorbei. Hengſtenberg examinirte ſehr ſtreng. Mein Miteraminand Voigt hatte ſich mit dieſem Zweige wenig beſchäftigt, und ich konnte mich hervorthun; viele Antworten gingen von Voigt an mich über. Es fiel auch manche Frage aus, indeß ſcheint Hengſtenberg ſehr befriedigt. Jetzt trat Neander auf und zog ein Neues Teſtament aus der Taſche. Er fragte nach dem Verfaſſer des Briefes an die Hebräer; Voigt ſollte die Zeugniſſe aus den Kirchenvätern anbringen; es ging nicht. Die Frage kam an mich und ich ſprach zehn Minuten im Zuſammenhange. Auf jeden Satz erfolgte ein gar freundliches Nicken Neander's. Auch bei den inneren Gründen kam die Frage auf mich, wo ich wieder eine Viertelſtunde exponirte. Ich war ganz unbefangen und Neander ſchien höchſt zufrieden. Dann kam der Brief an die Römer, wo ich wieder einige Fragen ergänzen mußte. Dann kam Kirchengeſchichte. Ich bekam nur eine Frage, zu deren Beantwortung ich eine Viertelſtunde exponirte, nämlich die Auseinanderſetzung und den Unterſchied der Begriffe vom Glauben bei den Gnoſtikern, Alexandrinern und Auguſtin. Dazu mußte ich die Hauptſchriften und deren Charakter,

Inhalt, Unterſchiede angeben. Nur zwei ſpecielle Nebenfragen ließ ich unbeantwortet. Herr Voigt bekam auch nur eine Frage, die er gut exponirte. Dann kam Strauß; ihm habe ich keine Frage beantwortet. Dies kam ſo. Er examinirte ſein Heft ab. Da er weiter nichts weiß, ſo brachte ihn jede abweichende Antwort in Angſt. Ich ſollte praktiſche Theologen bei den Patres nennen. Ich nannte einen und ſeine Schriften. Er: Hunc nolo. Ich nannte einen andern. Er: Huno etiam nolo. Herr Voigt hatte bei ihm gehört, daher konnte er gut ergänzen. Neander hat nachher ſein Mißfallen über dieſe Art zu examiniren ausgeſprochen. Zuletzt ſollte ich ihm den größten praktiſchen Theologen unſerer Zeit nennen. Sonderbar! Ich ſagte, daß es ſehr ſchwierig ſei, dies ſo geradehin zu thun; ich würde Niemeyer nennen. Er zuckte die Achſeln, fragte dann, ob ich nicht Hackſpan's Schrift kennte. Ich ſagte: Nein! Weiter fragte er nichts, ging nie auf eine Antwort ein ꝛc. Den andern Tag ſagte Marheineke zu mir lachend: Huno nolo! — Dann kam Marheineke. Da Voigt von der Speculation nichts verſteht, ſo mußte ich natürlich ergänzen. Ich declamirte wie vom Katheder, wie mir Voigt nachher ſagte, ſetzte die abſtruſeſten Materien ohne Anſtoß in lateiniſcher Sprache auseinander und vergaß mich ſelbſt dabei. Nach jeder längeren Explication ſagte Marheineke herzhaft: Egregie explicasti! — Das Examen war vorbei. Wir wurden in's Vorzimmer geſchickt; die Herren beriethen ſich; nachher kamen ſie heraus und gratulirten. Beſonders Neander und Hengſtenberg drückten mir die Hand und gratulirten von ganzem Herzen. — Den Sonnabend ging ich zu Voigt.

Neander hatte nachher zu ihm geſagt, es ſei lange Zeit nicht ſo gut gegangen. Dann ging ich zu Marheineke, dem Decan, um zu bezahlen (10 Louisd'or), und mich zu bedanken. Er kündigte mir die Zufriedenheit der Herren an, und ihren Beſchluß, daß wir uns habilitiren könnten. Er war ſo gütig, wie ich ihn nie geſehen; ſagte, daß wir jetzt in nähere Verbindung treten müßten, und daß er beſonders auf mich rechnete, an den Wiſſenſchaftlichen Jahrbüchern Theil zu nehmen. Zugleich ſagte er, daß ich über's Jahr gewiß 200 Thlr. jährlicher Gratification haben ſollte. Am Sonntag machte ich Neander Viſite. Er haßt die Hegelſche Speculation, und weiß, daß ich mich dazu neige. Daher hatte ich ſolche Herzlichkeit kaum erwartet. Ich ſprach mit ihm über Anſichten, die ich im Examen Hengſtenberg entgegengeſetzt hatte; er war mit meiner Anſicht ſehr zufrieden und forderte mich auf, da ich ſo ſchöne Kenntniſſe im Orientaliſchen gezeigt, mich doch auf das Alte Teſtament zu legen. Ich ſagte ihm, daß ich jetzt erſt noch das Arabiſche und Syriſche cultivirte, und vorerſt das Neue Teſtament nehmen wollte. Sodann erzählte ich ihm die Wahl meiner Theſen zur Disputation, die nächſten Sonnabend ſtattfinden ſoll. Er billigte ſie alle, und bedauerte nur, daß er gerade zu dieſer Zeit läſe. Er wollte gern zuhören (etwas ganz Ungewöhnliches bei Neander), ich möchte doch vom Decan eine andere Zeit auswirken. Ich verſprach es und empfahl mich darauf ſeinem künftigen Wohlwollen. Hengſtenberg und Strauß traf ich nicht zu Hauſe, ich werde heute erſt zu ihnen gehen. — Dies iſt die unverfälſchte Geſchichte des Examens; als Erzähler habe ich keine Beſcheidenheit zu

beobachten, die Freude läßt es auch dazu nicht kommen. Doch bin ich gewiß überzeugt, daß ich ſehr wenig weiß; Beifall macht mich nicht trunken. Geſtern (Sonntag) hat Marheineke, wie mir ſein Neffe wiedererzählte, in einer großen Geſellſchaft aus Profeſſoren und Räthen, z. B. Boeckh, Gans, Geh. Rath Schulze, Bopp ꝛc. geſagt: Es iſt doch eine große Freude, wenn man einmal ein tüchtiges Examen hört. Darauf hat er ſich in Elogen erſchöpft. Dies Alles erzähle ich, um Dir Freude zu machen; meine Ehre iſt ja die Deinige, da Du durch Rath und That an meiner Bildung Theil haſt. Kerll wird wohl durch Lichtenſtein, dem Neander gewiß Alles ſagt, Nachricht erhalten. Wenn Jemand gelehrte Kenntniſſe und philoſophiſche Bildung hat, ſo haben die blos Gelehrten einen wahren Reſpect. Das bemerkte ich bei Prof. Reinwald. Wenn Strauß mit einem Speculativen zuſammenkommt, wird ihm ſehr bange; der Grund iſt, weil dieſe Herren davon nichts verſtehen, und, mögen ſie auch dagegen ſchreien, doch fühlen, daß ein tieferer Geiſt darin lebt. Ich habe mir jetzt feſt vorgenommen, gegen ſolche Leute nie von Speculation zu ſprechen, um mit Allen freundſchaftlich zu leben. Hengſtenberg's Perſönlichkeit hat mir ſehr gefallen; ſehr gründlich, gelehrt, milde, freundlich; aber ſeine Anſichten nicht. Aber von Strauß gefällt mir gar nichts. Die Theſen werde ich dem Geh. Rath Schulze hintragen, der ein großer Verehrer von Hegel iſt und noch vor drei Jahren bei ihm Collegia gehört hat. Mit Hegel ſelbſt werde ich auch perſönlich bekannt werden. Kommſt Du ſpäter einmal nach Berlin, ſo kann ich Dich wahrſcheinlich bei all den berühmten

Männern einführen. — Aus meiner Reiſe zu Dir nach Hamburg kann leider nichts werden; der Grund iſt blos Geldmangel. Meine Kaſſe reicht nicht einmal zu den Promotionskoſten hin, ein Freund wird mir vorſchießen. In vierzehn Tagen halte ich Habilitationsvorleſung, dann wird das Diplom gedruckt."

Zu ſeiner Promotion hatte Vatke dreizehn Theſen*) aufgenommen, die in akademiſchen Kreiſen viel von ſich reden machten. „Ich habe", ſchreibt er an ſeinen Bruder, „außer den Neander mitgetheilten Theſen noch einige andere aufgenommen, die ich nicht für gut hielt, ihm vorher zu ſagen, weil ſie ſpeculativ ſind. Neander iſt aber ein Feind der

*) Die Theſen haben folgenden Wortlaut: I. Arianorum et Pelagianorum opiniones, Athanasii et Augustini sententiae arctissime cohaerent. II. Platonis atque Aristotelis sententiae ad religionem christianam pertinent. III. De praesentia Christi in coena sacra tres tantum esse possunt sententiae revera diversae. IV. Historia nativitatis Jesu Christi, sicut duplici forma Matth. 2 et Luc. 2 occurrit, conciliari nequit. V. Locus Jesaiae Cap. 7 non est messianus. VI. Reditus Christi ad judicium habendum Matth. 24 dictus, jam dudum praeteriit. VII. Peccatum originale imputatur. VIII. Errant, qui Augustinum libertatem humanam negasse affirmant. IX. Eutyches fuit Nestorianus. X. Ecclesia non a sacra scriptura, sed sacra scriptura ab ecclesia profecta est. XI. Deus cognosci potest, qualis est. XII. Necessitudo reipublicae civilis et ecclesiasticae, sicut nunc obtinet in Protestantium terris, non esset, nisi medii aevi utriusque discordia antecessisset atque oppositio. XIII. Basilides non tam Syris quam Alexandrinis gnosticis adnumerandus est.

Speculation. Dieſe Theſes hat er mir gar zu übel genommen; ſein Parteigeiſt und ſein ſubjectives Gefühlsurtheil läßt ihn da alle Gerechtigkeit, die man fremden Meinungen, ſofern ſie redlich errungen ſind, ſchuldig iſt, vergeſſen, und er verletzt ſogar, — da er im Leben ganz rudis iſt — den gewöhnlichen Anſtand in ſeinem Parteieifer. Ich ſchätze ihn dennoch wegen ſeiner ungeheuren Gelehrſamkeit; aber ſeine Anſichten will ich ihm laſſen. Das Paradoxon: Eutyches fuit Nestorianus, iſt zwar arg, und für denjenigen, der wie Neander glaubt, daß Chriſtus jetzt mit einem ätheriſchen Körper in irgend einem Theile der Welt zur Rechten des Vaters ſitzt, unſinnig; aber, warum haben die Herren jene unſinnige Meinung? Nach der Analogie des Widerſinnes kann der Sinn nicht beurtheilt werden. Am meiſten hat ihn gewiß Theſis XI geärgert, obgleich er es nicht ſagte; gegen einen Studenten hat er ſie mit Gründen beſtritten, die eben zeigen, daß er die Speculation nicht verſteht."

Hengſtenberg hatte allen Grund, ſich zu entſetzen, denn die Vatke'ſchen Theſen waren das gerade Gegentheil von dem, was er fünf Jahre zuvor bei ſeiner Licentiaten-Promotion an derſelben Friedrich-Wilhelms-Univerſität zur Debatte geſtellt hatte*). Es konnte keine größeren Gegen-

*) Aus den Hengſtenbergiſchen Theſen heben wir nach Joh. Bachmann's „E. W. Hengſtenberg" folgende hervor: I. Ad V. T. intelligendum non sufficit philologia; requiritur animus, cui Christi gloria illuxit. II. Unus tantum est V. T. sensus. III. Ea interpretandi ratio, quae V. T. sensum in allegoriam convertit, originem primam duxit partim ab incredulitate, partim

ſätze geben, als die Anſichten dieſer beiden Männer. Was der Eine bejahte, das verneinte der Andere; Vatke hatte ſeine Theſen in Rückſicht auf die Hengſtenberg'ſchen formulirt, um von vornherein auf das Genaueſte ſeine Grundanſchauungen erkennbar zu machen.

Als Opponenten erſchienen Ferd. Benary, Müller (Stettin) und Matthies, theol. stud. „Ich hatte", ſchrieb Vatke an ſeinen Bruder, „die Theologen eingeladen, außerdem den Geh. Rath Schulze, den Rector Hegel, den Profeſſor Lichtenſtein und Kerll. Schulze hatte ſchon von meinem Examen gehört; er, Hegel, Regierungsrath Krauſe, der Univerſitätsrichter, und Kerll erſchienen; außerdem ein paar Licentiaten, aber kein theologiſcher Profeſſor, was Dich nicht wundern darf, da die Disputationen hier ſehr lau betrieben und faſt gar nicht beſucht werden, als vom vorſitzenden Decan, dem Pedell und einigen Stu-

---

a virium in defendenda religione inopia. IV. Idea Messiae in V. T. non est humanum commentum, sed vere divina; haec idea apud omnes omnium temporum prophetas eadem est, quamvis illi apud singulos plus minusve humanae imbecillitatis adhaereat. V. Verbis vim inferunt, qui C. LIII Jesaiae de Messia agere nolunt. XI. Philosophi, qui supra Christum sapere volunt, idololatrae sunt. XII. Ratio humana coeca est in rebus divinis. XIII. Is tantum ad eam, quae homini concessa est, dei cognitionem pervenit, qui Christi crucem tollit eumque sequitur. XIV. Notiones, quas homines renati sibi informant de deo, sunt eruntque imperfectae et mancae nec dei substantiam attingunt. XV. Etiam post revelationem per Christum factam in religione remanent mysteria.

denten. Außerdem waren Studenten zugegen. Matthies griff zuerſt Theſe I und IX an; Müller Theſe XI, Benary Theſe V. Benary nimmt ſelber die meſſianiſche Erklärung nicht an. Als man fertig war, trat ein Fanaticus extra carceres (H. A. Chr. Hävernick, Amanuenſis Hengſtenberg's), gegen Theſe V auf (in welcher das 7. Capitel des Jeſaias, von der Geburt des Meſſias durch eine Jungfrau handelnd, für eine nicht meſſianiſche Weisſagung erklärt wird). Es wurde darüber disputirt, ob das Wort alma eine virgo intacta bedeute, und ich leugnete. Nach manchen unnützen Worten trat der Decan Marheineke dazwiſchen, endete den Streit mit den Worten: jam satis disputatum est de virgine tacta vel intacta, und ſchritt zur Promotion. Der genannte Fanaticus trat zuerſt mit einer hochmüthigen, langweiligen Rede auf, worin er ſich zum Vertheidiger Chriſti aufwarf; als ich ihn unterbrach, beeilte er ſich und kam zur Sache. Er iſt ſupra-hengſtenbergiſch; um ſich herum hatte er vier bis fünf Leute, die ihm meine Stellen ſuchten und ſich gaudirten, wenn er mit einem in aeternum Amen! herauskam. Die Meiſten lachten. — Abends gab ich einen kleinen Schmaus, wobei wir recht vergnügt waren. — Unſere Disputation muß gut geweſen ſein, denn den Sonntag machte Prof. Gans dem Matthies Vorwürfe, daß er ihn nicht eingeladen und ihm gar nichts geſagt, die Fama ſei in der ganzen Stadt herum. Sonntag ging ich zu Schulze, der alle drei Stunden dageſeſſen hatte, und ſehr artig war; zu Hegel, der in Gedanken zu einem vornehmen Herrn, den er bei ſich hatte, immer ſagte: Ja, ja, eine ſehr intereſſante Diſſertation! (ſollte Disputation

heißen). Auch zu Krauſe ging ich und zu Lichtenſtein, um ihnen eigenhändig Diplome hinzubringen.

Schulze ſagte, ich möchte nur Etwas ſchreiben, damit man mich recht bald befördern könnte; er gilt als vortragender Rath in unſerm Miniſterium viel, man nennt ihn Altenſteins rechte Hand. Mein Diplom iſt gut ausgefallen; „postquam examen rigorosum summa cum laude sustinuerat“ und „egregie defenderat“ iſt etwas ſelten. Geſtern hielt ich meine Habilitationsrede in deutſcher Sprache; ich ſprach darüber, welches der Charakter ſei, wodurch alle theologiſchen Disciplinen den Namen der Wiſſenſchaft verdienen, und führte dies kurz im Einzelnen durch. Prof. Gans war auch zugegen und bedankte ſich nachher bei mir für den Genuß.“

Vatke als Licentiat und angehender Schriftsteller.

Vatke stand, als er die Examensorgen hinter sich hatte, in seinem 25. Lebensjahre. Sein erstes Bemühen war, weil er im Winter 1830/31 mit Vorlesungen beginnen wollte, sich hierzu tüchtig zu machen, und den nächsten Plan hierzu hatte er bald entworfen: er dachte, mit dem Brief an die Hebräer und den katholischen Briefen ein fünfstündiges Privatcolleg auszufüllen und über deutsche Reformationsgeschichte öffentlich zu lesen. Er machte sich also sofort an die Arbeit, und es verschlug ihm dabei wenig, mit zweistündiger Pause den ganzen Tag bis tief in die Nacht hinein zu studiren. Dessen glaubte er um so mehr benöthigt zu sein, als er für unerläßlich erachtete, auch das Rabbinische sich anzueignen, und hierbei leistete ihm H. Biesenthal Beistand, dem er sein Leblang zugethan geblieben ist. Biesenthal, fünf Jahre älter als Vatke, lehrte ihn den Liber radicum des David Kimchi verstehen, und er nahm mit ihm sämmtliche rabbinische Commentare zu den Psalmen, zum Hiob und zum Jesaias nebst den chaldäischen Versionen durch. Mit diesen Studien war dem Lehrer ebenso gedient wie dem Schüler, denn Biesenthal konnte sich in Berlin mit dem Honorar, das ihm Vatke zahlte, erhalten, zumal der junge Licentiat später in den Collegs denjenigen seiner Zuhörer, die sich sprachlich vervollkommnen wollten, die Nachhülfe bei Biesenthal mit Er-

folg empfahl. Uebrigens hatte, nach dem offenen Geständniß des schriftkundigen Semiten, Vatke großen Einfluß auf dessen allgemeine Ausbildung, denn Biesenthal war sich damals noch das Abiturienten-Examen schuldig, und sein Schüler im Rabbinischen lehrte ihn das Deutsche, lehrte ihn überhaupt, wie man systematisch arbeiten müsse, um es zu Etwas zu bringen. Diese gegenseitigen Unterweisungen gingen Spittelbrücke Nr. 3 drei Treppen hoch vor sich, wo Vatke als Chambregarnist beim Bronceur Maire wohnte. Biesenthal gedenkt, wie er mir erzählt hat, der dort verlebten Stunden mit großer Freude, schon weil er Vatke's Bücher-vorrath mitbenutzen konnte, der sich mit der Zeit zu einer werthvollen Bibliothek erweitert hat. In dem bescheidenen Zimmer verkehrten sonst noch Steph. Matthies, Dr. Köppe, Grasnick und Ferd. Benary; auch der Armenier Petermann gehörte zu Vatke's Freundeskreise, in welchem mit besonderm Eifer Hegel's System zergliedert und bewundert, aber auch critisirt wurde. Weil Vatke von den Bekannten am meisten sich mit Hegel befaßt hatte, so mußte er die Erläuterungen beginnen und die Besprechungen leiten.

Er würde sich ganz unter Büchern vergraben haben, wäre er nicht von Vetter Kerll ab und zu aufgerüttelt und zu Abendgesellschaften geladen worden. Des Finanzraths Haus im Thiergarten — die jetzige Hansemannsche Villa — war je länger je mehr ein Vereinigungspunkt für Männer der Kunst und Wissenschaft geworden, und Kerll bot Alles auf, um seinem Vetter Zerstreuung zu verschaffen. Vatke lernte dort Männer kennen, deren er sich sein Lebtag mit Vergnügen erinnert hat; zu denen gehörten z. B. Beuth

und Schinkel, der berühmte Baumeister. Der Licentiat wurde genöthigt, auf dem Clavier zu spielen, und er trug Etwas von Beethoven vor; das war ein hoher Genuß für Schinkel, der nach dem Spiel zu Vatke bemerkte: „Meine besten architectonischen Gedanken sind mir immer gekommen beim Anhören einer Beethovenschen Sonate....“ Auch der Hohenstaufen-Raumer war häufig bei Kerll; sie kannten sich von Posdam her, wo sie bei der Regierung gemeinsam als Assessoren gearbeitet hatten. Raumer wurde späterhin mit Vatke eng befreudet.

Um sich nicht zu zerstreuen, nahm der junge Licentiat möglichst wenig Einladungen an, schon weil er es mit den Vorarbeiten zu den Vorlesungen sehr genau nahm; denn „mancher Student begnügt sich sein ganzes Leben mit unsern Heften nnd bildet darnach seine Ueberzeugung, vielleicht sein Leben“ — also deshalb nur keine Mühe sparen.

Er bekam für das Privatcolleg zwölf, für das Publikum siebenundzwanzig Zuhörer, und er war ganz zufrieden; für den Anfang größere Erfolge zu erwarten, was hätte ihn dazu berechtigt? mußte er doch mit lauter ersten Theologen concurriren, die in der Welt viel bedeuteten und der Wissenschaft vorzügliche Werke geliefert hatten. Es war indeß bekannt geworden, daß in Vatke's Art, schwierige Themata zu erklären, viel Anziehendes lag, und Marheineke, immer darauf bedacht, ihm Muth zu machen, hinterbrachte ihm bald nach dem Semester-Beginn: „Nun, die Studenten sind ja sehr von Ihnen eingenommen!“ Das Gegentheil hätte ihn vielleicht eingeschüchtert, aber die Anerkennung war ihm blos neuer Antrieb. Er schreibt gegen Ende seines ersten

Docenten-Semesters nach Hamburg: „Ich sehe ein, wie wichtig eine solche Stellung als academischer Lehrer ist. Hätte ich nur erst die halbe Theologie einmal gelesen — ich wette, dann verstünde ich noch zwei Mal so viel als jetzt. Ich will es mir zur Pflicht machen, wo möglich die ersten vier Jahre immer etwas Neues zu lesen, um in mehreren Fächern einheimisch zu sein. Den Candidatengrund habe ich in der ganzen Theologie, die praktische abgerechnet, gleichmäßig: in den orientalischen Sprachen, wovon ich vier etwa verstehe, im Neuen Testament, den verschiedenen Zweigen der Geschichte und der systematischen Theologie. Mithin kann ich Alles lesen, d. h. kann mich in Alles leicht hineinarbeiten. Aber nicht schreiben! Mit Ehren schreiben — und nur mit Ehren hoffe ich es zu thun — will mehr sagen. Gern hätte ich zu meinem künftigen Werk gesammelt, aber die liebe Zeit! Umarbeiten mag ich mich nicht und darf es nicht, da ich schwache Nerven habe und sehr ordentlich und pünktlich leben muß; daher warte ich noch, bis ich einige Vorlesungen ausgearbeitet habe. Einige gute Freunde, die mein Treiben und meine Verhältnisse kennen, rathen, ich solle mir bei den Vorlesungen weniger Mühe geben und mein Buch schreiben, da ich dadurch sogleich zu einer Professur gelangen würde. Andere rathen, zuerst meine Vorlesungen in Stand zu setzen und dann zu schreiben. Der letztere Weg gefällt meinem Kopfe mehr, auch meiner Neigung, der erstere meinem Geldbeutel. Ich werde wohl den Mittelweg einschlagen und besonders in den Ferien zu meinem Buch sammeln. Professor will ich noch nicht werden, wenn man mir nur Michaelis eine Gratification giebt. So steht es jetzt."

Durch Marheineke veranlaßt, ließ Vatke im November 1830 in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ eine Besprechung des Ludw. Pelt'schen Commentars zu den Thessalonicher-Briefen erscheinen, und damit trat er zum ersten Male als Schriftsteller auf. Der Kritiker ist dem Autor gewachsen, im Einzelnen sogar überlegen, aber er schreibt, wie sich's dem Aelteren gegenüber geziemt, bescheiden, und es erfreut ihn, mit welcher Geistesfreiheit Pelt in seinem Werke namentlich die Wiederkunft Christi behandelt. Der erste schriftstellerische Versuch brachte übrigens dem Recensenten eine ihm sehr erwünschte Erweiterung seines Freundeskreises ein, denn unter dem 21. Februar 1833 erhielt er von Leonh. Usteri aus Bern folgendes Schreiben: „Wenn vielleicht die vierte Auflage meines Pauliniſchen Lehrbegriffes in Ihre Hände gekommen ist, so werden Sie bemerkt haben, wie ich mir die Freiheit genommen habe, eine Stelle aus Ihrer Recension von Pelt's Commentar zu den Thessalonicherbriefen mitzutheilen, als vollkommen meine eigenen Ansichten über jenen Gegenstand ausdrückend. Dieß hängt damit zusammen, daß überhaupt die ganze Art und Weise, wie Sie die theologischen Materien betrachten und behandeln, mich ungemein anspricht, und mir namentlich auch in Ihrer neuesten gediegenen Recension von de Wette's und Schott's Einleitung (Berliner Jahrbücher 1832) sehr erfreulich gewesen ist: wie es ja einen Jeden freuen muß, im Reiche des Geistes Verwandte zu finden, bei denen man das, was man selbst entweder schon gefunden, oder noch nicht klar gedacht, sondern nur geahnt hat, gleichsam wie seine eigenen Gedanken wiederfindet. So ergeht es mir sehr oft mit Ihnen, und ich bitte Sie daher,

es als ein Zeichen reiner Anerkennung und Hochschätzung zu betrachten, daß ich mir die Ehre gebe, Ihnen ein Exemplar meines so eben erschienenen Commentars zum Galaterbriefe zu überreichen. Wäre nur die örtliche Trennung nicht gar zu groß, ich würde mir von Ihnen aus Ihrem gediegenen und reichen Schatze öftere geistige Mittheilungen ausbitten. Um eine jedoch kann ich nicht unterlassen, Sie angelegentlich zu ersuchen, wofern nichts im Wege steht, nämlich um eine — wenn auch nur kurze — Anzeige meines Commentars in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. Sie würden mir dadurch eine große geistige Freude verschaffen, indem Ihre tief geschöpften und lebendigen Ansichten mir auch hierin nicht anders als höchst interessant und anregend sein könnten."

Die Vorbereitungen zu alttestamentlichen Collegs nöthigten Vatke zu umfangreichen Studien, die, von de Wette ausgehend, einen selbständigen Charakter annahmen. Er war zu der Ueberzeugung gelangt, daß wir erst mit dem achten Jahrhundert — die wenigen, zum Theil unsicheren Stücke der älteren Zeit abgerechnet — auf den historischen Standpunkt der alttestamentlichen Schriftsteller treten, und der geschichtliche Verlauf des religiösen Geistes bildet von jetzt ab den eigentlichen Inhalt unserer Wissenschaft, während alle früheren Standpunkte, welche das hebräische Princip durchlief, nur zur genetischen Erklärung derselben dienen, ihren Inhalt aber nur insofern ausmachen, als sie in dem folgenden höheren Bewußtsein ideell enthalten sind. Historisch sichere Quellen haben wir nach Vatke nur an den Werken der Propheten des achten Jahrhunderts, des Amos, Joel,

Hosea, Jesaia, Micha, und für die erste Hälfte des siebenten Jahrhunderts sind wir wiederum auf wahrscheinliche Annahmen beschränkt; der Mangel ist jedoch nicht so fühlbar, weil wir in den älteren und späteren Propheten zwei feste Grenzpunkte haben und darnach die Lücke leichter ausfüllen können. Außerdem fällt eine Reihe von Psalmen, von denen freilich einzelne auch etwas älter sein können, in jene beiden Jahrhunderte, ferner die älteren Stücke des Pentateuchs, sowohl die Substanz der älteren Gesetzgebung, die theilweise noch höher hinaufzurücken ist, als auch die ältere, sich daran schließende, aber nur fragmentarisch erhaltene Relation; außerdem vereinzelte Stücke, wie die Episode von Bileam und ältere Gedichte. Bileam's Orakel können nach Vatke erst am Ende des achten Jahrhunderts gedichtet sein, und der Segen Jacob's kann wegen der messianischen Verheißung nicht wohl über das achte Jahrhundert hinaufgerückt werden. Die Bücher Samuelis dürften die ältesten historischen Bücher des Alten Testaments sein; etwas später fallen die Bücher der Richter und Ruth. Von den Sprüchwörtern gehört gewiß ein bedeutender Theil diesem Zeitraum an; die Seite jedoch, wodurch sie sich von den meisten Büchern des Alten Testaments auszeichnen und das religiöse Princip weiter bilden, fällt später. Die Nachricht, daß die Sprüchwörter oder doch ein Theil schon unter Hiskia gesammelt seien, ist, wie Vatke ausführt, nicht zuverlässiger, als die sonstigen Ueberschriften altteſtamentlicher Bücher. Die schwierige Frage, was Mose für sein Volk gethan, welche Vorstellung er vom Göttlichen gehabt hat, welche Institute gegründet, und mit welchem Erfolge, beschäftigt unsern Vatke ganz besonders.

Für die Erkenntniß der mosaischen Wirksamkeit erscheint der Pentateuch als eine höchst unsichere Quelle; wir sind überhaupt nicht berechtigt, mosaische Urkunden vorauszusetzen, die bei der Abfassung des Pentateuch benutzt sein könnten, sondern müssen uns damit begnügen, sowohl die spätere Kenntniß des Volks von der mosaischen Wirksamkeit, als auch unsere eigene, die aus der Kritik jener hervorgeht, auf die mündliche Ueberlieferung und die damit verbundene Ueberlieferung der Sache selbst zurückzuführen. Wir dürfen uns daher überhaupt nicht an den Buchstaben des Pentateuch halten, um eine historisch-wahrscheinliche Vorstellung von Mose zu erhalten, sondern müssen den Umweg der negativen Kritik einschlagen, der uns, wenn wir damit anderweite Zeugnisse und Combinationen verbinden, zwar zu wenigen, aber sicheren Haltepunkten leiten wird. — Mit solchen Sätzen ging Vatke weit über de Wette hinaus und trat in die Reihe selbständiger Exegeten. Er ging nicht in ausgefahrenen Geleisen, sondern muthig suchte er sich durch bis dahin nicht betretene Gebiete einen eigenen Weg auf, und es war die Kühnheit, womit er voranging, nicht der geringste Grund für die academische Jugend, ihm freudig, ja begeistert zu folgen.

Hie Vatke, hie Hengstenberg — so entspringen, mit Ranke zu reden, ein paar Quellen in vertraulicher Nachbarschaft auf der Höhe des Gebirgs: so wie sie sich nach verschiedenen Senkungen desselben ergossen haben, gehen sie in entgegengesetzten Strömen auf ewig auseinander.

Für den Sommer 1831 kündigte Vatke zwei Privatcollegs über Hiob und biblische Archäologie, außerdem ein

Publikum über die Briefe an die Theſſalonicher an. Es überraſchte ihn, für den Hiob ſechs und dreißig Zuhörer zu bekommen, und zur Vorleſung über das neuteſtamentliche Thema hatten ſich ſogar ſieben und vierzig Studirende gemeldet. Er durfte jetzt ſich einigermaßen ſicher fühlen und vertrauensvoll in die Zukunft blicken, beſonders da der Verkehr auch mit den academiſchen Collegen ein recht freundlicher war. Es ſchien freilich, als ſollte nicht Alles ſo gut fortgehen, wie es angefangen hatte, denn der Hochſommer brachte die Cholera nach Berlin, die bis in den Spätherbſt ſich nicht verlor und die deshalb viele Studirende von der Friedrich-Wilhelms-Univerſität fern hielt. Indeß das Winterſemeſter fing für Vatke recht gut an, denn hundert und einen Zuhörer bekam er für ein Publikum über die Pſalmen, und fünf und zwanzig hörten die Einleitung ins Alte Teſtament.

Vatke und David Strauß.

Allerdings begann das Semeſter unter großer Unruhe, denn am 14. November hieß es plötzlich: Hegel iſt todt. Das war ein Ereigniß für Berlin, dem Viele ſogar eine für die junge Hochſchule verhängnißvolle Bedeutung beilegen wollten. Vatke hatte das unerwartete Hinſcheiden um ſo ſchmerzlicher berühren müſſen, als er ſich der beſondern Gunſt Hegel's erfreute; nur fanden darin die kritiſchen Schüler viel Beruhigendes, daß der Meiſter ſo gut wie Alles vorgetragen hatte, was zum Verſtändniß ſeines Syſtems nöthig geweſen war. Die freilich blos ſeinetwegen hierher gekommen waren, empfanden den Tod Hegel's beſonders ſchmerzlich, und zu dieſen zählte ein Doctor aus Ludwigsburg im Württembergiſchen, der ſchon acht Tage lang bei Vatke hoſpitirt und ſich ihm vorgeſtellt hatte. Dieſer junge Gelehrte hieß David Friedrich Strauß. Nur zwei Mal war er im Hegel'ſchen Colleg geweſen, aber ſehr von ihm angeregt worden; ſollte er, nun der große Philoſoph nicht mehr lehrte, von Berlin wieder fortgehen? Von Schleiermacher war er zwar freundlich empfangen, aber unfreundlich entlaſſen worden, denn Strauß hatte in ſeiner Beſtürzung über Hegel's Tod arglos geäußert, gerade Hegel zu hören wäre der Grund ſeines Kommens nach Berlin geweſen, und Schleiermacher erblickte hierin eine Zurück-

setzung seiner Person. Dies ging so weit, daß, als Strauß bald darauf in einer Gesellschaft beim Criminalisten Hitzig seinem theologischen Lehrmeister vorgestellt wurde, dieser, sich kurz abwendend, erwiderte: „Ich kenne den Herrn schon!“ Das war zwar mehr als demonstrative Unfreundlichkeit, indeß Strauß ließ sich durch Schleiermacher's auffallendes Benehmen nicht aus der Fassung bringen, sondern er wurde sein eifriger Schüler, insofern er nach zwei Collegienheften Schleiermacher's Vorlesung über „Das Leben Jesu“ durchstudirte. Vor Allem auch besuchte Strauß die Frühgottesdienste in der Dreifaltigkeitskirche, „und eigentlich befriedigt“ — so erzählt Strauß selbst in seinem „Christus des Glaubens“ (Gesammelte Schriften V. Bd. S. 7) — „hat er mich nach halbjähriger Probe auf der Kanzel mehr als auf dem Katheder.“ Da nun der Tübinger Gelehrte außer Schleiermacher auch Hegel ganz in sich aufnehmen wollte, so schloß er sich dessen geschicktesten Interpreten aufs engste an, und die erkannte er in Vatke und in Carl Ludw. Michelet. Nur lag ihm als Theologen der Verkehr mit Jenem näher; bekam er doch durch Vatke's Einleitung in das Alte Testament, die er regelmäßig besuchte, ein Stück angewandter Hegel'scher Philosophie, und gerade dies behagte ihm. Um so inniger wurde der Verkehr zwischen dem Tübinger Repetenten und dem Berliner Licentiaten, als sie persönlich sich sympathisch waren. Nichts von Förmlichkeit, kein Hang zu zerstreuenden Vergnügungen, sondern blos die Lust am Erkennen, das Verlangen, auf den Kern der Dinge zu kommen, voraussetzungslos in Contemplationen über Himmlisches und Irdisches sich zu versenken. Dabei

ergänzten sie sich, denn Strauß hatte in Aristoteles und Plato, Vatke in der hebräischen und neutestamentlichen Literatur sich umgesehen. Die Griechen tractirte der Würtemberger mit dem Preußen, die Rabbiner und Kirchenlehrer erklärte der Hegelianer dem Aristoteliker. In dieser glücklichen Ergänzung lag der Reiz zu täglichem Verkehr, der dadurch noch erleichtert wurde, daß auch Strauß nach der Spittelbrücke Nr. 3 zog. Hier haben sie Beide schöne Tage verlebt, und waren sie spät Abends ermüdet, so spielte Vatke aus Bach und Mozart und Beethoven. Strauß war in diesem Genuß unersättlich; Stunden lang konnte er zuhören, so entzückendes Gefallen hatte er an der Musik. Dabei trat der Unterschied der beiden Männer in ihrer seelischen Richtung hervor: Vatke fand sein Ideal in Bach, dem musikalischen Dürer, dessen Fugen und Passionen, auf protestantisch-dogmatischer Grundlage ruhend, unsere Empfindungen systematisch steigern, um in frommem Gefühl uns festzubannen. Dem Strauß ging keine Musik über die Mozart'sche; die war ihm unmittelbarer Genuß ohne jede Reflexion, seelenvollste Befriedigung, köstliche Sättigung des nach dem Erhabenen sich sehnenden Menschenkindes. Und doch fand sich für beide Musik-Enthusiasten ein Vereinigungspunkt in der titanischen Gewalt Beethoven's. „Erst spiele für dich den Bach, dann für mich den Mozart, und für uns Zwei den Beethoven . . . .", nur mußte, wenn Strauß' Programm durchgespielt war, von vorn wieder angefangen werden, und erst wenn gute Freunde kamen, die das Alles für Klingklang hielten, wurde das Klavier bis zum nächsten Tage geschlossen.

Strauß lernte durch Vatke Ferdinand und Agathon Benary kennen, ebenso den Aesthetiker Hotho, selbstredend aber hatte Vatke seinen tübinger Freund seinem Gönner Marheineke vorgestellt, der zwar bald Respect vor Strauß bekam, aber nicht gerade zu ihm sich hingezogen fühlte; der Hegel'sche Dogmatiker hatte ein ganz besonderes Wohlgefallen an Bruno Bauer, von dem er sich Ungewöhnliches versprach, was aber Vatke nie zugeben mochte. „Etwas mehr Gründlichkeit und Bescheidenheit wäre Ihrem guten Bauer anzurathen", warf Vatke ein. „Der wird Großes leisten", erwiderte Marheineke; Vatke aber blieb bei seiner Ansicht, und er prophezeihte seinem Freunde Marheineke, geradezu Großartiges hätten wir zweifellos von dem Tübinger Repetenten zu erwarten. „Meinen Sie wirklich, lieber Vatke? Der Strauß hört meine Dogmatik, und es fällt mir auf, wie er mit seinen großen ungläubigen Augen mich ansieht!" „Die Augen sind sinnend, erspähend; in Ruhepausen werden sie seelenvoll..." So diese Beiden in ihren Reflexionen über den Tübinger, dem es übrigens am liebsten war, wenn keiner auf ihn achtete. Er kam seinem Haus- und Studiengenossen mit geradezu kindlichem Vertrauen entgegen, und nicht lange dauerte es, so faßten Strauß und Vatke den Plan zu einer neuen kritischen Zeitschrift, für die sie rasch Marheineke's Billigung fanden. Mit dessen Empfehlungen gingen sie zum Verleger Duncker von der Firma Duncker und Humblodt, sie fanden indeß kein Gehör. „Ja, wenn Sie einen berühmten Namen als Herausgeber stellen, will ich mir die Sache überlegen." „Bitte, lassen Sie nur" — die beiden Männer

gingen, und das Project wurde fallen gelaſſen. Gewiß zu ihrem Glück, denn das Redigiren eines wöchentlich erſcheinenden Blattes hätte ſie viel zu ſehr auf Fragmentariſches geführt und ihnen ſyſtematiſch angelegte Arbeiten erſchwert.

Bis Oſtern 1832 dauerte der ununterbrochene perſönliche Verkehr der beiden Freunde. Für Strauß war es namentlich ein Bedürfniß, in mündlichem Ideenaustauſch mit Vatke über Schleiermacher's Theologie ins Klare zu kommen. Es hatte den Tübinger entzückt, daß Schleiermacher als Lehrer nicht todte Notizen, ſondern Probleme gab, und doch — ſeine Raſtloſigkeit im Aufnehmen und Wiederfallenlaſſen der Probleme, das Anfaſſen einer Sache bald von der, bald von jener Seite erregte Zweifel, aus denen Strauß herauskommen wollte. Das jedes Mal Gehörte und von Schleiermacher Geleſene mit Vatke durchzuſprechen, war ihm deshalb hoher Genuß. Auf einem Spaziergang im Thiergarten, da, wo jetzt Drake's Atelier ſteht, ſchüttete Strauß vor Vatke ſein Herz aus. „Der Schleiermacher hat mich mächtig angeregt, ich bin ihm viel Dank ſchuldig; aber der Mann hat mich doch nicht befriedigt. Er bleibt auf halbem Wege ſtehen, er ſagt nicht das letzte Wort. Dies Wort werde ich ausſprechen, ich reiſe jetzt nach Tübingen zurück, und, höre, Vatke: ich ſchreibe ein Leben Jeſu nach meiner Idee!"

Die Verwendung der Mythus-Idee in der Theologie war ja nicht erſt ſeit geſtern und heute aufgetreten, ſondern ſchon das achtzehnte Jahrhundert hatte ſie vereinzelt herangezogen, indeß nur vereinzelt, nicht ſyſtematiſch; nicht als exegetiſches Princip war die Mythus-Idee erfaßt worden.

Vatke freilich hatte hierin bei seinen altteſtamentlichen Studien ſchon einen gewaltigen Vorſprung gewonnen, und Strauß verfolgte mit täglich ſich ſteigerndem Intereſſe, wie die Vatke'ſche Kritik bisher feſtgehaltene Vorſtellungen über Alter und Aufbau des altteſtamentlichen Canon mit philologiſchen, hiſtoriſchen und philoſophiſchen Argumenten von Grund aus zerſtörte. Nur begriff er nicht, weshalb dies logiſche Verfahren vor dem Neuen Teſtament Halt machte, zumal hier viel wichtigere, mindeſtens aber ſolche Fragen der Löſung harrten, denen die ganze Welt ihr ungetheiltes Intereſſe zuwenden mußte. Der Aufenthalt in Berlin war für ihn von unſchätzbarem Werth geweſen: Schleiermacher hatte ihn zum Forſchen gedrängt wie Keiner zuvor, und Vatke ſah er ab, wie man ſyſtematiſch, folgerichtig, mit möglichſt viel Kenntniſſen ausgerüſtet an eine große Arbeit heranzugehen und ſie durchzuführen habe. So manches Privatiſſimum im Hebräiſchen, Rabbiniſchen und Chaldäiſchen gab Vatke dem geiſtſprühenden Freunde, und dieſer hat ihn dafür ſein Lebtag hoch verehrt und geliebt. Er trat zu Vatke genau in daſſelbe Verhältniß, wie ſpäter zu Eduard Zeller: dieſen beiden Männern ſchenkte David Strauß ſein ganzes Vertrauen. An ſie wandte er ſich in allen wiſſenſchaftlichen Nöthen, genau ſich bewußt, ſie würden ihm Quellen weiſen, ihm Rath ertheilen in jeder ihm erwünſchten Weiſe, ihn auch auf Irrthümer aufmerkſam machen, ſeinen Zorn mäßigen, und das Alles entſpränge ihrer Liebe zu ihm.

Für Vatke war die Bekanntſchaft mit Strauß ſchon darum von außerordentlichem Werth geweſen, weil er nicht

der blos Gebende zu sein brauchte, sondern zugleich der Empfangende war. Er erhielt Anregungen, die ihm für sein ganzes Leben unverloren blieben, und hatte bis dahin noch irgend etwas von Schüchternheit in ihm gesteckt, so war sie jetzt ganz gewiß verschwunden. Er war in den denkbar engsten geistigen Verkehr mit einem Manne getreten, dessen künftige wissenschaftliche Größe für ihn eine ausgemachte Sache war, und diesem Manne, der ihm neidlos eine Superiorität in vielen Dingen zusprach, war er in Einzelnem wirklich nützlich gewesen. Das stärkte sein Vertrauen zu sich selbst. Die intime Annäherung an Strauß war Vatke's erstes tiefgreifendes Erlebniß, das für sein ganzes späteres Leben überaus bedeutungsvoll werden sollte. Dazu freilich waren Beide zu selbständig geartet, daß Einer dem Andern zu Liebe auch nur ein Atom von seiner selbsterrungenen Ueberzeugung geopfert haben würde: kannten sie doch viel zu genau die Mahnung der nikomachischen Ethik, unter Philosophen dürfe die Freundschaft die Heiligkeit der Wahrheit niemals verkümmern. Und so erzeugte ihr Ideen-Austausch, der erst mit Strauß' Tode aufhörte, eine volle, nie getrübte Aufrichtigkeit.

Wenige Monate waren sie getrennt, da kam aus Tübingen, den 18. August 1832, von Strauß ein Brief an Vatke: „Lieber Freund! Es ist das nicht der erste Brief, den ich an Dich schreibe, aber den ersten wirst Du erst nach diesem zweiten bekommen, ich gab ihn nämlich meinem Freunde Märklin mit, welcher erst zu Ende Octobers in Berlin eintreffen wird. Ich bin also, wie Du aus Poststempel und Datum ersiehst, in Tübingen, wohin ich gleich nach meiner

Rückkehr im Mai als Repetent an unſer theologiſches Seminar berufen wurde. Ich habe ſogleich auch mit Vorleſungen angefangen, und zwar mit philoſophiſchen über Logik, welche zu meiner Freude fortwährend zahlreich beſucht ſind. Ich gedenke überhaupt in der nächſten Zeit noch nicht aus dem Gebiete der Philoſophie herauszutreten; ich will auf dieſem für mich und Andre den ſichern Boden legen, und hoffe auf dieſe indirekte Weiſe auch genug auf die Theologie (Tübingens) wirken zu können. Ich will beſonders vom nächſten Semeſter an fortlaufende Scholas Platonico-Aristotelicas eröffnen, in welchen abwechſelnd platoniſche und ariſtoteliſche Werke erläutert werden ſollen. — Du, mein allerliebſter Freund, fährſt ohne Zweifel fort, in Deinem ſichern und gründlichen Gange Dir den Weg an die Spitze der berliniſchen Theologie zu bahnen, und ich freue mich, durch die Landsleute, welche nächſten Winter nach Berlin kommen werden, wieder in lebendigeren Verkehr mit Dir zu treten. Ohne Zweifel bin nur ich ſchuldig daran, daß dies bisher unterblieb; denn an mir wäre es geweſen, Dir zuerſt von meiner Zurückkunft in meine Heimath Nachricht zu geben; es war beſonders der Wunſch Dir in Beziehung auf unſer Project einer Zeitſchrift genauere Auskunft zu geben, was dies verzögerte. Aber auch jetzt kann ich nichts ganz Beſtimmtes über den Erfolg meiner Bemühungen melden; ich habe die Sache in die betriebſamen Hände meines Landsmannes Schneckenburger gelegt, der aber bis jetzt nur einen ſolchen Buchhändler (Löflund in Stuttgart) gefunden hat, der für den Anfang kein Honorar geben will. Indes wünſcht Schneckenburger auch für dieſen Fall die Zeit-

schrift unternommen: ich lege Dir die Sache zur Begutachtung vor, vielleicht hast Du indes eine bessere Gelegenheit entdeckt.

Von meiner Reise muß ich Dir doch auch Etliches schreiben. Sie ist mir im Ganzen äußerst erfreulich geworden. Von Berlin hatte ich das Glück, bis Dresden in Gesellschaft Deines Hausgenossen Raumer zu fahren, der gerade auch zu Tieck wollte, wie ich. Von Tieck wurde ich äußerst gütig aufgenommen, und wohnte an drei Abenden seinen dramatischen Vorlesungen (meist aus Shakespeare) bei. In Leipzig besuchte ich besonders Weiske, und stritt mich eine ganze Stunde mit ihm herum. Der vorlaute Mann hat keinen guten Eindruck auf mich gemacht; es ist theils Gedankenschwäche, theils Eitelkeit, was ihn von Hegel abführt, sein ungezogenes Gefühl will sich dem System nicht fügen, er wartet auf Schelling als philosophischen Messias und als ich zuletzt alles auf die Spitze der Frage stellte, ob er denn glaube, daß in dem protestantischen Kultus (in welchem ihm zu wenig Kunst war) je etwas anderes als die Rede der Mittelpunkt werden dürfe? — antwortete er ohne Weiteres mit Ja. In Jena lernte ich in Hase und besonders in Luden sehr angenehme Männer kennen; in Frankfurt a. M. war mir Carové eine Curiosität, welcher behauptete, das Christenthum könne sich höchstens noch 20 Jahre halten, dann würde eine neue Religion da sein, komme sie her, wo sie wolle. Fast die ansprechendste Bekanntschaft war mir übrigens in Heidelberg der alte Daub. Ich werde die väterlich wohlwollende Weise nicht vergessen, in welcher sich der ehrwürdige Mann mir gab. Er hat im Sinn, einen

Commentar zum erſten Theil von Marheineke's Dogmatik zu ſchreiben, oder vielmehr ſeine Vorleſungen darüber herauszugeben.

Vielleicht führt Dich der Herbſt zu uns? ich habe immer die Hoffnung, Dich bald bei uns zu ſehen. Eine ſolche Reiſe wäre Deiner Geſundheit gewiß ſehr zuträglich; faß Dir einmal das Herz, ſo lange Deine Studien bei Seite zu legen. Wir wollten da auf Spaziergängen am Neckar hin die im Berliner Thiergarten begonnenen Geſpräche fortſetzen, die mir immer ſo angenehm und lehrreich waren. Wo nicht, ſo hoffe ich bald einen großen, reichen Brief von Dir. Ich denke, unſre Freundſchaft ſoll ſich conſerviren. Bei mir wenigſtens verdirbt ſie nicht. Empfiehl mich Marheineken beſtens, und ſag' ihm, wenn ſie mir etwas für die Jahrbücher zu thun geben wollen, ſo möchten ſie auch philosophica wählen, wie mir z. B. jetzt Fichte's ſchlechte Schrift über Gegenſatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philoſophie gehörig abzuthun ſehr gelegen wäre, wenn's nicht ſchon ein Anderer übernommen hat. Auch an Marheineke habe ich ſchon geſchrieben, er wird aber den Brief erſt im October durch Märklin bekommen. Wie ſteht's auch mit dem Hegelſchen Lehrſtuhl in Berlin? Nun leb wohl! Tauſend herzliche Grüße von Deinem aufrichtigen Freund D. F. Strauß."

Aeußere und innere Befestigung. Schleiermachers Tod. Verhältniß zu Hegel und Schleiermacher. Schriftstellerischer Fortgang.

Vatke hatte in dieser Zeit auch die Freude gehabt, nach langer Trennung seinen Bruder Carl wiederzusehen. Der war von Paris Anfangs der zwanziger Jahre fortgegangen und Informator in Berlin geworden. Von hier siedelte er nach Warschau über, wo er eine Erziehungs-Anstalt einrichtete. Als Gast seines Bruders Wilhelm besuchte er dessen Vorlesungen, lernte die Berliner Gelehrten kennen und freute sich, daß der Licentiat Vatke materiell in die Höhe kam, denn die Collegien-Honorare waren nicht mehr ganz unbedeutend. Vatke hatte sehr viel mehr Zuhörer als Hengstenberg, ja er brauchte sogar nicht Schleiermacher und nicht Marheineke zu beneiden.

Seinem Vorsatz, auf möglichst weitem Gebiet der Theologie Umschau zu halten, blieb er treu: er las im Sommer 1832 Genesis und Einleitung ins Neue Testament; in einem Publikum beendete er seine das Semester zuvor begonnene Erklärung der Psalmen vor hundert und sieben Zuhörern. Bei seinen Forschungen ließ er sich von strengster Objectivität leiten; ein treuer Schüler de Wette's, hielt er unverbrüchlich an dessen critischem Hauptsatze fest: „Jede Wahrheit ist besser als der Irrthum, und wäre es

der andächtigste; und ein Glaube, der nicht mit der Wahrheit besteht, kann unmöglich der rechte sein." Sollte es unsittlich sein, Glaubensvorstellungen entgegenzutreten, wenn Wahrheitsliebe und Gewissen nöthigen, selbst das, was Andern heilig und unantastbar ist, zu bezweifeln und zu bestreiten? Was für wahr erkannt ist, darf nicht verschwiegen werden. „So lange es eine lebendige Entwicklung der Wahrheit giebt", sagt Vatke, „werden und müssen wissenschaftliche Differenzen bleiben. Die eine Richtung hebt diese, die andere jene Seiten der Einen Wahrheit hervor; diese selbst ist aber die höhere Harmonie der Differenzen." Geziemt hiernach dem Forscher Bescheidenheit im Bestreiten gegnerischer Ansichten, so gehört sich's, daß auch wissenschaftliche Tapferkeit ihm eigen ist, vor Allem aber Charakter. Vatke hat oft und gern erzählt, was ihm von Wegscheider im Gedächtniß geblieben war: „M. H., wenn ich einmal alt und schwach werden sollte und anders lehren, so glauben Sie es mir nicht, meine jetzige Lehre ist die richtige." Er sagte dies mit bestimmter Bezugnahme auf die sich bereits geltend machende kirchliche Reaction.

Die hatte seit drei Jahren gewaltig ihr Haupt erhoben und durch v. Gerlach'sche Denunciationen in der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung Wegscheider und Gesenius von ihren Lehrstühlen zu verdrängen gesucht. Der Hallische Grammatiker kam nach Berlin, um mit Altenstein seine Angelegenheit zu besprechen, und er besuchte zuerst Vatke. Dem theilte er mit, er wäre gar nicht in der Stimmung, sich etwas gefallen zu lassen, er hätte die größte Lust, Halle zu verlassen. „Aber wenn Sie uns verlassen wollen, Herr

Professor — nein, das geht nicht, Sie müssen bleiben!“ hielt ihm Vatke vor. „Das werde ich von Schulze's und des Ministers Erklärungen abhängig machen; ich bedarf bestimmter Zusagen, daß Aehnliches sich nicht wiederholt. Oxford will mich haben, ich kann morgen dorthin abreisen, und Oxford bietet mir so viel Pfund Sterling, als ich in Halle Thaler habe. . . .“ „Und Sie werden doch bleiben“, unterbrach ihn Vatke; „Sie dürfen uns nicht verlassen, wir bedürfen Ihrer viel zu sehr. Reisen Sie nicht von Berlin ab, wir müssen uns noch einmal sehen.“ Vatke ging zu Marheineke, der ihm Schulze's Verwendung beim Minister versprach, er ging auch zu Neander, der vor Zorn gegen Hengstenberg außer sich war. „Sagen Sie dem Gesenius, lieber Vatke, daß ich mich für ihn überall hin verwenden werde. Geht er, so gehe ich auch, so können wir Alle nicht bleiben. Aus Oxford wird nichts, prägen Sie das dem Gesenius recht ein!“ Schließlich war es der Bischof Neander gewesen, der den König zu bestimmen verstanden hatte, daß dem Hallischen Grammatiker nichts widerfuhr. Als Vatke ihn wiedersah, fand er Gesenius ruhiger. „Nun, ich bleibe, aber nur um solcher Kerle wegen, wie Sie einer sind“, erklärte er seinem Hallischen Schüler. — Sie haben sich später noch einige Male gesehen, auch in Correspondenz gestanden, die sich auf Gesenius' Wörterbuch und Grammatik bei Veranstaltung neuer Auflagen bezog; so mancherlei Zusätze und Aenderungen darin sind Vatke'schen Ursprungs, z. B. in den Partieen über Jehovah.

Ganz allmälig kam er in eine kritische Stimmung auch

gegen de Wette, was dieser hoch aufnahm, weil er in der Einrede des Recensenten für die Berliner „Jahrbücher“ nicht Rechthaberei, sondern wissenschaftlichen Ernst gewahrte, auch weil es dem nach Basel verschlagenen Forscher ein beruhigender Gedanke war, gerade in Berlin einen Pfleger alttestamentlicher Kritik in der Person eines erst aufstrebenden Exegeten zu wissen. Das Arbeitszimmer Vatke's schmückten bis zu dessen Tode die Bildnisse von Hegel, Schleiermacher und Neander; Leberecht de Wette's hatte so etwas wie einen Ehrenplatz.

Seinen Lectionsplan richtete sich Vatke so ein, daß er immer mehr Vorlesungen in ihn hineinzog. Seine alttestamentlichen Themata waren bis zum Sommer 1837 Hiob, die Psalmen, Genesis, Jesaias, Einleitung in das Alte Testament und biblische Theologie des Alten Testaments, die er zum ersten Male im Sommer 1833 und zwar vor hundert neun und dreißig Zuhörern las. Neutestamentliche Collegs hielt er über die Briefe an die Hebräer, Thessalonicher, die Epheser, die Colosser, die Philipper und die Römer, über den Brief des Jacobus und die Offenbarung des Johannes; außerdem las er Einleitung in das Neue Testament, und vor hundert vier und dreißig Zuhörern biblische Theologie des Neuen Testaments. Hierzu kamen Vorlesungen über den Paulinischen Lehrbegriff, über die Geschichte der neueren Theologie, über Archäologie und endlich über Pantheismus und Theismus wie über deutsche Reformationsgeschichte. Es war damals nichts Ungewöhnliches, daß Philologen und Juristen auch bei Theologen hörten, und namentlich die religions-philosophischen Collegs wurden von

Studirenden aller Facultäten besucht. So erklärt sich die große Zahl der Vatke'schen Zuhörer, wenngleich die überwiegende Mehrzahl aus Theologen bestand, denen Alles daran lag, wissenschaftliche Theologie zu studieren. Es war die Blüthezeit der protestantischen Theologie; der Idealismus des deutschen Geistes stand auf seinem Höhepunkt, und „der Berliner Sand, auf welchem Hegel und Schleiermacher lehrten, war nicht minder geweiht, als die Platanengänge Athens oder die Oelgärten Jerusalems." Die vornehmste der Stätten der philosophischen Theologie sollte Berlin noch eine Reihe von Jahren bleiben und diesem Berlin, das Vatke nie wieder verlassen hat, fällt unsere Aufmerksamkeit schon um deswillen zu.

Nur zwei Jahre und nicht volle drei Monate hatte Friedrich Schleiermacher den Philosophen Hegel überlebt: am 15. Februar 1834 Nachmittags begleiteten die Docenten und Studirenden der Friedrich-Wilhelms-Universität die irdische Hülle des großen Reformators der deutsch-protestantischen Theologie zu ihrer Ruhestätte; er war am 12. Februar zwischen 11 und 12 Uhr Vormittags nach kurzem Krankenlager an einer Lungenentzündung gestorben. Sein Tod, so schien es, brachte ein nicht auszufüllendes Vacuum, und doch schien's nur so. Er hatte Alles gesagt, was zu sagen ihm gegeben war; Anderen fiel jetzt die Aufgabe zu, die Theologie weiter auszubauen. Und das Schleiermacher'sche System kritisch zu zergliedern, um Weizen und Spreu zu sondern, ließ sich von den Berliner Docenten Keiner mehr angelegen sein, als Vatke, der gerade an entscheidenden Punkten auf Unklarheiten und Widersprüche ge-

ſtoßen war, die nicht fortbeſtehen zu laſſen ihn ungewöhnlich reizte. So war Schleiermacher nie zu einer feſten Anſicht über die Perſönlichkeit Gottes gekommen und deshalb erklärte er die ganze Frage für dogmatiſch gleichgültig. Bald ſtellte er die Perſönlichkeit Gottes als unmöglich in Abrede, bald wehrte er ſich gegen die Annahme, das höchſte Weſen jemals in unperſönlicher Form gedacht zu haben. Es kam darauf an, dieſe Unklarheit zu beſeitigen, und Vatke, die landläufige Vorſtellung außer Acht laſſend, dachte mit Hegel Gott als das Abſolute, aber das Abſolute nicht als todte Materie oder blinde Nothwendigkeit, ſondern als Geiſt. Dieſer göttliche Geiſt iſt als Einheitspunkt der an und für ſich nothwendigen Geſetze alles Seins zu denken, und vollſtändig entfällt der Gottesidee die Vorſtellung von einem willkürlichen Handeln Gottes. Als zutreffend an Schleiermacher's Lehre von Gott hält Vatke den Spinoziſchen Satz feſt, daß die Totalität des Seienden als Einheit betrachtet Gott, als Vielheit gedacht Welt zu nennen iſt, und damit bleibt für die Thätigkeit eines für ſich ſeienden, perſönlichen Selbſtbewußtſeins kein Raum. Vatke iſt darin ganz mit Schleiermacher einverſtanden, daß die Gottheit nicht als abgeſonderter einzelner Gegenſtand zu denken iſt, ſondern daß ſolche Darſtellung der Gottheit in der Religionswiſſenſchaft ſchlechterdings nur leere Mythologie wird. Aber Vatke hält dieſe Sätze als Normalſätze für ſeine Speculation feſt, während bei Schleiermacher das Beſtreben erkennbar wird, ſeine unperſönliche Form, das höchſte Weſen zu denken, als eine Verkennung ſeiner Theologie hinzuſtellen. Er geräth in Widerſprüche, die das logiſche Denken nicht

zulassen darf. Es ist, als erschrecke ihn momentan seine eigene Speculation, und, ein Meister in der Dialectik, versucht er nahezu sophistisch aus der Negation sich herauszuwinden, was ihm indeß nur in deren Augen gelingt, die Schleiermacherisch und zugleich positiv zu bleiben bedacht sind. Vatke drängt auf das Entweder — Oder hin; seine Stellungnahme ist ihm keinen Augenblick zweifelhaft. Der gewöhnliche Gottesbegriff galt ihm als vollständig verlassen, wenn und weil Gott aus der absoluten Persönlichkeit in die absolute Substanz verwandelt wurde, und wir werden sehen, wie diese philosophische Frage durch sein ganzes späteres Leben sich hindurchzieht. Schleiermacher hat ihn unaufhörlich angeregt, seinem Denken wieder und immer wieder Nahrung gegeben, aber es ist Vatke wie David Strauß ergangen: Ruhe hat er in Schleiermacher nicht gefunden, und bei aller geistigen Bedeutung, die er ihm zusprach, hielt Vatke die Frage immerhin für berechtigt, ob Schleiermacher der Theologie nicht mehr geschadet als genützt hätte; vielleicht bliebe doch als Bestes von ihm sein Platon übrig.

Die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik verpflichteten ihn zu häufigeren Besprechungen theologischer Arbeiten. Der Jahrgang 1833 brachte im Dezemberheft eine Vatke'sche Kritik des Usteri'schen Commentars über den Galater-Brief und zugleich eine Würdigung der Gesammt-Verdienste des inzwischen verstorbenen Verfassers. Der Recensent hob hervor, daß Usteri's Standpunkt an Tiefe und Unbefangenheit in demselben Verhältniß gewonnen hatte, als er von Hegel's System sich durchdringen ließ. Der Arbeit über

Usteri folgte 1834 im Juni eine Artikelreihe über Sieffert's „Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums", und andere Abhandlungen ähnlicher Art erschienen in rascher Folge; sie waren indeß nur nebensächliche, in Ruhepausen hingeworfene Arbeiten. Vatke schrieb, hierauf eingehend, am 11. Mai 1834 über seine äußere Lage an Georg: „Es ist mir im Ganzen sehr glücklich gegangen. Ich habe allmälig immer mehr Beifall gefunden, so daß ich seit zwei Jahren von dem Honorar für meine Collegia leben kann. Die Einnahme ist zwar nicht alle Semester gleich stark, doch kann ich die Durchschnittssumme 50 Louisd'or, also jährlich 100 L. angeben. Dazu verdiene ich noch kleine Sümmchen durch Recensionen, die ich aber ungern schreibe; habe noch 1100 Thaler Gold Kapital auf dem Ackerhofe des Pastors Wilhelmi stehen, wovon ich die Zinsen ziehe. So habe ich circa 600 Thaler Einnahme, wovon eine Person, die sich einschränkt, in Berlin leben kann. Nun bin ich in äußeren Dingen ziemlich genügsam, krieche nicht gern vor höheren Personen, lebe gern so unabhängig als möglich, bin auch ein wenig bequem. Kurz, ich habe die Sache gehen lassen, ohne ein Buch zu schreiben, obwohl ich es wohl längst gekonnt hätte."

Wie sehr seine geistige Thätigkeit auf weit angelegte systematische Arbeiten gerichtet war, wurde sehr bald erkennbar. Ein Verein von Freunden Hegels hatte die vollständige Ausgabe seiner Werke in Angriff genommen, und speciell an den „Vorlesungen über die Aesthetik", die H. Hotho herauszugeben übernommen hatte, sollte Vatke einen hervorragenden Antheil haben. Es stellte sich nämlich bei der

Vergleichung mehrerer Collegienhefte heraus, daß das Batke'sche sich als das zuverlässigste erwies, und es war sehr schwer gewesen, Hegels mündlichen Ausführungen zu folgen, denn sie waren, wenn man will, Selbstgespräche des sich in sich und seine Wahrheit vertiefenden Geistes. Häufige Wiederholungen in auffallenden Unebenheiten, von einer Macht und Fülle der Gedanken durchbrochen, die ihm im Augenblick des Sprechens kamen und zu einer Formschönheit aufstiegen, wie sie nur der anschauungsreiche Genius gestalten kann. Neben scheinbar Alltäglichem und Trivialem zündende Geistesblitze, die erschütternd einschlugen — wie da nachschreibend sich verhalten! Es mußte, wer das Gehörte fixiren wollte, Hegel längere Zeit mit Einsicht und Liebe gefolgt sein; er mußte sachlich verbindende Mittelglieder selbst aufzufinden und einzuflechten im Stande sein. Dabei war freilich mit größter Vorsicht zu verfahren, denn nicht handelte sichs darum, Hegel's Aesthetik im Sinne des Schülers zu reconstruiren, sondern den Mann in seinen aus ihm allein entsprungenen Gedanken und Entwicklungen erkennen zu lassen. Bei Versenkung in den Gegenstand und dessen Geist wie Darstellungsweise völliger Verzicht auf subjectives Empfinden; bei dem Bemühen, das Vorhandene harmonisch abzurunden, das sich Bescheiden in Ergänzung des Nothwendigen wie in Schonung des Ursprünglichen. Sollte dem Redactor seine Arbeit gelingen, so mußte das Beste, was er zu leisten hatte, verborgen bleiben, ja völlig unerkennbar werden; und wenn es richtig ist, was vielfach gesagt worden, gerade die Vorlesungen über die Aesthetik seien das Beste in Hegel's gesammelten Werken, so haften

an dieſem Beſten die Spuren Vatke'ſchen Denkens und Vatke'ſchen Schönheitsſinnes. Hotho's Verdienſte um Hegel's philoſophiſchen Nachlaß werden hierdurch nicht verringert, ſondern nur in das rechte Licht geſtellt; bei meinen thatſächlichen Angaben folgte ich den perſönlichen Mittheilungen Vatke's.

Die Religion des Alten Teſtaments. Das Jahr 1835.

Die rein Hegel'ſchen Studien mit dem Eingehen bis auf das Jota wurden werthvolle Prolegomena für religionsphiloſophiſche und exegetiſche Unterſuchungen auf altteſtamentlichem Gebiet. Die Religion des alten Teſtaments — hierauf richteten ſich fortan alle Gedanken Vatke's: er plante eine wiſſenſchaftliche Darſtellung der bibliſchen Theologie, deren erſte Hälfte eine weit angelegte Entwicklung der altteſtamentlichen Religion nach den kanoniſchen Büchern enthalten ſollte. Aber die Schrift, die er lange mit ſich herumgetragen, ſollte die bibliſche Theologie in einer von den bisherigen Behandlungsweiſen abweichenden Form darſtellen, und da er nicht vorausſetzen durfte, daß ſein wiſſenſchaftlicher Standpunkt, der Hegelſche, ſchon in allgemeinerem Kreiſe anerkannt oder auch nur erkannt worden wäre, ſo ſchickte er ſich an, denſelben in einer ausführlichen Einleitung zu

erläutern und zu rechtfertigen. Er erstrebte die consequente Durchführung seines Hegelschen Standpunktes in einem concreten Inhalt zur richtigeren Würdigung der neuesten Philosophie, und Vatke hielt sich überzeugt, von allen Voraussetzungen werde diejenige als die richtigere sich ausweisen, in welcher der empirisch-mannigfaltige Stoff am Einfachsten aufgehe und seine Theile am Ungezwungensten zu einem organischen Ganzen vereinigt wiedererscheinen. Der historische Verlauf der Religion dürfe ihrem Begriffe nicht widersprechen und dieser jenem nicht, sondern die Harmonie beider müsse wirklich nachgewiesen werden. Nun schien aber Vatke, bei aller Anerkennung der neueren Kritik und Schriftauslegung, an vielen Punkten dem entdeckten Gange des Geistes der lebendige Proceß, an anderen die einfache Voraussetzung oder ein nothwendiges Mittelglied zu fehlen, und darum erachtete er für geboten, sowohl in historisch-kritischer als in dogmatischer Hinsicht die bisherigen Forschungen zu ergänzen und zu berichtigen. Daß bei der kritischen Geschichte des Alten Testaments mehr Neues würde hervorgebracht werden müssen, als ihm, dem schriftstellerischen Anfänger, lieb sein könnte, leuchtete ihm von vornherein ein; allein in dem Bewußtsein, weder von Neuerungssucht noch von Dünkel geleitet zu sein, erwartete er in voller Seelenruhe das Urtheil über die Richtigkeit seiner Resultate. Vater, de Wette, Vatke — in dieser Stufenreihe bewegte sich die Kritik des Alten Testaments bis zu dem bedeutungsreichen Jahre 1835, dem Geburtsjahre der neuesten Theologie. Und was brachte Alles dieses, wie die Einen sagten, hochgesegnete, wie Andere klagten, verhängnißvolle Jahr!

Es begann eine ganz neue Periode der Wiſſenſchaft mit dem Augenblick, wo zu Ende des Frühlings 1835 das „Leben Jeſu“ von David Strauß erſchienen war. Nahezu gleichzeitig brachte der Königsberger Peter v. Bohlen ſeine „Geneſis“, und im October wurde Wilhelm Vatke's „Religion des Alten Teſtaments“ ausgegeben. Mit dieſen drei Werken kam in die theologiſche Wiſſenſchaft eine Bewegung, wie ſie ſtärker nie zuvor aufgetreten war und die bis heute nachzittert. Hatte den eigentlichen Sturm das Strauß'ſche Buch erregt, weil es aus den Kreiſen der Gelehrten in weite Schichten der Gebildeten eindrang, die in dem wunderbar eigenartigen Werk bis zu dieſem Tage die Grundlage zu einer von alten Vorſtellungen befreienden Geiſtesrichtung erblicken, ſo wirkte, was Bohlen mit ſeiner Einzelkritik, Vatke dagegen mit ſeinem ſummariſchen Reſultat brachte, nur auf die academiſche Welt zurück, in dieſer aber, ſo weit ſie religionsphiloſophiſch angelegt war, hat die „Religion des Alten Teſtaments“ ihre fruchttreibende Kraft genau ſo ſich bewahrt, wie die unerreicht gebliebene titaniſche Leiſtung von David Strauß darauf angelegt war, den Hunderttauſenden ſeiner Anhänger immer neue Tauſende von Verehrern und Bewunderern zuzuführen.

Aus Vatke's allgemeiner Einleitung in die bibliſche Theologie ſind folgende Sätze herauszuheben:

Die Einleitung in die bibliſche Theologie handelt vom Begriffe dieſer Wiſſenſchaft, ihrer Stellung in der Totalität der theologiſchen Disziplinen, ihrer innern Form und ihrer Methode.

Die bibliſche Theologie ſtellt die Idee der Religion

dar in der Form, wie sie das Grundbewußtsein des hebräischen Volkes und der urchristlichen Zeit war, oder, was dasselbe sagt, sie stellt die religiösen und ethischen Vorstellungen der heiligen Schrift dar in ihrer historischen Entwickelung und ihrem inneren Zusammenhange.

Die biblische Theologie setzt auf der einen Seite diejenigen theologischen Disziplinen voraus, welche die allseitige Erforschung der Schrift unmittelbar zum Gegenstande haben, also die Kanonik, Hermeneutik, Kritik und Exegese; und vereinigt so die Resultate, welche jene der streng-religiösen Sphäre liefern; auf der andern Seite wirkt die biblische Theologie aber auch bestimmend auf jene Disziplinen zurück, sofern dieselben bei der Behandlung des religiösen Inhalts der Schrift ihre Prinzipien von der Totalbetrachtung dieses Inhalts entlehnen.

Als historische Wissenschaft ist die biblische Theologie unabhängig von der Kirchenlehre und von den dogmatischen Systemen, und entlehnt ihren Stoff blos aus der Schrift; als Wissenschaft, mithin als System der biblischen Vorstellungen, wird sie aber im Reflex der jedesmaligen dogmatischen Bildung eines Zeitalters dargestellt, theilt das Schicksal aller Geschichtsbetrachtung, und wechselt ihre Form nach den verschiedenen dogmatischen Entwickelungsstufen. Eine rein-objective biblische Theologie kann es daher nicht geben.

Der objective Charakter unserer Wissenschaft kann nicht dadurch erreicht werden, daß man von ihrer wissenschaftlichen Seite abstrahirt, sich alles eigenen Urtheils begiebt und nur die historischen Thatsachen reden läßt; denn hier-

aus folgt kein wahres Verſtändniß der Geſchichte, welches immer die Vermittelung des gegebenen Inhalts mit dem eigenen Denken vorausſetzt; auch liegt bei dieſer Behandlung immer eine ſubjective Anſicht im Hintergrunde, und der Grundſatz ſelbſt folgt aus einem ſubjectiven Urtheile. Eben ſo wenig wird jener objective Charakter feſtgehalten, wenn man in der Behandlung der Wiſſenſchaft von allen beſtimmten philoſophiſchen und dogmatiſchen Syſtemen abſtrahirt und eine ſogenannte unbefangene Betrachtungsweiſe anwendet; denn die letztere kann, für ſich betrachtet, nicht mehr auf Wahrheit Anſpruch machen als ein beſtimmtes Syſtem, und erweiſt ſich ſchon durch ihr Abſtrahiren von den verſchiedenen Syſtemen als einſeitig und ſubjectiv; vielmehr muß ein ſolcher Standpunkt gewählt werden, welcher alle Geſtalten des geiſtigen Lebens als Glieder eines großen Organismus betrachtet und jeden beſonderen Standpunkt als integrirendes Moment des Ganzen zu begreifen ſucht.

Um die bibliſche Religion im organiſchen Verhältniß mit der Religion überhaupt zu begreifen, müſſen wir zunächſt den Begriff und die Idee der Religion von ihren ſubjectiven Erſcheinungsformen unterſcheiden; denn nur die erſteren gehören eigentlich der Sphäre des Geiſtes und der allgemeinen Betrachtung an, die letzteren nur inſofern, als die Idee der Religion darin erſcheint und das ſubjective Menſchenleben durchdringt.

Die Religion iſt ihrem Begriffe nach die Vermittelung des unendliches Geiſtes in ſich, ein geiſtiger Prozeß, deſſen Inhalt das ewige Weſen iſt in der Beſtimmung des Geiſtes oder der Selbſtoffenbarung, und deſſen Form in dem Unter-

ſcheiden des Geiſtes von ſich ſelbſt und dem Aufheben dieſes Unterſchiedes beſteht, indem der unendliche Inhalt die Momente der Allgemeinheit, Beſonderheit und Einzelnheit durchläuft und ſich dadurch zu geiſtiger Lebendigkeit entwickelt. Das ewige Weſen, im Moment der Allgemeinheit oder des reinen Gedankens, unterſcheidet nämlich von ſich die Erſcheinungswelt, die äußere Natur und den endlichen Geiſt, als Moment der Beſonderheit, und ſetzt ſich mit dem endlichen Geiſte als concrete Geiſtigkeit indentiſch, im Moment der Einzelnheit. Dieſer ganze geiſtige Prozeß bildet eben ſowohl das Selbſtbewußtſein Gottes im Geiſte des Menſchen, als umgekehrt das Selbſtbewußtſein des menſchlichen Geiſtes in Gott; denn das Selbſtbewußtſein ſetzt den Unterſchied des Bewußtſeins und ſeines Gegenſtandes und eben ſo die Identität beider voraus. Das ewige Weſen, ſofern es ſich dem menſchlichen Bewußtſein manifeſtirt, iſt der Geiſt, und umgekehrt wird das menſchliche Selbſtbewußtſein, ſofern es den göttlichen Geiſt zum Inhalt hat, ſelbſt auf den Boden des Geiſtes erhoben. Der Begriff der Religion, zu geiſtiger Totalität entwickelt, das Selbſtbewußtſein Gottes im Geiſt der Gemeinde, und dieſer in Gott, iſt die Idee der Religion.

Die ſubjectiven Erſcheinungsweiſen der Religion in der Form des Gefühls, der Vorſtellung und des reinen Gedankens, ſetzen den Begriff der Religion voraus; ſie erſcheinen zwar dem Bewußtſein als unmittelbar gegebene, ſind aber bei wiſſenſchaftlicher Betrachtung nur aus ihrer Vorausſetzung zu erklären, und weiſen durch ihre eigene Dialektik darauf hin.

In der Gefühlsform iſt die Religion auf unmittelbare

Weiſe mit der Subjectivität zuſammengeſchloſſen, und die Vermittelung des Gedankens iſt in die einfache Qualität der unmittelbaren Lebenserfüllung aufgegangen. Der Form nach iſt dieſes Gefühl die reine Innerlichkeit des ſubjectiven Lebens, ſeinem Inhalt nach aber, wodurch die reine Innerlichkeit irgendwie beſtimmt wird, hat es Vorſtellungen und Gedanken als verſchwindende Momente in ſich, kann ſich nur durch ihre Vermittelung kundgeben, und geht daher in dieſelben über.

Der Inhalt des Gefühls wird in der Weiſe der Vorſtellung innerlich angeſchaut als Syntheſe des reinen Gedankens und der Sinnlichkeit, ſei es als Vorſtellung überhaupt, oder als Bild, Symbol, Allegorie, Mythus; die Begriffsmomente erſcheinen darin äußerlich gegen einander, die Form der Vorſtellung entſpricht ihrem geiſtigen Inhalt nicht, ſondern drückt ihn nur analogiſch und annäherungsweiſe aus, und weiſt damit auf den reinen Gedanken hin, als die allein adäquate Form des Geiſtigen.

Durch den reinen Gedanken wird die einfache Vorſtellung, welche als unmittelbar gegeben und vorausgeſetzt erſcheint, in ihre unterſchiedenen allgemeinen Beſtimmungen aufgelöſt; dadurch wird der Widerſpruch der einzelnen Vorſtellungen aufgezeigt und vermittelt, das Einzelne in Zuſammenhang geſetzt mit dem Allgemeinen, und zu einem Ganzen ſich gegenſeitig bedingender und begründender Gedankenbeſtimmungen vereinigt. Innerhalb des religiöſen Bewußtſeins ſelbſt iſt die Bewegung des reinen Denkens nur verſchwindendes Moment, zu ſelbſtſtändiger Stufe des Bewußtſeins ausgebildet erzeugt dieſelbe zuerſt die reflecti-

rende Betrachtung der Religion, welche die im Gefühle und und der Vorſtellung enthaltenen Gedankenbeſtimmungen der Religion durch Analyſe, Abſtraction, Comparation und äußere Syntheſe zu einem Gedankenſyſtem vereinigt; werden die verſchiedenen Gedankenbeſtimmungen aber innerlich vermittelt und zur Totalität des Begriffes entwickelt, ſo daß die Bewegung des Denkens denſelben geiſtigen Prozeß darſtellt, welchen der Inhalt der Religion ſelbſt durchläuft, Form und Inhalt ſich alſo entſprechen und ſchlechthin in einander aufgehen, ſo iſt der Unterſchied des Begriffes der Religion und ihrer ſubjectiven Erſcheinungsformen aufgehoben, und der bei den früheren Geſtalten des Bewußtſeins als Inneres zu Grunde liegende Begriff der Religion hat ſich erreicht und mit ſich ſelbſt zuſammengeſchloſſen. Dies iſt der Standpunkt des ſpeculativen Denkens.

Im menſchlichen Selbſtbewußtſein treten die Momente, welche den Begriff der Religion ausmachen, zu ſelbſtändigen Sphären auseinander, die aber wiederum aufeinander bezogen und identiſch geſetzt werden: das Moment der Allgemeinheit erſcheint als die Sphäre des Ewigen, Unveränderlichen, zu welcher ſich der menſchliche Geiſt, in der Form des Bewußtſeins, nur theoretiſch verhält; das Moment der Beſonderheit bildet die Sphäre der Erſcheinungswelt und des endlichen Geiſtes, und zugleich den Standpunkt des betrachtenden Subjectes, ſo lange es die Form des Bewußtſeins feſthält; das Moment der Einzelnheit hebt die Schranke der beiden erſteren auf, ſetzt die Einheit des Göttlichen und Menſchlichen in der Andacht, dem Glauben, dem Cultus und dem ſittlichen Leben, der Menſch verhält ſich darin

nicht blos theoretiſch, ſondern auch praktiſch und die Form des Bewußtſeins wird hier zum Selbſtbewußtſein, welches ſich in der geiſtigen Freiheit vollendet.

Da die Form des Bewußtſeins ſeinem Gegenſtande, der Erſcheinung des Göttlichen für daſſelbe, entſpricht, ſo ſind die verſchiedenen Stufen der Religion eben ſo viele Entwickelungsſtufen des Bewußtſeins, und können nur drei Hauptunterſchiede enthalten. Das Bewußtſein iſt nämlich zuerſt natürliches Bewußtſein in unmittelbarer Einheit des Geiſtigen und Natürlichen, und weiß das Göttliche in derſelben Beſtimmtheit als geiſtig-natürliche Subſtanz; das Bewußtſein unterſcheidet ſich zweitens von dem Natürlichen, ſetzt ſich als Subject, das ſich frei in ſich ſelbſt beſtimmend die Macht iſt über das Natürliche, welches unſelbſtändig, ideell erſcheint und als Mittel dem Zwecke dient. Das Göttliche wird daher ebenfalls in der Form freier Subjectivität geſetzt, welche ihren Zweck oder eine Vielheit von Zwecken in dem Aeußeren, Endlichen realiſirt; dieſe Seite des Endlichen iſt das endliche Selbſtbewußtſein, und der Zweck iſt ſelbſt ein endlicher, da die Subjectivität für ſich bleibt in abſtracter Unendlichkeit. Das Bewußtſein entwickelt ſich drittens zum Selbſtbewußtſein, Geiſt, unendlicher Subjectivität, verhält ſich zu ſeinem Unterſchiede als zu ſich ſelbſt, hat die Seite des Aeußeren überwunden und iſt in dieſer unendlichen Bewegung wahrhaft frei; das Göttliche wird daher ebenfalls als Selbſtbewußtſein, Geiſt, erkannt, welches ſich in ſeinem Anderen, dem endlichen Bewußtſein, ſelbſt erſcheint, und den abſoluten Zweck, ſeinen eigenen göttlichen Begriffsinhalt realiſirt, ſo daß die Seite der Realität Moment iſt in der

wahrhaft unendlichen Bewegung. Erſt in dieſer Weiſe iſt der Begriff der Religion vollſtändig zur Idee realiſirt, und dieſe Religion ſelbſt iſt daher die abſolute.

Die hiſtoriſche Erſcheinung einer Religionsſtufe ſtellt den Begriff derſelben dar, aber nur in der Totalität der erſcheinenden Momente. Der Anfang, die Entwickelung und der Untergang der endlichen Religionen, ſo wie der Anfang und die Entwickelung der abſoluten Religion kann daher auf empiriſchem Wege nicht wahrhaft begriffen werden; die einzelnen Erſcheinungen und beſonderen Geſtaltungen jeder Stufe erhalten vielmehr erſt ihre wahre Bedeutung durch ihren Zuſammenhang mit dem Allgemeinen oder als Momente des Begriffes.

Nach dem Bisherigen beſtimmt ſich der Begriff der bibliſchen Theologie als Wiſſenſchaft näher dahin, daß ſie die lebendige Bewegung der Hauptmomente der bibliſchen Religion darſtellt, ihres allgemeinen Begriffes, ihrer ſubjectiven und hiſtoriſchen Erſcheinung und ihrer Idee. Der allgemeine Begriff hat die Beſtimmung der Vorausſetzung oder des Princips, vermittelt aber die Erſcheinung; dieſe erſcheint als unmittelbar gegeben, iſt aber an ſich durch den Begriff vermittelt, hebt daher ihre Unmittelbarkeit auf und entwickelt ſich durch ihre eigene Dialektik zur Idee. Dieſer Kreislauf giebt der Religion den Charakter der freien Totalität und ihrer Darſtellung den Charakter der höheren Wiſſenſchaftlichkeit.

Mit der wiſſenſchaftlichen Dogmatik und Ethik hat die bibliſche Theologie die Form der begriffsmäßigen Entwickelung gemeinſam, unterſcheidet ſich aber von ihnen nach

ihrer hiſtoriſchen Seite, indem ſie nur die Geſtalt der bibliſchen Religion betrachtet, und zwar beide Stufen als ſelbſtſtändige Totalitäten, während jene auch die hiſtoriſche Entwickelung der bibliſchen Religion in der chriſtlichen Kirche als Moment umfaſſen, die bibliſche Religion ſelbſt aber nur als höhere Einheit in ſich aufnehmen, vom Altteſtamentlichen Standpunkte daher nur die wahren und damit chriſtlichen Momente.

Da die Form des Gegenſtandes mit der Form des betrachtenden Subjectes zuſammenfällt, ſo iſt die wahre Methode der bibliſchen Theologie, oder die Bewegung, wodurch die begriffsmäßige Darſtellung des Inhaltes für das Subject entſteht, zugleich die eigene Dialektik des Inhalts, vermöge welcher derſelbe die unmittelbare Weiſe ſeiner Erſcheinung zum Begriffe und zur Idee aufhebt. Die verſchiedenen ſubjectiven Akte der Methode, die Ausſcheidung, Beurtheilung, Verbindung und Darſtellung des religiöſen Inhalts der Schrift ſind daher auch Momente jener objectiven Dialektik und behaupten dadurch erſt ihren höheren wiſſenſchaftlichen Charakter.

Nach dem Begriffsunterſchiede der bibliſchen Religion zerfällt unſere Wiſſenſchaft in zwei Haupttheile, die Darſtellung der Religion des Alten und der Religion des Neuen Teſtamentes. Die beſonderen Entwickelungsſtufen der Altteſtamentlichen Religion, von denen wir nur zwei, die Stufe der Blüthe und des Verfalls, hiſtoriſch-genau verfolgen können, bilden untergeordnete Momente des erſten Theiles und verhalten ſich anders zu einander als zur Religion des Neuen Teſtamentes.

Die beſondere Gliederung unſerer Wiſſenſchaft wird beſtimmt theils durch das Verhältniß des allgemeinen Begriffes der Religionsſtufen zu ihrer hiſtoriſchen Erſcheinung, theils durch das Verhältniß, welches die drei Sphären zu einander haben, die von dem allgemeinen Selbſtbewußtſein umſchloſſen werden. Aus dem erſteren folgt die Eintheilung in einen allgemeinen und beſonderen Theil, aus dem zweiten die Eintheilung in drei unterſchiedene Sphären, die Sphäre des Objectiv-Göttlichen und Allgemeinen, die Sphäre der Endlichkeit und beſonderen Erſcheinung und die Sphäre des Selbſtbewußtſeins, worin die beiden erſteren Seiten identiſch geſetzt ſind.

Der allgemeine Theil der „Religion des Alten Teſtaments", der von der Geſchichte, dem Begriff, den Vorſtufen und den Hauptrichtungen der Altteſtamentlichen Religion handelt, gliedert ſich nach folgenden Sätzen:

Die Quellen für die ältere Geſchichte der Altteſtamentlichen Religion ſind aus der ſpäteren Sage gefloſſen und deshalb lückenhaft und unſicher; ſeit der Richterperiode und noch mehr ſeit dem davidiſchen Zeitalter gewinnt die Tradition einen hiſtoriſchen Charakter, läßt ſich aber mit völliger Sicherheit erſt ſeit dem achten Jahrhundert verfolgen auf dem Grunde der nun beginnenden prophetiſchen Schriften.

Die Geſchichte zeigt uns das hebräiſche Volk zuerſt als rohe Nomaden, in zwölf Stämme getheilt und durch Aelteſte geleitet. Sie wohnten im Lande Goſen an den Grenzen von Aegypten und Arabien, wurden aber durch die Bedrückungen der Aegypter bewogen, unter Moſe auszu-

wandern und ſich einen andern Wohnſitz aufzuſuchen. Längere Zeit zogen ſie unſtät in der arabiſchen Wüſte umher, bis ſie, durch die Vorzüge des Landes Kanaan gelockt, mehrere Eroberungszüge nach demſelben unternahmen, und nach der allmäligen Einnahme des Landes zu einem ackerbauenden Culturvolke umgeſchaffen wurden. Sowohl in Aegypten als während des Zuges durch die Wüſte war die Mehrzahl des Volkes dem Naturcultus, und zwar dem durch ganz Vorderaſien und Aegypten verbreiteten Geſtirndienſt ergeben. Moſe befeſtigte das Anſehen des älteren Nationalgottes, ſuchte den Dienſt anderer Götter zu verbannen, vergeiſtigte die natürlichen Elemente der Vorſtellung und des Cultus, und legte den Grund zu einem reineren ſittlichen Leben des Volkes. Einer Staatsverfaſſung war aber daſſelbe damals noch nicht fähig und auch die religiöſe Vorſtellung, welche wir in ſpäteren Zeiten antreffen, war nur im Keime vorhanden.

Die Richterperiode zeigt den Uebergang vom unſtäten Nomadenleben zu mehr geordneten rechtlichen und ſittlichen Verhältniſſen; ſie iſt ein Zeitalter des Werdens und des Kampfes von verſchiedenartigen Elementen, die noch nicht zur Ruhe und höheren Einheit gelangen, und, weil ſie keine allgemeinere Umgeſtaltung zulaſſen, auch kein hervorragendes Organ des Geſammtbewußtſeins hervorrufen. Mit den allmäligen Eroberungen und Anſiedlungen der Hebräer im Lande Kanaan war eine theilweiſe Vermiſchung mit den bisherigen Einwohnern verbunden, wovon dann auch eine Miſchung des allgemeinen Volksgeiſtes die Folge ſein mußte. Zu der veränderten Weiſe der Naturüberwindung, in welche das Volk mit der Anſiedelung einging, und zu den faſt

ununterbrochenen Kämpfen mit den älteren Einwohnern und den Nachbarvölkern kam daher noch eine veränderte Form des inneren Kampfes im Bewußtſein zwiſchen dem ideellen und natürlichen Prinzipe. Die Volksmaſſe ſchwankte zwiſchen dem Dienſte des Baal und der Aſtarte und zwiſchen der Verehrung Jehova's; die letztere erhielt ſich jedoch theils in reinerer Geſtalt, theils mit fremdartigen Elementen getrübt, und konnte dann in der Folgezeit mehr gedeihen, nachdem die Richterperiode, beſonders gegen ihr Ende hin, die nothwendigſten Vorausſetzungen eines höheren und reicheren Geſammtbewußtſeins gegründet hatte.

Da das Richteramt einen mehr zufälligen Charakter hatte und in den letzten Zeiten, wo es von dem Prieſter Eli und dem Propheten Samuel verwaltet wurde, nicht einmal alle Seiten des allgemeinen Willens repräſentirte, ſo entſtand im Volke das Bedürfniß einer fortdauernden weltlichen Herrſchaft. Durch die Macht der Umſtände wurde Saul zum Könige erhoben, und als ſeine Familie ſich nicht behauptete, David. Der letztere legte den Grund zu einem Staatsverhältniß und erhob die Macht des Volkes auf den Gipfel. Seine Eroberungen und noch mehr Salomo's Handel und Verbindung mit auswärtigen Völkern erweiterten den Geſichtskreis des Volkes und machten unter ihm einige Geiſtesbildung und Kunſt heimiſch. Die prophetiſche Wirkſamkeit hatte durch Samuel einen neuen Anſtoß erhalten, und Salomo's Tempelbau erhielt allmälig große Bedeutung für den Cultus und die religiöſe Symbolik. Eine theokratiſche Verfaſſung im eigentlichen Sinne des Wortes hat aber Samuel eben ſo wenig gegründet, als

David und Salomo einen Geſammtgottesdienſt. Das Zeitalter dieſer erſten Könige legte zwar den Grund zu dem ſpäteren religiöſen und ſittlichen Leben, aber auf mehr unmittelbare Weiſe; die Folgen konnten ſich erſt allmälig im ganzen Umfange entwickeln. Im Volksbewußtſein dauerte der Gegenſatz des höhern und natürlichen Princips fort, und das letztere erhielt mit dem erſtern zugleich Nahrung, zumal da Salomo den Götzendienſt begünſtigte.

Die nach Salomo's Tode eintretende Theilung des Reiches hatte zunächſt bloß politiſche Bedeutung, und bezweckte oder veranlaßte nicht unmittelbar auch eine religiöſe Oppoſition; allmälig bildete ſich aber die dem Keime nach ältere Differenz des religiöſen Lebens beider Reiche mit größerer Beſtimmtheit aus. In Israel und Juda dauerte im Allgemeinen der Kampf des ideellen Princips mit der kanaanitiſchen Naturreligion fort, beſonders mit dem älteren Baals- und Aſtarten- und dem Molochsdienſte, in beiden lebten und wirkten Propheten als Hauptorgane des höheren Geiſtes; die Entwickelung deſſelben wurde jedoch im Reiche Israel mehrfach gehemmt. Denn dieſes Reich ſtand den Einflüſſen des benachbarten Phönizien und Syrien mehr offen, und umfaßte Gegenden, in denen das hebräiſche Princip nie die Oberhand erhielt; es wurde innerlich von politiſchen Factionen zerriſſen, und der durch die Mehrheit der Stämme und Intereſſen bedingte Wechſel der Dynaſtieen war zuweilen mit einer religiöſen Oppoſition verknüpft, die unter Ahab ſogar in Unterdrückung des Jehovadienſtes ausartete; dem Cultus fehlte ein feſter Mittelpunkt und damit zugleich der religiöſen Vorſtellung das Subſtrat der höheren Einheit;

im Cultus ſelbſt wurde das natürliche Element fixirt, indem Jerobeam die Verehrung Jehova's unter dem Symbole des Stiers für die Folge ſanctionirte, und die Prieſterſchaft endlich konnte wegen des Mangels an Einheit und wegen ihrer Abhängigkeit von den wechſelnden Regentenhäuſern keine weſentliche Bedeutung erlangen. Das kleinere Reich Juda dagegen, in welchem ſich die davidiſche Familie auf dem Throne erhielt, und eine mit erblicher Würde bekleidete Prieſterſchaft dem Tempelcultus vorſtand, hatte darin, wie in ſeiner geographiſchen Lage und dem Uebergewicht der Hauptſtadt, eine feſtere Stütze der politiſchen und religiöſen Einheit; die Erinnerung an das davidiſch-ſalomoniſche Zeitalter erhielt das Bewußtſein der urſprünglichen Volkseinheit lebendig, und ließ dieſelbe als Poſtulat und Hoffnung hervortreten; der Tempelcultus, neben dem ſich freilich der Höhendienſt erhielt, begünſtigte die Richtung auf das Ideelle, und Hauptſtadt wie Tempel gaben der religiöſen Anſchauung einen feſten Mittelpunkt und Ausgangspunkt, ſo daß ſich, ungeachtet der innern Zerriſſenheit des religiöſen Lebens, die Vorſtellung von der Gemeinde entwickeln konnte, und die götzendieneriſchen Elemente als accidentiell erſchienen, während ſie im Reiche Israel die Subſtanz des Geiſtes angriffen. Die Entwickelung beider Reiche geſchah freilich nicht unabhängig von einander, und bot namentlich in der Anſchauung und Wirkſamkeit der Propheten ſo wie in der Ausbildung der älteren Volksſagen vielfache Berührungspunkte dar; im Allgemeinen erhielt ſich aber in Israel der religiöſe Geiſt der älteren Zeiten, der im davidiſchen Zeitalter noch das herrſchende Bewußtſein bildete, während das Reich Juda

einen ſtetigern Fortſchritt zum Höheren zeigt, ſo daß nach Verlauf des zehnten und neunten Jahrhunderts ſein Geiſt jener älteren Form ſchon mehr entfremdet war. Das Reſultat, welches die Geſchichte beider Jahrhunderte der Folgezeit überlieferte, war jedoch im Vergleich mit der ſpäteren Geſtaltung des Hebraismus einfach und abſtract, ſowohl in Anſehung der Vorſtellung als des Cultus und ſittlichen Lebens.

Seit dem achten Jahrhundert erhielt der hiſtoriſche und mittelbar auch der religiöſe Geſichtskreis der Hebräer eine veränderte Geſtalt, indem ſie von jetzt an in den Entwickelungsgang der großen aſiatiſchen Reiche hineingezogen wurden. Das Reich Israel ging in dem Conflict mit der aſſyriſchen Macht gegen das Ende des achten Jahrhunderts unter, Juda erhielt ſich während der aſſyriſchen Periode, und, obgleich in Abhängigkeit, erlitt es keine ſo weſentliche Erſchütterung ſeines volksthümlichen Bewußtſeins, wie ſpäter in der chaldäiſchen Periode. Die welthiſtoriſchen Begebenheiten traten als Momente in die Anſchauung der göttlichen Weltregierung und in die Dialektik des Bundes zwiſchen Jehova und ſeinem Volke ein, das negative Moment ging aber jetzt noch in der einfachen Glaubensgewißheit unter. Der innere Gegenſatz des höheren und natürlichen Princips trat in Juda immer beſtimmter heraus; denn hier wirkten erleuchtete Propheten, und fromme Prieſter bildeten die geſetzlichen Beſtimmungen weiter aus; auf der andern Seite erhielt aber auch der Naturdienſt neuen Zuwachs durch den ſeit dem Anfange des ſiebenten Jahrhunderts allgemeiner verbreiteten Sonnencultus. Der fromme König Hiskia

ſuchte den Höhendienſt aufzuheben, ſeine dem Götzendienſt ergebenen Nachfolger beſchützten ihn aber von Neuem, ſo daß er bis auf Joſia's Reform ungeſtört blieb. Indeß war im achten und ſiebenten Jahrhundert, bis auf Joſia's Zeitalter herab, die Subſtanz des religiös-ſittlichen Geiſtes vollſtändig entfaltet; da aber das Bewußtſein in lebendiger Production begriffen und mit ſeiner Wirklichkeit noch nicht zerfallen war, ſo hatte jener Geiſt noch die Form gediegener Einheit, ſchaute ſeinen Zweck noch nicht als gegenſtändliches Bewußtſein an, und ließ das Princip der Subjectivität und Moralität ſowie die abſtracte Reflexion in der ſittlichen Sphäre und im Cultus nicht beſonders hervortreten. Die letzteren Seiten bildeten ſich erſt ſeit dem Ende des ſiebenten Jahrhunderts beſtimmter aus.

Joſia unternahm auf dem Grunde eines jetzt anerkannten Geſetzbuches durchgreifende Cultusreformen, und ſuchte den Götzendienſt, welcher im Verlauf des ſiebenten Jahrhunderts überhand genommen hatte, gänzlich auszurotten. Der Staat offenbarte und gewann dadurch ein höheres Selbſtbewußtſein, und würde in einer ruhigeren Zeit ſein Princip in weiterer Ausdehnung realiſirt haben; er ging jedoch bald darauf bei der Schwäche und unbeſonnenen Politik ſeiner Machthaber in dem Conflict der chaldäiſchen Weltherrſchaft mit Aegypten zu Grunde. Jeruſalem und der Tempel wurden durch die Chaldäer zerſtört und das Volk in die babyloniſche Gefangenſchaft geführt. Da aber die Auflöſung des Staates nicht auf nothwendigem Wege erfolgte, daß ſein Princip ermattet wäre und ſich ſelbſt überlebt hätte, ſondern in äußerlicher und mehr zufälliger

Weiſe eintrat, und da das Volk durch die Verpflanzung ſeine volksthümliche Exiſtenz nicht gänzlich verlor, ſo wurde die ſchöpferiſche Macht des religiöſen Geiſtes dadurch nicht gelähmt, ſondern mit der Zeit noch erhöht. Die Maſſe des Volkes ſetzte zwar auch in der Fremde den Naturdienſt fort und erweiterte ihn durch Aufnahme verwandter Elemente, die theokratiſche Partei dagegen gab die Hoffnung der Wiederherſtellung des Staates nicht auf und war für ſeine Weiterbildung thätig. Die prieſterliche Richtung, welche ſchon etwas früher die Symbolik des Cultus zu höherer Bedeutung erhoben und theilweiſe fixirt hatte, bildete die Cultusformen im Gegenſatz zu früher herrſchenden Mißbräuchen weiter aus; die prophetiſche Begeiſterung dagegen erhob ſich, beſonders da das Ende der Verbannung herannahete, zur höchſten Idealität, welche auf altteſtamentlichem Standpunkte möglich war, und faßte das ſittliche Weſen der Religion und die weltgeſchichtliche Beſtimmung Israels in großartiger und klarer Anſchauung auf.

Cyrus ertheilte den Exulanten die Erlaubniß zur Rückkehr in's Vaterland und zur Herſtellung Jeruſalem's und des Tempels. Bald ſammelte ſich um Serubabel und Joſua ein bedeutender Theil des Volkes, vorzugsweiſe Bürger des ehemaligen Reiches Juda, zog nach Juda und ergriff Beſitz vom Lande, trotz der Feindſchaft der Nachbarvölker, die bisher Theile deſſelben ſich angeeignet hatten. Der Tempel wurde mit einzelnen Aenderungen nach dem Muſter des ſalomoniſchen hergeſtellt, und unter perſiſcher Oberherrſchaft ein Gemeinweſen gegründet, welches durch Statthalter und Richter auf der einen, und durch die Prieſterſchaft, den

Hohenprieſter an der Spitze, auf der anderen Seite geleitet wurde. Die weitere Organiſation deſſelben bewirkten im Laufe des fünften Jahrhunderts der Schriftgelehrte Esra, welcher eine zweite Schaar nach der Heimath geführt hatte, und Nehemia, der als Statthalter nach Jeruſalem ging. Die ſtrengen Maßregeln des Letzteren gegen ausländiſche Weiber veranlaßten die Gründung des ſamaritaniſchen Jehovacultus. Der frühere Götzendienſt verſchwand aus der neuen Colonie bald gänzlich, Cultus und Prieſterweſen wurden nach der geſetzlichen Norm eingerichtet, ſeit Esra den Grund zum Kanon des Alten Teſtaments gelegt, und allmälig auch Unterrichtsanſtalten in's Leben gerufen. Die prophetiſche Begeiſterung und Wirkſamkeit verlor dagegen ihren hiſtoriſchen Boden, und ging bald in die Form der betrachtenden Weisheit und der Reflexion über, worin das ideelle Princip ſeine letzte Vollendung erhielt. Der frühere Gegenſatz des äußeren Cultusweſens und der freien prophetiſchen Richtung erhielt nun die Geſtalt der Anhänglichkeit an den Buchſtaben des levitiſchen Geſetzes und der freien, ſelbſt über den Particularismus übergreifenden Reflexion. Dabei erhielt ſich die lyriſche Begeiſterung, und verſöhnte in ſich beide Gegenſätze.

Nachdem das perſiſche Reich durch Alexander den Großen zertrümmert, und auf die Kriege ſeiner erſten Nachfolger eine ruhigere Geſtaltung der Dinge erfolgt war, kamen die Juden ſeit dem Ende des vierten Jahrhunderts unter ptolemäiſche Oberherrſchaft, wo ſie unter der Leitung ihrer Hohenprieſter eine, beinahe ein Jahrhundert lange, ruhige und glückliche Periode durchlebten. Seit dem letzten Viertel

des dritten Jahrhunderts brachten die ſyriſch-ägyptiſchen Kriege manche Drangſale über das Volk, welche am höchſten ſtiegen, als der ſyriſche König Antiochus Epiphanes, durch abtrünnige Juden unterſtützt, den Verſuch machte, die jüdiſche Religion auszurotten und heidniſche Religion und Sitte an ihre Stelle zu ſetzen. Das jüdiſche Volk errang unter der Anführung der Makkabäer die Freiheit, und wurde ſeit Simon von unabhängigen Prieſterfürſten regiert. In religiöſer Hinſicht bildet dieſe ganze Periode den Uebergang der Altteſtamentlichen Religion zur ſpäteren Form des Judenthums. Die originelle Productivität des Geiſtes war bis auf einzelne Erſcheinungen der lyriſchen Begeiſterung und der reflectirenden Weisheit und einige nachgeborene prophetiſche Producte zu Grunde gegangen. In demſelben Grade, als die Hochachtung vor den überlieferten Denkmalen des älteren Geiſtes ſtieg, gewann auch das Studium und die Auslegung derſelben größere Bedeutung; und da auf der einen Seite der Inhalt wegen ſeiner endlichen Seite nicht allen Zeiten genügen konnte, und mit der Zeit ſelbſt unverſtändlich geworden war, auf der andern Seite aber die Fortentwickelung des gegenwärtigen Geiſtes nicht gehemmt werden konnte, ſo ſuchte man dieſen Gegenſatz durch die Ueberlieferung eines mündlichen Geſetzes und heiliger Sagen und durch eine grübelnde und allegoriſche Auslegung der heiligen Schriften auszugleichen. Seit dem Ende des dritten Jahrhunderts trat der Gegenſatz der freien Reflexion und der gläubigen Anhänglichkeit an die Ueberlieferung am ſchroffſten hervor, und rief auf der einen Seite die Ueberzeugung von der Eitelkeit der Dinge hervor, auf der andern

die Hoffnung von einer übernatürlichen Umgeſtaltung der irdiſchen Verhältniſſe. Dieſer Widerſpruch, den die Macht des religiöſen Geiſtes nicht mehr verſöhnen konnte, ſetzte ſich in der differenten Richtung der um dieſe Zeit entſtandenen Sekten der Sadducäer und Phariſäer fort. Nachdem die Einheit des altteſtamentlichen Princips dadurch gebrochen war, ſo wurde auch bald nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts der Kanon des Alten Teſtamentes geſchloſſen.

Der allgemeine Begriff der Altteſtamentlichen Religion wird durch folgende Sätze beſtimmt:

Der hiſtoriſche Verlauf der Altteſtamentlichen Religion ſtellt in der Totalität der erſcheinenden Momente den Begriff derſelben dar. Dieſer iſt aber als Princip der Erſcheinungen ſelbſt lebendige Bewegung, und ſchließt daher den Unterſchied der reinen Gedankenallgemeinheit und der ſtufenweiſen Realiſirung ſeiner Momente in ſich. Wir haben daher zuerſt den Begriff in reiner Allgemeinheit zu betrachten, und hierauf die Hauptformen der Erſcheinung als innere Bewegung des Begriffs, ſich in der Totalität ſeiner Momente zu ſetzen.

Gott iſt beſtimmt als reine Subjectivität, welche als die unendliche Macht alles Beſondere als Negatives ſetzt, und als abſolute Weisheit und Heiligkeit die Unterſchiede des Beſonderen zu einfacher in ſich concreter Identität zuſammenſchließt.

Die ſubjective Einheit enthält als concrete Identität den Unterſchied des Allgemeinen und Beſonderen in ſich. Das Setzen des Beſonderen in ſeiner Totalität iſt der Act der Weltſchöpfung. Der allgemeine Zweck erhält dadurch

beſtimmten Inhalt, geht aber aus der endlichen Beſtimmtheit in die einfache Einheit als ihre Vorausſetzung zurück.

Die Welt für ſich betrachtet iſt als eine Vielheit von Dingen geſetzt, welche gegen die Innerlichkeit des allgemeinen Begriffs äußerlich ſind, und in einem endlichen Zuſammenhange ſtehen. Da ſie aber an ſich der Verwirklichung des abſoluten Zweckes dienen, und die Form des Beſonderen wiederum in der Einen Macht verſchwindet, ſo wird auch die einzelne Exiſtenz unmittelbar auf den abſoluten Zweck bezogen, und das Zufällige und Nothwendige der Erſcheinungen nicht beſtimmt geſchieden.

Der allgemeine Zweck der Welt iſt das Selbſtbewußtſein der allgemeinen Subjectivität, und der weſentliche Boden deſſelben die vernünftige Natur des Menſchen, welche in der Erhebung zu Gott ihre abſolute Beſtimmung erreicht.

Der beſondere oder beſtimmte Zweck iſt die in der Individualität eines beſonderen Volkes geſetzte Einheit des allgemeinen Begriffes und der Exiſtenz, ein Verhältniß, welches in der Vorſtellung vom göttlichen Bunde und vom Bundesvolke ausgedrückt iſt.

Wegen der unmittelbaren Einheit des allgemeinen und beſonderen Zweckes iſt der reale Zweck für die menſchliche Subjectivität ein endlicher, und ihre Bewegung iſt nur formelle Freiheit.

Die in der Wirklichkeit oder im Selbſtbewußtſein geſetzte Identität der unendlichen und endlichen Subjectivität, ſowie des allgemeinen und beſonderen Zweckes hat den Charakter der Unmittelbarkeit, ſo daß die allgemeine Seite das ſchlechthin Beſtimmende iſt, die beſondere aber, um ihrer

Bestimmtheit willen, eben sowohl den endlichen Inhalt aufgiebt, als seine Bewegung in die allgemeine Seite hinüberträgt.

Die Offenbarung, als Inhalt und Form betrachtet, ist nach der subjectiven Seite des Selbstbewußtseins die unmittelbare Bestimmtheit der endlichen Subjectivität durch die allgemeine, und nach der objectiven Seite des Bewußtseins eine Vielheit solcher Bestimmungen, welche dem endlichen Willen als Norm gegenübertreten.

Die subjective Einheit beider Seiten, welche im Glauben stattfindet, unterscheidet sich im Cultus, theils als reine Erhebung der Andacht, theils als eine Reihe von Symbolen, welche die Vermittelung des Selbstbewußtseins äußerlich darstellen, aus der Besonderung aber nicht zu geistiger Totalität zusammengehen.

In der objectiven Sittlichkeit tritt das Moment des allgemeinen Willens in abstracter Weise heraus und schließt sich nicht organisch mit der Freiheit des Individuums zusammen. Die letztere wird jedoch auf dem allgemein-religiösen und dem moralischen Standpunkte anerkannt. Eine tiefere Durchbildung der verschiedenen Seiten blieb als Postulat übrig.

Die Entwickelungsstufen des Begriffes der Alttestamentlichen Religion sind bedingt durch das verschiedene Verhältniß, welches die Begriffsmomente zu einander hatten, und durch die ihm entsprechende Bewegung des Selbstbewußtseins. Hiernach lassen sich drei Hauptformen unterscheiden.

Auf der ersten Stufe ist der Begriff in einfacher Allgemeinheit gesetzt, und die geistige Individualität hat den Charakter des unmittelbaren Selbstbewußtseins, dem seine

inneren Unterſchiede noch nicht in objectiver Entfaltung gegenſtändlich geworden ſind.

Auf der zweiten Stufe geht die einfache Allgemeinheit des Begriffes in ihre beſonderen Momente auseinander, und das unmittelbare Selbſtbewußtſein ſchließt ſich zur objectiven Geſtalt des allgemeinen Bewußtſeins auf.

Der Begriff nimmt ſich auf der dritten Stufe aus der Beſonderung der Momente in die concrete Allgemeinheit zurück, das Selbſtbewußtſein vermittelt ſich mit dem objectiven Bewußtſein und erreicht in dem lebendigen Prozeß ſeiner Seiten die beſtimmtere Geſtalt des Selbſtbewußtſeins.

Da der Begriff der Altteſtamentlichen Religion zuerſt nur in einfacher Allgemeinheit geſetzt war und eine ſchon für ſich beſtimmte Welt des objectiven Geiſtes vorfand, ſo war damit eine Beziehung und ein Kampf beider Seiten gegeben, worin die Seite des natürlichen Bewußtſeins allmälig aufgehoben und zum verſchwindenden Momente der freien Subjectivität herabgeſetzt wurde.

Die Altteſtamentliche Religion als Reſultat des Kampfes beider Principien muß daher Elemente enthalten, welche nicht urſprünglich durch ihren Begriff geſetzt oder offenbart ſind, und ſich auch von den roheren Vorſtellungen innerhalb ihres eigenen Standpunktes unterſcheiden. Dieſe Elemente haben zwar ihre urſprüngliche Bedeutung verloren, laſſen ſie aber noch erkennen, finden ſich im Zuſammenhange der Naturreligion wieder und werden zum Theil noch von der hebräiſchen Sage in ihrer urſprünglichen Form mit dem Jehovadienſt in Verbindung geſetzt.

Aus der wahrſcheinlich ausländiſchen Grundform des

Namens Jehova kann der nicht-hebräiſche Urſprung des Altteſtamentlichen Princips nicht gefolgert werden, da es nicht zu erweiſen iſt, daß mit jenem Namen immer dieſelbe Vorſtellung verbunden geweſen wäre. Die innere Entwickelung des hebräiſchen Geiſtes im Vergleich mit der Religionsgeſchichte der benachbarten Völker ſpricht vielmehr dafür, daß der Begriff der altteſtamentlichen Religion nach ſeinem wahren Gehalte den Hebräern offenbart iſt.

Diejenigen Elemente, welche aus der früheren Naturreligion auf der erſten Entwickelungsſtufe des höheren Princips erhalten waren, hatten einen roheren Charakter und ließen die Seite des natürlichen Bewußtſeins beſtimmter hervortreten; andere dagegen, welche bei weiterer Ausbildung des Begriffs aufgenommen wurden, ſtreiften ſogleich die unmittelbare Natürlichkeit ab und traten in verklärter Weiſe in die Totalanſchauung ein. Bleibende Bedeutung erlangten faſt nur Elemente der medoperſiſchen Religion, womit die Religion Jehova's, wie es ſcheint, urſprünglich verwandt war; die der kanaanitiſchen Naturreligion eigenthümlichen Elemente hatten mehr praktiſche Bedeutung und wurden mit der Zeit gänzlich überwunden.

Die allgemeine Form, worin der Begriffsinhalt für das Bewußtſein Realität hatte, bildete die religiöſe Vorſtellung; das reine Denken war darin nur verſchwindendes Moment, und aus der Totalität der Vorſtellungen wurde kein beſtimmter Lehrgehalt gezogen, welcher der objective Ausdruck des allgemeinen Glaubens geweſen wäre.

Die Formunterſchiede in der Ausbildung des Princips betreffen nur untergeordnete Momente, oder ſie ſind mehr

als hiſtoriſche Entwickelungsſtufen des Begriffs, denn als beſondere Richtungen innerhalb deſſelben aufzufaſſen.

Gegen den Schluß des Altteſtamentlichen Kanon hin zeigen ſich Keime von weſentlich differenten Richtungen, welche zur Auflöſung des einfachen Princips führen mußten, aber erſt im ſpäteren Judenthume ausgebildet ſind.

Vatke folgt in ſeinen Unterſuchungen dem natürlichen Gang der Geſchichte, ſetzt eine vorläufige Kritik der Tradition voraus und benutzt ihre Reſultate, ſoweit dieſelben einen poſitiven Charakter haben. Bei manchen Büchern iſt freilich die Ausbeute ſo gering, daß ſie faſt nur als Zeugen für die Zeit gelten können, worin ſie geſchrieben oder worin ihre mündlichen und ſchriftlichen Quellen entſtanden ſind; wie dies namentlich beim Pentateuch, dem Buche Joſua, den Büchern der Chronika und Daniel der Fall iſt. Bei andern Büchern, beſonders wenn ſie Collectivſammlungen bilden, läßt ſich von den einzelnen Beſtandtheilen ſelten das Zeitalter mit Sicherheit beſtimmen. Nur die prophetiſchen Bücher, deren Verfaſſer und Zeitalter bis auf wenige Ausnahmen mit Sicherheit erwieſen werden können, gewähren der Religionsgeſchichte wie der Kritik des Alten Teſtaments überhaupt einen feſten Boden, beginnen aber erſt mit dem achten Jahrhundert, wo die religiöſe Anſchauung beinahe vollſtändig ausgebildet war. Setzt man nun voraus, daß die Principien und Reſultate der neueren Kritik, als deren Repräſentant de Wette betrachtet werden darf, im Ganzen richtig ſind, und läßt, einige lyriſche Producte abgerechnet, die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit der Hebräer etwa mit dem neunten Jahrhundert beginnen; erkennt man ferner den

mythiſchen Charakter der älteren Sage an, und entwickelt daraus nur ſo viele hiſtoriſche Momente, als die Probe der ſtrengen Kritik aushalten, ſo verſchwindet der magiſche Hintergrund, den die hebräiſche Geſchichte auf den erſten Blick hat, und es bleiben nur wenige feſte Punkte, die für die nun folgende Entwickelung des Volkes als Ausgangspunkte dienen können. Die hebräiſche Sage theilt hier das Loos aller Mythen, welche ſich zuletzt immer ins Unbeſtimmte verlieren und von dem empiriſchen Boden der Tradition in die innere Tiefe der Anſchauung abbiegen. Wollte man darin einen Vorzug finden, daß nur dieſes Volk ſeine Tradition in gerader Linie bis zur Schöpfung der Welt zurückgeführt habe, ſo würde man von vorn herein in denſelben Particularismus verfallen, deſſen ſich die Juden ſchuldig machten, als ſie ſpäterhin ihre älteren Volksſagen auf jene Weiſe deuteten. Je unbefangener und umſichtiger — und wahre Unbefangenheit fließt nur aus der Erkenntniß des Geiſtes, beſteht nicht in der unmittelbaren Aufnahme des empiriſch Gegebenen — man die älteren Sagen würdigt, um ſo bedenklicher erſcheint die Conſtruction der älteren Geſchichte im Einzelnen, ſo daß ſelbſt die kritiſche Anſicht in Feſtſtellung des Poſitiven öfters zu weit zu gehen ſcheint.

Das Reſultat der moſaiſchen Wirkſamkeit erſcheint nicht als ein fertiges Ganze, ſondern als Anfang und Ausgangspunkt einer höheren Entwickelung; die Elemente des Volksgeiſtes waren noch nicht verſöhnt, ſelbſt nicht im Bewußtſein des Moſe, ihr Kampf mußte daher fortdauern, und erſt allmälig konnten Vorſtellung, Cultus und ſittliches Leben das ideelle Princip durchbilden. Von jeder Seite

erſcheint die Richterperiode als Zeitalter der Vorbereitung und Gährung, die weder im ſittlichen Leben noch in der Anſchauung eine, auch mangelhaft gedachte, Totalität lieferte. Das davidiſch-ſalomoniſche Zeitalter drängt die Ueberzeugung auf, daß im Volksbewußtſein allerdings das ältere ideelle und ſittliche Princip der Altteſtamentlichen Religion feſtgehalten wurde, wenn auch nicht David und Salomo die Hauptrepräſentanten waren, daß aber jenes Princip, wenn man nach einem ſpäteren Maßſtabe alle unreinen und halbreinen Elemente von dem religiöſen Leben abtrennen wollte, ziemlich abſtract und unentwickelt war. Daſſelbe hatte ſich weder in den Beſitz der früher ſchon vorhandenen Kräfte des Volkslebens geſetzt, noch konnte es die mannigfaltigen Elemente, welche ſeit der Berührung mit auswärtigen Völkern eindrangen, ſogleich überwinden und zu verſchwindenden Momenten ſeines Geiſtes verklären. Dieſer Prozeß erfordert Jahrhunderte; genug, daß die Hebräer durch den bisherigen Lauf der Geſchichte zu einem Volke im eigentlichen Sinne des Wortes geworden waren und damit zugleich die Möglichkeit eines volksthümlichen Selbſtbewußtſeins erlangt hatten, und daß ſich die Verhältniſſe ſeit dieſem Zeitalter ſo geſtalteten, daß ſie jenes Selbſtbewußtſein der heidniſchen Welt gegenüber zu immer größerer Intenſivität entfalten und ihren geiſtigen Horizont, über das Fremdartige übergreifend, immer weiter ziehen und immer mehr von den trüben Nebeln der Naturmächte ſäubern konnten.

Betrachten wir den ganzen Sagenkreis, die ſtrenghiſtoriſchen Elemente, die wir aber mit Sicherheit nur bis an den Auszug aus Aegypten hinaufrücken müſſen, abge-

rechnet, als ein Werdendes und Lebendiges, als die Bewegung des Volksgeiſtes, ſich in ſeiner Welt zu orientiren und darin ſein volksthümliches Selbſtbewußtſein zu gewinnen, ſo muß der Sagenkreis eben ſo viele Stadien der Entwickelung durchlaufen ſein als das Selbſtbewußtſein, und kann die uns vorliegende Ausdehnung und Univerſalität erſt im Zuſammenhange mit der Ausbildung des idealen Univerſalismus überhaupt erlangt haben, alſo ſeit dem davidiſch-ſalomoniſchen Zeitalter. Die früheren Stadien können nur vermuthungsweiſe beſtimmt werden; nach den uns erhaltenen Elementen zu ſchließen, gingen ſie indeß nicht über die engeren Grenzen der eigenen Volksgeſchichte ſeit dem Auszuge aus Aegypten hinaus. Denn ſelbſt in der ſcheinbar particulariſtiſchen Sage von den Patriarchen hat das religiöſe und volksthümliche Element auf der einen Seite ſo univerſelle Beziehung, auf der anderen Seite einen ſo abſtracten, prophetiſchen Charakter, daß ſeine Geſtaltung nur aus dem concret-hiſtoriſchen Hintergrunde der nach-davidiſchen Zeit begriffen werden kann. Die hiſtoriſche Reihenfolge worin die beſonderen Sphären der Sage entwickelt wurden, ſtand überhaupt in umgekehrtem Verhältniſſe zu der zeitlichen oder lokalen Entfernung der Begebenheiten, und waren auch in der Richterperiode einzelne Elemente älterer Sagen vorhanden, ſo traten ſie vor der lebendigeren Bewegung der näheren Vergangenheit und der Gegenwart zurück. Am allerfrüheſten wurde die Sage von den Kämpfen und Wundern Jehova's bei der Einwanderung des Volks nach Paläſtina und während der Richterperiode ausgebildet; Dichter verſchönerten ihre Form, ihr Geiſt entſprach aber dem Boden

des damaligen ſittlichen Lebens, und war ſehr verſchieden von der ſpäteren Geſtaltung des Inhalts im Pentateuch und dem Buche Joſua. Weder das legislatoriſche noch das levitiſch-prieſterliche Element des Pentateuch konnte den Mittelpunkt der Sage bilden, weil es in der Volksentwickelung ſelbſt noch keine hervorſtechende Bedeutung erlangt hatte; eben ſo mußten die Wunder und Theophanien einen älteren und einfacheren Charakter haben. Als ſpäter das traditionelle Geſetz ſchriftlich aufgezeichnet, und durch immer neue Elemente erweitert und vervollſtändigt wurde, als auch der Cultus und das Prieſterthum eine andere Geſtalt gewann, und mit der Zeit der ganze Cyklus älterer und ſpäterer Geſetze und Gebräuche auf Moſe zurückgeführt wurde, mußte auch die ältere Sage einen ganz anderen Geiſt erhalten; die Umbildung geſchah aber gewiß nicht plötzlich und näherte ſich erſt ſeit dem ſiebenten Jahrhundert der gegenwärtigen Form des Pentateuch, ſo daß das achte Jahrhundert als Uebergangspunkt der einen Form zu der anderen anzuſehen iſt. Später als jene, aber früher als die letztere erhielt die Tradition von den Patriarchen im Allgemeinen die Form, in der wir ſie kennen, und wenn auch einzelne Züge, wie Abraham's Kriegszug, die eigenthümliche Geſtalt Melchiſedek's und ähnliche, auf ein ziemlich ſpätes Zeitalter hinweiſen, ſo fand man wenigſtens keine Veranlaſſung, die ganze Form der Sage nach einer ſpäteren Anſicht anzudeuten. Die Hauptmaſſe ſcheint vom zehnten bis zum achten Jahrhundert ausgebildet zu ſein; denn auf der einen Seite ſetzt die religiöſe Grundanſchauung, welche ſich durch die ganze Sage zieht, der Bund Jehovah's mit

ſeinen Verheißungen, das höhere Selbſtbewußtſein voraus, welches die Hebräer erſt mit dem davidiſch-ſalomoniſchen Zeitalter gewannen, wenigſtens konnten die verſchiedenen Seiten in der Vorſtellung des Bundes erſt jetzt die Form erhalten, welche ſie dort behaupten, und noch ſpäter konnten die verſchiedenen Hemmungen im Leben der Patriarchen, welche die Realiſirung der Verheißungen aufzuheben ſcheinen, aber durch beſondere Leitung Jehova's entfernt werden, zu Momenten der Grundanſchauungen verarbeitet werden; auf der anderen Seite ſchließen einzelne Züge ein ſpäteres Zeitalter aus, namentlich die typiſche Weihe, welche die Patriarchen durch ihren Cultus ſolchen Orten ertheilen, welche ſchon den jüdiſchen Propheten des achten Jahrhunderts für profan galten, Bethel, Sichem, Beerſeba, ferner einzelne ſpäter anſtößige Cultusformen, wie Jakob's Salbſtein, Abraham's Verſuchung, den Iſaak zu opfern, deren beſonderes paränetiſches Moment ſpäter bedeutungslos war und daher eine allgemeinere Beziehung erhielt, ferner Abraham's Geſchwiſterehe, manche Charakterzüge Jakob's, welche die eigentliche Volksſage als ihren urſprünglichen Boden verrathen, und der einen höheren ſittlichen Geiſt athmenden heiligen Sage ſpäter einverleibt wurden, weil ſie einmal vorhanden waren. Einzelne Elemente, wie die alte Sage vom Untergange Sodom's und Gomorra's, konnten von den Kanaanitern adoptirt und nach dem ſittlichen Geiſte des Hebraismus umgebildet werden. Dem Inhalte nach war dieſer Sagenkreis in beiden Reichen gleichmäßig vorhanden und ſtellte die allgemeine Einheit des volksthümlichen und religiöſen Selbſtbewußtſeins dar, der Form nach mußten

aber manche Seiten im Reiche Juda einen anderen Charakter annehmen, manche waren auch wohl hier allein ausgebildet, wie die Sage von Melchiſedek, und die gegenwärtige Form der ſchriftlichen Aufzeichnung rührt von jüdiſchen Schriftſtellern her. Die Nachbarvölker der Hebräer wurden gewiß früh in dieſen Sagenkreis gezogen; dagegen konnte der Verſuch einer weltgeſchichtlichen Orientirung erſt ſpät gemacht werden, und die Urgeſchichte und Kosmogonie muß zu den jüngſten Elementen der Sage gehören. Mehrere Züge derſelben, welche auf ein höheres Alterthum hinweiſen, namentlich in der Sage vom Paradieſe, von den Giganten und dem babyloniſchen Thurmbau, laſſen ſich nicht aus einem älteren hiſtoriſchen Standpunkte des hebräiſchen Bewußtſeins erklären, ſondern aus der ſpäteren Berührung mit dem Mythenkreiſe anderer Völker, woraus eine eigenthümliche Färbung der Anſchauungsweiſe hervorging. Den wirklich hiſtoriſchen Standpunkt der Hebräer, worauf die Naturreligion und der Polytheismus in den idealen Monotheismus überging, kennen wir gar nicht; ſo weit wir die Geſchichte zurück verfolgen können, ſind beide Principe im Volksbewußtſein gegeben, und wir können nur ihren Vermittelungsproceß beobachten. Ziehen wir von hier aus einen Schluß auf frühere Zeiten, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß das hebräiſche Bewußtſein auf irgend einer älteren Entwickelungsſtufe der Form, welche jene Sagen darſtellen, entſprochen habe. Denn das natürliche und polytheiſtiſche Element bildet darin nur ein Accidenz, welches zur Totalanſchauung nicht recht ſtimmt und ſich als fremdartiges Element verräth. Im Allgemeinen hielt die Ge-

ſtaltung des hiſtoriſchen Hintergrundes im Volksbewußtſein gleichen Schritt mit der weiteren Ausbildung und Fixirung der Vorſtellung überhaupt. In den älteren Zeiten bis etwa zum ſiebenten Jahrhundert war dieſelbe, ſoweit ſie nämlich dem höheren Princip angehörte, idealer, allgemeiner und freier, aber auch abſtracter; ſpäter wurde ſie immer reicher und concreter, zugleich wurde aber auch die endliche Seite in der Anſchauung wie im Cultus mehr fixirt, und was früher bewegliches Element des ſchöpferiſchen Geiſtes und dichteriſcher Anſchauung geweſen war, in die Schranken des reflectirenden Verſtandes gezogen. Dieſe Bewegung des Inhalts war auf der einen Seite allerdings ein Erſtarren der freien Thätigkeit des Geiſtes, auf der anderen aber durch eine höhere Nothwendigkeit bedingt, indem der Inhalt nur in ſolcher beſtimmteren Weiſe Bedeutung für das allgemeine Volksbewußtſein der Folgezeit erhalten konnte.

Die Vorſtellung von der Theokratie hatte ſeit dem achten Jahrhundert immer mehr Gehalt gewonnen und erreichte in dieſem Zeitalter ihre ideale Vollendung und eine ſolche Feſtigkeit und Gediegenheit, daß ſie in ſpäteren Zeiten, wo dem Bewußtſein der feſte Boden der Realität entrückt wurde, den abſtracten Einheitspunkt bildeten, um welchen ſich alle Wünſche und Hoffnungen drehten. Was nämlich die hebräiſche Vorſtellung von einem Nationalgotte, der zugleich Geſetzgeber und Herrſcher des Volks war, von den verwandten Vorſtellungen anderer orientaliſchen Völker unterſchied, das gab ihr auch die bewunderungswürdige Feſtigkeit, die ſpäterhin freilich bei einem großen Theile des Volkes in eitle Hartnäckigkeit ausartete; es war der ſittliche Inhalt

der Vorſtellung, der heilige Wille Jehova's, der an und für ſich über die ganze Sphäre des natürlichen und endlichen Daſeins erhaben war, und bei allen Drangſalen und Verkümmerungen des Volks die abſolute Macht behielt, ſich irgendwie Realität zu geben, deſſen Bethätigung vom Volke auch in allen Lagen anerkannt werden konnte, ſofern ja die Leiden ſich immer als Strafen oder Läuterungsmittel und Durchgangspunkte zu größerer Herrlichkeit anſehen ließen. War einmal die Vorſtellung von der Theokratie tief und lebendig ausgebildet, ſo konnte mit der Aufhebung des irdiſchen Staates und einer partiellen Zerſtreuung des Volkes die Macht ſeines religiöſen Bewußtſeins und ſeiner höheren Einheit nicht zerſtört werden, wenn nicht etwa eine gänzliche Vereinzelung der Individuen die Form des Selbſtbewußtſeins unmöglich machte. Die Macht des göttlichen Geſetzes, welche im Bewußtſein ſeiner erleuchteten Repräſentanten, namentlich der Propheten, die Totalität des Begriffes ſetzte, rief allmälig ein ideales Reich des Rechtes und der Sittlichkeit hervor, das ſein bewegendes Princip in dem Heiligen Iſrael's, ſeine Organe in den von Jehova begeiſterten Propheten und den vom Geiſt des Rechtes, der Kraft und der Milde beſeelten Königen, ſeine Realität aber nur in gebrochener Weiſe nnd mehr in der frommen Hoffnung als im wirklichen Staate hatte. Die Hauptorgane der theokratiſchen Idee waren die Propheten, deren Begeiſterung bis zum achten Jahrhundert herab allmälig die Klarheit und Gediegenheit gewonnen hatte, wie ſie zur Durchbildung ſo großartiger Anſchauungen nothwendig war. Die uns erhaltenen Werke der älteren Propheten ſtellen

die theokratiſche Geſinnung am einfachſten und tiefſten dar; die unmittelbare Weiſe der ekſtatiſchen Erregung war allmälig der höheren, ſelbſtbewußten Anſchauung gewichen, welche die Totalität umfaßte und auch den Zuſammenhang der hiſtoriſchen Verhältniſſe richtiger würdigte als die weltlichen Machthaber, der Conflikt des Staates rief eine höhere Begeiſterung hervor, und die weiter gediehene formelle Bildung des Volks veranlaßte ſie, öfter, als es früher geſchehen ſein mochte, ihre Reden aufzuzeichnen und als bleibendes Zeugniß der Nachwelt zu hinterlaſſen. Die hebräiſchen Propheten gewinnen bedeutend, wenn man zu ihrer Beurtheilung die richtigeren kritiſchen Anſichten über das Zeitalter der hebräiſchen Literatur mitbringt. Kehrt man die Geſchichte um, und macht den Pentateuch in vorliegender Geſtalt zum älteſten Buche des Alten Teſtaments, ſo fällt die Originalität auf dieſe Seite, und man muß ſich wundern, daß die älteren Propheten ſeinen Inhalt nicht gründlicher und umfaſſender anzuwenden wußten und nie darauf zurückkamen, um manche Sitten und Gebräuche mit Einem Schlage als den eigenen Worten Jehova's ſtracks zuwiderlaufend zu erweiſen. Läßt man dagegen das Geſetz allmälig entſtehen, ſo fällt das Originelle weit mehr auf die Seite der Propheten, und ihre Erſcheinung erweckt die größte Bewunderung und Verehrung. Man ſieht bei ihnen, wie ſie auf der einen Seite allerdings die ſittliche Subſtanz des Volksgeiſtes zur Vorausſetzung haben, auf der andern aber das wahrhaft Allgemeine, die Idee der Theokratie im Kampfe mit den Verhältniſſen erringen; bei ihnen die Unruhe des Strebens und Schaffens,

die Macht des göttlichen Geiſtes, welche widerſtandslos ihre Organe ergreift und heiligt, im Pentateuch die Ruhe des Reſultats, die einfache Selbſtgewißheit, welche den Kampf überwunden hat und nur in den paränetiſchen Elementen den prophetiſchen Boden betritt. Uebrigens bürgt die Klarheit und Gediegenheit der prophetiſchen Reden wie auch die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und die beſonnene und umfaſſende Wirkſamkeit der Propheten dafür, daß man unter den Individuen dieſes Zeitalters, deren Werke uns erhalten ſind, und anderen dieſen ähnlichen, keine fortwährend in Ekſtaſen ſchwebende Hellſeher zu denken habe. Eine ſolche Form des Allgemeinen, wie jene Schriften ſie darſtellen, kann überhaupt nicht aus der Ekſtaſe erklärt werden, ſondern nur aus einer höheren Form der Erleuchtung, welche die unmittelbare Form der ekſtatiſchen Erregung überwunden hat. Merkwürdig iſt es, daß die Prophetenvereine, welche wir im vorigen Zeitalter antrafen, ſpurlos aus der hebräiſchen Geſchichte verſchwinden. Am Ende des neunten Jahrhunderts ſcheinen ſie ſchon in Verfall gekommen zu ſein; wenigſtens waren ſolche Reden, wie ſie Amos in Bethel hielt, im Reiche Iſrael wohl nicht gerade häufig. Das höhere Bewußtſein des Zeitalters hatte ſich abſolut über die Idololatrie erhoben und machte keinen Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen Bedeutungen und Beziehungen, die man dem Bilde gab, denn als Idole fielen alle in dieſelbe Kategorie und traten dem idealen Jehovacultus als feindlich gegenüber. Es läßt ſich zwar nicht evident erweiſen, daß es in dieſem Zeitalter noch Jehovabilder in Juda gegeben habe, es iſt aber höchſt wahrſcheinlich, ja ſo gut als gewiß, denn ſie

waren früher vorhanden und beſtanden im Reiche Iſrael noch im achten Jahrhundert. War Juda, wie Jeſaia angiebt, voll Götzen, ſo mußten auch Jehovabilder darunter ſein; denn Jehova mußte bei der Mehrzahl des Volks, ſelbſt bei den Götzendienern, für den mächtigſten oder doch einen ſehr mächtigen Gott gelten, deſſen Schutz man ſich wenigſtens nebenbei verſchaffen wollte. Geſchah dies nun überhaupt durch Idole, die man als gegenwärtige Götter anbetete, ſo wäre es unbegreiflich, daß Jehova nicht in dieſen Kreis gezogen, oder vielmehr, daß er nach dem Muſter der Tempelſymbolik ganz davon ausgeſchieden wäre. Das Verbot der Idololatrie bei Moſe behauptet ſchon den höheren Standpunkt, da es jedes Idol als anderen Gott Jehova gegenüberſtellt, und kann in dieſer Form ſchwerlich weit über das achte Jahrhundert hinaufreichen. Die negative Beziehung auf die drei Regionen der Welt, Himmel, Erde, unterirdiſche Gewäſſer, iſt wahrſcheinlich ſtreng zu faſſen, ſo daß in der erſten Beziehung Abbildungen von Sonne, Mond, Planeten, Zeichen des Thierkreiſes, in der zweiten Stier- und Menſchenbilder, in der dritten vielleicht die Schlange, welche Hiskia zertrümmerte oder die Fiſche des Thierkreiſes 5. Moſ. 4, 18 ausgeſchloſſen ſind. In daſſelbe Zeitalter mag das Gebot des Moſe von der Ausrottung der kanaanitiſchen Götter fallen; ebenſo die Erzählung vom goldenen Kalbe.

Was den Cultus betrifft, ſo ſetzen die polemiſchen Beziehungen der älteren Propheten voraus, daß das allgemeine Bewußtſein und das göttliche Recht darüber noch nicht beſtimmt fixirt war. Das achte Jahrhundert muß als Uebergangspunkt des älteren unbefangenen und unreflectirten

Cultus zu der ſpäteren Form angeſehen werden. Ein merkwürdiges Beiſpiel von dem Einfluſſe, den die Naturreligion und im Beſondern der Sonnendienſt auf Gebräuche und Vorſtellungen der Jehovareligion ausgeübt hat, liefert uns das Paſſa, das uns recht deutlich erkennen läßt, wie viele Seiten der hebräiſchen Tradition, die man öfter in ein hohes Alterthum hinaufrückt, von den ſpäter herrſchenden Sitten abhängig waren. Das Paſſafeſt war übrigens das erſte aus dem Cyclus der drei älteren Natur- und Erndteſeſte, welches eine Beziehung auf die ältere Nationalgeſchichte erhielt; das Laubhüttenfeſt folgte darin erſt in einer ſpäteren Periode nach. Wie daher die ältere Tradition erſt allmälig die ſpätere Geſtalt erhielt, ſo traten auch in den Cultus und damit in das gegenwärtige Bewußtſein des Volkes ihre Seiten erſt nach und nach ein. Einen umgekehrten Gang darf man nicht annehmen, weil man damit nicht blos der allgemeinen Analogie ſtufenweiſer Fortbildung zuwiderlaufen, ſondern auch die Bedeutung verkennen würde, welche Feſte im Volke behaupten, wenn ſie einmal gegründet ſind. Gerade auf dieſem Gebiet iſt nur ein allmäliges Anwachſen, nicht aber ein Abnehmen der feſtlichen Zeiten natürlich und begreiflich. Was die innere Form des Cultus betrifft, ſo hatte ſie ſchon gegen das Ende des achten Jahrhunderts bei dem beſſeren Theil des Volks die höhere Weihe erhalten, welche einem großen Theil der Pſalmen eigen iſt.

Bei Beurtheilung des Einfluſſes, den das Exil auf die Annahme oder Ausbildung einzelner Mythen und Vorſtellungen ausübte, müſſen wir von vorn herein alle zu ſchroffen Uebergänge und die Meinung ausſchließen, daß

das ganze Volk mit andern Vorſtellungen in die Verbannung gegangen, mit andern daraus zurückgekehrt ſei. Die Verpflanzung des Volkes kann die Aufnahme neuer Vorſtellungen nur beſchleunigt, nicht eigentlich veranlaßt haben. Dies gilt namentlich von ſolchen Elementen, welche wir mit Wahrſcheinlichkeit bei den Babyloniern ſelbſt vorausſetzen, und unmittelbar von ihnen zu den Hebräern hinüberleiten dürfen, alſo von den Sagen von der Fluth, vom babyloniſchen Thurmbau und der Sprachverwirrung, von den gefallenen Götterſöhnen, den Erzvätern vor der Fluth und der Weltbildung durch Elohim. Andere Elemente dagegen, welche aus der Religion der Magier ſtammen, die um die Zeit des Exils durch Zoroaſter reformirt wurde, ſcheinen erſt im Exil ſelbſt und ſpäter zu den Hebräern gekommen zu ſein, namentlich die Vorſtellung vom Satan und den Dämonen, von der Auferſtehung der Todten und vom Weltgericht. Wir kennen freilich das Verhältniß nicht näher, worin die babyloniſche Religion mit dem alten Magierglauben ſtand. Das Zeitalter von Zoroaſter's Reform kommt dabei weniger in Betracht, da es anerkannt iſt, daß der Reformator keine neue Religion ſchuf, was ja auch keinem Individuum möglich iſt, ſondern die alte Naturreligion und die phyſiſchen Mythen nur vergeiſtigte und ins Moraliſche umdeutete. Manche Mythen, wie die Sage von der Weltſchöpfung und vom Paradieſe, ſcheinen die Babylonier ſchon früher aus der Magierreligion erhalten zu haben; ſie ſind nämlich nicht urſprünglich babyloniſch, namentlich die zweite, welche Iran als ihr Vaterland deutlich verräth, müſſen aber ſchon bei den Babyloniern geweſen ſein, bevor ſie von den He-

bräern adoptirt wurden, weil ſie integrirende Elemente der ganzen Urſage bilden. Dagegen iſt es nicht wahrſcheinlich, daß die Vorſtellungen vom Satan (die Schlange in der Paradieſesſage abgerechnet), von der Auferſtehung der Todten und dem Weltgerichte allgemeineren Eingang in Babylonien und Meſopotamien gefunden haben; die dualiſtiſche Anſicht und deren Verſöhnung konnte ſich weit eher an die hebräiſche als an die babyloniſche Religion anſchließen, da ſie eine urſprüngliche Einheit vorausſetzt, und in der babyloniſchen Religion ſchon ein anderer Gegenſatz des Princips ſtattfand. Wie man aber auch immer die Vermittelung denken mag, ſo iſt ſo viel gewiß, daß die Hebräer die angegebenen Vorſtellungen um die Zeit des Exils aufnahmen, und die Meinung der Gelehrten, welche dieſelben lieber durch innere Entwickelung oder durch göttliche Offenbarung im hebräiſchen Volke möchten entſtehen laſſen, wird hinlänglich widerlegt durch die mancherlei empiriſchen Elemente, welche den eigentlich religiöſen ankleben und dadurch unwiderleglich den ausländiſchen Urſprung beider kundgeben. Selbſt die Vorſtellung vom Satan hat man von unmittelbarer Eingebung abgeleitet (wie noch Knapp, Keil u. A.), und öfter gemeint, daß die göttliche Vorſehung gerade zu einer Zeit dieſe Lehre offenbart habe, als die Iſraeliten mit den Perſern in Berührung gekommen ſeien. Dann wäre es aber unnöthig geweſen; man ſieht wenigſtens nicht ein, warum es dann nicht lieber im Anfange des Exils als am Ende geſchah, und warum die Propheten des Exils die Vorſtellung noch nicht kennen. Die dogmatiſche Vorausſetzung jener Annahme beſteht in einer ganz äußerlichen Anſicht

von der Offenbarung und in einer falſchen Entgegenſetzung des Offenbarten und Empiriſchen. Dem Begriffe nach kann das Böſe und der Satan gar keinen Inhalt der Offenbarung bilden, weil beide in das Moment der Endlichkeit fallen; dagegen kann die Offenbarung den Satan, wenn er einmal gegeben iſt, erkennen und bekämpfen lehren. Wir müſſen auch die inneren Anknüpfungspunkte im hebräiſchen Bewußtſein aufſuchen; denn der Erfahrungsſatz, daß die Juden, ſoweit wir die Geſchichte verfolgen können, von allen Völkern, mit denen ſie in Berührung kamen, ſich einzelne Momente, und nicht immer gerade die beſten, angeeignet haben, erklärt die Sache nicht hinlänglich, da ja eben die Frage entſteht, wie ein Volk ungeachtet ſeines höheren Princips Elemente von untergeordneten Stufen aufnehmen konnte. Bei den Mythen über die Urgeſchichte liegt es am Tage, daß ſie eine wirkliche Ergänzung und den nothwendigen Hintergrund der hebräiſchen Volksſage bildeten, von den Hebräern ſelbſt aber nicht ſelbſtſtändig erfunden werden konnten, weil dazu ein größerer Völkerverein und eine frühe anſäſſige Lebensart erforderlich iſt. Dazu kam, daß Iran und Babylonien das wirkliche Mutterland der kanaanitiſchen Stämme bildeten, daß daher auch die dortigen Sagen von dieſen als die ihrigen betrachtet werden konnten, um ſo mehr, wenn ſie als hiſtoriſch angeſehen wurden, und nur der Nachhülfe der religiöſen Auffaſſung bedurften. Die letztere trug nun zwar den hebräiſchen Monotheismus in die Urgeſchichte zurück, verwiſchte aber das urſprüngliche Gewand der Sage nicht gänzlich, indem die Mehrheit von Göttern, welche darin thätig war, leicht nach dem Verhältniſſe, worin

Jehova zu ſeinen Boten ſtand, umgedeutet werden konnte. Denn die ältere ſymboliſche Vorſtellung von den Engeln Gottes ging um dieſelbe Zeit und durch Vermittelung der Sternengeiſter in die ſpätere Anſchauung von den Götterſöhnen über. Der früher nur von Jehova bewohnte Himmel wurde ſo durch eine Menge höherer Geiſter bevölkert, ob die letzteren emanirt oder geſchaffen ſeien, wurde nicht gefragt, ſie waren eine gegebene Vorſtellung, und ihre Sohnſchaft in Beziehung auf Jehova drückte im Allgemeinen ihre überirdiſche und übermenſchliche Natur und ihre Unterordnung unter Jehova aus. Im Anfange des Exils, aber noch vor der Zerſtörung Jeruſalems, finden wir bei Ezechiel die erſte Spur von ſieben beſonderen Engeln Jehova's, nach der heiligen Siebenzahl der Planeten, von denen ſechs als Würgengel, einer aber als Aufſeher in leinenem Prieſtergewande vorgeſtellt iſt, woran ſich die ſpätere Vorſtellung von der äußeren Erſcheinung der Engel anſchloß. Dieſe ſieben Männer entſprechen zwar nicht völlig den ſpäteren Erzengeln, die Schilderung iſt aber inſofern von Wichtigkeit, als ſie das Allmälige der Uebergänge zeigt. Weniger durch die ältere Vorſtellung vermittelt war die Aufnahme böſer Geiſter, namentlich des Satan. In dem Magierglauben entwickelte ſich die Vorſtellung von Ahriman und ſeinen böſen Geiſtern offenbar aus der älteren Anſchauung des Naturproceſſes, namentlich der Kämpfe des Sonnengottes mit den Mächten der Nacht und des Winters, und das Schlangenſymbol Ahriman's weiſt noch auf die Schlange am Himmel als Zeichen des Herbſtes hin, womit der Sonnengott den Kampf beſteht. Bei den älteren Hebräern fanden

wir in der Vorſtellung von Jehova's Heerſchaaren einen Anklang an jene Anſchauung; allein das Moment des Gegenſatzes trat darin nicht zu größerer Selbſtſtändigkeit hervor, wenigſtens nicht in der Sphäre des reinen Jehovaglaubens, obgleich wir es als möglich, ja als wahrſcheinlich annehmen dürfen, daß der ſpätere Sonnendienſt auch dieſe Seite mehr hervorhob, aber in phyſiſcher, nicht in moraliſcher Bedeutung. Als dagegen die Vorſtellung vom Satan in die Religion Jehova's aufgenommen wurde, war das natürliche Element vor dem ſittlichen ſchon in den Hintergrund getreten, ja die Hebräer faßten zuerſt den Gegenſatz der Principe ſo wenig als einen allgemeinen, alſo als Dualismus, auf, daß ſie den Fremdling zuerſt unter den Himmelsbürgern auftreten und Jehova in Allem gehorchen ließen. Dies führt darauf, daß der Satan aus dem von Zoroaſter ſchon reformirten Magierglauben und am Ende des Exils aufgenommen wurde. Wie aber die moraliſche Auffaſſung des Gegenſatzes im Magierglauben dem Keime nach gewiß viel älter war, ſo konnten auch zu den Hebräern ſchon etwas früher verwandte Vorſtellungen gelangen, wie die von der Verführung der erſten Menſchen durch die Schlange, von den gefallenen Götterſöhnen, welche Rieſen erzeugten, Vorſtellungen, welche wahrſcheinlich durch die Vermittelung der Babylonier zu den Hebräern kamen und daher die Vorſtellung von böſen Geiſtern, namentlich bei der Schlange, nur verſchleiert enthielten. In halbverſtandenen Mythen konnten ſich dieſe fremdartigen Elemente am leichteſten Eingang verſchaffen. Noch leichter konnte ſich der Volksglaube die dämoniſchen Waldteufel und Kobolde

aneignen, welche die Wüſten bewohnen ſollten, und in dieſer Geſtalt den Uebergang bilden zu der ſpäteren Vorſtellung von den Dämonen. Solche Mythen und Meinungen hatten zuerſt für das praktiſch-religiöſe Bewußtſein geringe oder gar keine Bedeutung; ſie bildeten in der Totalanſchauung ein loſes und bewegliches Element, das dem ganzen Volke wohl äußerlich bekannt ſein mochte, zum eigentlichen Glauben aber ſowohl im Exil als auch ſpäterhin noch nur bei einem Theile deſſelben erhoben wurde. Selbſt bei nachexiliſchen Schriftſtellern fehlt jenes Element oft gänzlich, oder Satan erſcheint nur in äußerlicher Anſchauung als Repräſentant des Feindſeligen, ohne als wahrhaft allgemeine Macht gewußt zu werden. Da die Ueberzeugung von der abſoluten Einheit Jehova's ſich längſt innerlich vertieft und befeſtigt hatte, ſo konnte man unmöglich den Dualismus in ſeiner ganzen Strenge aufnehmen; ja ſelbſt der Dichter des Hiob ließ ihn bei der eigentlichen Löſung ſeines Problems ganz zur Seite liegen, woraus recht deutlich hervorgeht, wie die ganze Anſchauung nicht durch innere Dialektik des Selbſtbewußtſeins und Objectivirung der allgemeinen Sündhaftigkeit und Schuld entſtanden, ſondern durch äußere Einflüſſe aufgenommen war. Es mußten noch mehrere Jahrhunderte verlaufen, bis der Satan zum inneren und nothwendigen Moment in der jüdiſchen Vorſtellung werden konnte. Um ſo befremdender erſcheint es, daß ſchon im Exil, oder wahrſcheinlicher, kurze Zeit nach demſelben, eine verwandte Vorſtellung in den Cultus aufgenommen wurde. Denn Aſaſſel, zu dem am großen Verſöhnungstage ein mit der Schuld des Volks beladener Bock (Herodot 2, 39) in die Wüſte

getrieben werden ſollte, iſt offenbar als böſer Dämon vorgeſtellt, und entſpricht, da er als Einzelweſen und dennoch als Repräſentant des allgemeinen Schuldbewußtſeins erſcheint, wahrſcheinlich dem Satan. Der letztere Name iſt nicht gebraucht, entweder weil die hebräiſche Benennung jenes Weſens noch ſchwankte, und die ganze Vorſtellung auf hebräiſchem Standpunkte noch nicht abgerundet war, oder weil die Geſetzgeber mit Abſicht den ſpäter aufgekommenen Namen vermieden, um nicht dadurch den jüngeren Urſprung der ganzen Ceremonie zu verrathen. Näher betrachtet iſt aber auch hier das dualiſtiſche Element ganz äußerlich aufgefaßt, ſofern der Cultus weiter keine Vorkehrungen durch Luſtrationen oder Gebete gegen jene feindliche Macht trifft, ſondern bei dem einfachen Bekenntniß ſtehen bleibt, daß die Geſammtſchuld eigentlich etwas dem Volke Aeußerliches ſein, und auf jenen äußeren Repräſentanten derſelben abgeleitet werden ſolle. Mehr praktiſchen Einfluß gewann, wie es ſcheint, die dualiſtiſche Anſicht auf die Weiterbildung und Vollendung des Syſtems der leviti-ſchen Reinheit, indem hier die ſtrengere Scheidung von reinen und unreinen Thieren und die gehäuften Luſtrationsgebräuche wohl nicht ohne Einfluß der perſiſchen Anſicht entſtanden ſind. Dieſe Weiterbildung geſchah indeß auf dem Grunde der älteren aus dem ſittlichen Geiſte des Hebraismus ſelbſt hervorgegangenen Vorausſetzung, daß die innere Reinheit ſich auch äußerlich darſtellen müſſe, und kann daher nicht als ein Zurückſinken auf den Standpunkt der Naturreligion angeſehen werden. Was die Vorſtellung von der Auferſtehung der Todten betrifft, ſo konnte ſie in

dem Zuſammenhange, welchen ſie in der perſiſchen Weltanſchauung einnahm, nicht ſogleich in den Kreis der hebräiſchen Vorſtellungen aufgenommen werden; denn es fehlte hier der phyſikaliſche und dualiſtiſche Anknüpfungspunkt. Eben ſo wenig konnte ſie dieſem Boden enthoben und zur bloßen Hoffnung der Unſterblichkeit der Seele verklärt werden, da das Princip der Subjectivität eben erſt angefangen hatte, ſich zu entwickeln, und die wahrhafte Unendlichkeit des Geiſtes noch nicht zum Bewußtſein gekommen war. Dagegen bot die meſſianiſche Hoffnung, wie ſie ſich im Laufe der Zeit immer mehr zu einem beſtimmten Bilde geſtaltet hatte, ein Analogon dar zur perſiſchen Erwartung des goldenen Zeitalters und der Aufhebung der Gegenſätze im wirklichen Daſein. Die Hoffnung hatte hier freilich eine naturphiloſophiſche, dort bloß eine theokratiſche Baſis, beide Seiten ließen ſich aber mit der Zeit combiniren, und die Erwartung der Auferſtehung konnte zunächſt wenigſtens als unbeſtimmt-dichteriſche Anſchauung einer wunderbar zu bewirkenden Vereinigung der Mitglieder des theokratiſchen Staates auftreten. Weiter ging freilich die Combination in der Periode des Exils noch nicht. Erſt ein ſpäteres Zeitalter konnte die verſchiedenen Seiten der perſiſchen Vorſtellung auf die Zukunft der Theokratie übertragen. Die Beſtrafung der feindlichen Mächte der Höhe, die wirklich gedachte Auferſtehung der Todten, die Vernichtung des Todes für immer, und die Stiftung eines Gottesreiches auf Erden in ewiger Herrlichkeit. Von den ſpeculativen Elementen jener Anſchauung konnten ſich an die alt-hebräiſche Lehre am leichteſten diejenigen anſchließen, welche ſich auf

rein ideellem Boden hielten, wie die Vorſtellung von Ormuzd's Schöpferwort, welches vor der Weltſchöpfung von dem in Herrlichkeit Verſchlungenen ausgeſprochen wurde und noch ausgeſprochen wird, und als das reine, ſegensreiche Princip fortwirkt. Die ſpeculative Auffaſſung der göttlichen Weisheit in den Sprüchwörtern und im Hiob weicht in formeller Hinſicht ſo weit von der althebräiſchen ab, daß man ſie ſchwerlich bloß aus der inneren Fortbildung des hebräiſchen Princips erklären kann, zumal da ſpeculative Thätigkeit im eigentlichen Sinne des Wortes weniger im Charakter des jüdiſchen Volkes lag, und auch in ſpäteren Jahrhunderten von außen angeregt wurde. — Alle dieſe Einflüſſe, welche größtentheils auf den Parſismus zurückgehen, vermittelten ſich allmälig mit der älteren Jehovareligion, und das Zeitalter des Exils bietet nur erſt die Keime dar von dem großen Aſſimilationsproceſſe, wodurch mit der Zeit die Hauptmomente perſiſcher Religion und Weisheit in's Judenthum und durch deſſen Vermittelung in's Chriſtenthum aufgenommen wurden.

Im perſiſchen Zeitalter wird die äußere Geſchichte der Juden lückenhaft und einſeitig, da die Bücher Esra und Nehemia, welche durch die Hand des ſpäteren Chroniſten gegangen ſind, nur einzelne Momente erzählen, auch einen einſeitigen levitiſchen Geſichtspunkt verfolgen und in mehreren Beziehungen unzuverläſſig ſind. Indeß für die Religionsgeſchichte iſt der Mangel an Nachrichten nicht von ſo großer Bedeutung, wie es bei der älteren Geſchichte der Fall war. Denn das religiöſe Princip war nach ſeinen Hauptmomenten ausgebildet, und die nacherziliſchen Zeitverhältniſſe übten nur

auf die Form einzelner Vorſtellungen Einfluß aus. Der Götzendienſt verſchwand faſt gänzlich bis auf einige Keime; im Buche Hiob wird er nur einmal als einzelnes Vergehen neben anderen erwähnt. Die erſten Spuren der Anhänglichkeit an den äußeren Buchſtaben des Geſetzes finden wir im Zeitalter Esra's, welcher, der Ueberlieferung nach der erſte Sofer oder Schriftgelehrte, wahrſcheinlich das Verdienſt ſich erwarb, die Redaction des Pentateuch zu vollenden. An verſchiedenen Orten des Landes ſcheinen die Leviten Unterricht in der Thora ertheilt zu haben; dieſe Thätigkeit machte dann den Uebergang zu dem Synagogenweſen. Verſchieden von dieſen Lehrern des überlieferten Geſetzes waren die Weisheitslehrer, welche die ältere freie Richtung der Propheten in anderer Form weiter fortführten. Sie kommen zum Ausdruck in den Sprüchwörtern, im Buch Hiob und im Kohelet. Die Sprüchwörter und das Buch Hiob ſind wahrſcheinlich im Verlauf des fünften Jahrhunderts entſtanden; wenigſtens als Ganzes gehören die Sprüchwörter dieſer Periode an, und daſſelbe gilt vom Hiob, worin einzelne Elemente, namentlich die gewiß unächten Reden Elihu's, einer noch etwas ſpäteren Zeit angehören; der Geiſt iſt darin im Allgemeinen derſelbe. Sie ſollten, wie es ſcheint, die Theophanie überflüſſig machen. Die drei genannten Bücher ſetzen auf der einen Seite einen längeren hiſtoriſchen Verlauf des hebräiſchen Princips und die früheren Kämpfe der Propheten und Prieſter voraus, und nehmen das Reſultat der Geſammtentwicklung als gewohnten, ungeſtörten Beſitz des Bewußtſeins auf, als objective Wahrheit, welche an ſich feſtſteht, und mit der ſich nur noch das ſubjective

Bewußtſein, deſſen Standpunkt aber auf ihrem eigenen Boden geſetzt iſt, auszuſöhnen hat; ſie nehmen aber auf der andern Seite eine ſo freie Richtung, laſſen die beſondere Beziehung auf jüdiſche Nationalität und die äußeren Formen des Particularismus, welche dem neuen Gemeinweſen angeerbt waren, ſo verſchwinden, daß ſie darin alle Propheten übertreffen. Die prophetiſche Thätigkeit kann nach dem Exil nicht mehr als Richtung, geſchweige denn als Mittelpunkt der ganzen Entwicklung angeſehen werden, ihre Wahrheit ging vielmehr in die nun hervorragende Form der Weisheit über, und der Untergang des Prophetenthums folgte bald nach. Die verſöhnende Mitte des Gegenſatzes zwiſchen ſtreng-geſetzlicher und frei-reflectirender Richtung bildete vielmehr die religiöſe Lyrik, welche in dieſem Zeitalter die höchſte Blüthe erreichte, namentlich in Anſehung der tiefen Innigkeit und des klaren Selbſtbewußtſeins. Faßt man dann das letztere als den Einheitspunkt auf, in welchem zuletzt alle Seiten des religiöſen Lebens zuſammengehen, ſo fällt überhaupt die Blüthe der altteſtamentlichen Religion als ſolcher in dieſes Zeitalter. Der Volksgeiſt hatte eine innerliche Richtung genommen, deren reicher Inhalt durch viele Pſalmen erwieſen wird. Im Geſetz war freilich auf dieſe geiſtige Sphäre des Cultus wenig Rückſicht genommen, wie ja auch von den Verhältniſſen des Rechts und des ſittlichen Lebens der kleinſte Theil darin regulirt war. Der Pentateuch, als Ganzes betrachtet, konnte durch das Hervorheben der Ritualvorſchriften, durch viele abſtracte Elemente, Widerſprüche und Lücken ſeinen allmäligen, einſeitig prieſterlichen und nach keinem beſtimmten

Plan erfolgten Urſprung ſchwer verleugnen. Eben deshalb konnten aber auch alle einzelnen Satzungen nicht buchſtäblich beobachtet werden, und hemmten in materieller Hinſicht die Fortbildung des Gemeinweſens nicht weſentlich. Die unruhige Macht der prophetiſchen Erregung, welche die unmittelbare Stimme Jehova's und das Weſen ſeines Geiſtes vernommen hatte, aber dem Jehova entfremdeten Volksgeiſte gegenüber mit der Schranke der Beſonderheit behaftet blieb, war in die einfache Allgemeinheit der Intelligenz als ihr Reſultat ausgelaufen, war zur mittheilbaren Erkenntniß und Lehre geworden und ſuchte in der Form freier Reflexion die beſonderen Kreiſe des Lebens und einzelne Verhältniſſe mit dem Element des Allgemeinen zu durchdringen. Dabei hatte die Betrachtung, wahrſcheinlich durch fremde Einflüſſe vermittelt, einen theilweiſe ſpeculativen Charakter erhalten; die Weisheit wurde nicht blos als ſubjectiv-menſchliche Thätigkeit oder göttliche Erleuchtung gedacht, ſondern zugleich in objectiver Allgemeinheit, als wirkliche, abſolute Intelligenz. Es war der erſte Schritt gethan, das Göttliche in denkender Allgemeinheit aufzufaſſen, und die ältere Vorſtellung vom Geiſte Jehova's, die ſich aber daneben erhielt, wurde auf den Boden des reinen Gedankens erhoben. Durch die Weisheit regieren Könige und alle Richter der Erde, und geben Fürſten gerechte Geſetze. Hatte nun die Weisheit auf der einen Seite in der Furcht Jehova's ein allgemein-religiöſes Princip, und ſuchte ſie die ſubjective Sphäre der Geſinnung jenem Princip angemeſſen zu geſtalten, drang ſie dem äußeren Scheinweſen gegenüber auf Lauterkeit des Innern, da Jehova die Herzen erforſche und abwäge, auf Frömmigkeit,

Keuſchheit, Liebe und Treue, ja ſelbſt auf Feindesliebe, ſo lief ſie dennoch auf der andern Seite in die Endlichkeit des Zweckes aus, und wurde wieder als Mittel betrachtet, langes Leben, Ehre und Reichthum zu gewinnen. Ihre Lehren erſcheinen daher im Beſondern größtentheils als empiriſche Klugheitsregeln, und die Allgemeinheit des Princips zerſplittert ſich in eine Reihe von Reflexionen, die wohl auch ohne daſſelbe und außerhalb deſſelben gemacht werden konnten. Das große Wort von der Eitelkeit alles Endlichen war noch nicht ausgeſprochen, vielmehr gründete die Weisheit ihre practiſche Bedeutung noch auf die Vorausſetzung, daß es dem Rechtſchaffenen auch wohlergehen müſſe. Dies war der Angelpunkt der Religioſität aller vorchriſtlichen Völker, und ſo tief im Weſen der ſittlichen Weltordnung gegründet, daß eine tauſendfache Erfahrung vom Gegentheil ihn nicht umſtoßen konnte; der ſittliche Zweck mußte Realität haben, und zwar auch im endlichen Daſein. Bei den Hebräern war es die alte Vorſtellung vom göttlichen Bunde und vom Bundesvolke, welche dieſe Momente umſchloß. Nun kam aber durch die perſiſch-ägyptiſchen Kriege Unglück über das Land, und die Wahrnehmung, daß die Frommen geſchädigt, die Frevler gerettet ſeien, führte zu Zweifeln an der Weltregierung, wie ſchon im Zeitalter Jeremia's. Da indeß der Dialect ſich noch nicht in der Sphäre des menſchlichen Selbſtbewußtſeins bewegte, wie ſpäter bei Paulus Römer 7 mit der Frage: Ich elender Menſch, wer wird mich erlöſen vom Leibe dieſes Todes? ſo konnte auch nicht eine wahrhafte Verſöhnung des Bewußtſeins mit der Weltordnung bewirkt werden.

Der Zeitraum vom Jahre 330 bis 130 zeigt uns den Uebergang des Hebraismus zu der Form des ſpäteren Judenthums und iſt mit dem Abſchluß des altteſtamentlichen Kanon begrenzt. Unter der friedlichen Herrſchaft der Ptolemäer blüheten Geſetzesſtudium und Cultus, und außer den Büchern der Chronik, Esra und Nehemia wurde wahrſcheinlich auch das Buch Jona geſchrieben, welches zu den ſpäteſten Büchern des Alten Teſtaments gehört. Vor den eigentlichen Religionsverfolgungen durch Antiochus Epiphanes ſcheint das Buch Koheleth entſtanden zu ſein. Das Buch Daniel dagegen iſt gewiß, und das Buch Eſther wahrſcheinlich im makkabäiſchen Zeitalter geſchrieben; der Geiſt des letzteren kann wenigſtens nur als ein unächter Auswüchsling des religiöſen Eifers dieſer Zeit, welcher ſich der Verführung zum Götzendienſt ſchroff entgegenſtellte, hiſtoriſch begriffen werden. Außerdem fällt in dieſe Periode eine Reihe von Pſalmen, von denen freilich wenige mit Sicherheit bis in's makkabäiſche Zeitalter herabgerückt werden können, eine größere Anzahl aber nach wahrſcheinlicher Vermuthung in dieſem und dem vorhergehenden Jahrhundert gedichtet iſt. Neben der lyriſchen Poeſie, welche am längſten friſche Blüthen trieb, behielt auch die Spruchweisheit reges Leben, wie das Buch Jeſus Sirach zeigt, was gleichfalls mit der innern Form dieſer Richtung zuſammenhängt. Nach dem Verklingen der letzten Propheten und der allmäligen Dämpfung der Weisheit bildete Forſchung und Reflexion den Mittelpunkt der geiſtigen Thätigkeit. In Anſehung der innern Entwicklung des jüdiſchen Geiſtes iſt der Gegenſatz am wichtigſten, welcher im Buche Koheleth auf der einen,

und dem Buche Daniel und einigen ungefähr gleichzeitigen Werken auf der andern Seite ſich darſtellt; denn es iſt darin die erſte deutliche Bewegung ſichtbar, das Altteſtamentliche Princip aufzuheben. Koheleth bildet die negative Seite der Dialectik, und bewegt ſich daher ſelbſtſtändiger und mit einer größeren formellen Freiheit; Daniel dagegen ſteht auf der poſitiven Seite, iſt bedingt durch den Inhalt der Tradition, und nur durch die negative Bewegung der Geſchichte gegangen, nicht zugleich durch die negative Dialectik des Koheleth vermittelt. Beide Seiten ſtehen ſo neben einander, und konnten auch in der That durch das Altteſtamentliche Princip nicht mehr verſöhnt werden. Die Dialectik des Koheleth iſt in vieler Hinſicht allgemeiner und tiefer, als die des Buchs Hiob. Die Betrachtung hat die Tendenz, einen vernünftigen Zuſammenhang unter den Dingen zu entdecken, das Bleibende im Wechſel der Erſcheinungen, die Realität eines Endzwecks; ſie gewinnt aber nur das Reſultat, daß jenes Bleibende weiter nichts iſt als eine Wiederholung des Früheren. Auch das Buch Daniel ging von der Vorausſetzung aus, der gegenwärtige Zuſtand der Welt wäre nichtig, aber es erwartete eine plötzliche Veränderung desſelben durch die Dazwiſchenkunft himmliſcher Mächte und die Realiſirung einer noch jenſeit der Wirklichkeit liegenden Herrlichkeit. Die Vorſtellung von der überſinnlichen Welt hatte ſich immer mehr ausgebildet. Nicht blos Myriaden heiliger Engel umgaben den Thron Jehova's und begleiteten ſeine Erſcheinung, eine Anſchauung, die ſich ſchon ſeit den Zeiten des Exils fand, ſondern die höhere Geiſterwelt hatte auch größeren Einfluß auf die Weltregierung erlangt. Man

kannte nach dem Muſter der ſieben Amſchaspands in der perſiſchen Anſchauung ſieben Engelfürſten oder Wächter, die man mit eigenen Namen bezeichnet hatte, und von denen der oberſte, Michael, Schutzgeiſt des jüdiſchen Volkes war. Auch andere Völker hatten ihre Schutzengel, welche aber nicht unter der unmittelbaren Leitung Jehova's ſtanden, und daher dem Bundesvolke feindlich gegenübertraten. Dieſe Anſchauung von einer Organiſation der überſinnlichen Welt geſtattete es denn auch, den erwarteten Herrſcher des jüdiſchen Volkes als ein höheres Weſen vorzuſtellen, als einen Himmelsbewohner, der in menſchlicher Erſcheinung auf den Wolken des Himmels einherfährt, von den Engeln vor Jehova geleitet und in überſchwenglicher Weiſe zum Herrſcher eines ewigen Reichs eingeſetzt wird. — Dieſe Vorſtellung kann nicht urſprünglich hebräiſch ſein, da ſie die ältere Anſchauung von der einfachen Einheit der Weltregierung partiell aufhebt. Obgleich der Zend-Aveſta nur den oberſten der Amſchaspands als Schutzgeiſt ſeines Volkes kennt, ſo iſt dennoch die weitere Entwicklung der hebräiſchen Vorſtellung offenbar darnach vor ſich gegangen. — In der Hoffnung des ewigen Reichs concentrirte ſich aller religiöſe Inhalt, den der Glaube an die Verheißungen der älteren Propheten, eine oft zu buchſtäbliſche Auslegung derſelben, die zuſammengeſetzte Vorſtellung von einer höheren Geiſterwelt, und der innere Kampf des Bewußtſeins unter den Religionsverfolgungen der Syrer erzeugten. Bald, hoffte man, werde das Strafgericht vorüber ſein, das meſſianiſche Reich als die fünfte und letzte der Weltmonarchien eintreten und ewig dauern, die Feinde des Volks

beſtraft, die Iſraeliten zur Theilnahme an jenem Reiche vom Tode erweckt werden, und die übrigen Völker der Erde dem heiligen Volke und ſeinem Herrſcher dienen. Obgleich dieſe Anſchauung eine Welt voll bunter Geſtalten durchläuft, hat ſie dennoch einen abſtrakten Charakter, ja das Buch Daniel hat in vieler Hinſicht den abſtrakteſten Inhalt von allen Büchern des Alten Teſtaments, da der Gegenſatz der überſinnlichen und der Erſcheinungswelt am ſchroffſten aufgefaßt und die Verknüpfung beider Seiten auf äußerliche und zufällige Weiſe bewirkt iſt. Märtyrertreue und göttliche Wunderkraft erſcheinen hier als vermittelnd für das Gottesreich zuerſt in der jüdiſchen Geſchichte in dieſer ausgebildeten Form. Gleichwohl ſollte der Eintritt des Gottesreiches mehr eine Erlöſung von der zeitlichen Bedrängniß als von den Schranken der Endlichkeit überhaupt gewähren, und das Reſultat, welches man erwartete, war ungeachtet der Vereinigung überirdiſcher und irdiſcher Elemente keine weſentlich höhere Form des Geiſtes. Gleichwie das meſſianiſche Reich im Zuſammenhange der Weltmonarchieen gedacht und ſein Eintritt auf empiriſche Weiſe fixirt wurde, ſo bildete auch irdiſche Macht und Herrlichkeit ſeinen Hauptinhalt, und die überſinnlichen Elemente warfen nur einen magiſchen Schein auf ſeine Exiſtenz. Weil die Einigung beider Sphären nicht von Innen ausging, ſo entſprach die Form des Selbſtbewußtſeins der des Bewußtſeins nicht, und die ganze Anſchauung hatte für den gegenwärtigen Standpunkt des Geiſtes keine Wahrheit. Sie fand daher auch nur bei einem Theile des Volks Eingang, und doch war es für die Folgezeit von hoher Bedeutung, daß nun

das Bild einer höheren Weltordnung dem hoffenden Bewußtſein vorſchwebte, mochte es auch durch ſeinen zweideutigen Charakter eben ſowohl der Schwärmerei und dem irdiſchen Hochmuth als der wahren Sehnſucht nach dem Höheren Nahrung geben. Die Anſchauung ging übrigens formell, wie der Scepticismus Koheleth's, über die Schranken des Altteſtamentlichen Princips hinaus, und beide Richtungen ſind auch im Judenthum nicht verſöhnt, bis das Chriſtenthum das Wahre beider Extreme in einer höheren Einheit zuſammenfaßte. Die Schließung des Altteſtamentlichen Kanon, welche wahrſcheinlich bald nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts erfolgte, ging aus dem Bewußtſein hervor, daß, gleichwie die prophetiſche Begeiſterung längſt aufgehört, nun auch die Productivität des älteren Geiſtes überhaupt erloſchen ſei.

Aufnahme der Religion des Alten Teſtaments.

Vatke hatte bei Abfaſſung ſeines Buches dankbar Alles benutzt, was von der neueren Kritik und Auslegung der Schrift bis 1835 hin geleiſtet worden war; nach ſeiner Meinung konnten und können die Beſtrebungen des Einzelnen nur ſo weit wiſſenſchaftliches Moment haben, als ſie vom Strome des wiſſenſchaftlichen Geiſtes überhaupt getragen werden. Und, von der Ueberfülle werthvoller Forſchungen im Einzelnen abgeſehen, war die Wirkung der „Religion des Alten Teſtaments" nur darum eine ſo durchſchlagende, weil ſeine bibliſche Theologie, genau wie das Leben Jeſu von Strauß, einfach zuſammentrug, was im Bewußtſein der neuen Zeit vorhanden war und blos der ruhigen Wiedergabe harrte. Es war ganz richtig, daß die Gegner der freien Forſchung Vatke und Strauß in Verbindung brachten, denn wie Dieſer zu ſeinen Nachweiſen das Neue Teſtament in eine ganz neue Beleuchtung gerückt hatte, ſo Jener das Alte. Auch von gleichen Motiven waren Beide geleitet worden: ſie hatten aus reinem Drange, in ehrlicher Abſicht, ohne Leidenſchaft und ohne Nebenzwecke geſchrieben — ſo konnten ſie jedes Urtheil mit größter Seelenruhe über ſich ergehen laſſen.

Ueber ſeine Altteſtamentliche Kritik wie über die Situation zu Ausgang des Jahres 1835 äußerte ſich Vatke in

einem Schreiben an Bruder Georg vom 1. December: „Mein geliebter Bruder. Hierbei erhältſt Du den erſten Band meiner bibliſchen Theologie, die erſte größere Abhandlung, die ich in die Welt ſchicke und womit ich in die Freuden und Leiden des literäriſchen Lebens eintrete. Daß ich bisher nichts geſchrieben habe, hatte ſeinen guten Grund und das Buch möge ſelbſt darauf antworten. Ich habe das Ding ſogleich ein wenig ernſthaft genommen und zu ſchreiben geſucht, was zu ſchreiben war. Nun muß ich Dir aber auch mancherlei Fata erzählen. Ich folge, wie Du weißt, einer philoſophiſchen und freien Richtung, bin deshalb aber den hieſigen Pietiſten ein Dorn im Auge und werde auf mancherlei Weiſe, wie es zu geſchehen pflegt, verklatſcht und beunruhigt. So hat es dem hochwürdigen Herrn Hengſtenberg gefallen, als vorigen Sommer die Frage über meine Anſtellung verhandelt wurde, meine Beſtrebungen beim Miniſterium zu verklagen und daſſelbe zu bitten, mit der Anſtellung wenigſtens bis zum Erſcheinen des Buches zu warten, hat alſo das Buch ſchon im Voraus als antichriſtlich angeklagt. Mit Schleiermacher hat die Univerſität ungeheuer viel verloren, nämlich den freien Geiſt, und ich bin jetzt faſt der Einzige, der vor dem Riß ſtehen ſoll. Hoffentlich wird es auch geſchehen, nur muß ich erſt noch weiter befördert ſein. Der Profeſſor Marheineke und Geh. Rath Schulze nehmen ſich meiner und des Buches beſtens an, außerdem habe ich die liberale Partei der Univerſität für mich: Boeckh, Bopp, Gans, Hotho ꝛc., die zum Theil meine Gönner, zum Theil ſelbſt meine Freunde ſind. Daher hat es nichts zu ſagen. Dagegen ſind Leute, wie Hengſtenberg, Strauß,

Tweſten, Steffens und beſonders die Berliner Prediger (Pfaffen) gegen dieſe Richtung, und man gibt mich für einen craſſen Rationaliſten à la Geſenius, de Wette, von Bohlen ꝛc. aus. Ich bedanke mich vorläufig für die Ehre, nur iſt es mir fatal, ſo früh als Repräſentant einer Richtung angefeindet zu werden. Neander hat ſich bisher neutral betragen, da er zwar ein arger Gegner der Hegelſchen Philoſophie iſt, aber mich perſönlich, wie er geſagt hat, achtet wegen meiner Mäßigkeit und Kenntniſſe. Den Eindruck meines Buches auf ihn kenne ich noch nicht*). Dazu kommt noch Eins. Mein intimer Freund Strauß in Ludwigsburg hat das „Leben Jeſu“ kritiſch bearbeitet (Th. 1; der zweite Theil unter der Preſſe) und zwar ſehr frei; das Urtheil iſt bei den Frommen natürlich rein negativ und ich werde wegen der Freundſchaft und der Vertheidigung, die ich dem Buche des Freundes widerfahren laſſe, in Eine Kategorie mit ihm geworfen. In mancher Hinſicht bin ich aber doch mäßiger als mein Freund, doch mache ich Dich auf jene Schrift aufmerkſam, da ſie höchſt ſcharfſinnig und genial iſt. Du wirſt Dich dabei nicht langweilen, da ſelbſt Frau Gans darüber entzückt iſt. Ich habe mir vorge-

*) Neander ſchrieb an Vatke unter dem 11. December 1835: „Mein theurer und werther Herr Licentiat! Ich wollte gern meinen Dank aufſchieben, bis ich Ihr Buch geleſen hätte. Da ich aber dies für die Ferien mir noch vorbehalten muß, ſo kann ich doch meinen Dank für Ihre freundliche Güte nicht länger ausbleiben laſſen. Sei Ihnen alſo herzlich gedankt für dies Geſchenk! Ergebenſt der Ihrige Neander.“

nommen, tapfer für Licht und Wahrheit zu kämpfen, was freilich hier in Berlin etwas gefährlich iſt; ich werde immer klug und vorſichtig ſein müſſen. — Einen neuen lieben Freund habe ich in Profeſſor Hecker (Mediciner) gefunden. Sonſt geht es mir ganz erträglich, und ich hoffe auf beſſere Zeiten. Ich ſchicke mich eben an, dem Biſchof Neander eine Aufwartung zu machen, da er beim Könige die liberale Partei in Schutz nimmt; ohne ihn wären Geſenius und Wegſcheider vor vier Jahren wahrſcheinlich ſuspendirt. — A propos. Sollte Dich die Einleitung meines Buches langweilen, ſo überſchlage ſie und lies doch die kritiſche Geſchichte, die in dieſer Weiſe die erſte iſt."

Am früheſten und bedeutungsvollſten trat mit einem Weheruf über die Beiden und über Bohlen's Geneſis Hengſtenberg hervor. Sein Vorwort im Jahrgang 1836 der Evangeliſchen Kirchenzeitung hat es wegen der Art, wie er ſich zu den drei Antichriſten Bohlen, Vatke, Strauß ſtellte, zu einer literariſchen Berühmtheit gebracht. Nachdem der Königsberger Docent derb abgefertigt worden war, fuhr er über Vatke und Strauß erregt fort: „Ein anderes Werk, das als Zeichen der Zeit auf dem Gebiete des Alten Teſtaments betrachtet werden kann, iſt die bibliſche Theologie von Vatke, Privat-Docenten der Theologie in Berlin, erſter Band, Berlin 1835. Wir wollen nicht einmal ſo ſehr in Anſchlag bringen, daß der Verfaſſer in Kühnheit der Kritik faſt alle ſeine Vorgänger überbietet; nach ihm ſind die Quellen für die ältere Geſchichte der Altteſtamentlichen Religion aus ſpäten Sagen gefloſſen, und deshalb lückenhaft und unſicher; von den Patriarchen wiſſen wir gar nichts,

nicht einmal ihr Vaterland und ihre Genealogie; der Pentateuch hat gar keine Moſaiſchen Beſtandtheile. Hat man einmal angefangen zu zweifeln und zu ſichten, ſo iſt es zufällig, ob man dies oder jenes noch ſtehen läßt oder nicht, und in religiöſer Hinſicht von geringer Bedeutung; denn was ſtehen bleibt, hat doch blos menſchliche Wahrſcheinlichkeit für ſich. Weit wichtiger iſt für uns die Art und Weiſe, auf welche der Verfaſſer ſeine Reſultate begründet, ſofern nämlich dieſe Begründung ihm eigenthümlich iſt, nicht, wie faſt Alles, was dem gewöhnlichen hiſtoriſch-kritiſchen Wege angehört, von ſeinen Vorgängern entlehnt. De Wette hatte zwar in der erſten Auflage ſeiner Einleitung ganz unumwunden ausgeſprochen, die Unächtheit des Pentateuchs ſtehe ſchon von vornherein und vor aller Unterſuchung feſt, weil er Wunder und Weiſſagungen enthalte, welche der gebildete Verſtand nicht annehmen könne; aber in den ſpäteren Auflagen hatte er dieſe Behauptung doch verhüllt und weſentlich modificirt, weil ſich ihm aufgedrungen, daß die dabei gemachte Rechnung auf geneigte Leſer doch nicht unbedingt richtig ſei. Vatke dagegen hat dieſe Behauptung nicht bloß wiederholt, er hat ſie mit einer Kühnheit und Conſequenz von dem Beſonderen auf das Allgemeine ausgedehnt, welche ſich nur aus dem feſten Vertrauen auf einen weſentlichen Fortſchritt des Zeitgeiſtes in der neueren Zeit, und namentlich aus dem Bewußtſein erklärt, daß er als Repräſentant ſeiner Schule auftrete, die er als den wahren Träger des Zeitgeiſtes betrachtet. Das Buch ruht ganz auf pantheiſtiſchem Grunde. Die Geſchichte iſt der werdende Gott, und dies Werden Gottes geſchieht nach ewigen Geſetzen; nirgends

ein Sprung; überall nur Entwickelung. Was ſich nun in der Geſchichte nicht als nothwendig nachweiſen läßt, das kann auch nicht wirklich ſein; es iſt Dichtung, unternommen von dem Standpunkte der ſpäteren Evolution des Gottesgeiſtes aus. Was nun aus der heiligen Geſchichte werden muß, falls ſie aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet wird, läßt ſich leicht denken. Die Offenbarung könnte ja gar nicht Offenbarung ſein, wenn ſie nicht über ihrer Zeit ſtände; alles aber, wodurch ſie über ihrer Zeit ſteht, wird hier als Beweis ihrer Nichtigkeit mit einer Zuverſicht vorgetragen, die ganz ignorirt, daß es noch ſolche gibt, welche die Grundvorausſetzung nicht theilen, und die daher Alles, was darauf gebaut iſt, wie Spinnegewebe zerreißen. Moſes kann aus ſeiner Zeit nicht begriffen werden; die Theologie und Geſetzgebung des Pentateuch geht über dieſe Zeit weit hinaus; ſtellt man a priori feſt, wie der größte Mann jener Zeit nur geweſen ſein kann, wie ihre Theologie und Geſetzgebung geweſen ſein muß, ſo gewinnt man ein ganz anderes Reſultat, und die vermeintliche Geſchichte, die dieſem aus der Nothwendigkeit der Gottesidee abgeleiteten Reſultate, die dem untrüglichen, erſt in unſerem Jahrhunderte vollkommen offenbarten Gotteswort widerſpricht, kann nicht Geſchichte ſein. Was man nicht conſtruiren kann, das ſieht man als ein Falſum an. Dies ſind die leitenden Grundſätze des Verfaſſers. Ihre Anwendung auf das Neue Teſtament, auf die Perſon unſeres Herrn und Heilandes darf man nicht erſt abwarten; wie ſie beſchaffen ſein werde, läßt ſich mit Beſtimmtheit vorausſehen. In allen weſentlichen Reſultaten muß der Verfaſſer mit Strauß' „Leben Jeſu"

übereinſtimmen, weil die Prämiſſe ganz dieſelbe iſt, und er eben ſo wenig wie Strauß der Mann, der ſich durch irgend einen Reſt von Pietät an der conſequenten Durchführung ſeiner Grundſätze hindern läßt. Die Frömmigkeit iſt der Iſaak, der dem neuen Gotte geopfert werden muß, und dies Opfer wird mit einer Kälte und Gleichgültigkeit vollzogen, welche recht deutlich zeigt, wie groß die Liebe zu dieſem neuen Gotte iſt. Aber wenn das Neue Teſtament nothwendig noch fallen muß, ſo iſt die ſogenannte natürliche Theologie ſchon gefallen. Das „Unſer Vater, der du biſt im Himmel", kann nicht einmal mehr im rationaliſtiſchen Sinne gebetet werden. Der neue Gott iſt kein Gott, der Gebete erhört, der größer iſt als unſer Herz; unſer Herz, das trotzige und verzagte Ding, oder vielmehr unſer Kopf — denn das Herz dieſer Leute ſitzt im Kopfe — iſt ſelbſt Gott. Da ſind wir doch weit über den Rationalismus, ja weit über das betende und opfernde Heidenthum mit ſeinem natürlichen Gottesbewußtſein, mit ſeinem summum numen, quod deum vocant, hinaus. „Verſchwunden iſt die ſtolze Veſte, und ihre letzten Trümmer fliehn." Abgewiſcht iſt aus dem Auge die Thräne der Sehnſucht; die Vernunft hat ihr Werk an ſich vollendet; die Menſchheit iſt am Ziele; einerlei Krone ſchmückt jedes Mitverklärten Haupt; die Ahndung Lichtenberg's iſt erfüllt, und zugleich die Weiſſagung der Schrift, deren ſchwacher Nachhall ſie iſt; der Menſch der Sünde, der ſich überhebt über Alles, das Gott oder Gottesdienſt heißt, kommt ſchon, daß er ſich ſetze in den Tempel Gottes als ein Gott, und giebt vor, er ſei Gott. — Declamationen! ruft man aus, aber ein Anderer

wird dereinſt declamiren, und ſie werden verſtummen. Er wird einſt mit ihnen reden in ſeinem Zorne und in ſeinem Grimme ſie ſchrecken. — „Da ſie ſich für weiſe hielten, ſind ſie zu Narren geworden.“ Der Verfaſſer redet von rohen Meinungen der heiligen Schrift, von der göttlichen Gegenwart an einem beſtimmten Orte, von der Gotteslade, von der Wirkſamkeit der Opfer u. ſ. w. Was kann aber wohl roher ſein, als die Vorſtellung ſeiner Schule von Gott? „Meineſt du, ich ſei ein Menſch wie du?“ Dieſe Frage muß dieſe Schule mit einem unbedingten Ja! beantworten. Selbſt in dem Fetiſchdienſt iſt noch mehr relgiöſer Gehalt, wie in dieſem Syſteme.“

„Doch diejenigen, welche meinten, das Neue Teſtament feſthalten zu können, ohne ſich die läſtige Mitgabe des Alten Teſtaments gefallen zu laſſen, konnten noch glauben, daß die Gefahr für ſie noch ziemlich ferne ſei, daß der gefräßige Wolf des Zeitgeiſtes, der des Morgens Raub friſt und des Abends den Raub austheilt, ſich mit der Beute begnügen werde, die ſie ihm willig vorwarfen, wie jene Mutter zwei ihrer drei Kinder, zufrieden, auf dieſe Weiſe nur das eine, das geliebte, und das eigene Leben zu erhalten. Aber aus dieſer Hoffnung ſind wir plötzlich aufgeſchreckt worden. Das „Leben Jeſu“ von Strauß, früher Repetenten am theologiſchen Stift in Tübingen, jetzt in Ludwigsburg, erſchien, und ſie mußten nun erkennen, daß der Feind, weit entfernt, ſich mit den ihm überlaſſenen Außenwerken zu begnügen, dieſe vielmehr nur dazu benutzt, um aus ihnen die Hauptfeſtung deſto erfolgreicher anzugreifen.“

„Wir wiſſen — dies ſind die Reſultate dieſes Werkes —

über die Perſon Jeſu ſo viel wie nichts; ſelbſt ſeine Abſtammung aus dem Davidiſchen Geſchlechte iſt durch nichts verbürgt; ſeine Geburt zu Bethlehem ſicher erdichtet. Die Reden bei Johannes ſind eben ſo unſicher, ja in ſich unmöglich, wie die Thaten in den drei erſten Evangelien. Die Evangelien ſind ferner gar nicht mehr als Geſchichtsquellen zu betrachten; ihr Inhalt iſt durchaus ſagenhaft, mythiſch; das geringe Quantum hiſtoriſcher Wahrheit wuchs unter den Händen der Tradition ſchnell zu einer Lawine an, und dieſe Tradition wurde nicht von den Männern, welchen die äußeren Zeugniſſe unſere Evangelien beilegen, ſondern von ſpäteren, uns unbekannten Verfaſſern in denſelben niedergelegt. Der Chriſtus des Neuen Teſtaments iſt nicht der Sohn Gottes vom Himmel, ſondern ein Ideal, das ſich in der erſten Chriſtengemeinde zu Jeruſalem aus den mannichfachſten Beſtandtheilen, beſonders aus der Uebertragung Altteſtamentlicher Vorſtellungen auf ihn, von ſelbſt gebildet hat. Dies Werk iſt eben dadurch ſo bedeutend, daß es nicht etwas abſolut neues gibt — wäre es in England erſchienen, ſo würde es in ein paar Monaten vergeſſen ſein — ſondern daß es nur conſequente Durchbildung und Zuſammenfaſſung von Elementen iſt, die in der ganzen Zeit ſchon vorliegen. Der mythiſche Standpunkt hat beim Alten Teſtament ſchon eine weit verbreitete Anerkennung gefunden; beim Neuen Teſtament ſind die Wundererklärungen eines Paulus längſt verſchollen; und die große Maſſe derer, welche unfähig iſt, äußere Wunder anzuerkennen, weil ſie das große innere Wunder der Geburt aus dem Geiſte nicht an ſich erfahren hat, hat ſchon längſt für Alles, was über den gewöhnlichen

Naturlauf hinausgeht, die hiſtoriſche Auffaſſung aufgegeben. Aber dennoch geht dies Werk bedeutend über das bis jetzt Gangbare heraus, und kündigt ſich in dieſer Beziehung ſelbſt als Organ des immer mündiger werdenden Zeitgeiſtes an. Ein Etwas von Frömmigkeit galt bisher noch für den Theologen ſo nothwendig, daß, wer es nicht hatte, es zu erheucheln ſuchte. Hier aber tritt uns die gänzlichſte Erſtorbenheit alles Gottesbewußtſeins entgegen, und dieſer Eigenſchaft rühmt ſich der Verfaſſer ſogar, ſie betrachtet er als das Eine, was Noth thut, als dasjenige, was er vor ſo vielen Anderen voraus habe, die ihn ungleich an Gelehrſamkeit übertreffen. „Den gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Theologen", ſagt er, „fehlt in unſerer Zeit meiſtens noch das Grunderforderniß einer ſolchen Arbeit, ohne welches mit aller Gelehrſamkeit auf kritiſchem Gebiete nichts auszurichten iſt. Die innere Befreiung des Gemüths und Denkens von gewiſſen religiöſen und dogmatiſchen Vorausſetzungen, und dieſe iſt dem Verfaſſer frühe zu Theil geworden." Dies Grunderforderniß beſitzt er allerdings in einem erſtaunenswerthen Grade, und die Philoſophie, welche ſeinem Herzen in Erwerbung deſſelben beigeſtanden, feiert hier einen Triumph, ähnlich dem Satan's, als er in Judas gefahren. Sie kann doch ganze Leute machen, während andere nur halbe. Darin iſt ſie dem Chriſtenthum gleich, dadurch ſein einziger würdiger Gegner, der zuletzt allein mit ihm auf dem Kampfplatz bleiben wird, bis der Herr ihn umbringt mit dem Geiſte ſeines Mundes und ſeiner ein Ende macht durch die Erſcheinung ſeiner Zukunft. Der Verfaſſer iſt, was viel ſagen will, eben ſo entleert von religiöſen Vor-

ausſetzungen, als er angefüllt iſt von irreligiöſen Vorausſetzungen."

„Wie weit läßt er nicht Männer, wie de Wette, hinter ſich zurück! Dieſer ſchließt das Werk, worin der mythiſche Geſichtspunkt für die Bücher Moſis zuerſt conſequent durchgeführt wurde, die Kritik der Iſraelitiſchen Geſchichte, mit den Worten: „Glücklich waren unſere Alten, die, noch unkundig der kritiſchen Künſte, treu und ehrlich alles das ſelbſt glaubten, was ſie lehrten. Die Geſchichte verlor, aber die Religion gewann! — Ich habe die Kritik nicht angefangen; da ſie einmal ihr gefährliches Spiel begonnen hatte, ſo mußte es durchgeführt werden, denn nur das Vollendete in ſeiner Art iſt gut. Der Genius der Menſchheit wacht über ſein Geſchlecht und wird ihm nicht das Edelſte, was es für Menſchen giebt, rauben laſſen; ein Jeder handle nach Pflicht und Einſicht, und überlaſſe die Sorge dem Schickſal." Und das Gefühl, was hier mit voller innerer Wahrheit ausgeſprochen wird, das glaubt ſelbſt Jener wenigſtens erheucheln zu müſſen, da er dem Gotte, der Himmel und Erde gemacht, und damit ſich ſelbſt das Todesurtheil ſpricht. Aber Strauß taſtet mit „Ruhe und Kaltblütigkeit" den Geſalbten des Herrn an, unbekümmert um das: „von Anfang da die Welt gemacht, hat ſo manch Herz nach Dir gewacht", ungerührt durch den Anblick von Millionen, die vor dem Erſchienenen auf den Knieen lagen und noch liegen, laut das: „In dir habe ich Gerechtigkeit und Stärke" bekennend. Seinem Auge entquillt nicht einmal die Thräne der Wehmuth, die, wem ein fühlend Herz im Buſen ſchlägt, vergießt, wenn er ſich von einem irdiſchen Freunde losſagt,

weil er glaubt, ſich in ihm getäuſcht zu haben. Und welch ein Freund iſt es, den der verläßt, den er fühllos mit Füßen tritt! Es iſt der, von dem Claudius ſo wahr, und doch ſo weit hinter der Sache zurückbleibend, ſo ſehr ſich nur an den äußeren Umriſſen haltend, die auch demjenigen erkennbar ſind, der nur bei der Oberfläche ſtehen bleibt, ſagt: „Ein Helfer aus aller Noth, von allem Uebel; Ein Erlöſer vom Böſen; Ein Helfer, der umher ging und wohl that, und ſelbſt nicht hatte, wo er ſein Haupt hinlege! um den die Lahmen gehen, die Ausſätzigen rein werden, die Tauben hören, die Todten auferſtehen, und den Armen das Evangelium gepredigt wird. Dem Wind und Meer gehorſam ſind, und der die Kindlein zu ſich kommen ließ, und ſie herzte und ſegnete; der keine Mühe und Schmach achtete und geduldig war bis zum Tode am Kreuze, daß er ſein Werk vollende; der in die Welt kam, die Welt ſelig zu machen, und der darin geſchlagen und gemartert ward und mit einer Dornenkrone hinausging! Andres, haſt du je etwas Aehnliches gehört und fallen dir nicht die Hände am Leibe nieder? Man könnte ſich für die bloße Idee wohl brandmarken und rädern laſſen, und wem es einfallen kann, zu ſpotten und zu lachen, der muß verrückt ſein. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an.“ Der Philoſoph Jacobi ruft bei dieſer Stelle aus: „Welch ein Bild! Welche erhabene und rührende Contraſte! Und welche Gewalt der Schönheit, der Huld und Majeſtät in den vereinigten Zügen dieſes vollkommenen Ideals vereinigter Göttlichkeit und Menſchheit!“ Unſer Theologe aber, nun der, „beſchneidet ſeine Nägel in

Ruh und Fried und ſingt ſein Klimpimpimperlied.“ Er hat das Herz eines Leviathan, das ſo hart iſt wie ein Stein, und ſo feſt, wie ein Stück vom unterſten Mühlſtein. „Wir ſollten uns“ — ruft er aus — „für einige Krankenheilungen in Galiläa auf höhere Weiſe intereſſiren können, als für die Wunder der Weltgeſchichte, für die ins Unglaubliche ſteigende Gewalt des Menſchen über die Natur, für die unwiderſtehliche Macht der Idee, welcher noch ſo große Maſſen der Ideenloſen keinen Widerſtand entgegenzuſetzen vermögen.“ Laſſen wir ihm dieſe Begeiſterung für den Geiſt aus dem Abgrunde, für das große Thier, dem gegeben ward ein Mund zu reden große Dinge und Läſterung; mag er ausrufen: wer iſt dem Thiere gleich, und wer kann mit ihm kriegen? mag dem Thiere Macht gegeben werden über alle Geſchlechter und Sprachen und Heiden; es kommt die Zeit, wo die gewaltige Stimme ertönt: So Jemand das Thier anbetet und ſein Bild, und nimmt das Maalzeichen an ſeine Stirn oder an ſeine Hand, der wird von dem Weine des Zornes Gottes trinken, der eingeſchenkt und lauter iſt in ſeines Zornes Kelch; und wird gequälet werden mit Feuer und Schwefel, vor den heiligen Engeln und vor dem Lamme. Und der Rauch ihrer Qual wird aufſteigen von Ewigkeit zu Ewigkeit; und ſie haben keine Ruhe, Tag und Nacht, die das Thier haben angebetet und ſein Bild, und ſo Jemand hat das Maalzeichen ſeines Namens angenommen. Laſſen wir ihm ſeine Begeiſterung für Dampfmaſchinen, Dampfwagen. Auch der Himmel hat ſeine Dampfwagen. Der Wagen Gottes ſind Zehntauſende. Der Herr fährt auf dem Cherub und fliegt daher, und ſchwebt auf den Fittichen des Windes.“

Bei der Anrufung Gottes ließ es Hengſtenberg nicht bewenden: zur Unterdrückung des Strauß'ſchen Lebens Jeſu rief er die Staatspolizei an, daß ſie das frevelhafte Buch verbieten ſollte und den gefährlichen Vatke verklagte er bei ſeinen einflußreichen Hintermännern, namentlich bei Hofe, wo der Kronprinz gegen Vatke eingenommen wurde, der, bei regem Intereſſe für philoſophiſch-theologiſche Streitfragen, ſein Herz der Orthodoxie ganz zuzuwenden begann. Es gefiel ſehr, daß Heinrich Leo in Tholuck's „Literariſchem Anzeiger für chriſtliche Theologie und Wiſſenſchaft überhaupt" „Auch ein Wort über die neueſten Erſcheinungen der theologiſchen Literatur" abgab, und intereſſant bleibt, wie dieſer kurz zuvor zur Rechtgläubigkeit bekehrte Hiſtoriker über Vatke und Strauß ſich äußerte. „Hier gilt kein Ende des Kampfes, als völlige geiſtige Vernichtung ..... wir meinen die Klaſſe von Gelehrten, welche mit wiſſenſchaftlichen Waffen die Authentie einzelner Bücher der heiligen Schrift, oder ganzer großer Partieen derſelben angreifen, und in dieſem Kampfe Folgerungen ziehen, welche theils nur Moſen und die Propheten, theils nur die hiſtoriſchen Stützen des Chriſtenthums ihres Anſehens berauben ſollen, in der That aber (und namentlich bei allen, an welche dieſe Dinge oberflächlich und ſo gebracht werden, daß ſie dieſelben nicht ſelbſt einer gründlichen wiſſenſchaftlichen Prüfung unterziehen können), das Anſehen unſerer Religion überhaupt gefährden. Es iſt allerdings richtig, daß, nun einmal dieſe Unterſuchungen in die Welt geſtellt ſind, keine andere Erledigung derſelben möglich iſt, als die auf wiſſenſchaftlichem Wege, daß hier kein äußeres Verbot,

keine Cenſur, Nichts der Art die Entwickelung des wiſſenſchaftlichen Proceſſes mehr hindern kann, — ja! daß es ein Glück iſt, daß der Rationalismus endlich dieſe Schärfe gewonnen hat, wie er jetzt in Vatke und Strauß, dem ganzen Syſtem der chriſtlichen Theologie Verderben drohend, auftritt. Kennt man doch nun die Wurzel, und kann das Beil an ſie legen! Wie aber, wenn nun nach Jahrzehnten unſere chriſtliche Theologie den Proceß völlig gewonnen hat, wenn gerade dieſer Kampf auf Leben und Tod in ihr eine Reaktion, eine wiſſenſchaftliche Belebung erzeugt hat, wie ſie ihr lange abging, und wenn ſie mit dieſer Kraft ſo gewiß geſiegt hat, ſo gewiß Chriſti Wort wahr iſt, daß die Pforten der Hölle ſeine Kirche nicht überwinden ſollen, — wie dann? wenn man ſich umſieht, und bemerkt, daß man durch das Ausposaunen der unreifen Ergebniſſe während des Kampfes, daß durch das Verſchleppen der Ueberzeugungen, welche in Zwiſchenſtadien den Sieg davon zu tragen ſchienen, an ganz urtheilsunfähige Volksklaſſen, bei dem Volke im Ganzen die Macht und das Anſehen der Kirche vollends hat zu Grunde gehen laſſen, und daß dann dieſes inzwiſchen völlig zu geiſtigem Pöbel geworden, ſich auflehnt gegen das, was in Regionen zum Siege geführt iſt, zu denen ſeine Blicke nicht reichen können? Wie dann? wird man ſich dann keine Vorwürfe zu machen haben, daß man durch das Herumtragenlaſſen ſolcher Dinge, die nur vor das Forum der Wiſſenſchaft gehören, in der Allgemeinen Zeitung, im Hamburger Correſpondenten u. ſ. w. das Volk habe verführen, den Auflöſungsproceß zum tiefſten Abgrund habe fortſchreiten laſſen, während in höheren Regionen Siege

gegen die Auflöſung erfochten worden ſind, die nun gar nicht mehr als Siege gelten können, weil der Grund und Boden inzwiſchen geſchwunden iſt, wo man die Früchte der Siege zu erndten hätte; weil dieſer Grund und Boden nun erſt vielleicht Jahrhunderte lang durch Miſſionen wieder gewonnen werden muß? Wäre zu Anfange dieſes Jahrhunderts, ſeitdem Vater, de Wette, Geſenius u. ſ. w. dieſe auflöſende Richtung in der Theologie vertreten haben, das Verbot vorhanden geweſen, Unterſuchungen, die dem Anſehen der Bibel beim Volke nachtheilig ſein könnten, deutſch drucken zu laſſen; — hätte man der Wiſſenſchaft die Freiheit, deren ſie allerdings bedarf, gelaſſen, aber ihr zum Geſetz gemacht, bei ſolchen Verhandlungen die lateiniſche Sprache, wie in früherer Zeit immer geſchehen, zu ihrem Ausdrucke zu wählen, ſo würde ſchon in voraus völlig verhütet worden ſein, daß der Inhalt ſolcher Bücher, wie das jetzt von Strauß herausgegebene „Leben Jeſu", jetzt in der bezeichneten Weiſe in Zeitungen herumgeſchleppt werden könnte; von Wegſcheider's ärmlicher Dogmatik, die in lateiniſcher Sprache abgefaßt iſt, war wenigſtens in der Allgemeinen Zeitung nie die Rede; und ſelbſt jetzt iſt es zu einer Anordnung dieſer Art noch nicht zu ſpät, welche allein im Stande iſt, Unterſuchungen der bezeichneten Art wieder allein dem Kreiſe zu überweiſen und vorzubehalten, der im Stande iſt, ſie gründlich zu führen. Oder ſollte man in Deutſchland eine ſolche Angelegenheit einer allgemeinen Maßnahme nicht für werth halten? Würde würklich jede Gefahr, die das unbedeutendſte ſinnliche Eigenthum treffen kann, von allen Regierungen der Aufmerkſamkeit und

Vorkehrung für würdig gehalten, aber nicht die Gefahr, daß Eines der größten geiſtigen Güter des Menſchen, das Leben in einer religiös kräftig durchdrungenen Gemeinde, gänzlich vernichtet, und eine chriſtlich-tüchtige Geſinnung zur bloß ſporadiſchen Erſcheinung gemacht werde? Die Gefahr, daß das mächtigſte, das tiefſte Fundament unſeres ſittlichen Lebens auf lange Zeit wie verſchüttet werde? Es ſind keineswegs bloß „populäre, von frivoler Geſinnung ausgehende, auf leichtfertige und frevelhafte Weiſe das Heilige profanirende Schriften", gegen welche ſich der Staat mit den ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln zu richten hat, ſondern er hat dies auch gegen die Verſchleppung ganz ernſt und in guter Meinung unternommener wiſſenſchaftlicher Erörterungen an Kreiſe, die ſolchen Erörterungen nicht gerecht ſein können, zu thun — auch dagegen hat der Staat eine Verpflichtung zu würken; und da ein ſolches Würken durch Anordnung des Gebrauchs der lateiniſchen Sprache für gewiſſe Themata und durch das Verbot des Beſprechens dieſer Themata in nicht ſtreng wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften ſo leicht, und ſo ohne allen Schaden für die freie Behandlung der Wiſſenſchaft ſtattfinden kann, ſollte man wohl mit zuverſichtlicher Hoffnung demſelben entgegenſehen dürfen."

So ſprach derſelbe Heinrich Leo, der acht Jahre zuvor als Berliner Profeſſor „Vorleſungen über die Geſchichte des Jüdiſchen Staates" hatte erſcheinen laſſen, worin er Werth darauf legte, daß die welthiſtoriſche Bedeutung der alten Jüdiſchen Nation auch in anderer als in der religiöſen Beziehung hervorgehoben würde. Denn „das Unweſen, welches gewiſſe gedankenſcheue, dämmerliebende Kreiſe von

Menſchen mit der hebräiſchen Literatur treiben, indem ſie ſie nach einem ganz andern Maßſtabe als die anderer Völker gemeſſen haben wollen, war ein zweiter Grund, meine Vorträge öffentlich bekannt zu machen. . . . Ich glaube, es iſt jetzt Zeit, daß Jeder, der über prieſterliche, phariſäiſche oder ſonſtige der Wiedergeſtaltung des äußerlichen Prophetenthums nahe führende Umtriebe auch nur einen verſtändigen Gedanken gehabt hat, die Pflicht habe, ihn laut auszuſprechen. Da ich mir bewußt bin, ohne perſönliche Beziehung und ohne Leidenſchaftlichkeit dieſe Richtung verfolgt zu haben, wird mich auch Alles, was von dieſer Seite her mir oder meiner Arbeit nachgeſagt werden mag, völlig unberührt laſſen. Ich werde einem Angriffe von dort nie etwas Anderes als völlige Gleichgültigkeit entgegenſetzen; denn es gibt eine Grenze menſchlicher Vorſtellungen, jenſeits deren auch der, welcher als Feind der ſich dort Befindenden auftritt, nur verführt wird, ungehörige Dinge zu ſagen, wenn er ſpricht, weil daſelbſt ſchlechthin das Terrain geiſtiger Ungereimtheiten gelegen iſt."

Vatke und Strauß verharrten hiernach in „völliger Gleichgültigkeit" gegen „ungereimte Dinge"; aber die naiven Anregungen und Vorſchläge Leo's kamen der Vermittlungs-Theologie gerade ſo unbequem, weil unerfüllbar vor, wie die Kapucinade Hengſtenberg's, aus der ſich vollends nichts machen ließ. Wie ſehr die Männer des Ausgleichs alle Beſinnung verloren hatten, wird aus einem Herzenserguß des Hamburger Friedrich Perthes erſichtlich, der nach Berlin ſchrieb: „Ich bezweifle nun freilich nicht, daß es möglich iſt, Strauß und Vatke und Aehnlichen Blößen

genug auf wiſſenſchaftlichem Wege nachzuweiſen, aber dadurch ſcheint mir wenig geholfen; denn wie jene Männer doch nur gründlichere und geiſtvollere Nachfolger des Heidelberger Paulus ſind, ſo werden nach ihnen noch Gründlichere und Geiſtvollere kommen, und Wiſſenſchaft gegen Wiſſenſchaft geſetzt, iſt mir für die Theologie bange." Es konnte dem Verleger der Theologiſchen Studien und Kritiken allerdings einigermaßen bange werden, denn „Nitzſch mit ſeiner Tiefe und ſeiner Wahrheit, mit ſeinem Ernſt und ſeiner Frömmigkeit", wie Friedrich Perthes dieſen trefflichen Theologen ſelbſt charakteriſirt hatte, ſchickte ſich an, Vatke's Religion des Alten Teſtaments in den Studien und Kritiken zu beſprechen, und wie lautete ſein Urtheil? „Dieſes groß angelegte Buch iſt neben dem Werke von Strauß das wichtigſte und entſchiedenſte antitheologiſche Werk, welches die jetzige Philoſophie der Religion und Geſchichte hervorgebracht hat und hervorbringen konnte .... Der Verfaſſer kann und will es nicht verhehlen, daß der Hegel'ſche Begriff von Religion — Proceß des Geiſtes — und von hebräiſcher Religion — reine Subjectivität mit beſonderer Beziehung auf unendliche Macht, Weisheit, Heiligkeit — zur vollſtändigen Entwickelung gebracht werden ſoll. Nur einige Male werden die von Hegel gegebenen Beſtimmungen des hebräiſchen Religionscharakters eingeſchränkt und berichtigt. Wie er nun den Meiſter an Darſtellung und an Kenntniß des hiſtoriſchen Stoffs weit übertrifft, ſo läßt er auch alle neueren Schriftſteller, die denſelben Gegenſtand behandelt haben, nicht nur durch kritiſche Kühnheit und Vorausſetzungsloſigkeit des Verfahrens, ſondern auch durch die Macht des

methodiſchen Waltens des ſondernden und einigenden Denkens weit hinter ſich zurück, und hatte, wenn er nicht eben unter Vorausſetzung des Hegel'ſchen Begriffs vom Alten Teſtament, und alſo ohne alle theologiſch-chriſtliche, apologetiſche Vorausſetzung an den Gegenſtand gelangt wäre, der Theologie, der er dem Namen nach dient, und dadurch denn wieder der Philoſophie unſchätzbare Dienſte leiſten und unmittelbare Vortheile bringen können. Was unmittelbar von ihm für die Theologie geleiſtet wird, beſchränkt ſich auf den Beweis der Originalität der hebräiſchen Religion, den, von rein hiſtoriſch-kritiſchen Standpunkten aus, noch Niemand in dieſer Schärfe geführt hat. Das Princip derſelben iſt rein aus dem Grunde des Geiſtes hervorgegangen, es iſt durch göttliche Offenbarung da, und wenigſtens dieſen apologetiſchen Begriff hat der Verfaſſer in ſeiner Weiſe feſtgehalten, der übrigens, ſo wie die ganze Richtung, die er darſtellt, einer Apologetik ſich überheben kann und muß."

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Immanuel Nitzſch gegen Vatke's Reſultate ſich auflehnen mußte; fand er doch, daß „ein ſo beſchränkter, wenngleich noch ſo ſcharfer Begriff vom Alten Teſtament, wie ihn Vatke hat, ihn nun auch ungeachtet aller philologiſchen Tüchtigkeit und aller religiöſen Idealität um die wahre Exegeſe und volle Auffaſſung des altteſtamentlichen Inhalts bringt". Nitzſch rügte, daß Vatke den Moſes „verdünnt", daß er überhaupt dem Pentateuch, kurz, der ganzen Ueberlieferung zu wenig Poſitives läßt, und doch blieb gerade er, von den Vermittlungs-Theologen der bedeutendſte, mit vollem Herzen Vatke ſein Leblang zugethan, und es wird noch erwähnt

werden, mit wie lebhaftem Eifer er wiederholt für Vatke eingetreten war. Wer ein „Syſtem der chriſtlichen Lehre“ geſchrieben hatte, das von philoſophiſchen Gedanken durchwebt war, dem widerſtand nichts ſo ſehr, als das Unterbrechen ernſter Forſchungen durch Hengſtenberg'ſche Mahnrufe wie die über Vatke und Strauß: „Siehe, es wird ein Wetter des Herrn mit Grimm kommen, ein ſchreckliches Ungewitter wird den Gottloſen auf den Kopf fallen. Denn des Herrn grimmiger Zorn wird nicht nachlaſſen, bis er thue und ausrichte, was er im Sinne hat: zur letzten Zeit werdet ihr ſolches erfahren. Wer wollte denn nun ſchlafen? Wer klug iſt, der iſt wach. Gott kommt die Welt zu ſtrafen, Zu üben Grimm und Rach An Allen, die nicht wachen Und die des Thieres Bild Anbeten ſammt dem Drachen; Seid wach! der Löwe brüllt.“ Und weiter hatte Hengſtenberg geſagt: „Nun auf einmal fängt ein jüngeres Geſchlecht von Theologen an, ſich zu erheben, dem der Rationalismus noch zu chriſtlich iſt, und das in ſtolzer Zuverſicht ſich als den Repräſentanten des Zeitgeiſtes und dieſen als den alleinigen Gott, zwar nicht als den Schöpfer von Himmel und Erde, die niemals geſchaffen worden, aber doch als ihren Regenten ankündigt.“ Nitzſch fühlt heraus, was dieſe Deductionen des ſich fühlenden Hengſtenberg bezweckten: er wollte überhaupt von Religions-Philoſophie nichts wiſſen; er wollte nicht blos Vatke und Strauß, ſondern überhaupt allen Denkern unter den Theologen zu Leibe gehen, wenn er ausrief: „Herr, in deinem Lichte ſehen wir das Licht. Es iſt nicht anders; bis wir ſelbſt innerlich in das göttliche Element hinein erhoben werden, müſſen wir das

Göttliche in unſere Niedrigkeit herabziehen. Die eine große Sünde iſt, daß ſie nicht glauben; das Uebrige macht ſich von ſelbſt; ſie können nicht anders." Aus dem Ungeſtüm der Hengſtenberg'ſchen Rechtgläubigkeit, die ſich zu hochmüthiger Rechthaberei erweiterte, erklärte ſich zu gutem Theil die Parteinahme Nitzſch's und ſeiner Freunde für Vatke, denn auf deſſen Verdrängung aus der theologiſchen Facultät war es jetzt abgeſehen, und hatten die Anſtrengungen Hengſtenberg's dieſen Erfolg, ſo ging er mit ſeinen Forderungen weiter und bedrohte ſchließlich die geſammte Vermittlungs-Theologie.

Sehr verdroß im orthodoxen Lager Ewald's Anzeige des Vatke'ſchen Buchs in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik (Januar 1836). Der Göttinger Gelehrte, Vatke's Lehrer im Hebräiſchen, hatte am 17. December 1835 an ihn geſchrieben: „Ew. Wohlgeboren vortreffliches Buch und geehrtes Schreiben kamen vor einigen Tagen hier an und ich habe in jenem ſogleich ſo viel geleſen, daß ich mit Freude verſprechen kann Ihren Wunſch zu erfüllen: zum Glück habe ich auch gerade jetzt die beſte Muße für die Berliner Jahrbücher zu arbeiten und werde dieſe Weihnachtsferien zunächſt Ihrem wichtigen Werke widmen. Einige Tage vorher hatte ich vom Buchladen George's Buch über die Feſte erhalten, als ich eben eine Abhandlung über denſelben Gegenſtand der Königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften vorgetragen hatte (der Auszug daraus iſt jetzt in den Gött. Gel. Anz. ſchon gedruckt). Die bedeutend verſchiedenen Reſultate der beiderſeitigen Arbeiten bringe ich weniger in Anſchlag und Erwägung, als daß der gute Mann ſich in der Vorrede gegen Rationalismus verwahrt und doch in ſeiner ganzen

Art und Weiſe im ſchlimmſten Sinne Rationalismus treibt. Wer ſich nur vor dem Namen Jeſu beugt, glaubt alles Uebrige leicht abfertigen zu können: Dies iſt ein ſchlimmer Zug unſerer Zeit, eine Verwirrung, die ſich der angehenden Schriftſteller am meiſten bemächtigt und wobei viel Unlauteres mit unterläuft: obwohl die Urſache an den Aelteren liegt. Ich freue mich daher am meiſten darüber, daß Sie einer ganz andern, ernſtern und gründlichern Methode folgen: im Grunde kommt es doch bei uns nur auf die Richtung an und auf die Fertigkeit, überall leicht das Wahre, wo es ſich darbietet, zu faſſen. Uebrigens bin ich gar ſehr auf Ihre Ausführung des Hiſtoriſchen in Chriſtus geſpannt. Haben Sie vorläufig den beſten Dank für Ihr Wohlmeinen und Ihr ſchönes Geſchenk und halten ſich verſichert der aufrichtigſten Theilnahme und Hochachtung, womit ich bin Ihr ergebenſter Ewald."

Ihm behagte die ſtrenge Anwendung wiſſenſchaftlicher Prinzipien auf die Erforſchung der Geſchichte Iſraels, und er fand, daß die Arbeit Vatke's „eine bedeutende Lücke in dieſem Gebiet auszufüllen verſpricht. Bei den Exegeten und denen, die mit bibliſcher Theologie umgehen, vermißt man ſo oft die tiefere Auffaſſung und Durchdringung deſſen, was ſie hiſtoriſch erforſcht zu haben glauben: umgekehrt auch wohl bei denen, die mit Vorliebe den Zuſammenhang und das Große und Wahre der Gedanken ſuchen, die geſchichtliche Geduld und Genauigkeit. An dem Verfaſſer des obigen Werks iſt dagegen vor Allem die ſchöne Verbindung eben ſo umfaſſender als gewiſſenhafter geſchichtlicher Forſchung mit philoſophiſcher Schärfe und einem echt wiſſenſchaftlichen Streben zu rühmen. Man ſieht mit Vergnügen, wie er

überall nur den inneren Wahrheiten nachgeht, nur von der Größe und Wichtigkeit der zu erklärenden Gegenſtände ſelbſt ſich leiten läßt. Dabei ziert ihn noch eine edle Beſcheidenheit und wohlthuende Anſpruchsloſigkeit, indem er, offen und bereit für jegliche Erkenntniß, auch im Beſtreiten der Gegner ſeiner Anſichten nie die Grenzen der Milde und Sanftmuth überſchreitet, vielmehr überall Verſtändigung und Verſöhnung ſucht. Wie wohl der Verfaſſer ſeine Aufgabe vor dem Beginne der Arbeit überdacht habe, geht aus der voraufgeſchickten „allgemeinen Einleitung“ genugſam hervor. Der Begriff einer bibliſchen Theologie wird hier ſehr gut und richtig beſtimmt; zwar ohne daß die Namen der neueren Bücher und der Gelehrten, deren Meinungen beſtritten werden, genannt ſind, da ſich die Entwicklung des reinen Begriffs gern für ſich bewegt: aber hinreichend deutlich für die der Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft nicht ganz unerfahrenen Leſer. Wenn man z. B. die bibliſche Theologie nur in dem Sinne als hiſtoriſche Wiſſenſchaft gelten laſſen wollte, daß ſie ohne eigenes Urtheil über die Erſcheinungen und Wahrheiten, die ſie umfaſſen muß, bleiben ſolle: ſo zeigt der Verfaſſer, wie wenig dies in der That möglich ſei, und wie man des ſpeculativen Durchdringens auch hier ſo ganz und gar nicht entbehren könne. Oder, wenn andre das Gebiet dieſer Wiſſenſchaft auf die ſogenannte bibliſche Dogmatik mit Ausſchluß der Moral begrenzen wollten: ſo hat der Verfaſſer dagegen gewiß Recht, wenn er eine Trennung dieſer jetzt mit gutem Rechte geſchiedenen Disciplinen, der Dogmatik und der Moral, doch von der bibliſchen Theologie ausgeſchloſſen wiſſen will, weil die Bibel ſelbſt ihrem Weſen

nach dieſe Trennung nicht kennt; ja es iſt dies ſogar ein beiläufiger Nutzen der bibliſchen Religionslehre, daß ſie die Verbindung zwiſchen Dogmatik und Moral, welche nach wiſſenſchaftlicher Strenge zu wiſſen doch auch ſeinen Werth hat, überall aus der erſten lebendigen Quelle am rechten Orte aufzeigt."

„Eben ſo gründlich und umſichtig werden in dieſer Einleitung die Grundſätze der bibliſchen Theologie mit philoſophiſcher Strenge entwickelt; welches hier um ſo mehr wohlthätig wirkt, je weniger man in andern Werken dieſer Art über das, was eigentlich im Sinne der Bibel Gefühl, Bild, Vorſtellung, Gedanke ſei, genügenden Aufſchluß oder auch nur den Verſuch einer der Wahrheit der Sachen entſprechenden Erklärung findet. Da indeß ſehr vieles von dem, was der Verfaſſer hier blos als Grundſatz aufſtellt, erſt durch die einzelne Ausführung ſich als vollkommen richtig bewähren muß: ſo verſchiebt Recenſent die eigentliche Beurtheilung dieſer einleitenden Abhandlung, bis daß die Vollendung des Werks gekommen ſein wird: namentlich kann man nach den hier gegebenen Andeutungen auf die Art, wie der Verfaſſer das Neue Teſtament behandeln wird, ſehr geſpannt ſein. Vollſtändig läßt ſich dagegen ſchon jetzt der größte Theil dieſes erſten Bandes, oder der allgemeine Theil über die Altteſtamentliche Religion beurtheilen, weil der Verfaſſer hier alles, was er über Geſchichte, Begriff, Vorſtufen und Hauptrichtungen der Religion des Alten Teſtaments zu ſagen hatte, erſchöpfend dargelegt hat. Wir wenden uns daher nun ausſchließlich zu dieſer Seite des Werks. Hier iſt denn vor Allem zu rühmen, daß der Verfaſſer dem Alten Teſtamente eine ſo umfaſſende, genaue, von

Vorurtheilen und Irrthümern der neuern Zeiten ſich möglichſt entfernt zu halten ſtrebende Unterſuchung gewidmet hat. Wirklich haben ſich ausgezeichnete Männer in neuern Zeiten mehr mit dem Neuen, als mit dem Alten Teſtamente beſchäftigt, welches viele gute Folgen, aber auch den Nachtheil gebracht hat, daß man den rechten Zuſammenhang beider Teſtamente vergaß, oft ſogar über das Alte ungerecht und einſeitig urtheilte; auch die bibliſche Theologie hat das Alte Teſtament etwas zu ſtiefmütterlich zu behandeln gelernt. Je mehr auf dieſem weiten Gebiete noch nachzuholen iſt, deſto leichter wird man eine ſo ausführliche Darſtellung, wie die des Verfaſſers iſt, entſchuldigen; Referent freut ſich auch in vielen Anſichten und Urtheilen mit dem Verfaſſer übereinſtimmen zu können. Soll es indeß gelingen, die Religion des Alten Teſtaments nach ihrem Weſen und ihrer Geſchichte in wenigen großen, in ſich ſelbſt wahren Anſchauungen und Sätzen zu ſchildern, ſo muß vorher das ganze Geſchäft der einzelnen geſchichtlichen Unterſuchung und Erkennung vollendet ſein, da man doch jene nicht, wie die des Neuen Teſtaments, in einem engern, hellen Kreiſe, ſondern in einem ſehr weiten, viel dunklern Bezirke erſt ſuchen und wiedererkennen kann; nun ſteht aber die geſchichtliche Erforſchung des Alten Teſtaments gegenwärtig noch auf einer ſehr niedrigen Stufe und theilt noch eine Menge von Schwankungen und Erſchütterungen, aus denen ſie ſich jetziger Zeit kaum zu retten vermag: kein Wunder alſo, wenn man hier oft den Verſuch einer Erklärung ſtatt ihrer ſelbſt hinnehmen muß und ſich ſchon der Tüchtigkeit und Aufrichtigkeit des bloßen Verſuchs gern freuet. Der Verfaſſer

bemerkt ſehr paſſend, daß die bibliſche Theologie auf der einen Seite die Kanonik, Hermeneutik, Kritik und Exegeſe zu ihrer Vorausſetzung habe, auf der andern durch ihre Ergebniſſe auf dieſe beſtimmend zurückwirke: allein in dieſem Abſchnitte vom Alten Teſtament muß der Verfaſſer gar oft erſt in das Gebiet der vorläufigen Wiſſenſchaften eingreifen und manches zur bibliſchen Theologie im ſtrengern Sinne nicht gehörige einmiſchen. So iſt denn allerdings manche Frage ohne feſte Löſung geblieben, manche Annahme noch nicht vollkommen gerechtfertigt, hie und da einiges Schwankende vorläufig noch ſchwankender geworden: aber alles dies weniger aus Schuld des Verfaſſers, welcher vielmehr überall mit rühmlichſtem Eifer zur reinen Wahrheit ſtrebt, als unſerer Zeit, welche in hiſtoriſcher Kritik ihr eignes großes Werk ſo wenig vollendet hat, daß ſie erſt noch zahlreiche Verſuche und mannigfache Kämpfe hervorruft. Dagegen findet man, wo die Geſchichte leichter zu erkennen war, auch ſchon die wahrſten Auffaſſungen und tiefſten Blicke bei dem Verfaſſer, beſonders bei der Geſchichte der großen Propheten des achten Jahrhunderts v. Chr. Es iſt in der That ein ungeheures Unternehmen, ſchon jetzt, da die hiſtoriſchen Unterſuchungen über die Verfaſſer und Entſtehungszeit der Stücke althebräiſcher Literatur, die man das Alte Teſtament nennt, noch tobend durcheinander gähren und (man täuſche ſich nicht!) erſt ſehr wenige feſte Anhaltspunkte gegeben haben, eine im Einzelnen ganz vollſtändige, ſichere Beſchreibung der iſraelitiſchen Religionsgeſchichte geben zu wollen. Daß ſich unſer Verfaſſer, welcher dennoch, nicht abgeſchreckt durch das faſt völlige Mißlingen des Gramberg'ſchen

Verſuchs, das Werk kühn angefangen hat, nicht auf die Seite der kleingläubigen, kurzathmigen Gelehrten ſtellen würde, welche die echte Tradition feſtzuhalten meinend doch nur etwa das, was ſpätere Jahrhunderte vom Alterthum zu wiſſen glaubten, verſtehen und vertheidigen, — dies war von ſeiner wiſſenſchaftlichen Durchbildung und Feinheit zu erwarten. Daß nicht der ganze Pentateuch von Moſe, nicht alle Pſalmen von David ſeien, und andres der Art, iſt, da dergleichen im Groben wahrzunehmen gar nicht ſo ſchwer fällt, jetzt in der That nicht mehr zu beweiſen nöthig: aber die Aufgabe der Kritik iſt nicht zur Hälfte gelöſt, wenn man nach der ſeit 40 Jahren immer herrſchender werdenden Sitte nur das Eine zu zeigen ſucht, daß dieſes oder jenes Einzelne nicht ſo alt ſei oder ſo beſchaffen als es die Tradition wolle, während man ſich nicht bemüht, den zeriſſenen Zuſammenhang auch wieder herzuſtellen. Bei manchen leichtſinnigern Schriftſtellern unſerer Tage feiert ſogar die ſich ſelbſt vernichtende Zweifelſucht ſchon ihren höchſten Sieg, indem ſie auch das, woran hiſtoriſch zu zweifeln genauer betrachtet grundlos, ja widerſinnig iſt, in ihren Abgrund zieht, wie Recenſent z. B. ſieht, daß ein neuerer Gelehrter das Widerſinnige hat denken und ſchreiben können, der moſaiſche Sabbat ſei erſt im Zeitalter des Hiskia, am Ende des achten Jahrhunderts v. Chr., eingeführt worden. Von dieſer Entartung der Kritik, welche eben ſo traurig und zerſtörend wirkt als das gedankenloſe Kleben an der Tradition, ſucht ſich zwar der Verfaſſer nicht weniger frei zu halten: doch iſt ihm dies, da dieſe Gefahr noch nicht ſo klar vorliegt und die Herrſchaft negativer Kritik jetzt ſo allgemein iſt,

nicht überall eben ſo glücklich gelungen; wäre die Kritik durchgängig ſchon feſter und ſich bewußter geworden, ſo würde manches, welches jetzt matt und leblos ſcheint, viel heller und lebendiger, daher auch belehrender und erhebender, hervorgekommen ſein. Daß z. B. kein einziger Pſalm von David ſein ſoll, wie hier als ausgemacht angenommen wird, hat den Nachtheil gebracht, daß die Perſönlichkeit Davids nun etwas zu unvollſtändig gezeichnet werden mußte: wir haben zwar im Pſalter nicht viele Lieder von David, aber die wenigen, welche ihm die geläuterte Kritik zuweiſt, laſſen uns den großen König viel näher und herrlicher ſchauen, als alle hiſtoriſchen Berichte über ihn. Dagegen kann Pſalm 59 nicht, wie angenommen wird, aus der aſſyriſchen Zeit ſein: er iſt ſpäter, und zwar, wie Recenſent jetzt am wahrſcheinlichſten findet, aus der Zeit der ſkythiſchen Verheerungen in Paläſtina unter König Joſia." Ewald intereſſirte namentlich Vatke's Auffaſſung des Moſaismus, ohne daß er ſie zu theilen vermochte, und doch nennt er des Verfaſſers geſchichtliche Darſtellung durchweg eine lehrreiche. Beſonders befriedigt ihn die Vatke'ſche Nachweiſung, daß die moſaiſche Religion nicht, wie nach M. Mendelsſohn noch immer wiederholt wird, blos practiſch, ſondern eben ſo gut auch ſpeculativ ſei; oder die gegen neuere Gelehrte gerichtete kühne, aber wahre Behauptung, daß man nur von einem niedern Standpunkte aus das Judenthum als die Religion der Verſtandesreflexion betrachten könne; ferner der gut geführte Beweis, daß die moſaiſche Religion in den letzten Jahrhunderten vor Chriſto, wie ſogar die ſpäteſten kanoniſchen Bücher unzweideutig

kund geben, ſchon gänzlich ſich auflöſe und ihrem Verfalle nicht entgehen könne. Es berührt Ewald angenehm, daß Vatke „nicht vom zufälligen Denken und von vorgefaßten Meinungen, ſondern von der Schärfe und dem Ernſte der Philoſophie ausgeht, und die Leſer nicht zu verletzen oder zu verdüſtern, ſondern zu erheben und zu erleuchten durchaus bemüht iſt.“

Seinen gewichtigſten Kritiker hatte Vatke für die Religion des Alten Teſtaments unſtreitig an de Wette. Der führte in den Studien und Kritiken (Jahrgang 1837, drittes Heft) weitläufig aus, man könne die Richtigkeit ſeiner Annahmen und Anſichten in Zweifel ſtellen, man könne auch die Kühnheit ſeiner Kritik tadeln; „aber man kann ihm das Lob des Scharfſinns, der Combinationsgabe und einer umſichtigen Benutzung alles deſſen, was ſeinen Anſichten günſtig iſt, nicht verſagen; man darf ihm auch nicht den Vorwurf machen, in einem irreligiöſen und untheologiſchen Geiſte geforſcht zu haben. Er raubt uns zwar die große Bedeutung der Individualität Moſe's, theilt aber deſto mehr der frommen Selbſtthätigkeit der Prieſter und Propheten zu, erhöht die Kräftigkeit des im Volke wirkenden Geiſtes der Religion und eröffnet ſomit dem frommen Betrachter einen erwecklichen Tiefblick in das geheimnißvolle Walten des göttlichen Geiſtes.“ „Es fehlt ſeiner Geſchichtsdarſtellung,“ wie de Wette meint, „nur die Wahrheit, um ein ſehr anſprechender Commentar der johanneiſchen Worte zu ſein: »In ihm war Leben, und das Leben war das Licht der Menſchen.« „De Wette glaubt, die Hegel'ſche Philoſophie ſcheine Scheu und Abneigung vor der Individualität

einzuflößen; deshalb knüpfen, nach Anſicht des Baſeler Gelehrten, Vatke und Bohlen die Geſchichte „nicht an den feſten Punkt der großen Schöpfung Moſe's, ſondern ſtellen ihren Anfang gleichſam in die Luft hinein.“ Moſe war, wie Vatke deducirt, nicht Geſetzgeber, ſondern Prophet und ſteht als ſolcher auf gleicher Linie mit den ſpäteren Propheten; denn nicht nur iſt das moſaiſche Geſetz ſpäter aufgezeichnet, was de Wette zugiebt, ſondern der Begriff, den das Wort Thora bezeichnet, iſt nicht der einer Sammlung einzelner Satzungen, ſondern der fortlaufender Offenbarung des göttlichen Willens, welchen die Propheten eben ſowohl verkündigen, als Moſe. Die Bemerkung Vatke's, daß dieſer Begriff ein lebendiger war, erachtet de Wette für zutreffend, nur ſchreibt er ihm, im Gegenſetz zum Verfaſſer, eine poſitivgeſchichtliche Grundlage zu. Daß Vatke gegen die Ableitung des Jehova von den Aegyptern ſich erklärt, billigt ſein Kritiker; auch hält er die Ableitung, wonach Jehova mit dem perſiſchen Zeus eins iſt, für beachtenswerth; nur will er dem Verfaſſer nicht zugeſtehen, daß die Sage von der ägyptiſchen Erziehung des Moſe ohne geſchichtlichen Halt ſei. Von wichtigem Belange iſt nach de Wette die vom Verfaſſer aufgeſtellte Anſicht, daß die religiöſe Totalanſchauung des hebräiſchen Volks nur als Vergeiſtigung einer ſabäiſchen Religionsform begriffen werden könne. Im Buche der Richter findet nach Anſicht des Recenſenten der Verfaſſer mit Recht echte Tradition, und von den Büchern Joſua und Samuelis entlehnt er den Maßſtab der Beurtheilung dieſes Zeitalters. Die Darlegung Vatke's, daß die Hebräer durch die Vermiſchung mit den Cananitern ein

anderes Volk, ein Miſchvolk verwandter Stämme wurden, erachtet de Wette nicht für ganz neu, aber für geiſtreich gefaßt: die größere Maſſe des Volks nahm den Naturdienſt der Cananiter an, und ſo entſtand ein Kampf zwiſchen Natur- und Jehova-Religion. Die weitere Behauptung Vatke's, daß die Vorſtellung von der Theokratie in der Richterperiode nur dem Keime oder abſtracten Prinzipe nach vorhanden war, muß nach de Wette als richtig gelten, ſelbſt wenn man ſich Moſe als Stifter der Theokratie denkt. Zu der Geſchichte des Gottesdienſtes der Periode David's und Salomo's werden wichtige Beiträge geliefert; unter dieſen beiden Regenten kam der orientaliſche Despotismus auf, der ſehr drückend war, und nur in der ſpäteren Vorſtellung konnte dieſe Regierungszeit als idealer Zuſtand des Gemeinweſens angeſehen werden. Das ideale Prinzip der altteſtamentlichen Religion hatte noch nicht die Macht, die fremdartigen Elemente zu überwinden und zu erklären; dieſer Prozeß forderte Jahrhunderte. Die Wanderungen und die Verehrung der Lade rückt Vatke in ein eigenes Licht. Er betrachtet ſie als ein Idol und vermuthet, daß darin eher ein heiliger Stein, als die Geſetztafeln, gelegen haben möge. Vielleicht hat es auch mehrere Laden gegeben. Es befanden ſich damals auf der Lade noch nicht die Cherubim; erſt im ſalomoniſchen Tempel wurden ſie angebracht, und Vatke leitet ſie zunächſt aus Phönizien, weiterhin aber aus Hochaſien ab. Sie entſprechen nicht den Sphinxen, ſondern den Greifen und verſinnbilden nicht die Eigenſchaften, ſondern die unnahbare Gegenwart Gottes. „Daß ſie in den Pentateuch durch Dichtung zurückgetragen worden, iſt leicht

zuzugeben, ſobald man der Schilderung der moſaiſchen Stifts-hütte überhaupt den hiſtoriſchen Charakter abſpricht; auch iſt vom Verfaſſer treffend bemerkt, daß dort ihre Geſtalt als bekannt vorausgeſetzt und ſomit die Abfaſſungszeit dieſer Schilderung verrathen wird." Die Vermuthungen Vatke's über den ſalomoniſchen Tempel nennt de Wette ſehr be-achtenswerth. Mehrere bei dem Tempel angebrachten Sym-bole, Granatäpfel, Palmen, die Kugeln auf den Säulen, die ſieben Arme des Leuchters bezieht er auf Sonnen- und Planetendienſt. Aus der Combination dieſes Dienſtes mit dem des Jehova erklärt er, wie man ſpäter den Adonis da-ſelbſt beklagen, Zelte für die Aſtarte weben, Sonnenroſſe in den Eingang und ſelbſt das Bildniß jener Göttin in den Tempel ſtellen konnte, während der Moloch und andere Götzen beſondere heilige Orte hatten. Der große Haufe ſcheint den Tempel zugleich für einen Sonnentempel gehalten zu haben. Es war für den Sieg des Jehovadienſtes ein Fortſchritt, daß der eine höhere Stufe einnehmende Sonnen- und Lichtdienſt ſich damit verband, ſo wie der Tempeldienſt manche wichtige Vortheile brachte, namentlich die Verhüllung der Lade (die man vorher als Idol mit ſich herumgeführt hatte), den Mangel eines Jehovabildes und die dadurch angebahnte Idee der Unſichtbarkeit und Geiſtigkeit Gottes. Im ſalomoniſchen Tempel war nämlich zwar die Lade durch die Cherubs verhüllt, nicht aber das Allerheiligſte, welches erſt ſpäter den von der Chronik erwähnten Vorhang erhielt und früher wahrſcheinlich den Anbetenden ſichtbar war, in-dem das Heilige für die Könige und ſelbſt für das Volk zugänglich war. Der Tempel war kein Centralheiligthum

und ſollte keins ſein; die andern heiligen Orte blieben bis zu Joſia, und in ihnen wurde Jehova in Bildern verehrt. Für bedeutend hält de Wette Vatke's Betrachtungen über das Prophetenweſen, namentlich über die prophetiſche Allegorie von der Ehe Jehova's mit dem Volke. Sie bildete ſich wahrſcheinlich im Gegenſatz zum Naturdienſte aus, welcher Ehebruch und Unzucht heiligte. Die prophetiſche und dichteriſche Begeiſterung berührten einander ſehr nahe. Ging die Anſchauung nicht blos auf die abſtracte Idealität überhaupt, alſo auf die Natur und das Menſchenleben im Verhältniſſe zu Jehova, ſondern zugleich auf die ſittlichen Mächte, die Idee des Bundes und deſſen hiſtoriſche Vermittlung: ſo mußte auch die ältere Volksgeſchichte ihr Gegenſtand werden und das mythiſche Bewußtſein erhielt ſo ſeine ſchönſte Form. Die angeblichen Umtriebe der iſraelitiſchen Propheten, die Herrſchaft an David's Familie und den Cultus an den Tempel zurückzubringen, ſind unhiſtoriſch. Den Hoſeas, welcher die Rückkehr Israel's zur Davidiſchen Familie hofft, möchte der Verfaſſer gern für einen Propheten aus dem Reiche Juda halten. — Bei Entwicklung der Engellehre geht Vatke nach de Wette mit Recht davon aus, daß Maleach urſprünglich nichts Perſönliches, ſondern die Erſcheinung Jehova's ſelbſt iſt, welcher die einzige ideale Perſönlichkeit bildet. Die ſpäteren perſönlichen Engel, die Götterſöhne, das Himmelsheer ſind urſprünglich Sternengeiſter, ähnlich den perſiſchen Genien des Lichtreiches, und ſchreiben ſich vom Sonnen- und Lichtdienſte her. Das Zeitalter, in welchem die Götterſöhne in die hebräiſche Vorſtellung kamen, läßt ſich nur ungefähr beſtimmen; über das

ſiebente Jahrhundert darf man nicht hinaufſteigen, wahrſcheinlich aber auch nicht über das ſechſte, denn erſt ſeit dem ſiebenten Jahrhundert darf man einen beſtimmter ausgebildeten Sonnen- und Sternendienſt annehmen. Früher iſt die Vorſtellung der himmliſchen Heerſchaaren. Hiernach ſind alle die Erzählungen und Pſalmen, in welchen mehrere und perſönliche Engel und Götterſöhne vorkommen, und ſelbſt die Viſion Micha (1 Kön. 22) ſpäter. — Die Wichtigkeit der Annahme Vatke's, daß das älteſte Geſetzbuch unter Joſia erſchien, räumt de Wette ein. Den Eindruck, den daſſelbe machte, erhöhte das Unglück, welches der ſcytiſche Einbruch über das Volk gebracht hatte. Nach Joſia's Reform bis zum Untergange des Staates wurde ein bedeutender Theil der Geſetze des Deuteronomiums abgefaßt. Da nun mit der Findung des Geſetzbuchs die Form eines geſchriebenen Geſetzes gegeben war und ein Theil der Prieſterſchaft zu viel Gewicht auf die äußern Cultusformen legte, ſo fing man an, die Ceremonialgeſetze niederzuſchreiben, womit man während des Exils und nach demſelben fortfuhr, und ſo die zweite (d. h. nach der gewöhnlichen Anſicht die erſte) Geſetzgebung zu Stande brachte. Der Annahme Vatke's, daß die Urgeſchichte und die Kosmogonie zu den jüngſten Elementen der Sage gehören, widerſetzt ſich de Wette nicht, auch nicht der Anſicht, daß ſpeciell die Kosmogonie, wie ſie in den erſten elf Verſen des 1. Buchs des Moſe erzählt wird, erſt in der Zeit nach dem Exil abgefaßt ſein kann. Der Baſeler Gelehrte ſchließt ſeine umfangreiche Kritik mit den Worten: „Vatke's Kritik hat faſt alle Schranken niedergeriſſen.“

Genau ſo wie de Wette urtheilte Geſenius über Vatke's Religion des Alten Teſtaments, und auch einen ganz beſtimmten Tadel erheben beide gleichmäßig: ſie halten die philoſophiſche Sprache des Werkes für ſchwer faßlich. De Wette, der an Hegel wenig Gefallen findet, nennt die Sprache ſogar abſtrus, und Geſenius iſt offen genug, um einzugeſtehen, Vatke's allgemeine Einleitung in die bibliſche Theologe überhaupt nicht verſtanden zu haben, während er ſeiner Darſtellung der altteſtamentlichen Religion um ihrer vielen Einzelforſchungen halber rückhaltlos zuſtimme. Wie wenig Vatke ſelbſt in der Stimmung geweſen iſt, ſich der von ihm gewählten Form ſeiner Darſtellung zu freuen, werden wir noch aus eigenen ſpäteren Eingeſtändniſſen erſehen; es lag auf dieſer Aeußerlichkeit ſo etwas wie ein Verhängniß, denn er wurde hierdurch ein Schriftſteller nur für Gelehrtenkreiſe.

Doch halten wir noch weiter Umſchau nach den Urtheilen Anderer über Form und Inhalt des gewichtigen Werks, und nicht das ungewichtigſte kam an Vatke aus Ludwigsburg, den 17. Januar 1836. David Strauß ſchrieb ihm: „Theuerſter Freund! Meinen innigſten Dank für Dein freundliches Schreiben, für das werthvolle Geſchenk, mit dem Du daſſelbe begleiteteſt und für die reiche Belehrung, welche mir durch das letztere zu Theil geworden iſt! Bedaure doch ja nicht, daß ich von der Recenſion desſelben ausgeſchloſſen worden bin; ich wäre der Aufgabe nicht gewachſen geweſen, da ich mich dem eigentlichen Inhalt Deines Werkes gegenüber durchaus nur lernend verhalten kann. Laß Dir ſagen, in welcher Ordnung ich es geleſen

habe. Das Wichtigſte war mir auf meinem Standpunkt natürlich die kritiſche Geſchichte der hebräiſchen Nation: dieſe, wie ſie denn auch dem Umfang nach den Haupttheil des Buches bildet, las ich zuerſt. Mit Vater's, de Wette's, Leo's Arbeiten hierüber war ich bekannt, aber ich mußte erſtaunen, wie viel Halbes, und ganz Unrichtiges, das mir dieſe Kritiker, unter welchen ich freilich Leo nie traute, in den Kopf geſetzt hatten, Deine umfaſſende, alle Seiten erwägende Kritik mir benahm; wie Du in dem oft bodenlos ſcheinenden Meere Grund zu finden, und zum erſtenmal eine zuſammenhängende, naturgemäß ſich fortbewegende Anſchauung von der Entwickelung der hebräiſchen Nation und Religion zu geben wußteſt. Das Meiſterhafte, was Du über einzelne Bücher wie namentlich Hiob, Koheleth, Daniel ſagſt, hat mich ſehr begierig gemacht, als Meiſterſtück Deiner jetzigen Arbeit einmal die Einleitung in's Alte Teſtament von Dir bearbeitet zu ſehen. Im Folgenden gewährte mir, was Du über den allgemeinen Begriff der hebräiſchen Religion ſagſt, eine ungemeine Befriedigung, ſo wie Du weiterhin durch Deine Beſtimmungen über das Verhältniß derſelben zur griechiſchen Religion mich von der Anſicht meines Freundes Baur, die ich bisher theilte, abgebracht haſt. Daß Du hingegen durch eine Anmerkung den Dr. Steudel in der Meinung beſtärkt haſt, als wüßte er gegen Hegel etwas wiſſenſchaftlich Bedeutendes vorzubringen, werde ich Dir nie verzeihen, außer ſofern ich den Schalk darin ſehe, der den Herren von der Gegenpartei den Pelz ſtreicht, ehe er ihn abzieht. Von dieſer Seite haſt Du auch ſonſt, beſonders in der Vorrede, wo die Stelle über die Anſicht, die

ſich mit dem Chriſtenthum identificirt, claſſiſch iſt, Treffliches geleiſtet, was mich ſehr ergötzt hat, der ich von ſolcher Liſt der Vernunft eben ſo ſehr ein Bewunderer, als ſie ſelbſt zu handhaben unfähig bin. Erſt zuletzt, um meine Erzählung zu vollenden, ging ich an die Einleitung, denn ich dachte: das ſagt er denen, die draußen ſind, nicht mir. Indeſſen fand ich doch bald, daß ich dieſen Proceß in der Vollſtändigkeit Deiner Momente noch nicht durchgedacht habe, und wenn gleich der Hauptnutzen dieſer Abhandlung ſein wird, Gegner der ſpeculativen Theologie mit derſelben zu verſöhnen, ſo werden doch auch Freunde und Kenner derſelben manche Belehrung daraus entnehmen können. Daß ich mit der in dieſem Theil ſich findenden Behauptung, daß es im Neuen Teſtament keine Mythen gebe, nicht einverſtanden bin, verſteht ſich, und ich bin begierig, ob Du dieſe Behauptung feſtzuhalten oder zu limitieren geneigt biſt. Dem gründlichen, ruhigen und gemäßigten Eindruck Deines Werks zufolge zweifle ich nun nicht, daß auch die von Dir gewünſchte Anſtellung bald vor ſich gehen wird und wünſche Dir hierzu im Voraus Glück. Wirſt Du als lediger Herr in Greifswald aufziehen, oder hat ſich die Parthie, von der Du mir im Scherz ſprachſt, oder eine andere gemacht? In Greifswalde würdeſt Du alſo mit Herrn Matthies zuſammentreffen, und Dein früheres hochachtendes Verhältniß zu demſelben fortſetzen können. — Was Du mir vom Zuſtand der Theologie in Berlin ſchreibſt, iſt im Allgemeinen dasſelbe, was hier zu Lande zu beklagen iſt, nur daß wir an Baur einen vielgeltenden Verfechter der Freiheit haben. Was hältſt Du von ſeiner Schrift über die Paſtoralbriefe?

Nächſtens gedenkt er auch die übrigen pauliniſchen Briefe, vom Epheſerbrief ab, anzuzweifeln. Was Du mir über mein Buch ſchreibſt, von welchem Du indeſſen auch den zweiten Band erhalten haben wirſt, hätte mich ſtolz machen können, wenn ich nicht Deine ironiſche Weiſe kennte, und wenn es nicht an den zahlreichen Aeußerungen von andern Seiten her ſein volles Gegengewicht hätte. In der That aber fechten mich die bisher erſchienenen Beurtheilungen, einigen augenblicklichen Aerger abgerechnet, nicht an, und ich wünſchte nur euren Herrn Bauer ſchon vor Ausgabe des zweiten Theils zu leſen gehabt zu haben, um ihm in der Vorrede gleich den übrigen Herren zu dienen. Ein unverſtändigeres Geſchreibe als dieſe Recenſion iſt mir nicht bald zu Geſicht gekommen: gänzliche Unkenntniß deſſen, was Kritik iſt, und was ihr Verhältniß zur Speculation: Phraſen, mit welchen ſich nicht von ferne eine beſtimmte Vorſtellung verbindet, und deren Herrſchaft ein Ende zu machen gerade meine Arbeit zum Zwecke hat. Kann man etwas Lächerlicheres leſen, als die Deduction der jungfräulichen Zeugung? Und dieſer Herr Bauer meint, in einem kürzlich an mich gelangten Schreiben, ich werde an einer von ihm herauszugebenden theologiſchen Zeitſchrift mitarbeiten? Bewahre mich der Himmel vor dem Frevel zu dem babyloniſchen Thurm, den dieſe Herren durch die ſinnloſeſte Verwirrung von Philoſophie und Orthodoxie aufzubauen gedenken, auch nur Einen Stein herbeizutragen; lieber will ich in Hengſtenberg's Kirchenzeitung oder in Röhr's kritiſche Bibliothek Aufſätze liefern, denn dieſe Männer begehen doch die Sünde nicht, den Namen des freien, ſpecula-

tiven Denkens vergebens zu führen. Du wirſt mir zwar auch als Mitarbeiter der projectirten Zeitſchrift genannt, aber Du wirſt Dich gewiß auch nicht gern in einen Keſſel werfen laſſen, wo Göſchel und Comp. Ingredienzien bilden, und ein Schaf im Löwenfell der Koch iſt. Du wirſt ſo gut ſein, Herrn Bauer meine abſchlägige Antwort, zur Erſparung unnöthigen Schreibens von meiner Seite, zu melden. Die freundlichen Grüße der Herren Hotho, Gans, Benary erwiedere ich dankbar; an Hotho's trefflicher Bearbeitung der Aeſthetik Hegel's habe ich mich in den letzteren Zeiten viel ergötzt. — Uebrigens bin ich hier zwar nicht zu ſehr von Schulgeſchäften in Anſpruch genommen, doch aber ſo ganz von aller wiſſenſchaftlichen Anregung abgeſchnitten, daß ich mich fortſehne. Leb wohl und laß bald wieder etwas von Dir hören. Dein treuer Freund D. F. Strauß."

Nicht lange währte es und die Königsberger Poſt vom 3. März 1836 brachte an Vatke folgendes Schreiben von Peter v. Bohlen: „Hochgeehrter Herr College! Wenn man ſich recht lebhaft mit einem gediegenen Werke beſchäftigt, ſo wünſcht man jeden Augenblick bei dem Verfaſſer ſein und ihm die Hand drücken zu können, und ſteigert ſich dann dieſer Wunſch bis auf das höchſte, ſo muß man wohl ein Blatt Papier nehmen und den warmen Händedruck in Worte kleiden, ſo kalt er ſich auch ausnehmen möge. Verzeihen Sie daher dieſe Zeilen, welche für Sie weiter keinen Werth haben können, die aber für mich eine vorläufige Erleichterung, eine Art von dankbarem Tribute ſind für die Belehrung, welche ich aus Ihrem Werke ſchöpfe und für die innige Freude, welche ich dabei empfinde. Es beginnt, ich

hoffe es zu Gott, durch Ihre bibliſche Theologie und Strauß' „Leben Jeſu" eine neue Epoche im Gebiete der Wahrheit, und ſollte auch Ahriman mit ſeinen Genoſſen noch eine Zeitlang ſich bemühen, das Reich zu behaupten, endlich werden ſie doch in das alte Dunkel ſich zurückziehen müſſen. Aber zerren werden ſie noch, ſo lange ſie können, ob ſie die Freunde des Lichtes zu ſich herüberbringen oder verfolgen können mit den Waffen der Lüge und der Verläumdung, und von dieſer Seite müſſen wir auf Verrath und Tücke gefaßt ſein. Die Präludien ſind Ihnen und mir dazu geſungen in dem Schmutzblatte, welches der evangeliſchen Kirche Schande macht, aber Sie werden hoffentlich wie ich mit lachendem Munde das Urtheil vernommen haben und ſich keinen Augenblick abhalten laſſen, uns den Verfolg Ihrer Unterſuchungen zu geben. Man hat mich hier von allen Seiten aufgefordert, ein Wort auf die hämiſche Inſinuation des Herrn Hengſtenberg zu erwiedern, aber wer Pech angreift, beſudelt ſich: möge meine Geneſis mit allen ihren Mängeln für ſich ſelber ſprechen. Ihnen danke ich für die freundliche Benutzung des Werkes auf das Verbindlichſte, und ich werde mich glücklich ſchätzen, ſo oft ein Gelehrter wie Sie ſeine Schwächen mit Schonung aufdeckt. Doch ich wollte heut nichts mehr als Ihnen einen Brudergruß hinüberrufen und ich thue es hiermit, indem ich mit der größten Hochachtung mich unterzeichne als Ihren ergebenen P. v. Bohlen."

Die gutachtlichen Berichte Marheineke's und Nitzsch's über Vatke's „Bibliſche Theologie".

Vatke's Buch hatte ſo viel von ſich reden gemacht und ſo ſehr verſchiedene Beurtheilungen erfahren, daß der Miniſter von Altenſtein, der dem jungen Licentiaten eine Profeſſur zudachte, ſich veranlaßt ſah, die Profeſſoren Philipp Marheineke in Berlin und Immanuel Nitzſch in Bonn zu gutachtlichen Aeußerungen über Vatke's „Religion des Alten Teſtaments" *) aufzufordern.

Der Bericht Marheineke's lautet wörtlich:

Ew. Excellenz haben die Gnade gehabt, mittelſt Erlaſſes vom 31. Januar ein Gutachten über den erſten Theil der von dem hieſigen Privat-Docenten Licentiaten Vatke verfaßten bibliſchen Theologie von mir zu verlangen. Den hohen Werth dieſes Vertrauens weiß ich eben ſo ſehr mit tiefer Ehrerbietung zu ſchätzen, als ich das Wichtige und Folgenreiche eines Urtheils über den aufgegebenen Gegenſtand wohl überſchaue. Ich muß mich deshalb um ſo mehr beſtreben, mit Ernſt und Ruhe ein begründetes, gewiſſen-

*) Dieſe beiden Gutachten verdanke ich dem wohlwollenden Entgegenkommen des Herrn Cultusminiſters v. Goßler, der meiner Bitte um eine Abſchrift der im geiſtlichen Miniſterium niedergelegten Schriftſtücke bereitwillig entſprach.

haſtes Urheil abzugeben, welches nur ſo geſchehen kann, daß ich nicht nur meiner dermaligen Einſicht oder feſten Ueberzeugung folge, ſondern dieſe ſelbſt auch zuvor der erkannten Wahrheit unterordne. Denn wenn Ew. Excellenz von mir zu wiſſen verlangen, ob der Vatke in dieſem Werk Anſichten vertheidigt hat, welche mit den Grundlehren des Chriſtenthums und der evangeliſchen Kirche irgendwie in Widerſpruch ſtehen, oder den Zweifel begründen, daß die theologiſche Geiſtesrichtung des Vatke nicht dem Intereſſe der chriſtlichen Frömmigkeit diene und ſich nicht der evangeliſchen Kirche anſchließe — ſo erkenne ich darin von Seiten Ew. Excellenz nicht nur die ehrende Vorausſetzung einer rechtgläubigen Geſinnung in mir, welche auch, ſo viel ich weiß, ſelbſt von den Gegnern meiner Behandlung der Theologie noch nie bezweifelt oder angefochten iſt, und die mich verpflichtet, Angriffe und Verletzungen der chriſtlichen Wahrheit unverhohlen für das, was ſie ſind, zu erklären, ſondern ich ſehe darin auch die Aufforderung, in der Beantwortung der aufgeſtellten Fragen nicht einem dunklen Gefühl nur, oder einer unbeſtimmten Vorſtellung zu folgen, noch auch irgend einer Art von Parteilichkeit Einfluß auf mein Urtheil zu geſtatten.

Was nun die in dem angeführten Werk des ꝛc. Vatke zu Tage gelegte Geiſtesrichtung betrifft, ſo iſt ſie 1) die weſentlich kritiſche und 2) nicht ohne Beziehung und Einfluß auf das Dogmatiſche.

Aus der Beſchaffenheit und dem Charakter der in dem Buch herrſchenden Kritik wird ſich demnach beſtimmen laſſen, ob das Werk Anſichten vertheidige, welche mit den Grund-

lehren des Christenthums und der evangelischen Kirche im Widerspruch stehen oder nicht.

1. Im Allgemeinen ist die Kritik, auch der heiligen Geschichte, ein nothwendiger Durchgangspunkt zur Erkenntniß der göttlichen Wahrheit in der Wissenschaft, nur durch sie kann das Wissen der Wahrheit sich vermitteln. Die im Unmittelbaren mit Recht stehen bleibende Frömmigkeit bedarf derselben allerdings nicht; denn der Gläubige hat als solcher kein Bedürfniß der Wissenschaft; um so mehr setzt die Kirche mit der Wissenschaft auch Kritik voraus bei denen, welche die im Glauben Wissenden sein sollen. Wenn der Theolog auf Kritik verzichtet, so steht er dadurch mit sich und der Wissenschaft eben so sehr im Widerspruch, als wenn er Anklagen, daß die Kritik an und für sich dem Glauben schade, an das Volk bringt und dieses zum Richter einsetzt in einer Sache, von der es, um Frömmigkeit zu haben, nichts zu verstehen braucht, und die an und für sich durch das wohlverstandene Interesse der Frömmigkeit selbst vorausgesetzt ist; denn die Wahrheit muß auch der Frömmigkeit des Einzelnen, wie der Kirche im Ganzen über Alles gehen; zur Wahrheit aber ist nicht zu gelangen, ohne daß von ihr abgesondert wird, was ihr im Wege steht und widerspricht; die Wahrheit selbst bewegt sich durch ihre Negation, um wahrhaft zu sich selbst zu kommen im Wissen. Wegen dieser inneren Unzertrennlichkeit der Kritik von der Wissenschaft ist sie mit dieser zugleich im Geiste der evangelischen Kirche vorzugsweise enthalten, und wenngleich nur nach und nach, seit einem Jahrhundert ganz naturgemäß immer stärker aus ihr hervorgegangen. Es sind die frommsten, gläubigsten

Theologen der evangeliſchen Kirche geweſen, welche die Kritik angefangen haben und es iſt ſehr ungerecht, dies in Vergeſſenheit zu ſtellen und die kritiſche Geiſtesrichtung an und für ſich zu verdammen. Es iſt nun zwar geſchehen, daß die Theologie überhaupt ſich in den Gegenſatz von Rationalismus und Supernaturalismus begab; aber der Kritik haben beide, wenngleich in ungleichem Maße, ſich bemächtigt. Der Rationalismus, auf ſeinem Standpunkt weniger durch den kirchlichen Glauben und deſſen Bekenntniß gebunden, konnte ſie ungleich freier ausüben und auf dem Wege bald in die äußerſte Licenz und Hyperkritik ausſchweifen, welche auch dem Glauben der Kirche um ſo mehr Nachtheil brachte, als dieſe Kritik, von allem philoſophiſchen Geiſte entblößt und verlaſſen, nicht nur ein Auflöſen des Glaubens, ſondern auch der Wiſſenſchaft war. Aber durch die gegenſeitige Nothwendigkeit, auf einander Rückſicht zu nehmen, ſich einander zu widerlegen und ineinander einzugehen, hat ſich das rationaliſtiſch-kritiſche Prinzip auch allen ſupernaturaliſtiſchen Syſtemen mehr oder weniger inſinuirt, und es iſt nicht ſchwer, dergleichen Elemente ſelbſt in den dogmatiſchen Syſtemen der anerkannt rechtgläubigſten Theologen aufzuzeigen. Da machen ſie dann aber eine um ſo betrübtere Erſcheinung aus, als ſie in unmittelbarem unaufgelöſtem Widerſpruch mit dem Geiſt des Syſtems ſtehen, was unausbleiblich war, ſo lange nicht durch Philoſophie der Gegenſatz von Rationalismus und Supernaturalismus ſelbſt über ſich hinausgeführt und in eine höhere Einheit aufgelöſet war.

Ew. Excellenz vergeben mir gnädigſt dieſe Ausführung, welche mir nothwendig war, um zu zeigen, daß bei einem

Unternehmen, wie die Kritik, welche nicht nur durch den Geist der evangelischen Kirche gefordert, sondern auch durch die ganze neuere Zeit- und Weltbildung so mächtig gefördert worden ist, auf das Subjekt an und für sich, welches die Kritik ausübt, zunächst nichts ankommt. Diesen Geist zu dämpfen, dazu gehören meines Erachtens mehr als menschliche Kräfte; es ist schon schwer, ihn zu regieren, weil er die ungehemmte Bewegung selber ist, und sich, um die Voraussetzung in ihrer Wahrheit zu wissen, durch keine Voraussetzung binden läßt. Was unter solchen Umständen allein nothwendig ist, ist: stets ungeschwächtes, grenzenloses Vertrauen zur Macht der Wahrheit zu haben, welches leider bei denen am meisten vermißt wird, welche sich für ausschließlich fromm und gläubig erachten, aber es nicht für ungerecht halten, irgend jemand darum zu beeinträchtigen, weil er sich der in der Zeit vorhandenen kritischen Forschungen nicht erwehren kann. In Bezug aber auf das Subject wird Alles darauf ankommen, in welcher Weise es die Kritik übt, und hier muß ich mich in den Charakter der Vatke'schen Kritik etwas näher einlassen.

1. Der Standpunkt dieser Kritik ist allerdings nach der einen Seite hin gegen die Buchstaben-Orthodoxie gerichtet, welche sich gegen die kritischen Operationen der neueren Zeit theils gleichgültig, theils feindselig verhält. Diese Denkart ist nicht einmal mehr die reine unverfälschte Frömmigkeit, denn sie läßt sich, wiewohl nur mit Machtsprüchen, auch ins Raisonniren ein, steht aber in der Wissenschaft weit unter der gegenwärtigen Bildung der Zeit. Daß nicht Alles im Pentateuch mosaisch, nicht alle Psalmen, welche davidisch

heißen, von David ſind — zu behaupten, iſt längſt weder neu, noch ein Verbrechen geweſen, und wenn Vatke einen Schritt weiter geht, ſo verfolgt er nur, was dies Prinzip mit ſich bringt. Auf der andern Seite muß ihm dagegen die Beſonnenheit und Mäßigung zum Verdienſt angerechnet werden, womit er ſowohl mit der traditionellen Orthodoxie umgegangen, welches durchgängig auf die glimpflichſte Weiſe geſchehen, ſo daß er ihr nirgends ſeine Anſichten ſchroff entgegengeſtellt und ſelbſt die noch lebenden Hauptverfechter derſelben zu nennen meiſt überall unterlaſſen hat — als auch ſich vor der Hyperkritik ſo Vieler, eines Hartmann, Gramberg, v. Bohlen gehütet hat. Es iſt durchaus keine Sucht bei ihm zu bemerken, ſich durch blendende Gedanken, oberflächliche Einfälle, unbegründbare Behauptungen auszuzeichnen, ſondern ſtets iſt er bemüht, das Weſentliche zu finden und ruhig auf dem Wege der Forſchung an den Grund der Dinge zu kommen. Ich muß in dieſer Hinſicht dem Urtheil Ewald's in einer Recenſion dieſes Werkes in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik Nr. 11 beiſtimmen, wenn er ſagt:

„es ziert den Verfaſſer eine edle Beſcheidenheit und wohlthuende Anſpruchsloſigkeit, indem er offen und bereit für jegliche Erkenntniß, auch im Beſtreiten der Gegner ſeiner Anſichten nie die Grenzen der Milde und Sanftmuth überſchreitet, vielmehr überall Verſtändigung und Verſöhnung ſucht." Dies iſt die Folge eines rein allein auf die Erkenntniß der Wahrheit ohne alles Nebenintereſſe gerichteten Blicks, da hingegen die Gegner, dergleichen einer in einem hieſigen Volksblatt, evangeliſche Kirchenzeitung Nr. 5 auf-

getreten, nichts als Leidenschaft und Verketzerungssucht haben. Daß Vatke vollends in seinem Werk einen ganz ungewöhnlichen Scharfsinn, eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und eine Darstellungsgabe und Schreibart bewiesen hat, die von der gründlichsten Bildung zeugt, müssen und werden ihm selbst seine Gegner zugestehen.

2. Das Feld, auf welchem diese Kritik versirt, ist von der Art, daß es den verschiedenartigsten Hypothesen Raum läßt, und wenn es schwer ist, mitten in der Geschichte für irgend eine Geschichtsbeschreibung einen bestimmten Anfang zu finden, der dieses auch wirklich wäre, so vollends noch viel mehr in der Urgeschichte der Menschheit. Hier ist viel, was der subjectiven Ueberzeugung und Vorstellung anheimfällt; ein Gebiet, auf welchem die objective Wahrheit schwer zu ermitteln und der Mangel und zum Theil die Unmöglichkeit wirklicher historischer Nachrichten aus der Idee zu ergänzen ist. Auch die Rechtgläubigsten bedienen sich hier des Rechts, sich in Hypothesen wenigstens über Einzelnes, das erzählt ist, zu ergehen, z. B. in der, daß Adam Androgyn gewesen und dergl. Viele von den Hypothesen des Verfassers kann ich nicht theilen; er selbst trägt manche mit großer Sicherheit und fester Ueberzeugung vor, bei andern ist er selbst entfernt davon, sie für ausgemacht zu erklären, wie scharfsinnig er sie auch vertheidigt, sie können also seinen Gegnern zu einer erwünschten Gelegenheit dienen, statt ihn zu verdammen, vielmehr ihn zu widerlegen, und wo möglich eine noch gründlichere Kritik zu Tage zu legen. Dies würde der beste Erfolg der Vatke'schen Kritik sein, und ihm selbst alsdann das Verdienst bleiben, dergleichen veranlaßt zu

haben. Ein Aergerniß kann aus dieſem Buche nicht erwachſen, wenn es in der Sphäre der Wiſſenſchaft bleibt, in die es gehört und der es mehr angehört, als Strauß' Leben Jeſu, welches populär geſchrieben iſt. Vatke's Buch wird von allen, welche nicht den Beruf haben, es zu leſen, wohl ungeleſen bleiben; es iſt in der Sprache der Gelehrten geſchrieben, ich meine, in philoſophiſcher Denkart und Terminologie.

3. Wenn es aber gleichwohl nicht fehlen wird an Solchen, welche ſich beeilen und beeifern werden, die einfachen Reſultate, welche Vatke nicht gewonnen hat, ohne den ganzen verwickelten dialectiſchen Proceß zu vollziehen und jedes Moment des Wahren an ſeinen Ort zu ſtellen, zugeſpitzt und in ein gehäſſiges Licht geſtellt an das Volk zu bringen, ſo begehen ſie damit eine um ſo größere Ungerechtigkeit, als es ihnen unmöglich verborgen bleiben kann, daß ſie in dieſem Buch einen Kritiker von ganz anderer, als gewöhnlicher Art vor ſich haben, ich meine, einen ſolchen, der nicht ohne tiefen Ernſt, nicht ohne frommen Sinn, nicht ohne zu wiſſen, daß er heilige Bücher vor ſich hat, zu Werke gegangen. Man wird ihm nicht wohl aus der ganzen Reihe ſeiner Vorgänger irgend einen an die Seite ſtellen können, der ihm in dieſer Hinſicht zu vergleichen wäre, und wenn es irgendwo ſichtbar iſt, daß mit dem gründlichen Studium der philoſophiſchen Theologie auch die Kritik in ein edleres würdiges Element gekommen, ſo iſt es gewiß hier. Nirgends auch nur die geringſte Spur von Frivolität oder Spott, von Leichtſinn oder Leichtfertigkeit. Dies offenbare alleinige Bemühen um die Sache, dieſer gediegene Ernſt

und offene Sinn für Wahrheit und Frömmigkeit, der sich in dem Buche zu Tage legt, giebt mir die Bürgschaft, daß er auch als Lehrer an der Universität einen wohlthätigen Einfluß auf die studirende Jugend ausgeübt hat und noch mehr für die Zukunft ausüben würde. Mehrfach bezeugt er in dem Buch seinen Glauben an göttliche Offenbarung und es ist nicht zu verkennen, daß er der kirchlichen Orthodoxie keinen geringen Dienst geleistet hat durch die auch in den Grund eingehende Nachweisung, daß die Religion des Alten Testaments nicht von andern Völkern abgeleitet werden könne, sondern auf Offenbarung des einen wahren Gottes beruhe. Ihn nach dieser oft wiederholten Erklärung mit den gemeinen rationalistischen Kritikern in eine Klasse zu werfen, würde höchst ungerecht sein. Er hat sich durch diese Einsicht mit vielen großen Gelehrten, Lessing, Schiller, de Wette, v. Bohlen u. A. in den bestimmtesten Widerspruch gestellt. Wenn durch die Ansicht dieser Männer die Kritik allerdings einen der Rechtgläubigkeit gefährlichen Charakter gewann, so ist sie durch Vatke vielmehr eben davon befreit, und alle Zweifel über das Zeitalter gewisser Bücher, Vorstellungen, Institute und sofort fallen jetzt nur innerhalb des geschichtlichen Verlaufs der Offenbarung selbst, betreffen mithin nur zufällige Bestimmungen, nur durch Raum und Zeit, nicht durch die Schranken verschiedener Principe getrennt. Aber freilich ist jene der Orthodoxie günstige Ansicht von Vatke nur eine, den Geist des Alten Testaments berührende und, wiewohl sie sich auch im Einzelnen und durch das Einzelne beweiset, so will sie durch jenes Allgemeine sich doch auch nicht in Ansehung des Buchstabens gefangen

geben und binden laſſen. Die den Geiſt überſehende und auf den Buchſtaben allein haltende, ja alle Offenbarung ſelbſt nur auf den Buchſtaben beſchränkende Beſchränktheit wird ſich damit nicht für zufrieden geſtellt erklären. Denn daß ſie, je mehr der Buchſtabe zu wanken beginnt, ſich um ſo mehr nach der Seite des Geiſtes hingedrängt ſieht und zuletzt in dem reinen Gedanken Gottes ihre höchſte nicht wankende Zuflucht finden ſoll, von wo aus auch alle göttliche Wahrheit erſt an den Buchſtaben gekommen, iſt ihr die unangenehmſte Entdeckung und eben darum iſt ihr beſonders die Philoſophie im Bunde mit dieſer Kritik ſo verhaßt. Alle Mißdeutungen und gehäſſigen Auslegungen, womit noch zur Zeit die Philoſophie angefeindet wird, muß ſich daher auch dieſe Kritik gefallen laſſen.

Nach dieſer Charakteriſtik der Vatke'ſchen Kritik erlaube ich mir nur noch

2. Die Beziehung und den Einfluß derſelben auf das Dogmatiſche inſonderheit zu betrachten.

Jeder, der dies Buch ohne Vorurtheil lieſet, wird gewiß 1. nicht behaupten, daß irgend eine Lehre des Heils darin ausdrücklich geleugnet oder beſtritten oder ein Lehrſatz aufgeſtellt worden wäre, der mit den Grundlehren der evangeliſchen Kirche im Widerſpruch ſtände oder von dieſer verworfen wäre. Ein Hauptthema der Zeit, von der Unſterblichkeit der Seele, über welches ein Theologe jetzt leicht Gegenſtand der Verketzerung werden kann, iſt von dem Verfaſſer gar nicht berührt worden. Von der wahren Frömmigkeit und dem Gebet ſpricht er auf eine würdige Weiſe. (S. 569.)

Die Persönlichkeit Gottes (S. 23), die unerschöpfliche und unbegreifliche Tiefe der Gottheit, wird sie nur als die Wesenheit oder Substanz bestimmt, hat er anerkannt (S. 71. 73. 77). Wenn er von rohen Meinungen spricht, so versteht er darunter nur einzelne Seiten des roheren Volksglaubens, eben die, gegen welche die Propheten geeifert haben (S. 526 u. 664), und es ist eine bittere Ungerechtigkeit, wenn ihm, wie bereits geschehen, vorgeworfen wird, er spreche von rohen Vorstellungen der heiligen Schrift. Wie unfein und unedel ist diese Consequenzmacherei und Verdrehung und zwar sogar aus vermeinter Frömmigkeit! Ich kann in dogmatischer Hinsicht Manches an dem Vatke'schen Buche vermissen, z. B. daß die reiche Idee eines Volkes Gottes nicht vollständig, nicht ihrer ganzen Bedeutung nach entwickelt worden, wie auch, daß der Decalogus weder als nothwendig mosaisch, noch der ganzen Tiefe seines Inhalts nach begriffen worden. Aber dies hindert mich nicht, der Kritik ihren Lauf zu lassen, noch läßt es mich verzweifeln, es werde gerade aus den Widersprüchen und mittelst derselben sich das Wahre früher oder später um so sicherer feststellen. In keinem Falle ist mit dem Allen irgend ein Dogma der evangelischen Kirche bestimmt oder direkt angetastet oder verworfen worden.

2. Ein anderes sind die nothwendigen Folgerungen, die man aus einzelnen Behauptungen über das Alte Testament ziehen könnte, welche leicht so erscheinen dürften, daß sie ein nachtheiliges Licht auf die Lehren und Wahrheiten des Neuen Testaments werfen und glauben machen könnten, als widerspreche der Verfasser diesen zwar nicht direkt, aber

doch indirekt. In dieſer Beziehung muß ich zuerſt anführen, daß in neuerer Zeit ein berühmter Dogmatiker gewiß in Uebereinſtimmung mit Vielen, die derſelbigen Meinung ſind, doch ohne darüber verketzert zu werden, ſo weit gehen konnte, dem Alten Teſtament allen Werth für Chriſten abzuſprechen — eine grundloſe, unwahre Behauptung, welche auch Vatke durchaus verwirft. Er hält die weſentliche Beziehung des Alten Teſtaments auf das Neue feſt und hat es erkannt, daß die Offenbarung in beiden Teſtamenten weſentlich die eine und ſelbige iſt, nur auf unterſchiedenen Stufen. So erkennt er denn auch Weiſſagungen von Chriſto im Alten Teſtamente an, wie er dies S. 531 aufs Beſtimmteſte ausſpricht, und iſt hiedurch in der Uebereinſtimmung mit der kirchlichen Orthodoxie. Er erklärt dies inſonderheit von der Stelle Jeſaias 49 u. 50 und nennt dieſe Anſchauung von den Leiden und der Verklärung des Knechts Jehova's die merkwürdigſte Ahnung der Erlöſung im Alten Teſtamente. Mehr als dieſes Allgemeine, welches die Hauptſache und das eigentlich Dogmatiſche iſt, iſt man nicht zu fordern berechtigt. Denn die Freiheit, dies oder das zu den Meſſianiſchen Weiſungen zu rechnen oder nicht, muß ungekränkt bleiben, wie denn darin jederzeit ein Schwanken, ſelbſt unter den ältern Rechtgläubigen ſtattgefunden. Auf das einzelne Wort oder Bild iſt die Weiſſagung weder zu bauen, noch zu beſchränken. Eben ſo wenig auf einzelne Stellen oder ganze Pſalmen. Es kann ſogar Etwas eine auf die künftige Erlöſung deutende Weiſſagung und doch vielleicht nicht Prädiction von Chriſto ſein, wie der Apoſtel ſelbſt ſagt, die heiligen Propheten hätten nicht immer ſelbſt auch gewußt,

worauf der Geist in ihren Worten hingedeutet. Mit diesem Allgemeinen, Geistigen, Typischen der Weissagung begnügt sich auch Olshausen, dessen Rechtgläubigkeit anerkannt ist, bei den meisten Orakeln, welche im Neuen Testamente citirt sind. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß Vatke außer an dem angeführten Ort auf dieses Thema noch gar nicht weiter in diesem ersten Theil zu sprechen gekommen, also dasselbe nur beiläufig behandelt und die nähere Ausführung im zweiten Theil abzuwarten ist.

3. Endlich ist noch der schwierigste Punkt zu berühren. Zu den wichtigsten kritischen Resultaten dieses Werkes gehört es unstreitig, daß nach demselben die wirkliche Geschichte des Alten Testaments erst mit dem Auszug der Kinder Israels aus Aegypten beginnt und festen Boden gewinnt. Die nächste Folge davon ist, daß der Pentateuch für nachmosaisch erklärt wird oder vielmehr, weil dieses aus kritischen Gründen behauptet wird, so ist jenes die unmittelbare Folge davon. Dieses Resultat der Kritik berührt mehrfach das Dogma. Die Schöpfungsurkunde, die Erzählung vom Sündenfall, der Noahischen Fluth, die Nachrichten vom Leben der Erzväter und selbst die Vorstellung von dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gesetzgebung auf Sinai u. s. w. erscheinen als Mythen. Auch wenn man in dieser Hinsicht nicht bei dem bloßen Geschichtsglauben (der fides historica) stehen bleibt, welcher dem Dogma nicht genügt und vom Standpunkt desselben für unzulänglich erklärt wird, auch wenn man sich zu dem Göttlichen des Glaubens (der fides divina) erhebt, welches die ewige Wahrheit ist, kann hier leicht ein Gedränge entstehen. Für eine Theologie,

welche von dem Grundſatz ausgeht, es ſei etwas darum wahr, weil es in der Bibel ſteht, und nicht vielmehr, weil es an und für ſich wahr, ſo ſtehe es auch in der Bibel, iſt jener Verluſt unüberwindlich und unverſchmerzlich. Aber das zweite Glied jenes Grundſatzes oder Dilemma iſt erſt das wahrhafte Princip der evangeliſchen Kirche, ſowohl Princip der gerechteſten Ehrfurcht vor dem bibliſchen Wort, als Princip der nothwendigen Freiheit in der Beurtheilung und Auslegung deſſelben. Erſt in ihm kann auch die dogmatiſche Theologie wahrhaft anfangen und zu ſich ſelbſt kommen; von jedem kritiſchen Ergebniß der Unterſuchung über einzelne bibliſche Bücher und Vorſtellungen unabhängig, bleibt ſie auch durch das obige unbeſchädigt. Es kommt hinzu, daß die Vertheidiger der buchſtäblichen Auffaſſung ſelbſt darauf verzichten, auf wiſſenſchaftlichem Wege den hiſtoriſchen Charakter jener Urgeſchichte darzuthun; er wird allein auf's Wort, folglich mittelſt der Autorität gläubig angenommen; dieſe Annahme fällt ſomit gar nicht mehr innerhalb des Bereichs der Wiſſenſchaft. Aber eben darum, weil jene ſcharfe Kritik nur der Wiſſenſchaft angehört, bleibt auch die Kirche davon unberührt und behält der weſentliche Glaubensinhalt ſeine Wahrheit. Der Unterſchied von mythiſcher und hiſtoriſcher Tradition geht die öffentliche Kirchenlehre, den populären Volksunterricht ganz und gar nichts an. Ob der Pentateuch moſaiſch oder nachmoſaiſch oder gar nacherziliſch ſei, iſt kein Gegenſtand der Frömmigkeit, ſondern betrifft zeitliche Dinge und Zeiträume, welche in Abſicht auf den ſubſtanziellen Inhalt indifferent ſind. Nimmt man aber an, daß der Pentateuch nachmoſaiſch

sei, wie jetzt nur noch wenige läugnen, so versteht sich die mythische Ansicht von selbst, und wird sie bei jener Voraussetzung noch geläugnet, so ist das inconsequent. Was in dieser Beziehung Vatke's Ansicht betrifft, so ist sie weder ihm eigenthümlich, noch überhaupt neu.

Das Mythische des Pentateuchs ist von Kant, Schelling, Herder, Eichhorn und den namhaftesten Theologen anerkannt. Ist hierbei ein Vorwurf zu machen, so kann er dem Verfasser nicht persönlich gemacht werden, sondern theils hätten Die, welche ihn machen, das Gegentheil besser beweisen sollen und weil sie das nicht gethan haben, sind sie selbst mit Schuld daran, theils wäre es nur die gemeinsame Schuld des Zeitalters. Lücke und Neander tragen kein Bedenken, die Offenbarung Johannis, welche nicht minder ein Hauptwerk ist für die Orthodoxie, als unächt zu verwerfen. Niemand zweifelt deshalb an der Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit dieser Männer. Wenn das mit dem letzten Buch im Kanon der Bibel und noch dazu des Neuen Testaments unbedenklich geschehen kann, so wird es wohl auch mit dem ersten im Kanon des Alten verstattet sein.

Berlin, am 4. Februar 1836.

gez.: Dr. Marheineke.

An Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Freiherrn von Altenstein Excellenz.

Der gutachtliche Bericht Nitzsch's hat folgenden Wortlaut:

Ew. Excellenz haben mir unter dem 31. Januar l. Js. befohlen, mich über den wissenschaftlichen Werth der

vom Licentiaten Vatke herausgegebenen „Bibliſchen Theologie" gutachtlich zu äußern, und zugleich meine Meinung darüber abzugeben, ob der Verfaſſer Anſichten vertheidigt habe, die mit den Grundlehren des Chriſtenthums und der evangeliſchen Kirche irgendwie in Widerſpruch ſtehen, und ob ſeine Geiſtesrichtung den Intereſſen der chriſtlichen Frömmigkeit und der evangeliſchen Kirche ſich anzuſchließen ſcheine oder nicht.

Das Buch, welches ſich als bibliſche Theologie bezeichnet, enthält in dieſem erſten Bande 1) die Vorausſetzungen und Grundlagen einer Philoſophie der bibliſchen Religion, 2) eine Philoſophie der hebräiſchen Religionsgeſchichte, und 3) die allgemeine Philoſophie der altteſtamentlichen Religion. Es war zu erwarten, daß die Hegel'ſchen Vorleſungen über die Philoſophie der Religion einen dergleichen Verſuch veranlaſſen würden, und er iſt in der That in die Hände eines bedeutenden und kräftigen Talents gerathen. Der Verfaſſer iſt auf dem literariſch-hiſtoriſchen Gebiete, welches er betritt, mit wenigen Ausnahmen vorzüglich orientirt, und bringt, des Hegel'ſchen Muſters würdig, ſeltene Kräfte des nachhaltigen, durchdringenden und organiſirenden Denkens, des methodiſchen Waltens, des lebendigen Zuſammenſchauens, des gleichzeitigen Aeußern und Innern, einen feinen Geſchmack und tiefes Gefühl zu ſeinem Unternehmen mit. Und ſo befremdet es nicht, daß er Ausgezeichnetes leiſtet, ſelbſt da, wo er in irriger Richtung begriffen iſt, und für Alle, die mit der Wiſſenſchaft an dieſem Gegenſtande betheiligt ſind, irgendwie fördernd wirkt, indem er einiges Wiſſen, das zerſtreut vorhan-

den war, ordnet, andres berichtigt, andres befestigt, wieder andres in die Bewegung setzt, die ihm bisher noch fehlte.

Der Theologie freilich würde dies ersprießlicher geworden sein, wenn der Verfasser den theologischen Standpunkt, welchen er inne haben will, wirklich inne hätte, wenn er nicht weit mehr Begeisterung für die Entwickelung des Hegel'schen Religionsbegriffs zeigte und bewährte, als für die biblische Religion selbst.

Nicht, daß er in der Weise antitheologisch mit der biblischen Religion umginge, wie es Gramberg und v. Bohlen gethan; denn soweit rationalistische Gedankenlosigkeit und Mangel an religiösem Interesse die Schuld der verkannten und entstellten Würde des Alten Testaments tragen, ist von einem strengen Schüler Hegels und von Vatke, wie er sich in diesem Buche erkennen läßt, von vorn herein nichts widriges zu besorgen. Man darf noch mehr sagen. Der Verfasser hat mehrentheils die neuern sogenannten biblischen Theologen an scharfer Unterscheidung der Alttestamentlichen Gottesverehrung vom Naturdienste übertroffen, und zu Anfang wie am Schlusse seiner Untersuchung mit einer durchdringenden philosophisch-historischen Beweisführung die Originalität des Princips der hebräischen Religion, daß es nämlich „aus dem Grunde des Geistes selbst hervorgehe", „daß es Gottes Offenbarung sei" dargethan, und sich in letztrer Beziehung der Ausdrucksweise nach an apologetische Begriffe angeschlossen. Keine Partei in der heutigen Theologie kann es vernünftiger Weise in Abrede stellen, daß der Verfasser sich in geschichtlicher Hinsicht sowohl als in

begrifflicher um die allgemeine Wiſſenſchaft vom Hebraismus Verdienſte erworben.

Dem ungeachtet legt das Buch der theologiſchen Erkenntniß des Alten Teſtaments im Ganzen und Großen Hinderniſſe in den Weg, und eben dadurch verliert es zugleich an wiſſenſchaftlichem Werthe. Hierüber habe ich mich zunächſt ausführlicher zu erklären.

Der Begriff der Religion umfaßt nach Vatke wie nach Hegel drei Religionsſtufen: Naturreligion, Religion der reinen Subjectivität, abſolute Religion. Auf die Stufe der Subjectivität fällt mit der griechiſchen und römiſchen auch die altteſtamentliche. Dieſe letzte macht es zwar möglich, daß aus ihr die abſolute Religion hervorgehe, aber die Nothwendigkeit ihres näheren Zuſammenhanges mit dem Chriſtenthume wird lediglich durch welthiſtoriſche Verhältniſſe bewirkt. Der Verfaſſer geſteht ſelbſt S. 114, „das chriſtliche Bewußtſein ſträube ſich gegen dieſe Stellung, die der Altteſtamentlichen Religion zu Theil werde". Allein was hilft es, der Begriff erfordert ſie. Es iſt hier nicht der Ort, zu unterſuchen, ob der Begriff der Religion dieſe Stellung des Alten Teſtaments erfordere; ich an meinem Theile läugne dies, ich glaube, daß, was der Verfaſſer ebendaſelbſt zur Beſchwichtigung des chriſtlichen Bewußtſeins geſagt hat, philoſophiſch ſo wenig als geſchichtlich Stich hält. Die Hauptſache aber iſt dieſe: Die chriſtliche Theologie als wiſſenſchaftliches Geſammtbewußtſein vom Weſen und der Geſchichte der Religion, hat nie zugeſtanden und wird nie zugeſtehen, daß die wahre, abſolute

Religion nicht im Alten Testament sei; wird stets behaupten, das Alte und Neue Testament sei eine Einige testamentische Religion, Eines Geistes, Einer Offenbarung, sofern ihr die Identität der heidnischen Religionen d. h. aller Natur-Verehrungen entgegenstehet; wird nie zugestehen, daß das Alte Testament nicht zur Widerlegung des Islam, zur Widerlegung des Judenthums, wie es in seiner Entgegensetzung gegen das Christenthum ist, mitwirke; wird stets behaupten, daß das hebräische Princip vermöge seiner Entwickelung die positive, unmittelbare Vorbereitung des Christenthums, ja die Wurzel der gottmenschlichen Offenbarung in einer Weise sei wie keine der außertestamentischen Religionen, und daß das Alte Testament eben schon im Principe die absolute Verneinung des den Hellenen durch seine ganze Entwickelung hindurch beschränkenden Natürlichen abgebe. Weder durch den Begriff noch durch die Erscheinungen kann hier die Theologie des altväterischen Irrthums überführt werden, den man ihr schuld giebt. Im Gegentheil widerstreitet sowohl die Schleiermacherische als die Hegelsche Annahme einer bloß historischen Verknüpfung Christi mit dem Alten Testament jedem Begriffe von geschichtlicher Entwicklung; denn sie ist und bleibt eine Annahme des Zufälligen. Sagen wir, das Alttestamentliche Princip bewirkt die staatliche, volksthümliche Offenbarung der wahren Religion, oder wie wir sonst die Schranke des Alten Testaments bezeichnen wollen, so dürfen wir, indem wir Schranken in das Dasein und Erscheinen eines Absoluten setzen, gewiß nicht fürchten, von denen des Widerspruchs bezüchtigt zu werden, die Christo und dem Urchristenthum selbst noch die

Schranke der Unmittelbarkeit zuſchreiben. Ein Samenkorn, wenn es irgendwo auf dem Boden der Geſchichte aufgeht, hat ſeine eigenthümliche Wurzel unter ſich, ohne welche ſich ſeine Entfaltung nach oben nicht begreifen läßt. Nur auf der Linie, auf welcher der Begriff der freien Schöpfung mit allen ſeinen Folgen hervortritt, giebt es die Vorbereitung der abſoluten Religion, die ſelbſt ſchon abſolute Religion iſt. Nur auf der Linie, wo die Weiſſagung, alſo die Wahrheit der Erfüllung des göttlichen Rathſchluſſes, die Wahrheit der Einen heiligen Weltführung, die Verneinung des Schickſals ſich zeigt, giebt es Aufſchluß des Reiches Gottes und alſo abſolute Religion. Die helleniſche Vergeiſtigung des Göttlichen kommt im Philoſopheme ſo wenig als im Mythus vom Natürlichen los. Das außerteſtamentiſche Göttliche, wenn es nicht mehr aus der Natur wie im kosmogoniſchen und theogoniſchen Mythus hervorwächſt, behält es doch die Natur an ſich, gegen ſich, vor ſich, hat ſie ſtets zu ſeiner Vorausſetzung, ſo ſehr, daß es ſelbſt in Bilden und Regieren den Stoff nicht ganz bewältigen kann. Alſo iſt auch die hebräiſche Subjectivirung Gottes nicht eine unter mehreren, ſondern allen andern, die durch Reflexion und Spekulation gewonnen werden, ohne den Mythus überwinden, ja ohne einen Cultus ſchaffen zu können, als die geoffenbarte, folglich als die in die Objectivität übergehende entgegengeſetzt. Eben darum verſtockt ſich das ſpätere Judenthum in ſo großem Umfange gegen das Chriſtenthum, weil es ſich in einem zu großen Beſitze, der gänzlichen Verneinung des Heidenthums, und dieſem gegenüber bedürfnißlos findet. Eben deshalb ſchließt ſich das Heidenthum in ſo großem

Umfange dem Christenthume an, weil es die Offenbarung, die es ersehnt, ohne weissagen zu können, überhaupt noch nicht hat, wie sehr es sich auch zur unbewußten Hypothese derselben hindurchgearbeitet. Die Vatke'sche Philosophie hat den großen Gewinn, sich durch das Christenthum vermittelt zu wissen, nämlich durch den Begriff des Gottmenschen; da sie aber die realen und geschichtlichen Voraussetzungen dieses Begriffes gegen die ideellen ganz zurücksetzt, so vermag sie den specifischen Unterschied der Alttestamentlichen Religion von der philosophischen der Griechen nicht zu erkennen, überhaupt keine apologetischen Begriffe, Offenbarung, Wunder, Weissagung, zuzulassen oder zu erzeugen und also gar nicht Theologie zu werden. Die philosophische Dialektik der Religion arbeitet, wie bei den Griechen, auf dem Gebiete des gegen die passive Frömmigkeit ankämpfenden idealen Gedankens, und bringt es so zu einer negativen Vorbereitung des Christenthums; die prophetische Dialektik auf dem Grunde der aktiv gewordnen und durch Gottes That und Zeugniß entbundenen Religion, und bietet sonach allein die Punkte dar, von welchen aus die wahre Religion zur öffentlichen Welt- und Völker-Religion werden kann. Schon dieses nun, daß der Verfasser einen obgleich scharfen, doch zu beschränkten Begriff vom Alten Testament hegt, muß an Verkennungen und Verkehrungen des Gegenstandes seine Folge haben. Das Neutestamentliche im Alten Testament vermag er nicht zu finden oder muß es verkürzen, das Alttestamentliche im Neuen Testament kann er nur als anhangenden Rest einer abzustreifenden niedern Stufe behandeln, und muß mehr oder minder in

die Wege der Semlerſchen antijudäiſchen, eklektiſchen Dogmatik einſchlagen. Mit keiner Spur des ſich im Alten Teſtament ſelbſt vermittelnden und ſelbſt ſich gegenſtändlich werdenden Gottes wird er ſich zurecht finden, er muß dieſe verſchwindenden Momente zurückdrängen, um die reine Allgemeinheit als den Begriff des Alten Teſtaments zu bewahren. Diejenigen meſſianiſchen Stellen, die den Herrn der Herrlichkeit, den Engel des Bundes, den Ewig Ausgehenden zur Erlöſung poſtuliren, muß er als meſſianiſch ignoriren. Den Mangel des Alten Teſtaments kann er ſcharf und vollſtändig bezeichnen, nur nicht die dem ganzen Heidenthum gegenüber gültige Selbſtſtändigkeit, nicht das in ſeinen Hemmungen ſelbſt große, einzige, ans Ziel ſchon anrührende Fortſchreiten zum Abſoluten. Wie erhaben das Alte Teſtament z. B. in Anſehung der göttlichen Vergeltung, der menſchlichen Unſterblichkeit und Seligkeit ſich von den bloß mythologiſchen oder philoſophiſchen Erſcheinungen der Idee losſage, wie großartig es bald auf den einfachen Satz dringe und den Gegenſatz ganz ignorire, ihn wieder aufdecke und ihn in Verheißungen verſchlinge, wie es an Gottes Bund und Leben genug haben lehre, wie es ihn und die Ewigkeit und den Himmel ewiger Güter auf die Erde herabziehe, in die Zeit einführe, und über allen Beweis erhaben die Erkenntniß des ewigen Lebens und des perſönlichen Heils, dem kämpfenden Selbſtbewußtſein, der Erfahrung und dem Leben ſelbſt als Aufgabe zuſchiebe: das muß dem Verfaſſer fremd bleiben oder doch in ſeiner Beachtung zurücktreten. Die Vollkommenheit in der zürnenden Liebe gegen Jehova, den Schrei des Herzens nach Neuheit,

die tiefe Innigkeit der Buße, die Jubel der Freude am Herrn vermag er nicht zu würdigen. Er urtheilt S. 641: „Ein Kampf des innern Lebens, ein Ringen nach dem Absoluten fehlt." Er mißt höchst wunderlicher Weise die Stellung des Alten Testaments gegen „die Tugend" ab, und sagt, „die formelle Freiheit der Alttestamentlichen Moral nähere sich der Form der Tugend, die freilich eine höhere Form der Freiheit voraussetze," gleich als ob der abstrakte Tugendbegriff, der ganz außerhalb des religiösen Lebens gebildet ist, irgend Etwas mit dem Alten Testament gemein hätte, und nicht von vorn herein von der Idee gottgemäßer Gerechtigkeit überboten würde. So läßt sich auch nichts andres erwarten, als daß ihm (die selbst Neutestamentliche) Knechtschaft des Sohnes, des Kindes Gottes, nur für jüdischen Mangel gelten und als ein schlimmer Alttestamentlicher Rest im Neuen Testament erscheinen wird.

Noch auf eine ganz andre Weise beurkundet sich der antitheologische Standpunkt des Verfassers bei der Behandlung der hebräischen Religionsgeschichte. Der philosophische Begriff einer Religion hat nichts als sich selbst zum Zweck. Der Theolog behandelt als Geschichtsforscher Urkunden und Geschichten, in denen sein Glaube und seine Kirche wurzeln, also daß ihn das Interesse, das kirchlich-geschichtliche Bewußtsein zu bewahren nicht weniger beherrscht als der wissenschaftliche Geist oder die Pflicht zu verhüten, daß nicht durch Gleichsetzung des Ungewissen mit dem Gewissen, des Untergeordneten mit dem Wesentlichen dem Aberglauben und der unfreien Ueberredungsweise Vorschub gethan werde. Dem Theologen kann es daher nicht in den

Sinn kommen, bei ſpärlichen ſynchroniſtiſchen Hülfsmitteln den Aufenthalt des Begriffs von der Totalität der Erſcheinungen und Thatſachen, die Hemmung des Wiſſens unerträglicher zu finden als einen ſcheinbar vollendeten Begriff, der zugleich der Umſturz der ganzen traditionellen Theſis und ein Aufbau von Hypotheſen an ihrer Stelle iſt. Dem Theologen kann es nicht beikommen zu ſagen: haben wir nur die Idee, was kümmern uns die zufälligen Erſcheinungen. Der Theolog muß ſich die volle Wechſelwirkung der Idee und Geſchichte vorbehalten, um zum Begriffe ſowohl der einen als der andern zu gelangen. Unſer Verfaſſer folgt ganz andern Grundſätzen, und hat ſie am Alten Teſtament ſo rückſichtslos geübt und vollzogen, daß es freilich an Verletzung der Geſetze der Kritik und der Tradition zugleich nicht hat fehlen können. Um dies darzuthun, muß ich den Standpunkt, auf welchem der Verfaſſer die Kritik des Alten Teſtaments vorgefunden, bezeichnen.

In der einen Hälfte des Alten Teſtaments kommt es nach Lage der Sache wenig darauf an, wer das Buch geſchrieben, nicht einmal viel darauf, wann es geſchrieben ward, weit mehr darauf, ob ſich und wie ſich die in den Büchern enthaltene Ueberlieferung von der Begründung und Entwicklung des Hebraismus in ſich ſelbſt verſtehen und durch gleichzeitiges oder folgendes beglaubigen laſſe. In der andern, welche die Propheten und Hagiographen enthält, und einige ganz unbeſtrittene Titel aufweiſen kann, kommt es auf die Aechtheit der letztern mehr oder minder, vorzüglich aber auf die Zeit der Produktion z. B. eines Pſalmen, einer Weiſſagung u. ſ. w. an. Was fand nun unſer Ver-

faſſer vor? Einerſeits eine jetzt ſich erneuernde ſtarre poſitive Behauptung und Vertheidigung aller Identitäten des Titels und der Sache, welche wenigſtens in ihrer religiöſen Tendenz und gelehrten Richtung alle Anerkennung findet; andrerſeits ein konfuſes Hin- und Herwerfen der hiſtoriſchen Bücher inſonderheit aus einem Jahrhundert in das andere, aus der Davidiſchen Epoche in die Exiliſche u. ſ. f. Aber es hatte ſich auch unter den Händen einer ebenſo freiſinnigen als vorſichtigen Kritik eines Ewald, Bleek, Movers u. A. die Ueberzeugung zu bilden angefangen. Zwar hat ſich nicht unmerklich die ſpätere Anſchauung der Hebräer mittelſt der aufgezeichneten Geſchichte auf eine frühere Zeit zurück und übergetragen, jedoch muß die Folge der Dinge im Weſentlichen dieſelbe geweſen ſein, die im Kanon vorliegt. Die Zeit der Könige hat an der Faſſung des Geſetzes, wie es im Abſchluſſe iſt, Antheil, allein die ganze hebräiſche Geſchichte ſetzt den Geſetzgeber Moſes und eine feſte und breite Grundlage im Moſaismus voraus. Zum mindeſten mit derſelben Sicherheit, mit welcher die Kritik erkennt, daß Theile des Geſetzes dem Moſes nicht gleichzeitig ſind, erkennt ſie, daß andre nur von Moſes ſelbſt oder nur innerhalb gleichzeitiger Zuſtände ſo abgefaßt werden konnten, wie ſie wirklich abgefaßt worden ſind (wohin Bleek's, von Vatke gar nicht berückſichtigte, viel weniger widerlegte Unterſuchungen gehören). Gewiſſe Geſetze ſcheinen nie zur rechten Erfüllung gekommen zu ſein, welches, wenn ſie von Moſes herrühren, weit leichter zu begreifen iſt, als wenn das nacherziliſche Prieſterthum ſie auf Moſes zurückgetragen. Das Mißverhältniß der Bücher der Chronik mit

den Büchern der Könige u. ſ. w. ſchlichtet der Kanon ſelbſt. Die patriarchaliſche Geſchichte müßte, wäre ſie nicht ſchon vor der Zeit der Propheten und vor der Epoche der Scheidung zwiſchen Ephraim und Juda in großer compakter Tradition vorhanden geweſen, ſich ganz verſchieden von dem wirklichen Inhalte der Geneſis ausgebildet haben. Es giebt ächte Davidiſche Pſalmen, ächte Salomoniſche Sprüche im Kanon; die Kriterien, nach welchen die übrigen zu erkennen und in die Geſchichte einzuordnen ſind, finden ſich theils im Kanon, theils fehlen ſie, und in dieſem letztren Falle iſt mit deſto größerer Behutſamkeit zu verfahren, damit man nicht irgend einer Wahrſcheinlichkeit wegen den Pſalm u. ſ. w. da oder dort einſchiebe und doch eben dadurch wieder ein andres ſonſt ſchon befeſtigtes Verhältniß der Anſchauung ſtöre. — Wie verhält ſich dagegen nun Herr Licentiat Vatke? Er ignorirt dieſe Berichtigung der negativen Kritik. Er umgeht die Wiederbefeſtigung der Grundlagen, um ſich alle mögliche Negationen ſeiner Vorgänger frei aneignen zu können. Seine Anſicht aber iſt dieſe. Abgeſehen von einigen einfachen Aufſätzen aus dem Pentateuch, welche in die Zeit der Könige Juda's fallen, iſt derſelbe um die Zeit des Exils vor und nach componirt und in der Epoche der Rückkehr abgeſchloſſen worden. Die Geneſis als Urgeſchichte der Erde und Völker, des erſten und ſündigen Zuſtandes, kommt den Hebräern aus der exiliſchen Bekanntſchaft mit den Babyloniern und Perſern (mehrentheils in Uebereinſtimmung mit Herrn von Bohlen, nur nicht mit der Urkunde ſelbſt, die wahrlich nicht wie exiliſche Zeit ſpricht und denkt), ebendaher die Vorſtellungen vom Satan, von der Auferſtehung u. ſ. f.

Die Sage von den Patriarchen giebt gar keine Geschichte. Die ihr einwohnende religiöse Vorstellung mag der Richterperiode angehören. Wenn nicht etwa Abraham mit Brahma zu combiniren ist (vid. Buttmann) und der Name Hebräer (herübergekommen) mit Abraham zusammengeschlossen auf die Herüberkunft sabäischer Religions-Elemente gedeutet werden kann: so ist das Ganze ohne Abzug für die Geschichte in Wegfall zu bringen. Diese beginnt mit dem Auszuge der Israeliten aus Aegypten (obgleich nichts rechtes geleistet worden ist, um wenigstens diesen Anfang sicher zu stellen, wenn etwa Jemand auch eben nur ägyptische Religionselemente über's rothe Meer kommen ließe). An Davidische Psalmen ist nicht zu denken, ebensowenig an Salomonische Sprüche. Die lyrische Dichtkunst und die geomologische Reflexion gehört nach dem Chronometer des Begriffes in die nachexilischen letzten Zeiten der selbstständigen hebräischen Entwicklung. Das sogenannte mosaische Cultusgesetz setzt sowie der Gedanke der Theokratie das Dagewesensein des Davidischen und Salomonischen Reichs und Zeitalters wo nicht noch viel Weiteres voraus. Moses aber ist im Grunde nicht Gesetzgeber, wenn man vom Decalogus absieht, der jedoch, wie er eben als der zehnwörtliche beschaffen ist, auch nicht ganz von ihm herrühren kann. Was der nomadische Zustand nicht in Anwendung bringen konnte, Verfassung, Fest, Cult, ist auch nicht auf ihn zurückzuführen. Moses ist Inhaber des idealen Gedankens von Jehova als der ausschließlichen heiligen und weisen Macht; Moses hat weder in sich selbst, noch im Volksbewußtsein, noch im Ritus den Unterschied des Jehova vom Saturn vollendet,

und die bildliche Verehrung des Jehova beſtehen laſſen, überhaupt iſt er vielmehr erregbar und erregender Prophet einer höhern ſittlichen Vorſtellung, als ein Bildner und Geſetzgeber. Von Stiftung des levitiſchen Prieſterthums durch ihn kann nicht die Rede ſein, noch von der Stiftshütte u. ſ. w., ſondern ein Verein für heiligeres Leben von Propheten und Naſiräern mag von ihm herrühren, deſſen das Princip erhaltende Wirkſamkeit ſich durch die Richterperiode hindurchzieht und an Samuel anreicht. Wäre es anders, wäre es ſo, wie die gewöhnliche Vorausſetzung lautet, ſo ließe ſich unſerm Verfaſſer zufolge der religiöſe und ſittliche Zuſtand in der nachmoſaiſchen Zeit, die Verehrung Jehova's im Bilde bis in David's Zeit, dieſelbe bildliche Verehrung im Reiche Iſrael, der von Salomo und von Andern geduldete Höhendienſt, überhaupt das Geſammtbewußtſein, wie es noch in der Periode der ältern Propheten ſich kund giebt, nicht begreifen, noch die Größe der Propheten als eine ſelbſtſtändige anerkennen.

Der Verfaſſer weiſet in der Vorrede jeden Einſpruch gegen ſein Verfahren und Reſultat ſchon voraus ab, durch welchen nicht die Momente des Begriffs gleicher Weiſe wie die der Erſcheinung berückſichtigt werden. Dazu hat er im Allgemeinen ſein gutes Recht. Die Reihe der Erſcheinungen durchzugehen iſt jetzt keine Gelegenheit, wenn auch anzumerken, daß der Verfaſſer nirgends feſte Kriterien aufgeſtellt hat, nach welchen er ſich berechtigt finden kann, auf das Buch der Richter z. B. oder auf die Geſchichte Samuel's oder David's theils zu fußen, theils ſie dem Mythus anheim zu geben, wenn ſich ihm nicht die naturaliſtiſchen Grund-

sätze etwa von selbst und ohne weiteres als gültig erweisen. Was aber die Momente des Begriffs betrifft, wird der Verfasser, so er anders seine Forschung nicht abschließt, noch oft sich veranlaßt finden, mit der Schwäche der Erscheinungspunkte, die seine Verkehrung der Dinge in Bezug auf Moses stützen sollen, die Mangelhaftigkeit und Unordnung seiner Begriffspunkte zugleich zu erkennen und zuweilen den geschlossenen Begriff wieder aufthun und weiteres in ihn aufnehmen müssen.

Den vornehmlichsten Grund, den Moses also zu verdünnen und zu verkleinern, wie es geschehen ist, findet der Verfasser, wie bemerkt worden, in der Richterperiode, und in der Abhandlung über diese Periode von S. 252 an treten die Mängel und Widersprüche seines Begriffs im größten Contraste mit der Zuversicht seiner Kritik hervor. Er urtheilt, „das Princip des Alten Testaments habe allerdings seine Ohnmacht, den Gegensatz (des Jehova- und Götzendienstes) zu überwinden, Jahrhunderte hindurch bewiesen, aber dieß sei nur dann unbegreiflich, wenn man sich dasselbe schon in Moses vollständig ausgebildet denke." Diese Art zu schließen ist in abstracto ebenso irrig als in der Anwendung auf den gegebenen Fall. Je mächtiger ein Princip ist, je neuer und prinzipieller an seinem Orte, und jemehr es auf die Totalität des religiösen Lebens sich richtet, ein desto längerer Verlauf mit desto größeren Hemmungen, Kämpfen, Rückfällen, Reformen muß dazu gehören, um es in seinem Bereiche zum Siege gelangen zu lassen. Ein Princip überhaupt muß erst wahrhaft da und in die Erscheinung getreten sein, wenn es den Gegensatz stiften, den Kampf entbrennen machen und überhaupt das wirken soll, wozu es

beſtimmt iſt. Nach den Behauptungen des Verfaſſers müßte man begierig ſein zu hören, wie es mit dem Principe des Neuen Teſtaments ſtehe mit ſeiner Macht oder Ohnmacht und mit dem Verhältniſſe des Urchriſtenthums zur alten und neuen Kirchengeſchichte. Die Macht des Princips mußte in Moſes nicht nur ideell, auch reell ſehr groß ſein, wenn es ſo, wie es wirklich in der Geſchichte vorliegt, wirken, in ſeiner äußerlichen Vermittelung ſo ſehr die Maſſe hinnehmen und doch den ganzen innerlichen natürlichen Menſchen ſo empören konnte, daß ihm die Maſſe auch äußerlich wieder abfiel, obgleich es durch die Zeit des Abfalls und Verfalls hindurch die Wechſelwirkung zwiſchen Individuen und der Geſammtheit, zwiſchen theoretiſchem und praktiſchem Bewußtſein immer wieder hervorrief, und ſich endlich Davidiſche Zeiten und Propheten und Pſalmiſten ſchuf. Hat Moſes für das Princip, welches der Verfaſſer ihm zugeſteht, nichts mehr und nichts andres gethan, als er ihm zuläßt, ſo hat er im Grunde nichts dafür gethan, und man muß zweifeln, ob er es inne gehabt. Hat Moſes namentlich das Bild nicht verboten, — ein Verbot, ohne welches es noch gar keine That für ſeinen Gedanken gab — ſo hat er für die Ein- und Fortpflanzung der abſoluten Wahrheit Gottes überhaupt nichts gewirkt. Hat Moſes in den Momenten der göttlichen Rettung des Volks und der empfangenen Offenbarungen kein Geſetz bekannt und geltend gemacht, wodurch das natürliche, häusliche und weitere Volksleben für Jehova in Pflicht genommen und der Unterſchied Jehovas vom Natur-Gotte jeden Schritt vollzogen wurde, hat er das heilige Verhältniß Gottes und des Volkes zu einander, ſowie des

Individuums zu Gott nicht, soweit es die Kunstmittel verstatteten, dargestellt, um es auch von Außen nach Innen einüben zu können, hat er die für die religiöse Einheit der Stämme und für die religiöse und sittliche Sonderung und Isolirung des Volks erforderlichen Einrichtungen nicht getroffen, so hat er überhaupt jene prinzipielle Vorstellung nicht gehabt, oder sie wieder fahren lassen, ja wir können eigentlich nicht wissen, was er gehabt und wer er gewesen. Wir müssen den Stifter der hebräischen Religion nun etwa im Samuel suchen, und annehmen, Moses sei nur der Name für gewisse der Jehova-Religion Weg bahnende Elemente, die aus Egypten gekommen. Hat er aber das Princip wirklich inne, so muß er Gesetzgeber sein, wenn schon sein Gesetz theilweise mehr prophetische Vorbildung ist als unmittelbare Einrichtung bewirkt oder erzielt. Der Verfasser schreibt den Männern der Richterperiode abstracte Vorstellungen von Jehova und der Theokratie zu, welche das Selbstbewußtsein noch nicht verarbeitet hatte. Es fragt sich, woher kamen ihnen diese? Von Moses. Wenn sie nun in dem auch abstract waren, so hätte er sie freilich nicht fortpflanzen und vermitteln können. Sie waren aber wirklich vermittelt, denn wenigstens in der Abstraction herrschten sie in der Periode der Verwilderung. Und wodurch nun anders konnte er sie, da es wissenschaftliche, künstlerische und dergl. Vermittelung nicht gab, kräftig vermittelt haben, als durch Gesetze? Gerade dieses Mittel aber hat die Willensrichtungen und natürlichen Neigungen in einer Stärke gegen sich, welche nur durch die Wunder Jehovas und durch die Persönlichkeit Moses einigermaßen über-

wunden und darniedergehalten werden konnte. Kaum waren Moſes und die Wunder zurückgetreten, kaum die erſten feſteren Wohnſitze gewonnen, ſo löſten ſich wieder auch die äußern Bande des Moſaismus, und diejenigen nur blieben Träger deſſelben und wurden Erhalter deſſelben, denen der äußere Moſaismus den innern in einem höheren Grade vermittelt hatte. Schon die Richterperiode läßt ſich nur ſo verſtehen. Nach den Vorausſetzungen des Verfaſſers mußten wenigſtens Samuel, David, oder doch die ältern Propheten recht merkbar inſtituirend gewirkt haben, aber ſie traten ganz anders auf, und alles in ihnen weiſet auf einen großen Anfang und auf die begründende Zeit in Moſes zurück.

Davon will ich nicht reden, daß es zwar im Willen, aber nicht in der Macht der Vatke'ſchen Kritik ſteht, David und Salomo ihre religiöſe Bedeutung, jenem die Blüthe (dieſe geben ihm einige nicht unbeſonnene) oder den Anfang der hebräiſchen Lyrik, dem andern die Blüthe oder den Anfang der Spruchweisheit zu nehmen. Die Thatſachen ſtehen noch feſt und wenn ſie beſtehen, ſetzen ſie ſchon eine ſehr reiche religiöſe Geſchichte und ein im Kerne des Volks angeeignetes Geſetz voraus. Denn die Gnome ordnet ſich ſchon im Geiſte des Geſetzes denjenigen Stoff des Lebens, den der Buchſtabe des Geſetzes nicht umſchließen noch verändern konnte. Ich will aber vielmehr auf den Rechnungsfehler aufmerkſam machen, den der Verfaſſer begeht, wenn er Lyrik und Gnome in die äußerſten letzten Stadien der Fortbewegung verſetzt. Die Ausbildung des Verhältniſſes Jehova's zum Einzelnen kann, ſo ſcheint es ihm, nur das letzte ſein, und ſo müſſen die Pſalmen vorzüglich, die dieſes Verhältniß ſo

sehr betreffen, mehr hinter die Propheten zu stehen kommen. Dabei ist denn weder die Originalität an sich, noch das mögliche, ja nothwendige Voranschreiten des individuellen Bewußtseins, noch das individuelle Handeln und Leiden irgend in Rechnung gebracht. Allerdings kann die Individualität den Bedingungen nach nicht ganz entnommen werden, denen sie als Glied der Gesammtheit unterliegt: allein gestützt auf den Zusammenhang mit der früheren Individualität ist sie verhältnißmäßig frei von den Hemmungen des geistigen Gesammtlebens und hat ihre eigene selbstständige Fortbewegung. Der Begriff will nur die individuelle Fortbewegung unter das Gesetz der allgemeinen beugen, sowie er selbst nur der allgemeine ist, und so müssen die willkürlichsten Stellungen den Erzeugnissen zu theil werden, die in ihrer zu zeitigen Erscheinung lästig werden. Der allgemeine Begriff kann die Fortbewegungen des Gesammtbewußtseins, wie sie z. B. durch die Rettung Jerusalems aus der Gefahr der assyrischen Belagerung u. dergl. bedingt sind, wohl ermessen, aber schon nicht die andern individuellen, die durch das individuelle Stehen und Leiden und Handeln für den Jehova-Cult, durch persönliche Verhältnisse eines Einzelnen bedingt werden, in dem sich örtlich und augenblicklich die Rechte der Religion concentriren; viel weniger das Maaß der sittlich freien Empfänglichkeit für göttliche Offenbarung, also das wichtigste Moment der Entbindung des theoretischen Bewußtseins, die Willensbewegung; und doch benimmt sich der Begriff so, als vermöchte er das eine wie das andre. Nach der Ueberlieferung ist der 90. Psalm sogar mosaisch. und die Kritik eines Ewald hat dagegen nichts bedeuten-

des zu erinnern, der Begriff aber kann ihm kaum eine vor-exiliſche Geburt zugeſtehen.

Dieſelbe Jehova-Religion, die zu antimythologiſch war, um eine epiſche Poeſie zu erzeugen, war zu geiſtig und innig, um nicht ſchon in der heroiſchen Zeit, wie vielmehr in Zeiten ruhiger Herrſchaft lyriſche Erzeugniſſe hervorzubringen und gnomiſche Reflexionen. Selbſt der Begriff von der Fortbewegung des Geſammtbewußtſeins muß ſchon vor der großartigen prophetiſchen Entwicklung, in der jedoch das individuelle Sinnen und Dichten ſchon wegen des iſolirten Thuns und Leidens nicht fehlen wird, erwarten und anerkennen. Wenn er es nun nicht thut, ſo läßt ſich im Uebrigen nicht vermeiden, daß eine dergleichen höhere Mathematik der Bibel viele Momente der bibliſchen Erſcheinung dem angenommenen Calcule zum Opfer bringe. Und die bisherigen Bemerkungen, glaube ich, reichen hin, um das Urtheil des Unterzeichneten über den wiſſenſchaftlichen Werth der vorliegenden Schrift zu beſchließen und zu begründen. Er würde nämlich bei der divinatoriſchen Gabe, bei der Gelehrſamkeit und Forſchungskraft des Verfaſſers viel bedeutender ſein, wenn ihn nicht philoſophiſche Befangenheit und Voreiligkeit einer apologetiſchen, theologiſch-hiſtoriſchen Richtung zu ſehr entfremdet hätten.

Ew. Excellenz Wille iſt es, daß ich mich demnächſt darüber erkläre, wie ſich die Anſicht des Buchs zu den Grundlehren des Chriſtenthums und der evangeliſchen Kirche verhalte, und wie die Geiſtesrichtung des Verfaſſers den Intereſſen der chriſtlichen Frömmigkeit und denen der evangeliſchen Kirche entſpreche.

Ich gestehe, daß ich auf diese Fragen fürchten muß, in solcher Kürze und bei den jetzigen schwierigen Verhältnissen zwischen Kirche und Wissenschaft bald zuviel, bald zu wenig zu sagen. Es geht schwer an, eine Lehre, die so wie die des Verfassers das Christenthum in sich und sich in das Christenthum aufnimmt, des Unkirchlichen und Unchristlichen zu zeihen.

Sieht man auf die einzelnen Dogmen, auf welche es dem Christenthum in der evangelischen Kirche als einer Lehre des Heils vorzugsweise ankommt: so gehört der Verfasser ja der Schule an, welche im entschiedenen Kampfe gegen die herrschenden Verallgemeinerungen den Glauben an den Gottmenschen, an Vater, Sohn und Geist, an Versöhnung und Rechtfertigung denken und begreifen lehrte. Und das thut sich schon in dieser ersten, der speziellen Dogmatik und dem Neuen Testament noch vorarbeitenden Abtheilung des Buchs allenthalben hervor. Zwar eine Urgeschichte der Menschheit oder eine Erdgeschichte, wie die kirchliche Auffassung der Bibel sie festhält, giebt es für den Verfasser nicht, und es hat auch Folgen für den Begriff von der Erlösung, daß er im Geiste der ganzen neuesten Philosophie schon mit der Endlichkeit die Sünde setzt: allein auf diesen Punkten schwankt die ganze jetztzeitige Lehre im Allgemeinen so sehr, daß sie zur Charakteristik des Verfassers und seiner Richtung weniger gehören können.

Schleiermacher's Glaubenslehre neigt sich in allen diesen Stücken, die Vorstellung vom Satan, vom Engel u. s. w. mit eingeschlossen, auf dieselbe Seite der Heterodoxie. Wichtiger ist, daß es den Voraussetzungen des Verfassers zufolge

zur perſönlichen Unſterblichkeit und Seligkeit des Chriſten in activer, bewußter Abhängigkeit vom abſoluten Geiſte nicht kommen, oder vielmehr dabei nicht bleiben kann. Mehrere Männer der Schule, die das größere religiöſe und kirchliche Intereſſe bewegt, haben verſucht die Schranke zu löſen, welche Hegel's Lehre dem Momente der Einzelheit geſtellt hat, aber der Verfaſſer iſt, ſoviel ich einſehen kann, weit entfernt, ihr Bemühen zu theilen. Und damit hängt die Idealität des Subject-Objects in Erkenntniß und Wille, die Identität des göttlichen Bewußtſeins vom Endlichen und des endlichen Bewußtſeins, ja der Begriff der Religion — Religion Prozeß des Geiſtes — auf das genaueſte zuſammen. Aber eben dieſe Identitäten ſind es, gegen welche ſich die chriſtliche Frömmigkeit und Kirche beharrlich verwahren wird und muß. Wahr iſt es, zwiſchen dem Anfangs- und Endpunkte der logiſchen Evolution giebt es eine reiche Gegenſeitigkeit des Objects und Subjects, des Unendlichen und Endlichen, die alle Wahrheiten der chriſtlichen Religion in ſich aufzunehmen ſcheint, und manche Ausdrucksweiſen des Verfaſſers ſcheinen mehr die Eigenheit als die Selbſtheit untergehen zu laſſen und die bewußte Abhängigkeit, alſo den chriſtlichen Begriff der Religion zu retten; nur hat der § 7 und deſſen Ausführung alle dergleichen Erwartungen von vorn herein abgeſchnitten. Das wäre nun als das ſchon Dageweſene in der Philoſophie nur alles ebenſo anzuſehen, wie es Jacobi im Schreiben an Fichte angeſehen hat; allein hier haben wir eine bibliſche Theologie vor uns, die ſich in einem ſolchen Begriffe von Religion begründen will, oder eine Philoſophie der Bibel, die jeden Unterſchied von Philoſophie

und Theologie theoretisch und practisch beseitigt. Die Wahrheit des heiligen Geistes, der Geist Christi, der ein Geist der Gemeinen ist, soll eben jene fragliche Identität abgeben. Gegen dergleichen, wenn es sich als Theologie geltend machen wollte, hat sich die Theologie zu allen Zeiten wahren und verneinen müssen.

Der speculative Rationalismus Vatke's steht im Ganzen in Bezug auf Verträglichkeit mit christlicher Lehre und Kirche dem gemeinen, reflectirenden gleich. Der letztere hält die Lehre vom persönlichen Schöpfer fest und läßt die heilige Geschichte als solche bestehen. Von beiden Punkten aus kann er sich dem Glauben an den Gottmenschen, dem er sich verschließt, wieder aufschließen. Der erstere erfaßt die wirklichen speculativen Elemente des Christenthums und entwickelt aus ihnen als dem Kerne die ganze religiöse Erkenntniß, indem er sich gegen den persönlichen Schöpfer negativ verhält und gegen persönliche Unsterblichkeit, die heilige Geschichte aber idealistisch glaubt, so daß er von der Mitte des Gottmenschen aus, wenn sie sich ihm wieder mehr verwirklicht, den Punkten sich von neuem nähern kann, denen er sich versagt. Vor der Hand läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, wie Vatke in der Neutestamentlichen Abtheilung in Bezug auf Historie und Mythus verfahren wird; wahrscheinlich gemessener und wahrer als Strauß: allein daran hindert ihn schon jetzt nichts, die Christen vom Erlöser als dem Herrn weg und einzig auf den Geist, vom historischen Individuum ab und auf die Idee des Gottmenschen hinzuweisen. Wünschenswerth ist es nicht, daß diese philosophische Richtung, der der Verfasser jetzt angehört

vom Kirchenregimente als eine theologiſche angeſehen werde. Sie will zwar, wie man hin und wieder lieſt, die Leiden und Qualen der vollendeten Negation auf ſich nehmen. Aber was iſt ſie, um dergleichen Leiden nicht nur mit zu fühlen, ſondern auch zu verſöhnen? Ich bin weit entfernt, den Theologen den wiſſenſchaftlichen Leidenskampf, den Conflict mit der philoſophiſchen Facultät, den Conflict mit der Gemeine erſparen, oder die Unvermeidlichkeit verhältnißmäßiger Erſchütterungen des trägen kirchlichen Geſammtbewußtſeins verkennen zu wollen.

Es gehört keine ſehr ſtarke Divinationsgabe dazu einzuſehen, daß wir einer Veränderung jenes kirchlichen Bewußtſeins entgegengehen, welche in formaler und materialer Beziehung Umbildung, Neubildung werden, und Vielen, beſonders von der ſtrengern ſchriftmäßigen reformirten Seite, den Schein von Umwälzung und Neuerung geben muß. Der Unterſchied des göttlichen Wortes vom Buchſtaben der heiligen Schrift als der unentbehrlichen Urkunde deſſelben, die Kenntniß vom Kanon im Kanon, von den Stufen und Maaßen der Glaubwürdigkeit der Ueberlieferung, von der dennoch beſtehenden Geſammtwirkung der Schrift, von dem Verhältniſſe der Offenbarung zur Wiſſenſchaft — iſt in der lutheriſchen Gemeinſchaft, welche die Continuität der theologiſchen Studien inne hat und auf den Lebenspunkten chriſtlicher Glaubenserfahrungen entſtanden iſt, von jeher vorbereitet, in der reformirten, die von dem abſoluten Gegenſatze göttlicher Schrift und menſchlicher ausgegangen, von jeher präclubirt, und muß doch, wenn die evangeliſche Kirche in der theologiſchen Fortbewegung bleiben ſoll, ohne ihren

Bestand zu verlieren, nach und nach auch die Gemeine so ergreifen und durchdringen, daß der öffentliche Ausleger und Prediger Freiheit erlangt, und Einheit bewahrt im Glauben mit ihren Gliedern. Wer nun dem mit Fassung und Vertrauen entgegensieht, dem muß es destomehr wie schädliche Zerreißung des Fadens und unbesonnene Umwälzung vorkommen, was jetzt insonderheit von den jüngern Männern mitten in der Theologie unternommen wird, nämlich die geschichtliche Offenbarung in einen Begriff untergehen zu lassen, der sich der Erscheinungen, die seine Momente bezeichnen sollen, kaum noch erinnert. Und dies geschieht unter uns, während die speculativen Theologen der katholischen Kirche die Voraussetzungen des Christenthums: Persönlichkeit, Schöpfung, Unsterblichkeit gegen die Lehre von dem Sich Aufthun der Substanz und von der göttlichen Evolution mit Eifer und Glück vertheidigen.

Destomehr muß unsre Kirche sich vorsehen, die Bildung der Geistlichen nicht einem unmittelbaren und dominirenden Einflusse der Philosophie der Bibel hinzugeben, die sich biblische Theologie nennt, ohne es zu sein, die als Theologie sich des positiven und practischen Charakters begiebt, die, wenn sie Theologie ist, alle Stiftung und Erhaltung theologischer Facultäten überflüssig macht, (da es nur auf philologische und philosophische Studien ankommen wird), die dem Diener am Worte, wenn sie sich seiner bemächtigt, jede Möglichkeit abschneidet, den Grundvoraussetzungen der Gemeine und einer Behandlung der heiligen Geschichte offen und frei zu entsprechen, die endlich — im günstigeren Falle — etwas der evangelischen Kirche sehr Fremdes, den unauf-

lösliche Gegenſatz eſoteriſcher und exoteriſcher Religionslehre in dieſelbe einführen wird.

Bonn, den 21. März 1836.

gez. Dr. Carl Immanuel Nitzſch.

An den Wirklichen Geheimen Staatsminiſter der geiſtlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten Herrn Freiherrn von Altenſtein Excellenz in Berlin.

Der beiden Gutachten von Marheineke und Nitzſch bedurfte der Miniſter zu ſeiner Deckung. Er erſtrebte die Anſtellung Vatke's gerade ſo nachdrücklich, wie der Geheime Rath Johannes Schulze, und die Gegenwirkung blieb nicht aus. Mangel an Rührigkeit wäre der geringſte Fehler, den man den Orthodoxen je hätte vorwerfen können. Die Oppoſition gegen Altenſtein um der Vatke'ſchen Sache willen wurde ſo ſtark, daß ſie ſogar die Stellung des Miniſters zu gefährden ſchien. „Sehen Sie, Schulze? da haben wir's!“ „Excellenz“, antwortete Schulze, „es wären wohl Gutachten einzuholen.“ Und ſo kamen ſie auf Anregung Schulze's zu Stande. Die Vota liefen beide raſch ein. Nitzſch hatte ganz mit ſeinem Herzen geſchrieben, und ſo ſehr ſtrömte ſein Gutachten von Lob und Anerkennung über, daß Altenſtein, als er es geleſen hatte, zu Schulze ſagte: „Ein ſolches Gutachten können wir nicht brauchen, das kann dem Kronprinzen nicht vorgelegt werden, das ſchadet dem Manne nur. Schicken Sie es zurück, und fordern Sie ein anderes, ruhigeres ein.“ So geſchah es; das erſte Votum iſt in Nitzſch's Händen verblieben; das vorſtehend mitgetheilte, das zu den Acten des Miniſteriums kam, datirt alſo nicht zufällig um ſechs Wochen

ſpäter, als das von Marheineke verfaßte. Unſerm Vatke war der Wortlaut der beiden hier reproducirten Gutachten nie bekannt geworden; er ſcheint ſogar nie gewußt zu haben, daß Marheineke zu einem Votum über ihn veranlaßt worden war. Der Miniſter machte auch zweifellos von den Marheineke'ſchen Darlegungen zu keiner Zeit Gebrauch, und nur von Nitzſch's Gutachten erfuhr Vatke durch den Miniſter ſelbſt, noch ehe der Bonner Docent ſich modificirt und einen etwas meiſternden Ton angeſchlagen hatte. „Bei Nitzſch können Sie ſich bedanken", ſagte Altenſtein zu Vatke; „er iſt zwar Ihr Gegner, aber er hat ein Gutachten über Sie eingereicht, worauf ich Sie gleich zum Ordinarius in beiden Facultäten machen könnte."

Widerſacher und Vertheidiger. Bohlen, Roſenkranz; Hengſtenberg, Joh. Schulze, Altenſtein.

Vatke mußte ſchon im Mai 1836 an Bohlen ſchreiben, daß Alles im Gange wäre, um ihn wegen ſeiner „Religion des Alten Teſtaments“ nicht aufkommen zu laſſen. Es war ihm von den Hengſtenbergiſchen angekündigt worden, niemals würde er's in der theologiſchen Facultät zu etwas bringen, er hätte ſich auf jeden Widerſtand der Rechtgläubigkeit gegen die Zweifelſucht gefaßt zu machen, und gerade ſo, wie David Strauß, hätte auch er mindeſtens auf ſyſtematiſche Zurückſetzung ſich einzurichten. Selbſt Neander wollte von dem „Theologen“ Vatke nichts wiſſen; er möchte zur philoſophiſchen Facultät übergehen, die böte ihm Raum genug, nicht aber die theologiſche. Gans hatte gerathen, kurzweg der Theologie Valet zu ſagen und es mit den Philoſophen zu halten. Vatke war aber mit ganzer Seele Theologe und wollte nur als ſolcher weiter lehren. Bohlen ſchrieb ihm unterm 20. Juni 1836: „Wahrlich, mein hochgeſchätzter Freund, der Inhalt Ihres Briefes iſt mir recht betrübend geweſen, denn ich ſehe daraus, daß die Verketzerung allbereits in's Leben eingreift und nicht blos mehr in Worten beſteht; ich ſehe, daß Männer das Opfer werden ſollen, die mit redlichem Streben nur der Wiſſenſchaft huldigten und möchte Blut weinen, wenn ich

an die Zukunft gedenke. Unſer edles Preußen, ſo ganz dazu geeignet, um andern Nationen durch intellectuelle Cultur vorzuleuchten, ſoll abſichtlich in die Nacht der Barbarei zurückgedrängt werden und es iſt bereits ſo weit gekommen, daß es nichts mehr hilft, den egoiſtiſchen Heuchlern, wie Hengſtenberg, den ich von der Univerſität her als ſolchen kenne, die Larve abzureißen — o Gott! Aber es beſeelt mich doch wieder einige Hoffnung, daß die Vorſehung ſolche Rückſchritte nicht zulaſſen werde und daß wohl nur für unſere im Ganzen ſchlaffe Generation eine ſolche Prüfung beſtimmt iſt, damit der Kampf gegen die Finſterniß um ſo energiſcher und der Sieg um ſo glänzender werde, mögen auch die Kämpfenden ſelber auf alle Weiſe behindert werden. Meine eigene academiſche Wirkſamkeit iſt ſehr gering, und ich habe überhaupt hier nur in ſo fern mitzureden, als das Befinden der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit eine Sache der ganzen Menſchheit iſt, aber das verſichere ich auf das Heiligſte, daß ich den Augenblick mit Frau und Kindern nach Frankreich oder England auswandern und lieber mein Brot betteln würde, wenn jene lichtſcheue Partei die Oberhand gewinnen und Lehr- oder Denkfreiheit mit Gewalt zu behindern verſuchen wollte. So weit ſind wir indeſſen gottlob noch nicht; um aber zu verhüten, daß es nicht dahin komme, müſſen wir, ſo viel an uns liegt, entgegenſtreben, und es war ſofort mein und unſeres wackern Roſenkranz Gedanke, daß Sie nicht ohne die trifftigſten Gründe aus der theologiſchen Facultät ausſcheiden dürfen. Das würde ein Triumpf für Hengſtenberg und ſeine Clique ſein und man würde nicht ermangeln, einen ſolchen Schritt als Flucht und Niederlage

auszuschreien, ja auch weiterhin Ihnen sicherlich so viel Hindernisse in den Weg legen und Ihre Vorträge so zu beschneiden suchen als nur immer möglich. Bedenken Sie es wohl, verehrter Freund, ehe Sie hier handeln, und verzeihen Sie mir die freundliche Abmahnung, welche einzig und allein die gute Sache und Ihre fernere Stellung im Auge hat. Rosenkranz will einige Zeilen mit ähnlichem Rathe hinzufügen, und wir hoffen beide, daß ein männliches Beharren recht bald zu einem erwünschten Ziele führen werde, da Sie Schulze, Marheineke und alle Gutgesinnten auf Ihrer Seite haben. Bei uns zu promoviren würde keine Schwierigkeit haben bis auf einen gewissen nervus und Hebel, woran einige unserer Collegen in solchen Fällen ziehen, indessen möchte der auch noch in Bewegung zu setzen sein und Sie haben wohl die Güte, uns weiterhin von Ihrem Entschlusse in Kenntniß zu setzen; vor Allem: tu ne cede malis, sed contra audentior ito! — Ich muß hier für heute abbrechen und erwarte nur Rosenkranz's Einlage, um diese Zeilen abgehen zu lassen. Unsere gemeinschaftlichen Freunde, die Benary's, grüßen Sie wohl gelegentlichst; ich will an Beide, vornehmlich an den glücklichen Bräutigam, schreiben, wenn ich zu einiger Ruhe komme. — Mit der allerherzlichsten Theilnahme und mit freundschaftlicher Hochachtung Ihr treu ergebener Bohlen."

Das Schreiben von Rosenkranz hierzu lautete: „Es schmerzt mich sehr, daß es die Elendigkeit heuchlerischer wenigstens in frommster Demuth sich selbstbetrügender Chicane ist, welche mich veranlaßt, Ihnen ein paar Zeilen zu schreiben. Daß Freund Bohlen und ich, wenn Sie darauf

beſtehen, Ihren Wunſch wegen des Doctor philosophiae, wenn auch unter leidigen, unumgänglichen Modificationen, zu erfüllen ſuchen werden, dürfen Sie mit Zuverſicht und mit Recht von uns erwarten. Aber ich bin nicht der Meinung unſeres verehrten Freundes Gans. Sind Sie aus der theologiſchen Facultät heraus, ſo iſt die ſpecifiſche Dignität Ihrer Wirkſamkeit dahin, und wollten Sie in die Theologie eingreifen, ſo würde man Ihnen unter irgend einem höchſt legitimen Vorwande dieſelbe bald beengen, ſo daß Sie ſich in der peinlichen Lage fühlen würden, ein Capital von Wiſſenſchaft nicht verzinſen zu können, einen fruchtbaren Acker wüſt werden zu laſſen. Abgeſehen von dieſem Mißſtande Ihrer Zukunft iſt es aber, meiner Anſicht nach, eben wegen der „Menſchheit und der Sache des Lichts" Ihre, wenn auch traurige Pflicht, nicht nachzugeben. La garde ne se rend pas! muß jetzt unſer Looſungswort ſein. Mundt iſt excludirt, Strauß removirt, Sie wären wenigſtens metamorphoſirt! So ſchaffen ſich die Schlauen den Lucifer des Denkens gemächlich vom Halſe und werden eine Zeit, wenn auch nur für eine Zeit, herbeiführen, die empörend iſt. Unſer Miniſterium gewöhnt ſich an's Nachgeben! Die Facultät gewöhnt ſich an den kategoriſchen Ton der Herren Pietiſten; das Publikum gewöhnt ſich, von ſolchen Schritten zu hören und denkt endlich ſogar: die Leute haben's verdient, warum laſſen ſie ſich's gefallen? — Ich muß einen delicaten Punkt berühren. Würde die Ernennung zur Profeſſur Ihre pecuniären Umſtände bedeutend verbeſſern, oder iſt's nur die Ehre? Im erſteren Fall, wenn ein Nothſtand drängt, iſt die Lage gräßlich; aber

1) um so teuflischer handeln die Kinder des Lichts und 2) um so energischer müßte das Ministerium Ihnen au dépit, wenn es Sie nicht zum Professor zu machen die Kraft hat, durch reichliche Remunerationen unter die Arme greifen, um Ihre Verdienste um die Wissenschaft und die Jugendbildung gebührend anzuerkennen. Im letzteren Fall dagegen ist es Ihrer würdiger, noch etwas auszuharren und die reale Ehre, die Ihr treffliches Werk Ihnen in der Welt schafft, der formellen an der Universität einstweilen vorzuziehen. Stellen Sie sich nur den Jubel der pietistischen Centaurenclique vor, wenn man Sie als einen Wolf von der Schafheerde glücklich verscheucht hat. Können Sie, können unsere Freunde das ertragen? Wenn Sie ernst es bedenken, schwerlich. Und, mein trefflicher Freund, den ich freilich nur flüchtig bei Matthies' Promotion gesehen und nun erst aus seinem Buch recht liebgewonnen habe, glauben Sie nicht, daß die Festigkeit des Beharrens ganz andere Resultate herbeiführen, die Leute vielleicht zur Besinnung über ihre Leidenschaft bringen kann? Doch hier muß ich abbrechen, denn von den Berliner Zuständen, wie sie dermalen sind, habe ich ein zu undeutliches Bild, als daß ich etwas Anderes, als vage Hypothesen zu Markt bringen könnte. Wenn man aber den Baum aus seinen Früchten erkennt, so muß die größte Barbarei der Intelligenz und die ärgste Inhumanität jetzt dort hausen. Aus dem, was auch hier wohl vorgeht, aber doch in schwächerem Maaße, schließe ich auch auf Manches und glaube: ein von Rußland ausgehender geheimer Plan liegt allen diesen Effervescenzen zu Grunde. Die moralische Niederträchtigkeit

ſo vieler Subjecte in unſerer Zeit, die ſich ſelbſt verwüſtet haben und darüber angſt geworden ſind, kommt dem Abſolutismus entgegen. Leſen Sie Nr. 2 des Portofolio. Hier wird geradezu erklärt: toutes les croyances du monde sont à présent rien contre les motifs de la politique. So ungefähr heißt es. — Herrn Lic. Bauer kriegen Sie doch gewiß zu ſehen. Sie ſagen ihm wohl gefälligſt, daß ich Alles aufbieten würde, um, ſo weit meine beſchränkte, in vielerlei Amtsgeſchäften zerſplitterte Zeit und viele Abhaltungen durch das ſtete Kränkeln meiner Frau mir erlauben, ihm bald, etwa Mitte Auguſt, den Anfang einer großen Abhandlung über den Cultus ſchicken zu können. Ich will darin 1) ſyſtematiſch die Hauptformen des Cultus entwickeln, 2) die hiſtoriſchen Bildungen derſelben in ihren hervorragendſten Typen analyſiren. Ich werde das Ganze, deſſen Plan fertig iſt, in mehrere Sectionen zerlegen, ſo daß er es bequem durch einige Hefte kann durchgehen laſſen. Grüßen Sie auch Gans, Marheineke, Hotho und die Benary's herzlich von mir und möge Gott Ihnen freudige Ausdauer zur Ueberwindung der Jämmerlichkeit Ihrer Gegner geben! Ihr aufrichtig ergebener K. Roſenkranz."

Vatke hatte, als er dieſe beiden Schreiben erhielt, ſchon im Sinne des Roſenkranz'ſchen Rathes gehandelt. Er war nicht blos zu Johannes Schulze, ſondern auch zum Miniſter Altenſtein in gute Beziehungen gekommen, und am 13. Juni 1836 ließ er, von Marheineke ermuntert, folgendes erneute Geſuch an den Miniſter abgehen:

„Im Laufe des November v. J. hatte ich es gewagt, Ew. Excellenz den erſten Theil meines Werkes „die bibliſche

Theologie" vorzulegen und zugleich die gehorsamste Bitte vorzutragen, mir eine theologische Professur an der hiesigen Universität huldreichst anvertrauen zu wollen, an der ich seit nunmehr sechs Jahren nicht ohne günstigen Erfolg gelehrt und durch ununterbrochene Thätigkeit mir einen nicht unbedeutenden Wirkungskreis erworben habe. Bei den verschiedenen und zum Theil entgegengesetzten Richtungen, welche vor Allem in der Theologie herrschen, durfte ich nicht anderes erwarten, als daß mein Werk bei dem betreffenden Publikum eine verschiedene Aufnahme finden würde, was sich denn auch in der That in öffentlichen und Privat-Urtheilungen, so viele deren zu meiner Kenntniß gelangt sind, genugsam bestätigt hat. Da ich im Ganzen des Beifalls und der Billigung aller Derer gewiß sein durfte, welche durch gemeinwissenschaftliche Bestrebung mir näher stehen, so mochten von den Uebrigen, — wenn auch fast alle meinem Fleiß und Eifer und selbst meiner Tüchtigkeit eine gerechte Anerkennung nicht versagten — sich doch die Einen mit dem philosophischen Standpunkt der Behandlung nicht befreunden, die Andern mit dem Geist der Forschung nicht vertragen, und noch Andere wollen offenkundig sich lieber mit dem Reich der Finsterniß, als mit beiden versöhnen. Solchen und ähnlichen Stimmen gegenüber glaubte ich indeß die Beurtheilung meiner Leistungen getrost Ew. Excellenz Einsicht anheimstellen zu können, welche die verschiedene Richtung aus der einen Idee der Wissenschaft überblickt und beherrscht und durch deren Weisheit sie alle, soweit und in so fern sie eben in der Wissenschaft ihre Wurzel haben, an unsern Hochschulen ihre Vertreter finden sollen, so daß die eine die andere nicht

ausſchließen geſchweige denn bedrücken dürfte. Schon deshalb würde es aber auch ungeziemend ſcheinen, wenn ich vor Ew. Excellenz eine weitere Befürwortung meines Werkes übernähme, und ich würde ſelbſt durch gegenwärtiges mein früheres Geſuch nicht zu erneuern wagen, wenn nicht noch beſondere Privatverhältniſſe, von denen ich die Begründung meines Lebensglückes erwarten darf, an meine baldige Ernennung zu einem öffentlichen Lehramt geknüpft wären. Darum wiederhole ich dringend die ganz gehorſame Bitte, daß es Ew. Excellenz gefallen möge, mir durch die Verleihung einer a. o. Profeſſur an der hieſigen theologiſchen Facultät rechtbaldigſt einen öffentlichen Wirkungskreis anweiſen zu wollen. Indem ich einer gnädigen Entſcheidung meines Geſuches baldigſt entgegenſehe, erlaube ich mir im Voraus Ew. Excellenz zu verſichern, daß es ſtets mein eifrigſtes Beſtreben ſein wird, mich der Stellung würdig zu erweiſen, zu deren Hochdeſſelben Huld und Weisheit mich berufen werden, und verharre im Gefühl der tiefſten Ehrfurcht und unbegränzteſter Verehrung Ew. Excellenz gehorſamſter W. Vatke."

Vatke und Minna Döring. Ruf nach Königsberg. Wachsender Einfluß. Altenstein, Schulze; Die Berliner Collegen.

„Besondere Privatverhältnisse, Begründung meines Lebensglücks" — diese Geständnisse des jungen Licentiaten nöthigen zu einer Pause in der Darstellung seines wissenschaftlichen Denkens und Schaffens. An Bruder Georg schrieb Vatke am 11. Mai 1834: „Ich habe ein junges Mädchen kennen lernen, die einzige Tochter eines hiesigen Kaufmanns, und ihre Zuneigung gewonnen, bin aber mit dem Vater noch nicht einig, ja noch nicht einmal bekannt. Das scheint sonderbar, ist aber durch die Verhältnisse gegeben, indem ich die Tochter bei ihrer Großmutter und ihrem Onkel, einem Freunde, kennen gelernt habe. Der Vater dagegen ist ein eigener Mann, und daher habe ich jetzt manche Sorge, die mein Gemüth öfter von den Büchern abzieht. Ich will aber alles Mögliche aufbieten, die Einwilligung des Vaters zu erhalten, da ich das Mädchen sehr lieb habe und mit ihr glücklich zu werden hoffe. Der Vater ist Kaufmann mit Leib und Seele, die Mutter längst todt und durch eine Gesellschafterin der Tochter quasi ersetzt; die Tochter ist einfach und gut, gegen das kaufmännische Wesen

gleichgültig oder eingenommen, und daher solchen Bewerbern abgeneigt, die etwa dem Vater gefallen. Ich fürchte, daß ich ihm wenig gefallen werde. Die näheren Verhältnisse verbietet die Zartheit, hier auseinander zu setzen. Ich hoffe, daß ich Dir von Zeit zu Zeit Nachricht geben kann über meine Fortschritte in dieser Sache; es hängt davon für das Glück meines Lebens in innerer und äußerer Hinsicht sehr viel ab. Bisher ist nichts entschieden, als die gegenseitige Neigung. Ich brauche für die Sache den Professortitel, der Anfangs freilich mit keinem Gehalt verbunden zu sein pflegt; um ihn zu erreichen, werde ich mich wohl entschließen müssen, die Scheu und Bequemlichkeit zu überwinden und etwas drucken zu lassen. Geht Alles nach Wunsch, so kann ich über ein oder anderthalb Jahre ein recht glücklicher Mann sein, und Du wirst gewiß meine Freude theilen. An Dich habe ich dabei öfter gedacht, als Du vielleicht meinst."

Bald genug konnte Vatke dem Hamburger Bruder anvertrauen: „Eine wiedergefundene liebe Doris — dieser Theuren, Frühverblichenen gleicht Minna in vieler Hinsicht, besonders in der Kindlichkeit, Gutmüthigkeit und Unschuld."

Vom 11. April 1834 datirt ein Brief Vatke's, der uns in das Herzens-Verhältniß der Beiden einen Blick thun läßt: „Bald, bald, meine Theure, werde ich Sie wiedersehen dürfen, wenn sonst freundliche Gestirne über uns leuchten. Die Trennung ist mir schon gar zu lang, zu hart vorgekommen; so nahe bei Ihrer Wohnung, so nahe Ihrem Herzen, und — — Erinnern Sie sich dabei nicht des armen Tantalus, dem Früchte und Bäche der Unterwelt entfliehen,

wenn er in glühender Sehnſucht darnach haſchen will? Ach mein ganzes Daſein iſt jetzt ein Traum; ich wähne zu träumen, wenn ich mich im Beſitz der Liebe eines Weſens denke, das ſo lange der Gegenſtand meiner liebſten Gedanken, heißeſten Wünſche, ſüßeſten Hoffnungen war, das beinahe ein Jahr lang einen Zauberkreis um mein ganzes Leben zog, und endlich mir liebend entgegenkam! Liebes, liebes Mädchen, ich darf Sie die Meine nennen! Dieſer Gedanke iſt ſo neu, die Wonne ſo groß, daß ich mich erſt hineinfinden muß, daß ich mich wiederholt frage, ob ich auch wirklich wache? Tauſendmal wiederhole ich mir unſer Geſpräch, Ihr ſüßes Ja, den holden, freundlichen Blick Ihrer ſchönen Augen, vergegenwärtige mir die ganze Anmuth Ihres Weſens, habe mit Ihnen lange, trauliche Unterredungen, Sie fragen, und ich antworte, ich frage und Sie antworten und immer erklingt das theure Wort, daß wir uns aufrichtig, innig, treu, ewig lieben wollen! Die vertrauteſte Gemeinſchaft, ein unbedingtes Vertrauen des Einen zum Andern, die edelſte Offenheit, ſo daß im Blicke auch das ganze Herz liegt, die liebevollſte Theilnahme, kurz, wahre Herzens- und Lebenseinheit, — das ſind jetzt meine liebſten Gedanken und Hoffnungen. Ich bin ſtolz darauf, Ihnen ein ſolches Herz anbieten zu können; aber ich bin noch ſtolzer darauf, ein Herz, wie das Ihrige, gefunden zu haben. Wenn ich früher von der Heuchelei, Falſchheit und Bosheit hörte, die den Deckmantel der Liebe umhängt und dann an mein eigenes Schickſal dachte, wie auch ich ſo leicht betrogen werden könnte, ſo wurde ich ganz traurig und bange, und ſuchte jene Gedanken gleich nächtlichen Geſpenſtern zu verſcheuchen.

Durch Sie, Geliebte, durch Sie iſt mein Vertrauen zur Welt, zur Liebe von Neuem erwacht, und wird unerſchütterlich bleiben! O, bitte, bitte, haben auch Sie ein gleiches Vertrauen, Sie dürfen es bei mir haben, und fühlen Sie ſich glücklich mit mir! Wir kennen wahrſcheinlich Beide den Lauf der Welt noch zu wenig, um recht klar einzuſehen, wie vielen Klippen wir entgangen ſind; laſſen Sie uns aber der gütigen Vorſehung recht herzlich danken, die uns durch ſcheinbar zufällige Umſtände einander entgegengeführt hat, und gewiß nicht ſo grauſam ſein wird, unſere Verbindung durch langwierige Hinderniſſe zu verzögern. Indem ich dieſes ſchreibe, halb 10 Uhr Morgens, wird dem Vater vielleicht der erſte Wink gegeben; wir zittern, wir hoffen; möge ſein Herz freundlichen Vorſtellungen und ſanften Bitten ſich öffnen! Von ſeinen Aeußerungen wird es abhängen, ob zuerſt mein Vetter, oder ich ſelbſt ihm aufwarte; wie aber, wenn er die ganze Sache kurz von der Hand wieſe? Dann Geliebte, wird es Ihre Pflicht ſein, ihn allmälig umzuſtimmen, zurückhaltend nnd entſchieden zugleich; auf Ihr Wohlwollen und Ihre Klugheit kommt überhaupt bei der ganzen Sache das Meiſte an. Sie können ſich leicht vorſtellen, wie ſehr ich geſpannt bin auf den Ausgang der erſten Unterredung durch die gute, edle Großmutter. Ach! und Ihre Angſt, Geliebte! Ich fühle ſie doppelt mit aus Theilnahme an der Sache und an Ihnen; ich danke Ihnen herzlich dafür, ſo viel liebevolle Theilnahme habe ich nicht verdient, nur der Gedanke, Sie einſt recht glücklich zu machen, mildert die Beſchämung, die ich jedesmal fühle, wenn ich bloß an meine Unwürdigkeit denke. Aber ich will immer auch an Sie denken,

an unsere Liebe, unsere Hoffnungen; mein ganzes Dasein soll Ihrer Liebe geweiht sein, ich will mit Ihnen leben und lieben, oder verzweifeln. Ich wiederhole mir täglich, ja stündlich den Schwur der Liebe und Treue, den ich Ihnen gegeben habe; in Ihrem Herzen, Ihrer Hand laufen alle Strahlen meines Lebenslichtes zusammen; meine Lieben sind mir längst entrissen durch Tod und Trennung, Sie ersetzen mir Älternliebe, Geschwisterliebe, alle zarten und tiefen Empfindungen meiner Brust umschlingen Ihr theures, theures Wesen, ich schwelge in der Wonne, Sie gefunden zu haben, Sie, mein Herz sagt es mir, die vor Tausenden für mich geboren ist, die ich stets, ich sage stets, mit gleicher Zärtlichkeit, mit immer jugendlichem Feuer umfassen werde! Klingen diese Worte in Ihrer Seele wieder? Werde ich Ihnen nie gleichgiltig, oder gar lästig werden? Die Welt weiß öfter für das Letztere ihre Heilmittel, indem sie es hart findet, daß sich zwei Wesen durch das Band der Ehe für immer in ihren Neigungen beschränken sollen; ich verfluche diese Heilmittel und diesen Sinn, weil er die wahre Liebe gar nicht kennt, nicht ahnt; ich kenne nur Eine Liebe, die unvergängliche, ewig jugendliche, unschuldige, reine; von ihr durchströmt, begeistert, geheiligt, sinke ich an Ihr Herz, auf ihrem Grunde baue ich das ganze Gebäude unseres Lebensglückes, und wünsche, hoffe, erwarte von Ihnen eine ganz gleiche Gesinnung. Liebes, theures Mädchen! ich blicke Ihnen offen und frei in ihr schönes, reines Auge, dessen Blick mir ewige Jugend, unverlöschbaren Glanz der Liebe verheißt; ich bin trunken in Deinem Anblick, meine Seele macht Wohnung bei Dir, das Wort verstummt und nur

das Glühen unſerer Herzen zeugt von unſerer Seligkeit. O, daß wir uns doch recht bald wiederſehen möchten! Ich umarme Sie tauſendmal und bin ewig der Ihrige

Wilhelm Batke."

Nur wenige Monate vergingen, und an Minna's Vater lief ein Schreiben Batke's vom 27. Auguſt 1834 ein: „Wohlgeborner, hochzuverehrender Herr! Obgleich Ihnen perſönlich unbekannt, wage ich es dennoch, durch die Verhältniſſe gezwungen, und im Vertrauen auf Ihre Güte, mich ſchriftlich an Ew. Wohlgeboren zu wenden; ja ich ſehe es als Pflicht an, da ich es dem glücklichen Zufall nicht länger überlaſſen darf, mich in Ihre Nähe zu führen. Mein Name, Charakter und Anliegen iſt Ihnen nicht unbekannt; denn ich ließ Sie vor einigen Monaten durch Ihre Frau Schwiegermutter um die Erlaubniß bitten, Ihnen aufzuwarten, um meine Wünſche und Bitten perſönlich gegen Sie auszuſprechen. Daß ich dieſen Weg der Vermittelung einſchlug, geſchah aus Hochachtung für Ew. Wohlgeboren, indem ich ohne vorläufige Empfehlung und Erlaubniß als ein Ihnen ganz Fremder nicht berechtigt ſchien, auf die Ehre Ihrer Bekanntſchaft Anſprüche zu machen. Da nun Ihre Frau Schwiegermutter meine Bitte mir in Ihrem Namen abgeſchlagen hat, ſo beſorge ich, daß die Art und Weiſe, wie ich um die Ehre Ihrer Bekanntſchaft bat, bei Ihnen keinen Beifall gefunden, ja vielleicht Ihr Mißfallen erregt hat. Genehmigen Sie deshalb einige Worte, die ich zu meiner Rechtfertigung oder Entſchuldigung ſagen dürfte. Vor Allem muß ich betheuren, daß der Schritt, den Ihre Frau Schwiegermutter auf meine Bitte und aus beſonderer Güte gegen

mich gethan hat, keinen weitern Zweck noch Bedeutung haben ſollte, als ein perſönliches Erſcheinen bei Ihnen vorzubereiten; der Gedanke an eine fremde Vermittlung in der Sache ſelbſt lag mir ganz fern, da ich es ja recht wohl einſehe, daß auf der einen Seite die väterliche Autorität, auf der andern die freie Neigung der Tochter die einzigen Punkte ſind, welche in einer ſo wichtigen Angelegenheit entſcheiden. Weil ich aber Ihnen ganz unbekannt war, wünſchte ich einen vorläufigen Anknüpfungspunkt zu haben, um Ihnen nicht ſogleich perſönlich mit der größeſten Bitte unter die Augen zu treten, zumal da es Ihnen nöthig ſcheinen konnte, über meine Perſon vorläufige Erkundigung einzuziehen. Die Pflicht der Redlichkeit und der Ihnen ſchuldige Reſpect machten es aber nothwendig, Ihnen ſogleich meine Wünſche anzudeuten, damit Sie bei einem möglichen Zuſammentreffen mit mir nicht im geringſten durch Scheinvorwände getäuſcht würden. So geſchah es denn, daß ich Ihre Frau Schwiegermutter bat, das Motiv meiner Bitte Ihnen ſogleich offen darzulegen; ein Umſtand, der auf den erſten Blick für Ew. Wohlgeboren etwas Befremdendes haben konnte, aber gewiß aus lauterer Geſinnung hervorging. Durch Ihre abſchlägige Antwort wurde ich deßhalb eben ſo betrübt, wie befremdet, und vermuthete, daß vielleicht ein Mißverſtändniß obwalten möchte. Denn der grade Weg iſt gewiß auch Ew. Wohlgeboren der genehmſte, und da gerade in den höhern Kreiſen des geſelligen Lebens Bekanntſchaften unter Männern ſich durch perſönliche Beſuche anknüpfen, zumal wenn ein jüngerer Mann die Bekanntſchaft eines ältern und bedeutenden ſucht, ſo fand ich jenen Weg ſowohl Ihrem Charakter und Ihrer

Stellung als auch meinen Verhältniſſen am angemeſſenſten, und trug kein Bedenken, mich bei Ihnen anmelden zu laſſen, zumal durch eine ehrwürdige Dame, welche Ihnen durch Familienbande beſonders nahe ſteht. — Vielleicht hätte ich aber an einem dritten Orte die Ehre Ihrer Bekanntſchaft ſuchen ſollen, entweder in einem Familienkreiſe oder an einem öffentlichen Orte? Die erſtere Weiſe wäre mir gewiß erwünſcht geweſen, aber ich hatte nicht das Glück in einer Familie bekannt zu ſein, deren Kreiſe auch Sie angehören, und konnte auch ohne Einmiſchung eines Dritten in eine ſolche nicht eingeführt werden. Alle fremde Einmiſchung wie alles Aufſehen mußte aber ſorgfältig vermieden werden; ich mußte daher auf dieſen Weg von Anfang an verzichten. An öffentlichen Orten hat mich zwar der glückliche Zufall ein Paar Male in Ihre Nähe geführt, aber ſo, daß der Anſtand verbot, mich Ihnen zu nähern; ſpäter habe ich mir Mühe gegeben, Sie wieder anzutreffen, aber umſonſt. Berlin iſt groß, meine Kenntniß der Orte, die Sie etwa beſuchen, zu beſchränkt, und kommt zu ſehr auf den glücklichen Zufall an, wenn man nicht zu unſchicklichen Erkundigungen und zum Belauſchen fremder Fußtritte ſeine Zuflucht nehmen will; ja ich fürchte beinahe, den ſchuldigen Reſpect zu verletzen, wenn ich mich an einem öffentlichen Orte, und mithin bei einem zufälligen Zuſammentreffen Ihnen nähern möchte, da es vielmehr meine Pflicht iſt, Sie ausdrücklich aufzuſuchen und um die Ehre Ihrer Bekanntſchaft zu bitten. Indeß würde ich noch länger auf jenen Weg mich beſchränkt haben, zöge mich nicht der Gedanke davon ab, daß ich unmöglich länger zögern darf, meine Bitte auf irgend eine

bestimmtere Weise Ihnen vorzulegen; dies verlangt die Hochachtung vor Ihnen und meine eigene Ehre. In welchem Lichte müßte Ihnen sonst meine schon länger gethane Bitte erscheinen! Welche Vorstellung müßte ich von Ihrem Charakter gehabt haben, wie unsicher mich bei meinem Vorhaben selbst gefühlt haben? Schüchtern freilich nahe ich Ihnen jetzt, da dieser Weg etwas Gesuchtes zu haben scheint, was sich nicht, so zu sagen, von selbst gemacht hat; das Unnatürliche scheint aber gänzlich zu verschwinden, wenn ich die Verhältnisse im Ganzen übersehe. Denn die Bekanntschaft von Ihrem Fräulein Tochter habe ich keineswegs gesucht, sie hat sich ganz unbefangen von selbst angeknüpft, und mit der Bekanntschaft zugleich meine aufrichtige und herzliche Liebe; in der Liebenswürdigkeit der Tochter habe ich im Voraus den Vater ehren lernen und den lebhaftesten Wunsch gefaßt, Ew. Wohlgeboren irgendwie näher zu treten. Nichts könnte mich glücklicher machen, als Ihre gütige Erlaubniß, mich um die Neigung jener mir unaussprechlich theuren jungen Dame bemühen zu dürfen. — Ich bin daher so frei, durch diese Zeilen meine gehorsame Bitte zu wiederholen, daß Sie mir erlauben mögen, mich Ihnen vorzustellen, wo und wie Sie selbst befehlen, damit ich Gelegenheit erhalte, Ihnen persönlich die Gefühle meiner Verehrung für Sie und meine heißesten Wünsche und Bitten auszusprechen. Ich lege hiermit mein Schicksal in Ihre Hand, fühle ganz das Gewicht dieses Schrittes und wie viel von Ihrer Güte abhängt. — Wollten Sie mich durch ein Paar Zeilen Antwort beglücken, so bitte ich Sie zu addressiren: Licentiat Vatke, Spittelbrücke Nr. 3. — Mit der Versicherung meiner besonderen

Hochachtung verbinde ich nochmals die angelegentliche Bitte um Ihr gütiges Wohlwollen und empfehle mich als Ew. Wohlgeboren gehorsamen Diener W. Vatke."

Minna's Vater bat unsern Vatke im September 1834, ihn zu besuchen. Dies geschah in einem Schreiben, aus welchem kaufmännischer Stolz, sittliche Strenge und Liebe zur Tochter ersichtlich wurde. Vatke kam der Aufforderung des Kaufmanns Döring nach, dem der junge Licentiat nicht mißfiel, der bescheiden und zugleich selbstbewußt auftrat. Allein nur zögernd stellte der reiche Kaufherr seine schließliche Einwilligung in Aussicht, denn es kam Neujahr heran, und wie Vatke zum Vater stand, ergiebt das nachfolgende Schreiben vom 1. Januar 1835: „Wohlgeborner, hochzuverehrender Herr! Wenn ich mich heute der Zahl Derer anschließe, die bei dem Jahreswechsel Ihnen ihre ehrfurchtsvollen und herzlichen Glückwünsche darbringen, so fand ich dazu hinlängliche Aufforderung und Verpflichtung in der nachsichtsvollen Güte, die Sie im nunmehr verflossenen Jahre mir erwiesen haben; zugleich schöpfe ich daraus das Vertrauen, daß Sie auch diese Zeilen nachsichtig und freundlich aufnehmen werden. Gern brächte ich persönlich meine Wünsche dar, fühle jedoch, daß ich dazu keine Berechtigung habe, dieselbe vielmehr nur für die Zukunft von Ihrem Wohlwollen erwarten muß. Mit welchen Wünschen darf ich nun heute Ihnen nahen? Gesundheit, Zufriedenheit, alles Glück bilden den gewöhnlichen Inhalt unserer Wünsche, sofern darin alle Sphären des Menschenlebens umschlossen sind; genehmigen Sie, daß ich den vielsagenden Inhalt jener Worte in dem Sinne, wie ich dieselben

hier meine, näher aussprechen darf. Dem jungen, aufstrebenden Manne, sei er Herrscher, Geschäftsmann, Gelehrter oder Künstler, wünschen wir vor allen Dingen Muth und Ausdauer und glücklichen Erfolg, denn er soll sich erst eine Welt schaffen und gestalten; dem reiferen Manne dagegen, welcher bereits ein bestimmtes Ziel errungen hat, den heitern, ungestörten Genuß seiner Anstrengungen, wir freuen uns mit ihm des zurückgelegten Weges, segnen das gütige Geschick, welches seine Unternehmungen mit Erfolge krönte, wünschen des Glückes Bestand und hoffen, daß sich daraus eine schöne Kette froher und glücklicher Tage entwickele. Einen solchen Wunsch lassen Sie mich heute vor Ew. Wohlgeboren aussprechen, da Sie ja bereits auf ein wirkungsreiches Leben zurückblicken, froh in dem Bewußtsein, daß nicht der blinde Zufall, sondern die eigene Thatkraft und lautere Redlichkeit bleibendes Wohlergehen begründen kann. Vergangenheit und Gegenwart leisten hier für die Zukunft Bürgschaft, und ich darf nur wünschen, daß Sie in ungestörter Gesundheit der Früchte Ihres arbeitsamen Lebens recht froh werden mögen. Dazu gehört auch Zufriedenheit, die Würze des Glücks. Der jugendlich Aufstrebende — und ich selbst bin ja in diesem Falle — ist selten ganz zufrieden und darf es nicht sein, weil er sonst zu leicht in Schlaffheit und Bequemlichkeit versinkt; die Wirklichkeit bleibt öfter hinter seinen Idealen zurück, er hat noch nicht durch eigene Erfahrung den richtigen Maaßstab für die Beurtheilung menschlicher Thätigkeit und menschlichen Glückes gefunden; die mächtigsten Herrscher, kühnsten Geschäftsmänner, scharfsinnigsten Denker gelangten aber zuletzt zu dem Resultat,

daß Alles, was der Menſch ſchafft, ſei es Macht, Vermögen, Wiſſen und Ruhm, eine Schranke habe, und daß die Zufriedenheit eben darin beſtehe, daß man jene Schranke anerkenne und ſich hinein finde. Ew. Wohlgeboren haben durch längere Erfahrung dieſe höhere Stufe bereits errungen; Sie können von der Höhe der Lebensbahn ruhig rückwärts und vorwärts blicken, Verhältniſſe, die dem Jünglinge noch in blauer Ferne vorſchweben, liegen klar vor Ihren Blicken, luſtige Wünſche und trügeriſche Hoffnungen können Sie nicht mehr irre leiten; gewiß iſt daher die Zufriedenheit, dieſes köſtliche Kleinod, längſt bei Ihnen eingekehrt, und ich brauche die Vorſehung nur zu bitten, daß ſie Ihr Schickſal auch fernerhin ſo leiten möge, daß die Zufriedenheit nie von Ihnen weichen möge. Ein Glück giebt es freilich, welches in ſich maaßlos und unendlich iſt, woran Niemand Ueberfluß haben kann und welches immer den Hauptinhalt aller Wünſche bilden ſollte, nämlich die Freude des innern Lebens, Liebe und Freundſchaft, das Hochgefühl des ganzen Daſeins, der Duft von der Blüthe des Lebens. Dieſes Glück hängt nicht ganz von dem Einzelnen allein, ſondern zugleich von der Schickung und von anderen Menſchen ab. Aber auch hier finde ich Veranlaſſung, Ew. Wohlgeboren Glück zu wünſchen; denn ich beklage zwar mit Ihnen den frühen Verluſt der treuen Gefährtin Ihres Lebens, theile aber zugleich die hohe Freude über die ſtillen Tugenden einer blühenden Tochter, welche mit der liebenswürdigen Einfachheit des Landlebens die Bildung der großen Welt in ſich vereinigt, und gewiß durch Liebe und Vertrauen, Rath und Troſt die Stelle der frühverblichenen Mutter zu erſetzen ſucht. Mögen

Ihnen aus diesem unversiegbaren Quell immer höhere, vollere Freuden entspringen! Wir Menschen wünschen einander solches Glück und bezeugen dadurch unsere ehrfurchtsvolle und herzliche Gesinnung; die Erfüllung vieler Wünsche hängt von der gewaltigen Hand ab, welche die Fäden des Lebens knüpft; nur Wenigen ist es verliehen, viele Wünsche zugleich zu erfüllen. So fühle ich mein Unvermögen, Ihr Glück vermehren zu können; sollten aber Vertrauen und herzliche Ergebenheit ein Geringes dazu beitragen, so bringe ich Ihnen dieselben mit Freuden dar, und verbinde damit die bescheidene Bitte um Ihr Wohlwollen, von dem die Erfüllung aller Wünsche abhängt, die mein eignes Herz beim Beginn des neuen Jahres hegt. Ihrem Fräulein Tochter bringe ich meinen herzlichen Glückwunsch und die volle Huldigung meines Herzens am heutigen Tage dar, und bitte Ew. Wohlgeboren ganz gehorsamst, mich derselben angelegentlich zu empfehlen. Mit der Versicherung meiner ungetheilten Hochachtung und Ergebenheit empfehle ich mich Ihrem geneigten Andenken und verbleibe stets Ew. Wohlgeboren ganz gehorsamer Diener W. Vatke.

Minna's Vater gewahrte, wie das zwischen der Tochter und Vatke geknüpfte Verhältniß kaum noch zu lösen war, und aus Fürsorge für sein einziges Kind ging er zum Bischof Neander, um zu fragen, was der etwa von dem Licentiaten gehört haben könnte. „Herr Döring, einen besseren Bräutigam kann Ihre Tochter nicht bekommen." Das war des Bischofs Bescheid, und Marheineke, der auch angegangen wurde, erwiderte ohne Besinnen: „Das ist eine Ehre für Ihre Tochter." Das Alles geschah hinter

Vatke's Rücken, dem hernach blos nicht gleichgültig gewesen ist zu erfahren, wie Männer über ihn gedacht haben, die in Berlin viel bedeuteten und an deren Achtung ihm viel lag.

Wie gut Alles gegangen war, davon zeugt ein Brief des Geliebten an seine „unendlich geliebte Minna" vom 26. August 1836: „Den Strom meiner Gefühle muß ich endlich einmal wieder vor Dir ausschütten; Liebe, innige Liebe kennt kein Gesetz, als ihre eigene Schranke, als die Scheu, den Gegenstand der Anbetung zu verletzen und zu betrüben. Und das will ich und kann ich durch diese Zeilen nicht; sie sind ja nur geringe Zeichen der vollkommensten Huldigung, die mein Herz Dir weiht, einzelne Klänge von den Akkorden meines Innern, die durch die Zauberhand Deiner Liebe geschlagen werden. Vor Allem, meine Theure, beschwöre ich Dich, in den folgenden einfachen, aufrichtigen und wahrhaften Aeußerungen meiner Gesinnungen gegen Dich keine Schmeichelei zu suchen. Erinnere Dich, Theuerste, wie ich seit unserer ersten Bekanntschaft alle glatten Worte, dies elende Mittel der Heuchelei, vermieden, wie ich dadurch sogar den Schein erweckt habe, als sei meine Liebe zu Dir mehr Sache des Verstandes und der kalten Bewunderung Deiner Vorzüge, als zärtliche Empfindung. Ja, ich liebe Dich mehr, liebe Dich inniger, zärtlicher, als ich es je sagen konnte! Ach, das Herz ist mir so voll, wenn ich Dich sehen soll; und, sobald Du erscheinst, schließt eine wunderbare Gewalt mir den Mund. Ich wollte Dir so viel sagen, wollte den lang verhaltenen Jubel des Herzens vor Dir ausschütten, und ich bin durch Deine Gegenwart betäubt, verstummt, weiß kaum zu reden, ich, der ich doch in schein-

bar ſchwierigeren Verhältniſſen der Rede mächtig bin. Theures Mädchen, es iſt die Gewalt der Liebe ſelbſt, welche ſo mit mir ſpielt; Dein unendlicher Liebreiz nimmt alle meine Sinne gefangen, und indem ich ein inneres, unſagbares Entzücken genieße, bleibe ich ſtumm in dem Himmel Deiner Augen, durchbebt mich ein elektriſches Feuer bei der Berührung Deiner lieben Hand, und in Deiner Umarmung vergeſſe ich Himmel und Erde! Liebe, liebe Minna, wüßteſt Du, wie ſelig mich Deine Zärtlichkeit macht, könnte ich den Schleier von meinem Innern wegziehen und Dir zeigen, wie Deine holde Erſcheinung, Dein liebevoller Blick, der ſüße Duft Deiner Unſchuld und Jugend, Deine himmliſche Herzensgüte — kurz Dein ganzes ungetheiltes Weſen alle ſchlummernden Empfindungen in mir zu einer unbeſchreiblichen Wallung aufregen! Du würdeſt ſehen, daß Dein Name das Echo iſt, welches aus allen Winkeln meines Herzens hervortönt, daß all mein Denken, Fühlen, Wollen mit Dir zuſammengewebt iſt, daß Du das Ziel biſt für all mein Sehnen, all mein Streben und Leiden. Ja, in Deiner Liebe will ich leben, in Dir meine wahre Heimath, meinen Himmel, meine Seligkeit ſuchen, und — ich weiß es gewiß — ich werde im vollſten Maaße befriedigt werden, werde alles Andere nur als Schein und Spiel und Täuſchung anſehen dürfen. Sehe ich nun auf die Gegenwart, wo ich nur kurze Augenblicke in Gegenwart Anderer Dich ſehen darf, dann fühle ich namenloſe Betrübniß. Die ganze Welt iſt mir öde, das ganze Leben höchſt langweilig; wo ich auch ſein mag, umſchwebt mich Dein Bild. Und dennoch, ſagſt Du, zweifle ich an Deiner Liebe zu mir? Nein, eigentlicher

Zweifel iſt es nicht; nur wünſche ich von Deinen Lippen das köſtliche Wort tauſendmal zu hören: Ja, ich liebe auch Dich, wie Du mich liebſt. Du kannſt daraus ſehen, daß es mir um die Hauptſache zu thun iſt, um die Liebe und immer wieder um die Liebe, und daß ich alles Aeußere, ſo ſchätzenswerth es auch in anderer Rückſicht ſein mag, nur als Aeußeres, als Nebenſache betrachte, die kein Glück gründen kann, wenn dieſe nicht im Herzen unerſchütterlich feſt ſteht. Doch, Dein liebender, treuer Blick hat mich feſt überzeugt, daß es auch bei Dir Herzensſache iſt, vergieb mir daher die bange Frage meiner ſorgſamen Liebe; ich will ſie nie wiederholen, wenigſtens nicht in ſolcher Weiſe, aber beglückt werde ich ſein bei jeder neuen Verſicherung, daß auch Du mich liebſt. Jener leiſe Zweifel wurde theils durch die Geſchichte unſerer Bekanntwerdung veranlaßt, theils durch die Betrachtung Deiner großen Vorzüge. Deiner Schönheit und Liebenswürdigkeit gegenüber trete ich ja in Schatten und glaube bei Dir keinen Werth zu haben, als ſofern ich Dich aufs herzlichſte liebe. Das iſt allein mein Verdienſt bei Dir, und alles Andere kann nicht in Anſchlag kommen. Zwar weiß ich, daß es Dir gewiß nicht mißfällt, wenn ich in der Welt tapfer kämpfe für Wahrheit und Licht und dadurch in den Augen vieler ſehr bedeutenden Männer eine Wichtigkeit erlangt habe, wie man ſie ſelten einem ſo jungen Manne beilegt; ich weiß, daß auch Dir der vorübergehende Widerſpruch und Gegenſatz, den ich gefunden, lieber ſein wird, als eine dunkle Geiſtesſchwäche, Feigheit und Trägheit, denn Du brauchſt Dich in den Augen der höher gebildeten Welt meiner nicht zu ſchämen. Aber bei Dir

kann ich nur meine treue Ergebenheit, die ich Dir von ganzem Herzen erweise, als einen kleinen Vorzug anrechnen, und so werde ich denn von der Fülle Deiner Reize unendlich überstrahlt, so daß ich es kaum zu glauben wage, daß Du, liebes Mädchen, Deine volle, reiche, unendlich beglückende Liebe mir Ueberglücklichem zuwendest. Aber Dein Wort, Dein Blick überzeugt mich davon. Ja, ich schwöre Dir bei Gott und meiner Seligkeit, daß ich Dich so lange lieben, einzig, wahrhaft, unaussprechlich lieben will, als Du mir Gegenliebe erzeigst, d. h. ewig; denn da auch Deine Liebe wahre Liebe ist, so ist sie ewig und ganz, untheilbar, unvergänglich. Im Geiste nehme ich von Dir den Gegenschwur entgegen und erwarte mit Sehnsucht die glückliche Stunde, wo wir diesen Schwur am Altar bestätigen. Harre noch eine kurze Zeit, meine Einzige; die Prüfungen sind bald vorüber, und es strahlt die Hoffnung, daß hier einmal wieder eine wahre Ehe zu Stande kommt, d. h. eine solche, welche Liebe knüpft und Liebe erhält und versüßt. Möge der Geist der Liebe Alles so lenken, daß mich bald nichts aus Deinen Armen reißen kann, als der letzte Feind — der Tod! Dein Vatke."

Auf der einen Seite volles Verständniß der Seelen, auf der andern die Benöthigung des Aussprechens und Erklärens. Am 11. December 1836 schrieb Vatke an den Vater seiner Minna: „Wohlgeborner, hochzuverehrender Herr Döring! Schon längst fühlte ich mich gedrungen, vor Ihnen die Gefühle des wärmsten Dankes auszusprechen, wozu mich die Gewogenheit verpflichtet, die Sie bereits seit zwei Jahren in so hohem Grade mir erwiesen haben. Wie

auch das Schickſal mich leitet, ſo möchte ich nie den Vorwurf der Unempfindlichkeit und Undankbarkeit für die vielfache Freundlichkeit verdienen, wodurch meine Gönner während dieſer etwas umwölkten Lebensperiode mich ermuthigten und beglückten. Seitdem ich die Ehre Ihrer Bekanntſchaft genoß, haben Sie mir ſo viel Wohlwollen und Nachſicht erzeigt und die Ungleichheit meiner äußeren Verhältniſſe mit den Ihrigen mit ſo zarter Schonung überſehen, daß ich bald die freudige Gewißheit erlangte, wie Sie zur Beurtheilung und Schätzung menſchlicher Verhältniſſe nicht blos von den Vermögensumſtänden den Maßſtab entlehnten. Eine ſolche Ueberzeugung von Ihren Geſinnungen konnte mir auch allein den Muth erhalten, womit ich zuerſt gewagt hatte, Ihnen perſönlich entgegenzutreten. Denn damals kannte ich Ihre äußeren Verhältniſſe ſehr oberflächlich, ja ſo gut wie gar nicht; erſt ſpäter gewann ich, größtentheils durch Ihre eigenen wohlwollenden Aeußerungen, eine richtigere Anſicht von dem Umfange und der Bedeutung Ihres Vermögens. Dieſe Einſicht würde aber nur niederſchlagend auf meine kühnen Wünſche gewirkt haben — denn jetzt erſt wurde mir klar, wie kühn ſie ſeien —, wenn mich nicht der gütige Antheil, den Sie an der Entwicklung meines Schickſals nahmen, zugleich überzeugt hätte, daß Sie zu edel wären, um mich durch Ihr großes Uebergewicht vom Gipfel meiner Hoffnungen herabzuſchleudern. Nun verſtand ich aber auch den vollen Sinn Ihres erſten gütigen Schreibens an mich, daß Sie nämlich bei der Verheirathung Ihrer Fräulein Tochter große Vorſicht nöthig hätten, da ſo Viele die zarteſten Lebensverhältniſſe äußeren Vortheilen zum Opfer zu bringen

pflegten. Je weniger ich mir in meinem Gewissen eine solche niedrige Habsucht vorzuwerfen hatte, um so mehr machte ich es mir zur Pflicht, vorher die mir von Ihnen gestellten nicht unbilligen Bedingungen zu erfüllen, bis ich es wagen könnte, die Ihnen zuerst vorgelegte gehorsamste Bitte bestimmter zu wiederholen. Ich fühlte mich deshalb hinlänglich beglückt, daß Sie sowohl als Ihr Fräulein Tochter Geduld mit mir hatten; ich hielt es für unbescheiden, eine voreilige Hoffnung gegen Sie an den Tag zu legen, ja selbst das Gespräch auf das zu lenken, wovon mein Herz in der That immer so voll war. In dieser halb freudigen, halb ängstlichen Spannung befand ich mich, als ich das letzte Mal die Ehre hatte, Ihnen aufzuwarten, und als Sie mich mit der Erklärung überraschten, daß Sie sowohl als Ihr Fräulein Tochter eine baldige Entwicklung der Sache wünschten. Diese Eröffnung kam mir zu unerwartet, als daß ich im Augenblicke Worte finden konnte, die der Größe der Verpflichtung, welche Sie mir dadurch von Neuem auferlegt, entsprochen hätten. Indem Sie vor der endlichen Regulirung meiner öffentlichen Angelegenheit mir eine gewissere Hoffnung gaben, daß auch meine innigsten und theuersten Wünsche erfüllt werden könnten: so erkenne ich darin mit Dankbarkeit und Rührung von Ihrer Seite ein Zeichen des Vertrauens und der Nachsicht und von Seiten Ihrer Fräulein Tochter den Beweis der reinsten Herzensgüte, welche immer mehr zu verdienen ich zur Aufgabe meines Lebens mache, wobei ich mich aber im Voraus noch lange Zeit als rückständigen Schuldner erblicke. Für den gegenwärtigen Augenblick bin ich leider nur im Stande, Ihnen Beiden für

Ihre freundlichen und liebreichen Gesinnungen meinen innigsten Dank abzustatten, und durch so viel Liebe ermuthigt, noch um eine kleine Frist zu bitten. Der Minister, dessen Hände zum Theil gebunden sind, will erst das Aeußerste versuchen, um mich bei der theologischen Facultät zu halten, worin ich, wie mir Geh. Rath Schulze diesen Freitag wieder auseinandersetzte, leichter und schneller eine anständige Subsistenz erhalten kann; erst, wenn die diplomatischen Unterhandlungen des Ministers scheitern sollten, wird man mich zum Professor der Philosophie machen. Diesen Anordnungen, welche meine Vorgesetzten zu meinem eigenen Besten getroffen haben, darf ich nicht widersprechen und vorgreifen; man empfiehlt mir Geduld und Zutrauen zum Minister, der mir persönlich immer noch wohl will und auch in anderen Angelegenheiten durch langsame Diplomatik gewonnen hat. Was mich bei dieser langweiligen Sache allein schmerzt, ist die Unruhe Ihrer Fräulein Tochter, welcher ich für ihre Liebe so unendlich verpflichtet bin und der ich leider keinen ganz bestimmten Termin der Entscheidung stellen kann. Gern ergriffe ich jedes mir zu Gebote stehende Mittel, um das theure Fräulein wegen des langen Verzugs zu trösten; da Sie aber eine öffentliche Erklärung und Verlobung vor meiner Ernennung zum Professor Ihren Verhältnissen für unangemessen finden, was ich nicht läugnen kann, so sehe ich mich auch außer Stande, durch persönliche Gegenwart und Zusprache einen Theil des Mißmuths zu entfernen, wovon ich leider der Urheber bin. Ich kann mich daher nur Ihrem beiderseitigen ferneren Wohlwollen angelegentlichst empfehlen, und muß Ew. Wohlgeboren selbst die Wahl

der besten Mittel überlassen, das Herz einer so edlen und in jeder Hinsicht liebenswürdigen Tochter zu beruhigen und zu erheitern. Wenn die geringe Versicherung meiner innigsten und unwandelbaren Liebe und meiner aufrichtigen Verehrung etwas dazu beitragen kann, so bin ich in jeder Stunde bereit, dieses Bekenntniß und diese Versicherung auf das Feierlichste zu wiederholen und alle Bestrebungen meines Lebens der edlen und liebenswürdigen Tochter eines edlen und nachsichtigen Vaters zu weihen. Genehmigen Sie die Versicherung der aufrichtigsten Verehrung und lebenslänglichen Dankbarkeit, womit ich verharre als Ew. Wohlgeboren ganz gehorsamer W. Vatke."

Die Einwilligung ließ nicht mehr lange auf sich warten; am 15. März 1837 konnte Vatke dem Bruder Georg nach Hamburg melden: „Da ist endlich die Freudenpost und die Karte! Du erhältst dieselbe so spät, nicht aus Nachlässigkeit, sondern weil ich sogleich eine zweite Nachricht, daß nämlich mein Professorpatent ausgefertigt und an mich gelangt sei, damit verbinden wollte. Ich hatte es vom Geh. Rath Schulze gehört, allein bis jetzt ist es noch nicht an mich gekommen; die Sache scheint jedoch sicher, und sollte auch noch ein Monat darüber hingehen. Der bedächtige Minister geht langsam, aber sicher. Daher darf ich die Karte nicht mehr zurückhalten, um wenigstens zunächst Eine Freudenpost an meinen lieben theuren Bruder kommen zu lassen. Die Sache erregt hier in Berlin Aufsehen, da meine Braut nicht allein als ein sehr reiches, sondern auch als eins der besten Mädchen bekannt ist. Ich selbst werde in ihr geehrt; die Spannung unter dem Handelsstande war

groß, wer wohl endlich den Preis davontragen würde; eben so erregte die Sache von Seiten der Gelehrten Aufsehen, weil meine Wenigkeit vorher es schon sicher hatte. So bin ich denn eine Zeit Stadtgespräch gewesen; Theilnahme, Neid — Alles wird bald sich abstumpfen. Ich habe mit ihr etwa zwanzig Visiten gemacht, natürlich auch bei Kerll's, welche recht theilnehmend sind und auch schon Gegenvisite gemacht haben. Die Cousine Kerll hat auch für mich das Brautgeschenk besorgt. Gestern war mein Geburtstag, wo ich von meiner Braut mit einem schön gestickten Papierkorbe und Torte und Blumen beschenkt bin. Mein Glück ist so groß, daß ich fast schwermüthig bin; mehrere Wochen konnte ich nicht recht schlafen, selbst jetzt noch wache ich zu früh auf. Bald wird aber Alles regulirt sein. Ich soll Dich herzlich grüßen von meiner Minna und dem Vater. Sei so gütig und schreibe ein paar Zeilen an sie; Du wirst es gewiß gut machen und mir selbst den größten Genuß dadurch bereiten."

Während sich in dieser Weise die Dinge für Batke gut anließen, freute es ihn, von der Königsberger Facultät angegangen zu werden, bei ihr als Ordinarius einzutreten. Doch das führte zu einem wunderlichen Zwischenfall, der die Berufung vereitelte: die Königsberger begehrten ein Gutachten der Berliner Facultät, und in dieser sträubte sich mit Hand und Fuß gegen ein dem Batke günstiges Votum sein alter Gegner Hengstenberg. Marheineke trat mit Wärme für den Licentiaten ein, dessen Lehrtalent und wissenschaftliche Befähigung, wie er ausführte, doch schon längst erwiesen wäre. „Und den empfehlen Sie?" fiel Hengsten-

berg ein, „wissen Sie nicht, daß er Ihre Dogmatik ledern genannt hat?“ „Aber Herr College Hengstenberg“, erwiderte Marheineke, „es handelt sich ja hier nicht um meine, sondern um Vatke's Theologie!“ Es war, wie dieser Einzelfall zeigt, Hengstenberg jedes Mittel recht, um die ihm Unbequemen bei Seite zu schieben und ihr Vorwärtskommen zu vereiteln; Marheineke wurde in der That überstimmt, und von Königsberg war nicht weiter die Rede.

Hengstenberg wußte, wie große Stücke auf Vatke der Minister Altenstein und dessen rechte Hand, Geheimer Rath Johannes Schulze, hielt; deshalb mußten Personen, die höher standen, als diese Beiden, gegen Vatke eingenommen und aufgebracht werden. „Der Zeitgeist streift mehr und mehr die christlichen Elemente wieder ab, die er für eine Zeitlang in sich aufgenommen hatte. Er wird mehr und mehr sich seiner bewußt, und erkennt, daß er nur dann eine seiner würdige Stellung gegen den Geist Christi einnehmen kann, wenn er mit Ausscheidung dessen, was ihm früher Erziehung, Gewohnheit, Rücksicht auf äußeren Vortheil, Gewissen, ein stiller und verborgener Zug zu Christo aufgedrungen hat, sich ganz in sich vollendet, sich als Antichrist constituirt.“ Diese und ähnliche Argumente Hengstenberg's waren auf den Kronprinzen Friedrich Wilhelm berechnet und bezweckten Erkundigungen nach den gefährlichsten Trägern dieses hochbedenklichen Zeitgeistes. Genau so gefährlich, hieß es dann, ja im Grunde noch gefährlicher als der berüchtigte David Strauß ist Wilhelm Vatke, denn der nimmt darum blos ab und zu eine polemische Haltung gegen einzelne Sätze seines Freundes Strauß ein,

um ihm im Großen und Ganzen um so wirksamer Vorschub zu leisten. Und Hengstenberg fand vollen Glauben; es wurde auch auf das eine Moment geachtet, das er besonders gern betonte: Strauß ist, weil nicht mehr Repetent, den Studirenden nicht unmittelbar gefährlich, Vatke hingegen darf noch immer lesen!

Strauß schrieb am 19. September 1836 aus Ludwigsburg an Vatke: „Theuerster Freund! Seit Deinem wertheſten Schreiben vom Ende vorigen Jahres habe ich mich oft nach etwas von Deiner Hand gesehnt, indem ich es für billig und wünschenswerth hielt, daß in Bedrängnissen von außen die Gleichgesinnten und Befreundeten nur um so enger sich verbinden. Und damit Du mir nicht gleich Eingangs an dem Worte „gleichgesinnt" Anstand nehmest, welches jetzt, von mir an einen gerichtet, nicht die erwünschteste Anrede ist, so will ich es dahin erklären, daß ich es theils formell nehme, vom Einverstandensein im Grundsatze völliger Freiheit der Forschung, theils materiell nur davon, daß auch Dir die historische Zuverlässigkeit der biblischen Schriften zum Theile zweifelhaft geworden ist. Denn wie weit dieser Zweifel bei Dir geht und wie weit er namentlich in das Neue Testament übergreift, weiß ich nicht und habe selbst nach einigen Andeutungen Deiner biblischen Theologie Anlaß, zu glauben, daß Du den mythischen Standpunkt auf die Evangelien anzuwenden verbieten werdest. Eben hierüber nun Deine Meinung zu erfahren, mit welcher Du bis nach Erscheinung des zweiten Bandes meiner Schrift zurückgehalten hattest, wäre mir von höchster Wichtigkeit gewesen zum Behuf der Besorgung der zweiten Auflage, welche, wenn

Du dies erhältst, entweder bereits in Deinen Händen sein, oder demnächst Dir zukommen wird, und um deren geneigte Aufnahme ich Dich bitte. Du wirst zwar nicht Vieles geändert finden, doch genug, um meinen guten Willen in Bezug auf Aufnahme von Belehrungen zu bemerken. — Auch wie es Dir indessen ergangen ist, habe ich vergebens gewünscht zu erfahren. Eines zwar konnte ich aus den öffentlichen Blättern ersehen, daß nämlich einerseits Dein Werk in den Jahrbüchern von Ewald nach Verdienst anerkannt, andererseits aber von Hengstenberg in seiner Neujahrskapucinade mit dem meinigen verflucht worden ist — ein Schicksal, worüber man lachen könnte, wenn es nicht reellere Folgen nach sich zöge. Wirklich habe ich nun in dieser Hinsicht von einer Dir zu Theil gewordenen Anstellung noch nichts erfahren können, nicht einmal in Greifswald, obwohl ich zu glauben geneigt bin, daß Dir selber die Lust dahin vergangen ist, und Du in Berlin zu bleiben vorgezogen hast. Von mir wirst Du erfahren haben, daß eine theologische Lehrerstelle, welche mir Hitzig und Orelli in Zürich verschaffen wollten, durch die Bemühungen der Gegenpartei für mich verloren gegangen ist; indessen hat sich nun nichts Anderes gezeigt, meine hiesige Stellung aber ist mir nachgerade so entleidet, daß ich so eben damit umgehe, aufzukündigen, da mir auch übrigens unsere Regierung keinen guten Willen zeigt."

Die Stelle in Vatke's Religion des Alten Testaments, die Strauß zu denken gab, bezieht sich auf den Unterschied der mythischen und wirklich historischen Form. Vatke hatte gesagt: „Nach der Erzählung der Genesis z. B. erscheint Jehova als Einzelwesen auf Erden, in der Form menschlicher

Individualität, dies ist aber nicht seine wahrhafte Erscheinungsform, sondern bloße Hülle, vorübergehender Schein; die menschliche Form wird wieder abgestreift und Jehova kehrt in die Region der abstracten Idealität zurück. Einen wesentlich verschiedenen Charakter hat die Erscheinung Gottes in Christo, dem Gottmenschen, wodurch die höhere Einheit der göttlichen und menschlichen Natur für immer realisirt wurde. Dort ist die Erscheinungsform bloßes Symbol, hier geistige Wirklichkeit, dort der Charakter der Erzählung mythisch, hier geschichtlich."

Hieraus wird ersichtlich, was es mit den Hengstenberg'schen Anklagen gegen Vatke nach der Seite der Wahrhaftigkeit auf sich hatte. Doch hören wir, was Strauß an Vatke unter dem vorher angegebenen Datum noch weiter schreibt: „Alles Weitere, was mich betrifft, erfährst Du von dem Ueberbringer, Dr. Zeller, einem lieben Freunde von mir und einem gediegenen Jungen in jeder Hinsicht, wie Du bald selber finden wirst. Von den übrigen Landsleuten, die Du kennen lernteſt, sind, wenn ich dies noch nicht geschrieben, Binder und Märklin jetzt Prediger und Hausväter geworden (Binder ist nicht — oder vielmehr keiner der beiden Binder ist Verfasser der Schrift über Metternich, sondern ein dritter, der nicht mit ihnen verwandt ist und nicht in Berlin war), Vischer aber ist, wie Du aus den Katalogen sehen wirst, Privatdocent der Philosophie und Aesthetik in Tübingen. Alle erinnern sich Deiner mit Hochachtung und Liebe.

Nun, wie stehen denn die wissenschaftlichen Angelegenheiten in Berlin? Auch in dieser Hinsicht ist es nicht recht,

daß Du mich so lange ohne Nachricht läßest. Stehen die Männer der Wissenschenschaft und des Fortschritts noch immer zu denen des Glaubens und Rückschritts in dem bedeutend untergeordneten Verhältniß der öffentlichen Gunst und Wirksamkeit, wie zur Zeit Deines früheren Schreibens? macht namentlich die Zeitschrift und Richtung des Herrn Lic. Bauer rasche Fortschritte? — Daß Du meine frühere Botschaft an diesen ausgerichtet, habe ich durch Henning mit Vergnügen erfahren. Mag es stehen wie es will, jedenfalls bin ich überzeugt, daß Du vermöge Deiner überwiegenden Tüchtigkeit und Deines sichern Taktes Dich oben erhalten wirst. Lebe wohl und laß bald wieder etwas von Dir hören. Dein aufrichtiger Freund D. F. Strauß."

Dies Schreiben seines treuen Mitkämpfers war Vatke ein um so lieberes, als es ihm die persönliche Bekanntschaft mit Eduard Zeller einbrachte, der bei ihm im Wintersemester 1836—37 die Einleitung ins Alte Testament hörte, und solchen Zuhörer gehabt zu haben, ist Vatke's Freude und Stolz für's ganze Leben geblieben. Zeller hat späterhin geäußert, der einzige Theologe, bei dem er damals Etwas gelernt hätte, wäre Vatke gewesen. Die Bekanntschaft mit dem Aesthetiker Vischer fiel in die Zeit des Strauß'schen Aufenthalts in Berlin; er hatte oftmals an den wissenschaftlichen wie gemüthlichen Gesprächen Theil genommen, die an der Spittelbrücke gepflogen worden waren und deren sich Vatke mit innigem Vergnügen erinnerte. Ueberhaupt fühlte er gerade zu den Württembergern sich hingezogen, so zu Christian Märklin. „Zu den jüngeren Docenten der Hegel'schen Schule, Gans, Hotho, Michelet,

und besonders zu Vatke ergaben sich angenehme Beziehungen", erzählt David Strauß in seinem Lebens- und Charakterbilde Märklin's*). Viele kamen mit Empfehlungen von Baur, dessen Richtung im Grunde die Vatke'sche war: Beide gleich critisch, sich ergänzend, in allen Hauptfragen übereinstimmend.

Der Verkehr Vatke's mit seinen Collegen an der Friedrich-Wilhelms-Universität ließ wenig oder nichts zu wünschen übrig. Hengstenberg sah er im Sprechzimmer, ohne je mit ihm in persönliche Berührung zu kommen. Ferdinand Benary, so tüchtig im Arabischen, wie sein Bruder Agathon im Lateinischen, war ihm ein lieber Facultätsgenosse. Mit dem Hofprediger Strauß wurde ab und zu ein freundliches Wort gewechselt; es gehörte zu den begreiflichen Eigenarten des mehr oratorisch-poetisch angelegten, als in der Wissenschaft bewanderten Mannes, jedem Gespräch über theologische Probleme auszuweichen. Neander blieb der wohlwollende Rathgeber und zugleich Warner; er gab Vatke unzweideutig zu erkennen, wie lieb er ihn hätte. „Obgleich Neander meine Richtung mißbilligt," schreibt Vatke an Bruder Georg, „ist er doch immer mein Freund gewesen. Darauf bin ich in der That etwas stolz; Neander haßt die Hegelianer, wie die Pest, sucht sie von Berlin zu entfernen oder abzuhalten, ist aber gegen mich freundlich und hat sogar schon vor Jahr und Tag bei der Facultät vorgeschlagen, daß man vom Ministerium für mich und Lic. Vogt eine Professur verlangen solle." Dies schrieb Vatke

*) Ges. Schriften von D. Fr. Strauß, X. Bd. S. 247.

freilich schon am 11. Mai 1834, also vor seiner „Religion des Alten Testaments“. Diese änderte Neander's Ansicht, und er machte kein Hehl daraus, daß er sich der Ernennung des Licentiaten zum Professor der Theologie unbedingt würde wiedersetzen müssen, „denn eigentlich gehören Sie gar nicht zu uns!“ Dabei wieder hatte der berühmte Kirchenhistoriker seine große Freude an Vatke's Wissen im Hebräischen und in der Kirchengeschichte, die der Licentiat, so sehr ihm das auch gerathen war, nicht las. Er that dies um Neander's willen nicht, denn er hätte gegen ihn polemisiren müssen, und seine Hochachtung vor diesem frommen, guten Mannne legte ihm Schweigen auf. Marheineke war und blieb sein aufrichtig ergebener Gönner. Hatte er etwas Wichtiges vor, so besprach er's mit Vatke; bedrückte ihn ein Zweifel oder machten ihn Erscheinungen in der Theologie bange, so klagte er's ihm. Das „Leben Jesu“ war kaum vier Wochen in der Welt, da traf Marheineke mit Vatke im Sprechzimmer zusammen. „Nun, was sagen Sie jetzt zu unserem Strauß?“ Auf das Sopha sich werfend, die Arme matt herunter, den Kopf nach oben, rief er Vatke zu: „Es steht schlimm mit uns, diesen Schlag überwinden wir nicht!“ „Weshalb nicht? jetzt gilt's erst recht, sich zu tummeln. Ist's nicht eine Lust, Theologe zu sein?“ „Kaum noch, lieber Vatke; Sie hatten übrigens Recht mit David Strauß — was hat dieser Mann aus sich gemacht!“ Genau so wie Marheineke war's auch Tholuck ergangen; „der hat sogar“, wie Marheineke seinem Freunde erzählte, „wegen Ihres Strauß Wochen lang nicht schlafen können!“ Marheineke erhielt indeß

durch Vatke regelmäßig Grüße von Strauß, und so trug der Störenfried wesentlich dazu bei, die Beziehungen Vatke's zu Marheineke zu befestigen.

In ein recht herzliches, durch gegenseitige Hochachtung getragenes Verhältniß trat unserer Licentiat zu Twesten, der Schleiermachers Nachfolger wurde. Zum guten Theil entsprang ihre Freundschaft der beiderseitigen Hingabe an Alles, was der große Theologe sie gelehrt hatte. Sie trafen sich in ihrer Bewunderung des Schleiermacher'schen Denkens und Wissens zusammen, aber sie trennten sich bei Verwerthung der Schleiermacher'schen Theologie. Twesten stand rechts, Vatke links von ihr; genau so, wie Jener bemüht blieb, die Dogmatik des Reformators den Positiven mundrecht zu machen und Strauß zu bekämpfen, wies Dieser die Angriffe auf das „Leben Jesu" als zu weit gehende zurück und hielt an Schleiermacher nur Einzelmomente für werth, der Theologie erhalten zu bleiben. Dieser Einzelmomente waren freilich, wie wir noch sehen werden, viele. Twesten und Vatke standen in ununterbrochenem Austausch ihres reichen Wissens; sie hatten unbedingtes Vertrauen zu einander. „Es ist doch ganz merkwürdig", verrieth späterhin der Dogmatiker dem Religions-Philosophen: „wenn im Examen ein Candidat sich als Schüler von Ihnen entpuppt, so fällt er durch, er mag noch so gut beschlagen sein. Ihr Hebräisch ist doch mindestens so zuverlässig, wie das von Hengstenberg, ich ziehe Ihre Deutungen sogar den Hengstenbergischen vor, aber es hilft Alles nichts — Sie sollen nun einmal nicht aufkommen!" „Das merke ich seit lange", erwiderte Vatke; „ich merke es an der Abnahme

meiner Zuhörer; sie wollen das Examen bestehen, und darum fragen sie nach nichts weiter." Twesten war damals noch unbefangen; er konnte ein gut Theil speculativer Kritik vertragen und ihr gerecht werden. Späterhin verlor er allen Muth, er sah auch Vatke seltener; aber die Hochachtung für ihn verlor sich niemals.

Von den Docenten der philosophischen Facultät war Vatke mit Michelet, den er von 1828 bis 1830 gehört hatte, befreundet, ebenso mit Hotho, an dessen Hegel'scher Aesthetik er hervorragend betheiligt war, und auch mit Werder, an dessen frischem Geiste er Freude hatte. Mit Trendelenburg verkehrte er Anfangs seltener; dem Aristoteliker war Vatke's Polemik gegen seine logischen Untersuchungen hinterbracht worden, und er stellte ihn scharf zur Rede mit der Forderung, die Angriffe drucken zu lassen, damit sie widerlegt werden könnten. Vatke erwiderte, er und andere Hegelianer wären von ihm, Trendelenburg, ebenso fast Tag für Tag angegriffen worden, ohne daß sie sich beschwert hätten; im wissenschaftlichen Kampf müßte Jeder Püffe und Stöße sich gefallen lassen, es wäre deshalb eine Zusage wie die verlangte unerfüllbar. Einige Tage später trat Trendelenburg an Vatke heran, reichte ihm die Hand und bemerkte mit seinem feinen Lächeln sehr freundlich, er hätte sich die Sache überlegt, sie müßten wieder gute Freunde sein. Das sind sie geblieben, und Vatke hat oft und gern bekannt, von Trendelenburg Mancherlei gelernt zu haben. Sie waren sich späterhin dadurch noch näher getreten, daß sie sich stillschweigend an Friedrich von Raumer's Alter Geschichte betheiligten. Trendelenburg

hatte die Partien über Griechenland, Vatke die Geſchichte der Juden übernommen. Raumer gab das Buch in Form von Vorleſungen heraus, und was in dem Abſchnitt über jüdiſche Geſchichte auf die neueſten kritiſchen Forſchungen ſich bezieht, iſt Vatke'ſche Arbeit. Er hat ſie, wie ſo manches Andere, das ſeinen Namen nicht trägt, nebenher gemacht. Das freimüthige Weſen Raumer's wirkte auf Alle, die gleicher Richtung waren, ungemein erfriſchend; viel bedeutender freilich trat mit ſeiner Perſönlichkeit der alte Boeckh in den Vordergrund. Der war von allen Docenten doch der erſte, in ihm erblickten ſie ein Vorbild für ihr Denken und Handeln. Von den Theologen war Vatke der einzige, mit dem der feinfühlige Grieche Umgang hatte. Ihm widerſtand das Theologiſche als etwas im Grunde Unnatürliches; wer ſo wie er durch Platoniſchen Humanismus geſättigt war, dem imponirte kein anderes Wunder, als das durch den menſchlichen Geiſt erzeugte. Und gleichwohl ließ ſich Boeckh nicht ungern berichten, was in der theologiſchen Facultät ſich zugetragen hatte. Gern ſprach er von Schleiermacher als dem Ueberſetzer Plato's, nicht von dem Dogmatiker Schleiermacher; der kam ihm widerſpruchsvoll, unklar, nicht offen genug vor. Und von Tweſten hatte Boeckh in ſeinen Geſprächen mit Vatke kaum eine andere Meinung, wenngleich er ihn als Menſch ungemein hochſchätzte, gerade ſo wie auch Vatke dies that. Von Strauß, mit dem ihn Vatke bekannt gemacht hatte, hielt Boeckh viel, doch hatte er nicht Zeit, eingehend ſich mit ihm zu beſchäftigen; in den Reſultaten des Lebens Jeſu erblickte er unumſtößliche Wahrheiten, ebenſo in Vatke's Altteſtamentlicher Kritik, um

deren willen der Verfasser derselben in Boeckh's Augen als ein Mann dastand, der von Rechts wegen die theologische Facultät führen müßte. Sie gingen Beide oft zusammen; sie verstanden sich in allen Dingen, sogar in rein äußeren, und so wurde Vatke als Boeckh's Vertrauensmann sogar dessen Testaments-Vollzieher. L. George, der Verfasser der „älteren jüdischen Feste mit einer Kritik der Gesetzgebung des Pentateuch", stand seinem Collegen Vatke geistig wie persönlich nahe; gehörte er doch mit zu den Kämpfern des Geisterjahres 1835. In den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik hatte Vatke die beachtenswerthe Schrift George's wohlwollend angezeigt und war ihm auch späterhin bei seiner Berufung nach Greifswald behülflich gewesen. Von den Juristen zählte zu Vatke's Freunden der Hegelianer Gans, von den Naturforschern der damaligen Periode sein Landsmann Lichtenstein, der Zoologe.

Während dem Licentiaten seine Gegner in der Facultät mit starkem Uebelwollen begegneten, vielleicht weil sie ihm seine Erfolge als Schriftsteller und Docent mißgönnten, kamen ihm, wie schon wiederholt angedeutet, mit ganz besonderer Theilnahme der Decernent im Cultusministerium, Johannes Schulze, und der Minister von Altenstein entgegen.

Am 23. März 1837 schrieb Altenstein an Vatke: „Ew. Wohlgeboren wünsche ich, in Folge Ihres mir früher geäußerten Wunsches, zu sprechen, und stelle Ihnen daher anheim, mir am nächsten Sonntag um 1½ Uhr Mittags das Vergnügen Ihres Besuches zu schenken. Ich benutze diese Veranlassung, Ew. Wohlgeboren die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung zu erneuern."

Den nächsten Tag sagte Altenstein zu Schulze: „Der Privatdocent Vatke hat mir außerordentlich gefallen.“ Und Schulze erwiderte: „Glauben denn Excellenz, daß ich Ihnen Jemand so angelegentlich empfehle, wenn er's nicht verdient?“ „Aber Professor kann er doch nicht werden, das würde Nackenschläge geben vom Kronprinzen!“ Darauf sagte Schulze, dem Minister die Hand auf die Schulter legend: „Excellenz, darüber müssen Sie doch hinaus sein!“ Der Minister schwieg einen Augenblick und sagte dann: „Ich weiß einen Ausweg — der Kronprinz wird in's Bad reisen; wenn er zurückkommt, ist die Ernennung vollzogen.“

„Sie müssen nämlich wissen, liebes Kind“, sagte Schulze später, 1860, zu dem eben promovirten Sohne Vatke's, der ihm seine Dissertation überbrachte, „wir hatten damals noch die Macht, einen Professor ohne Gehalt ohne die königliche Bestätigung zu ernennen. Ich habe den Papa sehr lieb, ich muß Ihnen ausführlich erzählen, wie ich das gemacht habe, ihn zum Professor zu machen.“ „Mein Vater hat mir oft erzählt“, bemerkte hierauf Theodor Vatke, „wie viel er Ihnen zu verdanken hat.“ Und der lebhafte alte Herr trug dem Sohne den Hergang der Sache mit den kleinsten Details ausführlich vor.

Ich verdanke dem freundlichen Entgegenkommen des Gerichtsraths Max Schulze-Rößler in Wiesbaden wie des Professors Dr. Varrentrapp in Marburg die nachfolgende Stelle über Vatke in den nachgelassenen Aufzeichnungen Johannes Schulze's:

„Die Beförderung zu einer außerordentlichen Professur und zwar ohne gleichzeitige Bewilligung auch nur der

geringsten Besoldung war für den Privatdocenten in der theologischen Facultät zu Berlin W. Vatke die erste und einzige Bedingung, von welcher die weitere günstige Gestaltung seines äußeren Lebens abhängig gemacht worden. Er bat um diese Beförderung unter Einreichung des ersten Theils seiner biblischen Theologie. Der Minister mußte aus mächtig zwingenden Rücksichten an die Gewährung dieses Gesuchs das Versprechen von Seiten Vatke's knüpfen, den zweiten Theil seiner biblischen Theologie bis auf weiteres nicht zu veröffentlichen und ruhig den Zeitpunkt abzuwarten, mit welchem die Bekanntmachung seiner Ernennung ohne den befürchteten Einspruch werde erfolgen können. Die Bestallung Vatke's als außerordentlichen Professors ward in Abwesenheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm ausgefertigt, und erst der Minister Eichhorn entschloß sich, um wenigstens den äußeren Schein zu retten, eine armselige Besoldung für Vatke auszuwerfen."

Wenige Tage nach dem 1. Juli lief an Vatke folgendes Schreiben des Ministers v. Altenstein ein:

„Nachdem das Ministerium den bisherigen Privat-Docenten, Licentiaten Johann Carl Wilhelm Vatke hierselbst, zum außerordentlichen Professor in der theologischen Facultät der hiesigen Königlichen Universität ernannt hat, ertheilt es ihm die gegenwärtige Bestallung, durch welche derselbe verpflichtet wird, das ihm anvertraute Lehramt fleißig wahrzunehmen, zu dem Ende die studirende Jugend durch Vorträge sowohl als Examina und Disputir-Uebungen zu unterrichten, um aus ihr tüchtige und geschickte Subjecte zu bilden, alle halbe Jahre ein Collegium über einen Zweig

der von ihm zu lehrenden Wiſſenſchaften unentgeltlich zu leſen, und ſich nebſt ſeinen Kollegen die Aufnahme und das Beſte der Univerſität auf's äußerſte angelegen ſein zu laſſen, überhaupt aber ſich ſo zu betragen, wie es einem treuen und geſchickten Königlichen Diener und Profeſſor wohl anſteht und gebührt. Für die von ihm zu leiſtenden treuen Dienſte ſoll derſelbe aller in dieſer Qualität ihm zuſtehenden Prärogative und Gerechtſame ſich zu erfreuen haben. Urkundlich iſt dieſe Beſtallung von dem Miniſterium ausgefertigt, und mit deſſen Inſiegel bedruckt worden. Berlin, den 1. Juli 1837."

Die Ernennung zum Profeſſor und die förmliche Verlobung fielen der Zeit nach zuſammen. Am 9. Juli ſchrieb Vatke nach Hamburg: „Mein lieber, theurer Bruder. Endlich bin ich ſo glücklich, Deinen überaus liebreichen und herrlichen Brief mit gutem Grunde beantworten zu können; denn geſtern Nachmittag um 5 Uhr überſandte mir der Miniſter meine Beſtallung als außerordentlicher Profeſſor der Theologie an hieſiger Univerſität. Die Freude iſt groß und da habe ich denn ſogleich an Dich gedacht, da Dein Bild und Deine Liebe zu dem Freundlichſten gehört, was mir bisher auf dem Lebenswege begegnet iſt. Nimm daher dieſe zweite Freudenpoſt ebenſo brüderlich auf, wie die erſte. Doch ich muß etwas ausholen, um den Aufſchub zu erklären. Am erſten Oſtertage, wie ich Dir wohl ſchon geſchrieben, hatte ich bei unſerm Miniſter von Altenſtein Audienz und erhielt die Verſicherung, daß ich nächſtens das Patent erhalten würde. Allein es blieb aus. Ende Mai wurde mein künftiger Schwiegervater ungehalten über

die ewige Zögerung und zweifelte an der ganzen Sache. Nun ſchrieb ich ein paar dringende Briefe an den Miniſter. In Folge derſelben wurde ich auf den 10. Juni zur Audienz beſchieden. Der gute Miniſter wollte mich in Beziehung auf Herrn Döring, deſſen Charakter er kennt, beruhigen; er ſagte, daß er gewiſſer Gründe wegen die Sache erſt im Juli officiell machen könne, daß er aber bereit ſei, mir confidentiell ein paar Zeilen für Döring mitzugeben. Dieſe außerordentliche Gnade durfte ich natürlich nicht annehmen, und begnügte mich mit dem feſten Verſprechen, daß im Juli das Patent kommen ſolle. Ich mußte die ſtrengſte Verſchwiegenheit angeloben, da meine Sache ein paar Male durch voreiliges Ausplaudern zurückgeſchoben ſei. So habe ich denn geharrt, bis Kronprinz und König in's Bad gereiſt ſind — denn offenbar hat der Miniſter darauf gewartet, um einen möglichen übeln Eindruck inzwiſchen verdampfen zu laſſen —; jetzt bin ich nun Profeſſor, aber zunächſt ohne Gehalt. Welchen Eindruck die Sache bei meinen Gegnern machen wird, weiß ich noch nicht; ich meine, keinen bedeutenden, da man dies längſt vorausgeſehen hatte. Marheineke meint zwar, man werde in einigen Zeitungen Lärm ſchlagen, indeß ſind die meiſten Blätter dieſer Art mehr liberal. Mögen die Obſcuranten ſchreien, wie ſie wollen, ich kann jetzt lachen und auf ihre beſſere Laune ein Glas Wein trinken. — Herr Döring und meine Braut haben ſich ſehr gefreut, daß Du ihnen ſo freundliche Briefe geſchrieben haſt. Der erſte ſagte mir geſtern, daß er jetzt nicht Zeit habe, Dir zu antworten, und hat mir einſtweilen aufgetragen, Dich ſchönſtens zu grüßen und für Deinen Brief

zu danken. Meine Braut läßt Dich besonders freundlich grüßen und Dir gleichfalls danken. Sie sei, sagte sie, außer Stande, Dir angemessen auf Deinen allerliebsten Brief zu antworten, und bittet mich daher, ihre Gesinnung in ihrem Namen gegen Dich auszusprechen. — Was mein eigenes Leben betrifft, so geht es jetzt ganz freundlich dahin. Das Ausbleiben des Patents hat mir bittere Tage gemacht, da Döring schon an sich hypochondrisch ist; Geduld und Fassung hat aber Alles ausgeglichen. Ich bin regelmäßig alle Sonntage dort zu Tisch; Nachmittags wird dann ausgefahren und eine oder die andere der schönen Umgebungen Berlins besucht. Wir haben nämlich in der Nähe eine Menge herrschaftlicher Parks, deren Besuch freilich für den Fußgänger zu beschwerlich ist, die man zu Wagen ganz bequem haben kann. Pfingsten waren wir in Potsdam. Die Woche bin ich zwei bis drei Tage des Abends von 5—9 Uhr bei der Braut. Da wird geplaudert, Clavier gespielt, vorgelesen, zuweilen ausgegangen, wie Wetter und Gelegenheit sich macht. — Meine Braut ist wirklich ein ausgezeichnetes Mädchen, wie sich bei näherer Bekanntschaft immer mehr zeigt. Sie giebt sich Mühe, die drohenden Falten, welche ein Anflug von Mißgeschick auf meinem Gesichte ziehen wollten, durch ihre sanfte Hand wegzugreifen. Natürlich muß ich jetzt ein wenig auf Aeußeres sehen und die Bücher bei Seite schieben. Eine künstliche Haartour, welche ich mir zugelegt habe, da die natürliche Grazie und Würde des Hauptes nicht zureichen wollte, — es ist aber nicht auf Anrathen der Braut geschehen — hat mich förmlich verjüngt, zumal da Alles so eingerichtet ist, daß ich

dadurch nicht, wie öfter in solchen Dingen, entstellt und fast unkenntlich gemacht werde. Seit Ende Mai haben wir eine Wohnung für Michaelis gemiethet (Jerusalemerstraße Nr. 56, 1 Treppe hoch), und jetzt wird die Ausstattung allmälig besorgt. So hoffen wir denn in der ersten Hälfte oder Mitte Octobers in den Hafen ehelichen Friedens einzulaufen. Doch ehe dies geschieht, werde ich Dir, wie sich versteht, noch schreiben. Ich bin mit alter Liebe Dein Dich innig liebender Bruder Wilhelm Vatke."

Selbstredend war David Strauß nächst dem Bruder der erste, dem Vatke von seiner Professur und seiner Verlobung Mittheilung machte, und Strauß schrieb ihm am 26. Juli:

„Den besten Dank für Dein freundliches Schreiben und die erfreulichen Nachrichten, die Du mir in demselben hast ertheilen mögen. Also zur Professur nunmehr meinen zweiten Glückwünsch, und zur Verlobung den ersten. Das ist die wahre Art, die Gegner zu widerlegen, wenn man ihnen factisch zeigt, daß man auch mit der von ihnen verabscheuten Ansicht ein schönes menschliches Dasein zu begründen und zu führen im Stande sei. Ich nehme den herzlichsten Antheil an diesem Deinem Glücke und wünschte nur, daß Eure Hochzeitsreise Euch nach Schwaben führen und mir das Vergnügen verschaffen möchte, Dich wieder und Deine bis dorthin Frau zum ersten Male zu sehen."

Strauß schrieb weiter — und es ist Alles interessant, was er schreibt — „Meine Existenz in Stuttgart, nach welcher Du Dich theilnehmend erkundigt, ist freilich um Vieles angenehmer und anregender, als die frühere in meiner Vaterstadt; doch habe ich diese völlige Freiheit d. h. Unbestimmt-

heit meiner äußeren Stellung, bei meiner in Bezug auf das Leben ziemlich positiven und bürgerlichen Natur, auch schon unangenehm empfunden. Das Angenehmste dabei ist die gänzlich freie Disposition über die Zeit, welche ich mir nicht nur in wissenschaftlichen, sondern auch in der Art zu Nutze mache, daß ich, erst kürzlich von einer Fußreise an den Bodensee und Rheinfall zurückgekehrt, wahrscheinlich diesen Herbst noch eine Reise nach München machen werde, das ich noch nie gesehen habe. — Hierbei habe ich das Vergnügen, Dir das dritte Heft meiner Streitschriften zu geneigter Aufnahme zu überreichen. Es freut mich, daß die Sächlein Dich ergötzen; hoffentlich ist mit dem zweiten Heft auch Gans zufrieden, welchen bald hier zu sehen mir eine große Freude sein wird. — Laß Reuschle, den ich herzlich grüße, nicht aus Berlin gehen, ohne ihm ein paar Zeilen für mich mitzugeben, da mir ein Brief von Dir allemal ein Fest ist. — und bleibe indessen gewogen Deinem D. F. Strauß. Nachschrift: Mit Interesse las ich kürzlich nach langer Zeit auch einmal wieder etwas von Dir in den Berliner Jahrbüchern (über Cölln's biblische Theologie). Mich haben sie nunmehr, als für das theologische Fach nicht zu brauchen, ganz als magnetischen*) Recensenten angestellt. Sage gelegentlich Henning, es würde mir lieb sein, wenn meine Streitschriften bald in den Jahrbüchern zur Anzeige kämen."

In der Arbeit über v. Cölln kam Vatke zu der

*) Dies bezieht sich auf Strauß' Antheilnahme an der „Seherin von Prevorst". — Siehe Justinus Kerner in Strauß' Ges. Schriften I, 165.

Ansicht, daß der Verfasser durch seine kritische Geschichte der Religion so viel wie nichts dazu beigetragen hat, den historischen Standpunkt der einzelnen Schriften genauer zu bestimmen und dieselben als Momente in den Entwicklungsgang des Einzelnen einzufügen. Die Annahme v. Cölln's, daß mit der Heimkehr aus dem Exil die Periode des Judaismus beginnen solle, nannte Vatke eine ganz willkürliche Grenzbestimmung, die wahrscheinlich aus der Wissenschaft verschwinden wird, sobald sich die Kritiker über den Umfang der nach-exilischen Bücher und Stücke im Kanon weiter verständigt haben werden. Die biblische Theologie des Neuen Testaments war nach Vatke's Dafürhalten dem Verfasser noch weniger gelungen als die des Alten Testaments; es war freilich auch in Betracht zu ziehen, daß die Cölln'sche Arbeit nicht von ihm selbst zum Druck vorbereitet wurde, sondern daß sie ein von Löschke und Knobel überarbeitetes Collegienheft war, das der Herausgeber David Schulz berichtigt und vervollständigt hatte.

Dieser David Schulz war ein sehr wackrer Mann. Es muß hier, nach Vatke'schen Mittheilungen, erwähnt werden, welche Art von Kritik der Breslauer Rationalist über das Leben Jesu von David Strauß leistete. Er schrieb an Strauß, sein Buch hätte ihn sehr beschäftigt und er verdankte demselben mächtige Anregungen; aber das Leben Jesu hätte den Verfasser desselben das Amt gekostet, und da nun er, Schulz, ein paar tausend Thaler besäße, die er entbehren könnte, so möchte Strauß ihm mittheilen, wann und wohin er ihm das Geld schicken dürfte. Strauß konnte dem hochherzigen Mäcen unter dem Ausdruck innig-

sten Dankes zurückschreiben, er wäre irgend welcher Zuwendung nicht benöthigt. Dies als Beitrag zur Strauß-Literatur, der unvergessen zu bleiben verdient. Mit Vatke hat sich Schulz späterhin noch oft gesehen.

Das Jahr 1837 brachte, nachdem über Vatke's Religion des Alten Testaments die großen Theologen sich ausgesprochen, auch Urtheile kleiner Gelehrten, die sich durch möglichst abfällige und ungezogene Recensionen in die Höhe zu schreiben bemüht waren. Moritz Drechsler ließ eine Schrift erscheinen: „Die Unwissenschaftlichkeit im Gebiete der Alttestamentlichen Kritik belegt aus den Schriften neuerer Kritiker besonders der Herren von Bohlen und Vatke." Es verstand sich nach Inhalt und Ton des ganzen Pamphlet's von selbst, daß es ohne Eindruck auf die Gebildeten bleiben mußte, denn es hatte der Hengstenberg'schen Polemik nur das Unfläthige in der Sprache, nicht die Schärfe des Gedankens abgeguckt. Ein einziges Beispiel anzuführen: Zu Jeremia 8, 8: „Wie könnt ihr (Priester) sagen: Weise sind wir, und das Gesetz Jehova's kennen wir? Wahrlich! zur Lüge macht es der Lügengriffel der Schreiber" hatte Vatke bemerkt: „Daß hier Priester gemeint sind, und daß von Aufzeichnung des traditionellen Gesetzes, nicht von schriftlichen Urtheilssprüchen, die auch sonst bei den Hebräern nicht gebräuchlich waren, die Rede ist, zeigen die Worte selbst und der Zusammenhang, worin sie stehen. Wenn nun auch der Prophet nicht den Pentateuch in seiner gegenwärtigen Gestalt vor Augen hatte, so doch gewiß einzelne Aufsätze, woraus derselbe später erwachsen ist. Die Stelle ist insofern das älteste und ausdrückliche Zeugniß von dem

späteren Ursprunge und dem unhistorischen Charakter jenes Werkes, und die neuern Kritiker können sich auf das Beispiel des Jeremia berufen, wenn sie genöthigt sind, die Angaben des Pentateuch über den mosaischen Ursprung und die mosaische Aufzeichnung der Gesetze für Fiction anzusehen." Und was erwiderte hierauf Moritz Drechsler, und in welcher Sprache? „Also — o höchste Höhe der höheren Kritik! — die Bibel selbst Zeuge ihrer Unechtheit, ihrer Entstehung auf dem Wege der Schmuggelei und des Priesterbetrugs; die höhere Kritik dagegen auf positive Grundlage gebracht! O Zeit der Zeichen und der Wunder! Wem fallen da nicht die Worte des alten Fabeldichters aus jenem Liede vom Hute ein: »Seht! ruft das Volk und taumelt vor Vergnügen, Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen.«" Drechsler sagt weiter: „Welche Stirne, mit einer einzigen Stelle in einem solch unerhörten Monstrum von Behauptung allem bisher Anerkannten, allem bisher Geahndeten auf so unerwartete Weise entgegenzutreten! Pfui der Schande, einen solchen Knabenmuthwillen für historische Forschung, für wissenschaftliche Leistung auszugeben! . . . . . Pfui und abermals Pfui über dieses in seinem eigenen Witze aberwitzig gewordene Geschlecht!" Drechsler fand selbst, seine Derbheit würde Manchem beim Lesen seiner Schrift anstößig sein, und er gab auch zu, „daß jene Stille, sich immer gleiche Ruhe höherer Art ist, als diese Heftigkeit des Eifers"; aber darum durfte er sich auch nicht wundern, daß in der wissenschaftlichen Welt seine Schrift unwiderlegt, fast unbeachtet blieb.

Vatke konnte jetzt in jeder Beziehung mit seiner Lage zufrieden sein. Am 8. November 1837 schrieb er nach

Hamburg: „Meine öffentliche Angelegenheit steht so gut, als zu erwarten war; der gute Minister, den ich noch gestern besuchen mußte, wird nachträglich noch immer gedrängt, ich selbst stehe aber fest und muß mich durch Mäßigung behaupten und mehr und mehr befestigen. Der Minister ist überaus gnädig gegen mich, was ich dankbar anerkenne, und nimmt auch an meiner Verheirathung viel Antheil; er sprach gestern die Hoffnung aus, daß er auch in Zukunft meine Sache glücklich durchzuführen hoffe."

Daß die Heirath nicht länger hinausgeschoben wurde, entsprach ganz den Wünschen der Braut, mehr noch denen des Bräutigams. Am 17. November war Hochzeit. Die Trauung übernahm der Prediger Deibel von der Jerusalemer Kirche, der die Braut confirmirt hatte; sonst würde der Bräutigam Marheineke gewählt oder doch gewünscht haben. Zu den Hochzeitsgästen zählten, außer den Verwandten, Gans, Marheineke, Ferd. Benary und Geh. Rath Schulze. Das junge Ehepaar zog nach der Jerusalemer Straße 56, wo sie sich gut aber bescheiden einrichteten. „Habe ich doch jetzt", gestand Vatke hochbeglückt, „ein liebendes Wesen bei mir, an dessen Herzen ich über Lob und Tadel erhoben werde. Auch kann ich von nun an ruhig schlafen, da mir kein Abgrund des Verderbens und der Verzweiflung mehr entgegengähnt." Die Frau war, wie wir schon gesehen, nicht ohne Vermögen; doch wie dieser Umstand für den um Minna Döring werbenden Gelehrten bei seiner Wahl kein bestimmendes Moment gewesen war, so hat er ihn später zu keiner Zeit aus seiner philosophischen Ruhe herauszubringen vermocht. Vatke pflegte zu

sagen: Geld ist ein unschätzbares Mittel zur Unabhängigkeit; was darüber hinaus geht, ist für Leute, die sich mit höheren Dingen beschäftigen, nicht nöthig. — Er konnte seinem Bruder Georg, dem er Alles sagte, gestehen: „Meine Ehe ist, so viel es von meiner Frau abhängt, sehr glücklich eingeschlagen. Außer der Befriedigung der Herzen durch das Band gegenseitiger Liebe erhält man so manche neue Motive zur Ordnung, Wachsamkeit, Thätigkeit in der Ehe, daß sie, wohl geführt, die beste und höchste Schule des Lebens heißen kann."

Sie wurde für ihn geistige Sammlung und Antrieb zu immer neuem wissenschaftlichen Schaffen, zumal Eichtermeyer und Ruge lebhaft gewünscht hatten, er möchte die „Hallischen Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst" recht oft mit Beiträgen versehen." Diese „Hallischen Jahrbücher" wollten ein Mittelpunkt der Anziehung aller noch wirklich treibenden und lebendigen Säfte der Zeit sein. Dies war ihr Ursprung und ihre Bestimmung; sie hatten auch in der That nach dieser Richtung hin viel geleistet, und sie werden in der Geschichte der deutschen Wissenschaft dauernd einen Ehrenplatz behaupten, weil in ihr Gelehrte und Forscher zu Worte kamen, die ihr Bestes gaben. Vatke debütirte mit einer Abhandlung über Rich. Rothe's „Anfänge der christlichen Kirche und ihrer Verfassung" *), die erkennen ließ, daß seine Neutestamentlichen Studien mit denen im Alten Testament gleichen Schritt gehalten hatten, und die ihn deshalb auch zu dem Vorsatz brachten, in späteren

*) Hallische Jahrbücher 1838. S. 1049—1166.

Jahren mit einer bibliſchen Theologie des Neuen Teſtaments hervorzutreten, um auf dieſe Weiſe ſeine bisher ausgeſprochenen religionsphiloſophiſchen Sätze zu erweitern und abzurunden. Mit großer Schärfe wird von Vatke nachgewieſen, daß Rothe's Idee von der Realiſirung des vollendeten Reichs Gottes im Staate auf Willkür beruht. Rothe macht nach Anſicht des Recenſenten den ganzen Kreis der chriſtlich-eſchatologiſchen Erwartungen einer beſtimmten Anſicht viel zu ſehr dienſtbar und gelangt deshalb zu irrigen Reſultaten. Wer nach Vatke die Lehre von den letzten Dingen entwickeln will, der muß das Ende der Welt und der irdiſchen Entwicklung, die Wiederkunft Chriſti in der Herrlichkeit, die Auferſtehung der Todten, das Weltgericht und die Stiftung eines Reichs der Herrlichkeit, in welches der Gegenſatz der Endlichkeit, Sünde und Tod, nicht mehr hineinfällt, als nothwendig zuſammengehörige Momente anerkennen. Rothe iſt von dem Beſtreben geleitet, die chriſtlichen Verheißungen mit dem Selbſtbewußtſein der Gegenwart in Einklang zu ſetzen, und doch muß ihm dies mißlingen, weil ſein vollendeter Staat auf Vorſtellungen ruht, die weder der bibliſchen Lehre von den letzten Dingen, noch dem philoſophiſchen Denken Genüge leiſten. Es tritt in Vatke viel zu ſehr die Luſt an dem Entweder — Oder hervor, als daß er ſich in Combinationen gefallen könnte, die mit Halbem und künſtlich Vermittelten vorlieb nehmen. Es geht nicht an, das Neue Teſtament mit ſeiner Lehre von der Verklärung der Natur und des menſchlichen Leibes für den vollendeten Staat, der alle eſchatologiſchen Räthſel löſen ſoll, in den Dienſt zu nehmen, ſondern wir halten entweder die bibliſche

Eſchatologie in ihrem ganzen Umfange feſt, oder wir laſſen ſie als wiſſenſchaftlich unverwerthbar fallen. Für das fromme Bewußtſein liegt zu viel Anſtößiges in der Zumuthung, Chriſtum als den König des vollendeten Staates ſich zu denken und alle übrigen eſchatologiſchen Sätze des Neuen Teſtaments zu ignoriren. Wie auf dem rein theoretiſchen, ſo auch auf dem hiſtoriſchen Gebiet widerſpricht der Recenſent dem Autor; er findet, daß zu gewagte und wenig ſicher baſirte Conſtructionen in Rothe's Anfängen der chriſtlichen Kirche ſich zuſammendrängen. Allein die Schärfe der Vatke'ſchen Polemik bleibt immer ſtreng ſachlich, und frei von aller Rechthaberei iſt das Bemühen unverkennbar, jedes irgendwie verwendbare Moment zu Gunſten des Autors ins rechte Licht zu ſtellen.

Auf Rothe perſönlich machte Vatke's Abhandlung einen guten Eindruck, wie aus einem Stuttgarter Briefe von David Strauß vom 9. November 1838 erſichtlich wird. Strauß ſchrieb: „Durch Deinen angenehmen Brief, den Du mir nach ſo langem Stillſchweigen ſchriebſt, haſt Du mir eine große Freude gemacht. Ich erhielt ihn nach der Rückkehr von einer Reiſe an den Rhein, auf welcher ich hauptſächlich Köln, wo ich einen Bruder habe, Bonn und Düſſeldorf beſuchte, vorher auch in Heidelberg mich einige Tage aufhielt. Ich fand die Heidelberger Theologen im Ganzen ſehr liberal und umgänglich; beſonders intereſſant war mir Rothe's Bekanntſchaft, ein ſehr lebendiger kleiner Mann, der die Angriffe auf ſein Buch mit heiterem Gleichmuth aufnimmt, und aus Deiner Recenſion in den Halliſchen Jahrbüchern am meiſten gelernt zu haben bekennt. Gemüth-

lich, am anſprechendenſten war mir aber Umbreit, deſſen Schriften mit ihrer herderiſirenden Farbe ich nie recht leiden mochte, in welchem ich aber einen Mann fand, der durch ſeine brillante äſthetiſche Bildung über theologiſche Differenzen erhoben wird, und in ſeinem Weſen etwas Offenes und Herzhaftes hat, das Zutrauen einflöſen muß. Der alte Paulus iſt noch immer friſch und munter; Ullmann freundlich und von vielſeitiger Bildung, doch hat er etwas Ausholendes, auf den Zahn Fühlendes, das mir nicht gefällt. In Bonn traf ich ihn wieder bei Bleek, mit dem ich dadurch in freundliche Berührung kam. Nitzſch konnte ich nur noch einen Augenblick ſprechen, da er erſt den Abend vor meiner Abreiſe von Coblenz zurückgekommen war. Viel Freundliches erwies mir auch Redepenning, der aber von der Speculation kein Freund zu ſein ſcheint — doch ich ließ das ruhen — und vor Allen Rehfues, als Landsmann, der mich auch zu Schlegel*) führte, mit dem aber nichts zu machen iſt, da er immer ſelbſt ſpricht. — Jetzt bin ich zu meinem Leidweſen wieder hier, in dem pedantiſchen, pietiſtiſch-liberalen Stuttgart, weil ich mich doch nicht entſchließen kann, ohne beſtimmte Veranlaſſung außer Lands zu gehen und in Württemberg ſonſt nirgends ſein kann. Es wird mir ſchwer, mich in der Wahl einer neuen größeren Arbeit zu entſcheiden, und doch muß ich etwas der Art unternehmen, da mir kleinere Sachen, wie Streitſchriften u. ſ. w., keine Befriedigung gewähren. In den Streit

*) D. Strauß Geſ. Schriften II. 121. Das dort Mitgetheilte iſt gleichſam die Ausführung unſrer brieflichen Andeutung.

zwischen Ruge und Leo werde ich mich nicht mischen, ich bin froh, daß einmal wieder ein philosophisch-theologischer Streit existirt, der mich nicht unmittelbar angeht. — Daß es Dir als Gatten und academischem Lehrer wohlgeht, freute mich aus Deinem Schreiben zu vernehmen. — Gegenwärtiges bringt Dir ein Landsmann und Freund von mir, Herr Kraft, der, ursprünglich Theologe, sich philosophischen Studien widmet, und Deine Bekanntschaft zu machen wünscht. Im October wird Dir ein Herr Kornbeck ein Schreiben an Dich eingehändigt haben. Zeller ist Repetent in Urach, und wird bald in gleicher Eigenschaft nach Tübingen kommen. — Leb wohl, erwiedere den Herrn Gans u. s. w. ihre Grüße. Dein D. F. Strauß.

Den vorstehend erwähnten Streit zwischen Leo und Ruge anlangend, wurde Vatke von Ruge gefragt, ob er auf seiner Seite stände? Vatke antwortete: „Sie sind ein tapferer Cavallerie-Offizier, der rücksichtslos auf den Feind losgeht, dem es aber an der nöthigen Besonnenheit fehlt." Den zweiten Herausgeber der Hallischen Jahrbücher, Theodor Echtermeyer, schätzte Vatke hoch als einen feinen Kopf und nahm innigen Antheil an seinem schrecklichen Ende*).

In den Herbstferien machte Vatke mit der Frau auf vier Wochen eine Reise. Zuerst gings nach Helmstedt, wo sie Standquartier nahmen, und Behndorf, Bartensleben, Walbeck u. s. w. besuchten. „In Behndorf, besonders am

*) E. starb am Markschwamm, nachdem ihm der Arm amputirt worden war.

Grabe und Denkmal unſeres guten Vaters" — ſo heißt es in einem Briefe an Bruder Georg — „war Minna ſo bewegt, als wäre es ihr eigener; wir beſuchten die kleine Kirche, darin der Mutter und des Vaters Stuhl, ſahen das neue Pfarrhaus, gingen dann in den Garten, wo ich viele alte Bekannte unter den Bäumen vermißte; ſtiegen auf den Hahnenberg und ſuchten zuletzt die große Linde, aber ſie war nicht mehr, der Wind hatte ſie, die halbmorſche, voriges Frühjahr umgeweht. In Helmſtedt hatte ich bei Boſſens noch der Mutter Brautkoffer ſtehen gehabt, den habe ich auf ausdrückliches Verlangen meiner Frau nach Berlin kommen laſſen. Nach acht Tagen verließen wir die Heimath, dieſe liebliche ſtille Natur, und kamen zunächſt nach dem Harz, wo wir zehn Tage verweilten. Dann gings über Halle, Leipzig nach Dresden, das ich noch gar nicht, meine Frau aber ſchon zwei Mal geſehen hatte. Nach vier Wochen kehrten wir wohlbehalten in unſere Behauſung zurück."

Als Docent ging es Vatke recht gut; er ſchrieb an Bruder Georg: „In meiner öffentlichen Stellung hat es ſich in dieſem Jahre eher verbeſſert als verſchlimmert, indeß hat die bornirt-orthodoxe Richtung einen Vorſprung, der durch einen Zuſammenfluß von Bedingungen herbeigeführt iſt. Das Ding wird ſchon wieder anders werden. An den Halliſchen Jahrbüchern nehme ich lebhaften Antheil, ohne mich auf den Leo-Ruge'ſchen Streit ſpeciell einzulaſſen. Solche Klopffechtereien ſind mir fatal, ich liebe Haltung und Anſtand. Jetzt arbeite ich an einer Abhandlung „die Idee des perſönlichen Gottes", zehn bis zwanzig Bogen vielleicht, nur weiß ich nicht, wann das Ganze fertig wird.

Sehe ich bei Vollendung des Manuskripts, daß sie keine Epoche macht, so halte ich zurück, denn ich habe schon eine solche Stellung zum Publikum eingenommen, daß ich mich durch unbedeutende Productionen nur blamire und meinem Rufe schade. Da heißt es im Kleinen: **aut Caesar aut nihil.** Bleibe ich gesund, so werde ich wohl Zeit zum Arbeiten haben. Nächsten Sommer lese ich außerdem zum ersten Male Religionsphilosophie und Geschichte der Religionen, was Fleiß und Zeit erfordert."

Speciell in dieser Vorlesung hatte **Vatke**, wie wir noch von ihm selbst hören werden, sein Bestes gegeben, und ihr verdankte er sehr volle Auditorien; nicht blos die Studirenden hörten ihn, sondern Gebildete aus verschiedenen Ständen saßen zu seinen Füßen. Was imponirte all seinen Schülern? Der ruhige, logisch streng gegliederte Vortrag erhob sich zu einer Schönheit der Form, wie sie bei kaum einem andern theologischen Docenten hervortrat. **Vatke** las stets unter Benutzung seiner Hefte, aber der Zuhörer gewahrte dies nicht; die Hefte waren nur ein Anhalt für ihn. Sie enthielten in knappen Sätzen das Material, das er in der Rede meisterhaft ausgestaltete, und in keinem Semester wiederholte er sich schlechtweg, sondern jede neue Vorlesung, mochte sie Alt- oder Neutestamentliches, rein Speculatives oder practisch Exegetisches enthalten, war der Niederschlag reifer gewordener Ideen wie ernster Studien über das Gesammtgebiet der Theologie. Mit strenger Gründlichkeit verband sich penible Sauberkeit. Es ist wohl niemals in seinen Vorlesungen eine geschmacklose Bemerkung gehört worden: gegen sie schützte ihn sein ästhetisches Empfin-

den, das durch Bach und Beethoven geübt war, und wie er in dem Fugenſpiel jeden Mißgriff der Hand zu vermeiden verſtand, ſo widerſtrebte ihm in ſeinem Denken und Reden das Abſehen von vornehmem Ton. Er packte die Gegner ſcharf an, aber er beließ es bei der rein ſachlichen Abfertigung, und ſo iſt es gekommen, daß ihm zwar ſeine Theologie unerbittliche Gegner einbrachte, daß aber dieſe Gegner Vatke's urbaner Form wie ſeinem Charakter alleſammt Lob zu ſpenden gezwungen waren. Man darf ſagen: er hat ſich niemals als Schriftſteller wie als Docent auch nur das Geringſte vergeben, und ſo kam es ganz von ſelbſt, daß mit dem wachſenden Einfluß ſeine Beliebtheit zunahm. Es ſtand ihm gut an, daß er ſehr beſcheiden von ſich ſelbſt dachte; hatte er für gehäſſigen Tadel kein Ohr, ſo blieb er vollends taub gegen jedes Lob. Seine äußere Erſcheinung war würdevoll; Ernſt und Freundlichkeit hielten ſich das Gleichgewicht. Verrieth ſein feſter kräftiger Körper die unverzärtelte Jugend und das Aufgewachſenſein in friſcher geſunder Landluft, ſo lag im Ausdruck des Geſichts, wenn es durch Reden lebendig wurde, ein feiner Zug, der rein geiſtiger Abkunft war. Gewaltig ſelbſtſtändig in ſeinem Urtheil, hatte das Urtheil Anderer nichts Imponirendes für ihn, und doch nahm er jede fremde Meinung mit liebenswürdigem Wohlwollen auf. In dem ſteten Bemühen, geiſtig ſich weiter zu bringen, ſtellte er an ſich ſelbſt die höchſten Anſprüche, denen er durch rührigſtes Schaffen gerecht zu werden ſtrebte. Es konnte ihm an Anerkennung von außen her nicht mehr fehlen, und hierfür nur einen einzigen Zwiſchenfall. Zu ſeinen Zuhörern über Religions-Philoſophie

zählte Graf Wielopolski, den bei Beginn des Semesters Vatke fragte: „Sie sind Jurist und hören doch bei mir?“ Der Pole erwiderte: „Ich höre, um Deutsch zu lernen; man hat mir gesagt, um einen guten Vortrag zu hören, solle ich bei Ihnen annehmen.“

Die Polemik gegen Schaller, Bähr und Julius Müller.

In das Jahr 1838 fällt eine Abhandlung von Vatke über Julius Schaller's „historischen Christus und die Philosophie“. Der Hallische Privatdocent wollte mit dieser Schrift die Grundidee des Lebens Jesu von David Strauß kritisiren, und Vatke seinerseits untersuchte nun den Werth der Schaller'schen Christologie mit Argumenten, die zwei Jahre später David Strauß in seiner christlichen Glaubenslehre durchweg für sich verwerthen konnte. Daß der historische Christus auf Erden die ganze Menschheit in sich geschlossen, bemerkt Vatke, ist ein widersinniger Gedanke; erst von dem verklärten, zur concreten Idee erhobenen Christus ist zu behaupten, daß er die ganze Fülle der geistigen Menschheit in sich trägt. Kraft seiner Unendlichkeit ist das Subject allerdings die Realität der allgemeinen Idee, welche es aber wegen seiner Endlichkeit immer nur mit irgend einer Schranke, Negation, setzt; ein Mangel, der theils durch die gleichzeitige Totalität des Geistes, worin das Subject nur Moment ist,

theils durch die hiſtoriſche Entwicklung, gehoben wird. So iſt auch in der geſchichtlichen Perſönlichkeit Chriſti die Idee in eine ihrer wahrhaften Allgemeinheit unangemeſſene Form eingegangen, aus welcher ſie nach der Erhöhung Chriſti wieder befreit wurde. Der von Schaller gewonnene Begriff, daß Gott ſeinem ewigen Weſen nach Gottmenſch und als die lebendige Einheit ſeiner und des Gottmenſchen abſoluter Geiſt iſt, ſcheint die hiſtoriſche Perſönlichkeit Chriſti ganz in den Hintergrund treten zu laſſen. Denn es ſcheint jeder wahrhaft Gläubige nicht nur Theil zu haben an der von Chriſtus vollbrachten Verſöhnung, ſondern vielmehr ſelbſt durch die perſönliche Immanenz Gottes in ihm Gottmenſch zu ſein. Allein dieſer Schein einer totalen Gleichſetzung hat nur in der noch unvollendeten Entwickelung des Begriffs der Gottmenſchheit ſeinen Grund, ſofern der allgemeine Begriff noch nicht die hiſtoriſche Realität, alſo noch nicht den Unterſchied enthält, welcher durch die hiſtoriſche Entwicklung des Geiſtes zwiſchen die einzelnen Individuen der Menſchheit eintritt. Jedermann muß nun geſpannt darauf ſein, wie Schaller den ſpecifiſchen Unterſchied der hiſtoriſchen Perſönlichkeit Chriſti von der aller Gläubigen philoſophiſch deducirt; Jedermann wird es dann aber auch wohl, wie Batke meint, auffallend finden, daß zur Ermittelung dieſes eigentlichen Lebenspunktes der ganzen Abhandlung ein verhältnißmäßig viel zu geringer Kraftaufwand gemacht iſt. Vor allen Dingen war hier ein klares Bewußtſein über das Maß deſſen zu gewinnen, was hier auf dem Boden des reinen Denkens gefunden werden kann, um ſo zugleich den Ort und die mögliche Form des aus der

Ueberlieferung zu Ergänzenden auszumitteln. Dieſes Bewußtſein fehlt aber nicht allein, ſondern Schaller nimmt auch ſogleich einen ganz unphiloſophiſchen Anlauf, um nur vor allen Dingen den Begriff jenes ſpecifiſchen Unterſchiedes zu gewinnen. „Der Begriff iſt als allgemeiner weſentlich ein Ideal, und es liegt darum am nächſten, die allgemeine Gottmenſchlichkeit aller Einzelnen ſogleich dadurch aufzuheben, daß man Chriſtus als das realiſirte Ideal auffaßt oder als denjenigen Menſchen, in welchem die Erkenntniß Gottes abſolut vollendet gegenwärtig war, welcher die Sünde ſchlechthin überwunden hatte, welcher alſo im eminenten Sinne, als der wirklich exiſtirende Begriff, Gottmenſch genannt werden muß.“ Schaller ſucht hier offenbar nur eine Formel, um die ſchon als Vorausſetzung feſtſtehende Vorſtellung von Chriſto hineinzupaſſen; aber jene Vorausſetzung iſt ja durch die mythiſche Auffaſſung zweifelhaft geworden, und der Zweifel ſoll durch die ſpeculative Erkenntniß, woraus er zum Theil hervorgegangen war, auch überwunden werden.

Die religionsphiloſophiſchen Studien Vatke's thaten ſeinen Arbeiten über Altteſtamentliches keinen Abbruch. Unmittelbar nach der Polemik gegen Schaller machte ſich Vatke an eine erſchöpfende Kritik der Fel. Bähr'ſchen „Symbolik des Moſaiſchen Cultus“, die 1837 erſchienen war. Die Auseinanderſetzung mit Bähr erforderte eingehende Unterſuchungen, die Vatke erſt im Herbſt 1840 in den Halliſchen Jahrbüchern*) publiciren ließ, die er aber

*) Halliſche Jahrbücher 1840 Nr. 233 bis 266.

erſcheinen laſſen mußte, da er von Bähr ſtark provocirt worden war. Der gelehrte Eichſtetter Pfarrer hatte in ſeiner Symbolik behauptet, mit der Authentie des Pentateuch wäre von der neueren Kritik auch die Exiſtenz des Moſaiſchen Cultus in Frage geſtellt worden, und auf die Spitze geſtellt hätte die Zweifel namentlich Vatke in ſeiner Religion des Alten Teſtaments. „Er übertrifft unſtreitig ſeine Vorgänger an Conſequenz der Durchführung, aber die (freie?) hiſtoriſche Kritik iſt bei ihm nur dienende Magd der Hegel'ſchen Conſtruction der Religionsgeſchichte, was er auch kein Hehl hat." Vatke ging an die Beſprechung und Widerlegung der Bähr'ſchen Symbolik um ſo lieber heran, als der Gegenſtand derſelben nicht blos für den Theologen, ſondern auch für den Mythologen und Alterthumsforſcher überhaupt von großem Intereſſe, ſeine gründliche Erforſchung ſehr ſchwierig und jedenfalls ein preiswürdiges und zeitgemäßes Unternehmen iſt. Niemand hatte es bisher verſucht, die ſymboliſche Deutung des Moſaiſchen Cultus durch die Hauptmomente und durch das Detail ſcharfſinnig und conſequent hindurchzuführen, und von dieſer Seite angeſehen erſchien Vatke das Bähr'ſche Werk als ein epochemachendes und wirklich bedeutendes, weil es einer umſichtigeren und gründlicheren Forſchung in vieler Hinſicht zur Anregung diente. „Daß Bähr in einzelnen Deutungen irrte, ſtand zu erwarten, daß er aber in der Deutung faſt überall geirrt hat, möge für ihn eine Mahnung ſein, auch ſeine critiſchen Anſichten über die Bücher des Alten Teſtaments und ſeine exegetiſche Methode zu berichtigen und umzugeſtalten." So lautete Vatke's Endurtheil über Bähr.

Wie sofort, noch ehe die Kritik in den Hallischen Jahrbüchern erschienen war, Vatke darauf ausging, das Thema der Symbolik des Mosaischen Cultus wissenschaftlich zu verwerthen, ersehen wir aus folgendem interessanten Schreiben an Bruder Georg vom 9. Juni 1839: „Mit meiner öffentlichen Wirksamkeit geht es nach Umständen gut; ich lese zum ersten Male Religionsphilosophie und Darstellung des Cultus des Alten Testaments, außerdem Hiob. Die Zuhörerschaft mehrt sich nicht gerade zusehends, aber doch um Etwas, und, was mir besonders lieb ist, die einmal ein Privatcollegium bei mir gehört, kommen in der Regel wieder, so daß 30 bis 40 Namen als Stammgäste passiren können. Die Publica werden häufig von Solchen gehört, die umsonst Etwas mitnehmen wollen, was ihnen sonst gleichgültig ist; nun habe ich den Grundsatz, publice vorzugsweise interessante oder zeitgemäße Fragen zu behandeln und so Manchen zu gewinnen, der gar nicht beabsichtigte, näher einzugehen. So las ich vorigen Winter publice über das Verhältniß von Staat und Kirche, wozu sich Studiosi aller Facultäten, selbst Offiziere einfanden und bis zum letzten Wort treulich aushielten. Das Glück habe ich überhaupt, daß man mich bis zu Ende anhört. Jetzt lese ich über den Cultus des Alten Testaments, weil dieser Gegenstand durch eine neuere Schrift von Bähr in Heidelberg besonders angeregt ist. Nächsten Winter werde ich publice über das Wesen der Sünde lesen, worüber Julius Müller, der jetzt nach Halle kommt, geschrieben hat. Ich knüpfe daran an, polemisire, berichtige. Kurz, ich behandle Dinge, die auch erst öffentlich oder sonst besprochen werden.

— Nachgerade muß ich an die Fortsetzung meines Buches über die Religion des Alten Testaments denken; vielleicht ist der zweite Theil übers Jahr fertig. Hätte ich nur meine Gedanken immer sogleich auf dem Papier! Die Formulirung wird mir sauer; daher kann ich kein Vielschreiber werden, wenngleich mir sehr viel Gedanken durch den Kopf gehen."

Die vorstehenden Angaben Vatke's über die Fortsetzung seiner Religion des Alten Testaments machen einige Erläuterungen nöthig, da wir*) erwähnt hatten, für den Minister v. Altenstein wäre das Nichterscheinen des zweiten Theiles die Bedingung gewesen, unter welcher er dem Licentiaten Vatke eine Professur zugesprochen hätte. Der Minister bat nur, den zweiten Theil nicht sogleich dem ersten so viel angefochtenen folgen zu lassen, und der junge Professor konnte hierüber den Minister um so leichter beruhigen, als das Material für die Fortsetzung erst noch zu beschaffen und zu bearbeiten war. Sich selbst ist Vatke die eingehendsten Studien über die Alttestamentliche Religion nicht schuldig geblieben, aber zu bedauern bleibt es, daß der zweite Band den Gelehrten überhaupt vorenthalten geblieben ist, daß wir also nicht eine vollständige biblische Theologie von Vatke besitzen. Seine Forschungen kamen nur seinen Zuhörern zu Statten, diese aber bekamen allerdings in sich Abgeschlossenes und Abgerundetes.

Das zuletzt mitgetheilte Schreiben an Georg Vatke enthält auch einen Hinweis auf Julius Müller und dessen christliche Lehre von der Sünde. Dieses bedeutende

*) Nach Johannes Schulze's Aufzeichnungen. (S. 271).

Werk hatte Vatke außerordentlich angeregt, und die Kritik, die er hierüber in den Halliſchen Jahrbüchern*) erſcheinen ließ, war ein Prolegomenon zu ſeinem philoſophiſchen Werke: „Die menſchliche Freiheit in ihrem Verhältniß zur Sünde und zur göttlichen Gnade.“ Zu dieſer Arbeit, in welcher ſein Beſtes enthalten iſt, was er als Religionsphiloſoph gedacht hat, machte er ſich nicht blos als Kritiker, ſondern auch als Docent tüchtig, und wie die Vatke'ſche ſchriftſtelleriſche Beſprechung des Müller'ſchen Buches den Halliſchen Jahrbüchern Anſehen gab, ſo brachte ihm ſein Publikum über das Weſen der Sünde viel Ehre bei der wiſſenſchaftlichen Welt ein. Wir erſehen dies aus den „Erinnerungen“ Emanuel Biedermann's, der über Berlin im Jahre 1839 und 1840 ſchreibt: „Bei Vatke fand ich ganz, was ich ſuchte, und zwar je länger, deſto mehr, ſowohl in der Alt- und Neuteſtamentlichen Kritik, als in der Religionsphiloſophie. Im Alten Teſtament concurrirte er mit Hengſtenberg, und zwar hielten ſie ſich damals noch ziemlich die Waage; doch bekamen die einheimiſchen Studenten ſchon zu merken, bei welchem zu hören für das Examen rathſamer ſei: eine Erwägung, die wie damals, ſo heute noch auf einer großen Anzahl von Univerſitäten draußen im Reich, vorab in Berlin, eine Rolle ſpielt, wie unſere Studenten bei ihrer auch nicht indirekt beſchränkten Lernfreiheit keine Ahnung davon zu haben brauchen. Ich hoſpitirte ab und zu bei Hengſtenberg; aber jedes Mal ging ich, wie ſeiner Zeit ſchon in Baſel, wenn ich Beck gehört,

*) Halliſche Jahrbücher 1840 Nr. 1 bis 8 und Nr. 180 bis 144.

mit dem Eindruck davon: für dieſe Art bin ich in Gottes Namen verdorben. Das Ideal eines philoſophiſchen Vortrags wurde für mich ein Publikum von Vatke „über die Sünde“. Da wurde man auch ſtreng ſyſtematiſch in den innerſten Kern der ſchwerſten Probleme eingeführt und zur denkenden Löſung derſelben angeleitet. Den ganzen Gewinn davon erhielt ich vollends, als ich Vatke perſönlich näher treten durfte, und er in vertrautem Umgang mich Schritt für Schritt an ſeiner Ausarbeitung jener Vorleſung zu ſeinem tiefen, aber ſchweren Buch über die „menſchliche Freiheit“ theilnehmen ließ.“

Seine Polemik gegen den Sünden-Müller, wie ihn die Wiſſenſchaft um ſeiner Hauptſchrift wegen genannt hat, gab Vatke in den Halliſchen Jahrbüchern als „Beitrag zur Kritik der neueren philoſopiſchen Theologie“. Das erſte Capitel des Müller'ſchen Werkes beſpricht die Ableitung der Sünde aus der methaphyſiſchen Unvollkommenheit des Geſchöpfes, hauptſächlich nach Leibnitz' Theodicee, wonach die Sünde als Negation, Privation erſcheint. Dieſe privative Auffaſſung des Böſen bei den Kirchenvätern, bei Auguſtin, den Scholaſtikern, der altproteſtantiſchen Dogmatik, Spinoza, Leibnitz und Neueren iſt von Müller recht gut beleuchtet und Vatke ſtimmt ganz ein. „Um zu verſtehen, was Sünde iſt und wie ſie entſpringt, bedarf es ganz anderer, concreterer Begriffe, als der der Bejahung und Verneinung, des Seins und Nichtſeins, der Realität und Beraubung, mit denen dieſe Theorie des Böſen und in älterer und neuerer Zeit ſo manche andere auszukommen wähnt, — eine Weiſe der ethiſchen Betrachtung, welche bei Spinoza

den äußerſten Punkt erreicht hat. Wir leugnen nicht, daß dieſe allgemeinen Beſtimmungen ihre Wahrheit und ihren Werth in der Erforſchung des Böſen haben. Aber irrig iſt es, wenn man dabei ſtehen bleibt, und darin den Schlüſſel zu dem ganzen Problem zu beſitzen meint. Damit, daß das ſittlich Gute als das Poſitive, das Reale beſtimmt wird, iſt ſein eigenthümlicher Begriff noch ganz und gar nicht erfaßt, denn dieſe Prädicate kommen, um nur das Nächſte zu ſagen, auch dem Naturgebiete zu, wo von dem ſittlich Guten doch nicht die Rede ſein kann. So lange die philoſophiſche Betrachtung in der Sphäre jener abſtracten Kategorien feſtgebannt bleibt, iſt für ſie der Gegenſatz des Guten und Böſen überhaupt noch gar nicht vorhanden, und wenn ſie ihn dennoch von dort aus erfaſſen will, kann ſie gar nicht anders als ihn durch Umdeutung auflöſen. Um dieſen Gegenſatz nur überhaupt an ſeiner wahren Stelle anzutreffen, muß ſie ſchon einen Begriff von der Creatur und deren weſentlichem Verhältniſſe zu Gott, von Perſönlichkeit und Willen gewonnen haben."

Müller macht dann noch auf den Unterſchied des Guten im metaphyſiſchen Sinne, d. i. des Realen, und des Guten im ethiſchen oder eigentlichen Sinne aufmerkſam. Dies mögen ſich beſonders diejenigen merken, welche auch jetzt noch, ohne in das Weſen der ſpeculativen Wahrheit eingedrungen zu ſein, durch ſolche abſtracte Formeln ihrer Rede den Schein philoſophiſcher Bildung geben.

Das zweite Capitel behandelt die Ableitung der Sünde aus der Sinnlichkeit. Hierbei iſt Müller in ſeiner Kritik nicht ſo glücklich, weil ihm ſelbſt der concrete Begriff des

Geiſtes und Willens als Maßſtab fehlt. In ihrer gewöhnlichen Form iſt allerdings dieſe Theorie ſehr oberflächlich; die Sinnlichkeit, ſagt man, welche eigentlich dienſtbares Organ des Geiſtes ſein ſollte, widerſtrebt demſelben und macht ihn ſich dienſtbar. Dagegen fragt Müller, wie ſich doch ein ſo ſeltſames Phänomen erkläre, daß diejenige Seite der menſchlichen Natur, welche nach dem Begriffe derſelben und mithin de jure die höhere iſt, ſich factiſch als die niedere, die dienende darſtellt? Wenn ſich auch einzelne Conflicte fänden, ſo könne doch die niedere Seite nicht die Oberhand behalten, noch weniger eine rückläufige Entwicklung ſtattfinden, in welcher die Sinnlichkeit den Geiſt immer mehr unterwirft. Zieht man ſich aber auf die Freiheit des Willens zurück, wird die letzte Entſcheidung, ob der Geiſt oder die Sinnlichkeit das Uebergewicht haben ſoll, dem freien Willen übertragen, ſo ſei der eigentliche Urſprung der Sünde nicht mehr in der Sinnlichkeit, ſondern nur darin zu ſuchen, daß der Wille vermöge ſeiner Freiheit ſich ſelbſt eine verkehrte Richtung gegeben und erſt dadurch Unordnung und Uebermaß in die Sinnlichkeit gebracht habe; dies ſei aber wegen der Freiheit, die der Wille habe, nicht Schwäche, ſondern poſitive Selbſtverkehrung des Willens. Alle pſychologiſchen Erklärungen der Sinnlichkeitstheorie würden durch den einfachen Satz zerriſſen, daß dem Geiſte nichts näher ſei, als der Geiſt. Müller wirft ſich dann ſelbſt ein, daß er im Bisherigen das Verhältniß von Geiſt und Sinnlichkeit vielleicht zu allgemein betrachtet habe, beide wie feſte, abgeſchloſſene Größen einander gegenüberſtellend, da beide doch ein lebendiges Werden darſtellen. Die Sinnlichkeit entwickelt

ſich im Menſchen zuerſt und längere Zeit hindurch allein, der Geiſt eilt ſpäter erſt nach. Eine beſondere Verſtärkung ſcheine dieſe Theorie noch zu gewinnen durch die veränderte Grundanſicht von dem Verhältniß der geiſtigen Seite unſeres Weſens zur ſinnlichen, die Identität des Leiblichen und Geiſtigen. Müller erklärt ſich nun gleichmäßig gegen die Compoſitions- und gegen die Identitätstheorie, welche letztere den menſchlichen Geiſt als höchſte Blüthe des Naturlebens begreifen wolle; der Geiſt habe die Natur zwar zu ſeiner Vorausſetzung, aber nicht zu ſeinem Princip, ſei von der Natur als Ganzem qualitativ verſchieden, da der Menſch im Unterſchiede von allen Naturweſen Religion habe und nicht blos ein Verhältniß zur Welt, ſondern auch ein abſolutes Verhältniß zu Gott. Allein hiermit iſt gegen die Identitätstheorie gar nichts geſagt, da gerade dieſe Theorie den qualitativen Unterſchied des Geiſtes von der Natur ſtärker als irgend eine andere hervorgehoben hat. Identität heißt ja Einheit des Unterſchiedenen, die Natur wäre aber auf der anderen Seite nicht die Vorausſetzung des Geiſtes, wenn ſie nicht eine Potenz in ſeiner Bewegung bildete. Der Geiſt iſt als unmittelbarer, wie er von der Natur kommt, auch Naturgeiſt und entſpricht erſt ſeinem Begriffe, wenn er entwickelt und gebildet, wenn er wiedergeboren wird. Damit wird die Naturbaſis nicht vernichtet, ſondern verklärt, ſo daß die Einheit beider Seiten eine innerlich vermittelte wird, das Natürliche als ſolches ſeine Berechtigung und Gewalt verliert.

Im dritten Capitel wird Schleiermacher's Anſicht vom Urſprunge der Sünde beurtheilt. Es werden darin

Einseitigkeiten und Widersprüche verschiedener Art nachgewiesen, als eine der tiefsten Grundlagen seiner ganzen Weltanschauung aber die Unfähigkeit bezeichnet, das Geistige von dem Natürlichen qualitativ zu unterscheiden. Diese Kritik hat mehr Bedeutung für die richtige Ansicht vom Schleiermacher'schen System als für die eigene Ansicht Müller's, weshalb nicht näher darauf einzugehen ist. Zu bemerken ist nur, daß viele Ausstellungen Müller's allerdings begründet sind, wenngleich dieselben von einem anderen Standpunkte aus eine etwas andere Gestalt annehmen dürften. Schleiermacher's Grundansicht ist ungeachtet vieler speculativen Elemente dennoch Verstandesansicht, die es zu keiner wahrhaften in sich concreten Einheit bringt; es fehlt ihm namentlich der eigentliche Begriff des Geistes und Willens, weshalb es zu keinem tieferen Verständniß der Sünde und Gnade kommen konnte. Am Schluß der Kritik nimmt sich Müller der Schleiermacher'schen Christologie gegen Dr. Baur's Kritik an, augenscheinlich in etwas gereizter Stimmung. Vatke fühlt sich zum Vermittler nicht berufen, meint jedoch, daß die positive Seite der Christologie — denn als dogmatischer Kritiker wird Schleiermacher seinen Werth behalten — in sehr genauem Zusammenhange mit der Lehre von der Freiheit steht, und den inneren Halt verliert, sobald diese anders gefaßt wird.

Das vierte Capitel beurtheilt die Ableitung des Bösen aus den Gegensätzen des individuellen Lebens. Der hier geschilderte Standpunkt ist nur das Abstract-Allgemeine verschiedener Theorien; wir finden hier Gedanken des Lactantius, Scotus Erigena, Augustinus, Leibnitz, Schelling, Hegel,

Schleiermacher, Blasche u. A., welche, wie verschieden sie auch diesen Gedanken im Besondern bestimmen, doch darin übereinstimmen, daß zur Bewegung, zum Leben Gegensätze, und deren Aufhebung nothwendig sind, also auch der sittliche Gegensatz des Guten und Bösen, daß die eine Seite nur ist in Beziehung auf die andere, also als Moment einer höheren Totalität. Mit diesem Gedanken ist aber in der That nur die Nothwendigkeit des Bösen in abstracto behauptet, eine wirkliche Ableitung desselben aber nicht gegeben, denn dazu bedarf es concreterer Bestimmungen. Die Dialektik des Begriffs der Freiheit muß nach ihren integrirenden Momenten betrachtet werden, um so zu erfahren, ob denn wirklich das Gute nicht möglich ist ohne das Böse. Dieses Eingehen auf die Besonderung der Freiheit fehlt hier; Thesis und Antithesis bewegen sich im Unbestimmt-Allgemeinen, es sind mithin nur Behauptungen von der einen und anderen Seite, die wir ganz übergehen würden, wenn Müller es nicht für möglich gehalten hätte, daß sich durch solch abstractes Räsonnement etwas wissenschaftlich ausmachen lasse.

Die Ableitung des Bösen aus dem Grunde der Existenz Gottes, welche Schelling in seiner berühmten Abhandlung über die Freiheit giebt, kritisirt Müller im fünften Capitel und gelangt natürlich nach dem Maßstabe seines abstracten Theismus zu einem blos negativen Resultate. Die Beurtheilung selbst geht wenig auf das Ganze jener speculativen Ansicht ein und wiederholt nur, was auch von Andern schon oft genug bemerkt ist, daß der Unterschied des Grundes in Gott von dem existirenden Gott zum

Dualismus führe, daß der Urgrund als Ureinheit keinen Schutz dagegen gewähre, daß Gott selbst einem tragischen Verhängniß unterworfen sei, daß die Abhandlung endlich an einem innern Widerspruch leide, indem sie wieder auf der anderen Seite behauptet, daß Gott im Unterschiede von der Creatur den Grund des Seins in sich selbst habe, worin denn die Absolutheit der göttlichen Freiheit bestehe, welche den dunklen Grund in Gott als einen jenseitigen aufhebe. Dies Alles und dem Aehnliches ist schon oft vorgebracht; es wundert Vatke nur, daß Müller, welcher jene Abhandlung zu dem Vorzüglichsten in der ganzen philosophischen Literatur rechnet, und mit Recht, so gut wie gar nichts Positives daraus gelernt hat. Der Abhandlung fehlt allerdings die schärfere dialectische Form, der eigentliche Begriff des Willens und Geistes nach seinen integrirenden Momenten, diese Momente sind daher auch zum Theil in ein schiefes Licht gestellt; dessen ungeachtet bleibt sie aber, um einen Ausdruck aus ihr selbst zu gebrauchen, die ahnungsvolle Nacht, welche in ihrem Schooße die reiche volle Wahrheit birgt. Eine gründliche speculative Kritik wird zu einem ganz andern Resultate gelangen als Müller es erlangt, welcher am Schlusse seiner Beurtheilung noch hinzufügt: „Der christliche Theismus kann sich allerdings nicht verbergen, daß er es in dieser Beziehung schwerer hat, das Interesse des Verstandes zu befriedigen. Um die Möglichkeit des Bösen in der persönlichen Creatur begreiflich zu machen, ist ihm außerhalb der Creatur selbst nicht ein zweifaches, sondern nur ein einziges Princip gegeben, in dessen schöpferischem Willen das wesentliche Sein derselben mit allen dazu

gehörigen Bestimmungen ruht, der wahrhaftige Gott, der von Ewigkeit das reinste Licht, die lauterste Liebe, die vollkommenste Harmonie ist, der als der Lebendige und Persönliche allerdings den Unterschied und die Vermittlung auf ewige, von der Welt schlechthin unabhängige Weise in sich hat, aber der des Zwiespaltes und des Widerstrebens nicht bedarf, um sein Leben und seine Liebe zu offenbaren." Dies ist allerdings die Voraussetzung, welche Müller als feste Wahrheit zu aller wissenschaftlichen Untersuchung schon mitbringt, so daß ihm die philosophische Erkenntniß Gottes nicht als Resultat entsteht und der religiöse und philosophische Standpunkt überhaupt nicht geschieden werden.

Die dualistische Ableitung des Bösen widerlegt Müller im sechsten Capitel, nicht bloß aus dem Streben nach Vollständigkeit, „um in diesem von einer ganz negativen Auffassung des Bösen beginnenden Stufenfortschritt bis zu dem äußersten Punkt zu gelangen, wo der Gegensatz zwischen gut und böse eben so sehr überspannt wird, als er auf den ersten Stufen verflüchtigt wurde", sondern auch weil er befürchtet, daß vielleicht bald genug die Neigung zu einer dualistischen Weltbetrachtung auf ähnliche Weise um sich greifen möchte, wie vor einigen Jahrzehnten der pantheistische Taumel. Er beruft sich auf einzelne Stellen in Görres' Mythengeschichte der asiatischen Welt und auf Daumer's Schriften. Vatke theilt diese Besorgniß nicht, da vielmehr eine Verflüchtung des Bösen der neuern Zeit eigenthümlich ist, kraft der Herrschaft des einigen mit sich identischen Denkens. Was aber jenen Stufengang betrifft, so bietet der Dualismus nur scheinbar eine energischere Auffassung

des Böſen dar, als die früheren Theorien; es iſt vielmehr die abſtracteſte von allen, die ſich nur da geltend machen kann, wo der Geiſt in ſeinem Unterſchiede von der Natur noch nicht erkannt iſt, daher der Naturreligion und Naturphiloſophie angehörig. Nur in vereinzelten Irrthümern, wie bei Flacius, geht der Dualismus aus einer Ueberſpannung des Gegenſatzes des Guten und Böſen hervor, allgemeiner dagegen aus der unmittelbaren, rohen Auffaſſung des Gegenſatzes. Gegen die Vorſtellung einer böſen Subſtanz oder Natur bemerkt Müller ſehr gut, daß in der Sphäre der Begriffe in Subſtanz, Realität, Natur, der ethiſche Gegenſatz des Guten und Böſen gar nicht ſeine Wurzel hat. Als Subſtanz aufgefaßt erhält das Böſe eine phyſiſche Bedeutung, der Menſch verfällt dem Böſen nach der Naturnothwendigkeit und befreit ſich von demſelben durch einen Naturproceß. Müller zeigt dann weiter, wie, auch abgeſehen von der Kategorie der Subſtanz, die Vorſtellung eines urſprünglichen, unabhängigen Böſen ſich ſelbſt widerſpricht. Das Böſe iſt ſchon inſofern vom Guten abhängig, als es überhaupt nur als Gegenſatz gegen daſſelbe zur Exiſtenz kommt; wie die Oppoſition die Poſition vorausſetzt, ſo ſetzt das Böſe ſeinem Begriffe nach das Gute voraus. Um ſich im irdiſchen Leben zu verwirklichen, iſt das Böſe ferner genöthigt, ſich irgendwie an das Gute anzuſchließen; jenes hat in ſich ſelbſt keine erzeugende, geſtaltende Macht, ſondern ſtützt ſich auf Grundlagen, die vom Guten ſtammen. Das Böſe endlich iſt mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt, hat daher zwei Feinde, das Gute und Böſe. Gelänge der Zweck des Böſen vollſtändig, ſo würde es ſich damit ſelbſt vernichten, im In-

dividuum heben sich einzelne Gestalten der Sünde gegenseitig auf. — Diese Reflexionen können Müller dann aber auch lehren, daß das Böse kein Princip ist im eigentlichen Sinne des Wortes, sofern sich aus einer einfachen Potenz eine reiche, in sich concrete Gestaltung bildet. Princip kann nur sein, was die Energie hat, sich aus sich selbst zu gestalten, so daß eine organische Totalität aus dem Keime, als der ideellen Fülle aller wirklichen Gestaltungen, hervorgeht. Daher kann nur das Vernünftige, Freie ein Princip in diesem Sinne haben, das Böse aber nicht, weil es als Böses nie ein Concretes wird. Wir leugnen zwar keineswegs die Fortbildung des Bösen im Individuum und in Volksgeistern, dürfen dieselbe aber keine Entwickelung, Entfaltung in dem angegebenen strengen Sinne nennen, da Inhalt und Form darin in unzertrennlicher Einheit erscheinen und aus dem einfachen Grunde, dem Principe, reiche Lebensmächte ans Licht geboren werden. Das Böse dagegen, rein für sich gefaßt, zeigt auch in seiner Fortbildung nur eine hohle, abstracte Intensität und Energie, ohne jemals rein für sich wirklich zu werden. Dasselbe tritt zwar als einzelne Erscheinung oder als ein Neben- und Nacheinandersein solcher vereinzelten Gestalten in die Existenz, diesen Formen fehlt aber der an und für sich allgemeine Boden, das Zusammenhangende, Stetige, Organische, Objective, wie es dem Sittlichen, als der zur wirklichen Welt entfalteten Idee der Freiheit und des Guten, eigen ist. Das Böse ist daher subjectiv und objectiv betrachtet abstract, kein Allgemeines für sich, kein Reich, und kann daher auch kein Princip haben. Müller und seine ganze Richtung liebt es, gerade das

Gegentheil zu versichern, gewöhnlich fehlt aber die genauere Begriffsbestimmung dessen, was man unter Princip versteht. Immerhin mag man in der zunehmenden Stärke des Bösen einen Fortschritt der Macht der Sünde erblicken; nur einen ideellen Einheitspunkt von aller wirklichen Bethätigung derselben wird man nicht nachweisen können, wie das Gute im Begriff des Willens sein Princip hat. Die Selbstsucht als treibende Macht ist von dem Bösen selbst nicht verschieden und nur die Corruption eines Moments des Willens überhaupt; will man sie Princip nennen, so gewinnt das Böse erst durch einzelne Bethätigungen dies Princip und ist auch insofern abhängig vom Princip des Guten, als die Selbstsucht nur das abstracte Fürsichsein des einen Moments im Begriff des subjectiven Willens bildet. Eine Verflüchtigung des Bösen soll durch diese Bemerkung keineswegs bezweckt sein; sie ist vielmehr gemacht in Beziehung auf die dualistische Ableitung des Bösen, an welche die Vorstellung von einem Princip des Bösen unwillkürlich anstreift.

Gegen die Hegel'sche Theorie des Bösen polemisirt Müller besonders lebhaft. Vatke meint nun im Hegel'schen System ziemlich bewandert zu sein; dennoch tritt es ihm in Müller's Darstellung fremdartig entgegen, und er wurde lebhaft an die Art und Weise erinnert, wie Irenäus, Tertullian und andere Väter die prognostischen Lehren anführen und bekämpfen. „Es sind zwar großentheils Hegel's Worte und Sätze, sie werden aber dem Leser vorgeführt fast wie fliegende Blätter durch das Spiel des Windes. Näher eingehen auf solche Polemik könnte man nur durch genauere Exposition des Systems selbst, was Niemand erwarten kann;

ein beſtändiges Appelliren a male informato ad melius informandum iſt aber langweilig. Daher heben wir nur die Haupteinwürfe in der Kürze hervor, damit wir nicht den Schein der Parteilichkeit auf uns ziehen. Es tritt hier, wo es ſich um die Realität des Schuldbegriffes handelt, der unverſöhnliche Zwieſpalt dieſer Philoſophie mit dem Chriſtenthum beſtimmt und deutlich hervor. Und zwar zunächſt darin, daß ſie es nicht vermeiden kann, das Vorhandenſein des Böſen auf eine höhere Nothwendigkeit zurückzuführen." Da nach Müller's Anſicht alle früher aufgeführten Theorien das Letztere bezwecken, und Calvin, Beza, Schleiermacher daſſelbe unumwunden ausgeſprochen, die ſymboliſchen Bücher unſerer Kirche aber nur durch eine Scheinformel vermieden haben, ſo ſieht man zunächſt nicht ein, weshalb dieſe Philoſophie weniger chriſtlich ſein ſoll, als die andern Syſteme. Auch findet der Schuldbegriff in dieſem Syſtem ausdrücklich ſeine Stelle, und zwar nicht bloß ſo, daß, wie Müller es verdreht, nur das ſubjective Moment des Begriffs der Sünde darin geſetzt würde, das Böſe als Schuld gefaßt wäre, ſofern es überall das eigene Thun des Subjects iſt, nicht etwas ihm von Außen Kommendes; vielmehr wird eben ſowohl die objective Seite, der Widerſpruch gegen den allgemeinen Willen, geltend gemacht und darauf die Straftheorie gegründet, wie ſchon ein flüchtiger Blick in Hegel's Philoſophie des Rechts lehren kann. Müller ſcheint freilich Hegel's Werke mehr durchblättert als ſtudirt zu haben. „Dem Begriffe der Natürlichkeit, heißt es ferner, wird in der Lehre dieſes Syſtems vom Böſen ein weiterer Umfang gegeben, als in den Theorien,

welche das Böſe aus dem Widerſtreben der ſinnlichen Natur gegen den Geiſt herleiten. Dennoch bleibt dieſer Begriff auch ſo noch unzureichend, um dem böſen Willen ſein Object zu liefern, und kann nur zur Verhüllung der innerſten Tiefe des Böſen, zur Verkennung der geiſtigſten und eben darum ſchlimmſten Geſtalten deſſelben führen. Das Böſe iſt hier immer nur ein Herabſinken des Geiſtes zur Natur, oder vielmehr ein Stehenbleiben deſſelben bei der Natur; die verborgene Wurzel der willkürlichen Selbſterhebung des Geiſtes im Böſen entzieht ſich der Betrachtung. Auch hier beſtätigt es ſich, daß jene Tiefe nur für eine religiöſe Philoſophie erkennbar iſt.“ Der letzte Satz iſt in etwas veränderter Geſtalt ſogleich gegen Müller zu kehren; nur Derjenige, welcher ſich nach ſeiner religiöſen Vorſtellung eine fixirte Anſicht vom Böſen gebildet hat, kann ſich dadurch gegen die ſtreng philoſophiſche Auffaſſung in dem Grade verſchließen, daß er auch keine Ahnung von dem eigentlichen Verſtändniß erlangt. Man braucht nur Hegel's Beleuchtung der Heuchelei, Ironie u. ſ. w. zu leſen, um ſich von der Grundloſigkeit obiger Anklage zu überzeugen. Merkwürdig iſt es, daß Müller den Hegel'ſchen Begriff der Natürlichkeit für unzureichend hält, um dem böſen Willen ſein Object zu liefern, da gerade umgekehrt das Müller'ſche Realprincip des Böſen ein bloßer Formalismus iſt. — Ferner tadelt Müller, daß dieſes Syſtem die Nothwendigkeit des Böſen behaupte, zugleich zwar die Nothwendigkeit der Aufhebung des Böſen, aber dieſe ſei nicht der Art, daß ſie den Begriff der Schuld zu ſeinem Rechte kommen laſſe. „Was iſt hier der Menſch auch im Böſen anders, als das Organ

des Weltgeiſtes, der Träger der Beſtimmungen, die dieſer ſich im Proceß ſeiner Selbſtverwirklichung giebt? Läßt ſich gleich allenfalls ſagen, daß der Menſch das einzelne Böſe, das er thut, auch hätte unterlaſſen können, ſo iſt doch dieſe Möglichkeit, weil ſie eben das Einzelne abſtract nimmt, im Grunde eine leere, die für ein concretes Denken nicht mehr vorhanden iſt; daß aber der Menſch der Entzweiung, die das Böſe iſt, ſich überhaupt enthalten könne, widerſpricht geradezu ſeinem Begriffe." Dies wären recht ſchöne Einwürfe, wenn nur Hegel auf der einen Seite auf einem abſtract-verſtändigen Standpunkte ſtände, wie etwa Schleiermacher bei ſeiner objectiven Betrachtung, wonach dann freilich die ſchlechteſte Exiſtenz als Organ des Weltgeiſtes gelten könnte; für den ſpeculativ gebildeten Gedanken ſind aber dergleichen Conſequenzen unerträglich oder auch lächerlich; — und wenn nicht Hegel auf der anderen Seite die Nothwendigkeit des Böſen ausdrücklich als eine Nothwendigkeit der Entwicklung faßte und von einer Nöthigung des Willens zum empiriſch gegebenen Böſen beſtimmt unterſchiede. Jene Nothwendigkeit thut der Freiheit keinen Eintrag, bedingt ſie vielmehr, dieſe iſt dagegen ein Act der bloß formellen Freiheit oder Willkür. Jene liegt jenſeits des Selbſtbewußtſeins und des darin gegebenen Gegenſatzes, wird nur ſpeculativ erkannt und kann deshalb auch kein Moment der religiöſen Vorſtellung bilden. Auch Müller, wie ſich zeigt, iſt durch die Conſequenz ſeiner eigenen Anſichten genöthigt, dieſelbe anzuerkennen. Allerdings vermag kein Menſch ſich der Entzweiung zu enthalten; ſagt aber Müller nach der empiriſchen Betrachtung nicht daſſelbe? Der Unterſchied

iſt daher nur, daß Hegel die empiriſche Allgemeinheit der Sünde aus der Nothwendigkeit der Entwickelung des Geiſtes begriffen hat, Müller dagegen als ein unerklärliches Phänomen anſtaunt, und inconſequent bloß eine objective Nothwendigkeit im Fortgange nicht zugleich im Anfangen des Böſen ſetzt. Wenn das Eine gottlos iſt, ſo iſt es auch das Andere. — Weiter bemerkt Müller, daß es nach dieſem Syſteme zu keiner Aufhebung des Zwieſpalts kommen könne, da das Böſe danach die äußerſte Spitze der Endlichkeit ſei, daß mithin die Vollendung des Reiches Gottes aufgehoben werde; der ſo verrufene progressus in infinitum breche hier als letztes Reſultat wieder hervor. Allein dieſer Progreß iſt theils in der Idee der Freiheit, der Sittlichkeit, ſchon umgebogen, theils iſt die Geſchichte auf jedem Standpunkte der Entwicklung eine Erinnerung des Geiſtes. Die Ewigkeit der irdiſchen Geſchichte hat, ſoviel Vatke weiß, dies Syſtem nicht behauptet, wohl aber muß es daran feſthalten, daß, ſo lange die hier gegebenen Bedingungen der Entwickelung des Geiſtes herrſchen, auch das Böſe als conditio sine qua non des Guten da ſein wird. So lange Menſchen auf natürlichem Wege geboren und für das Reich Gottes durch den Kampf des Lebens erzogen werden, müſſen ſie auch durch die Entzweiung gehen. Was in einem jenſeitigen Zuſtande weiter mit dem Geiſte vorgeht, dies zu beſtimmen kann einer Philoſophie, die ihre Aufgabe und Sphäre kennt, nicht einfallen. Müller weiß aber auch die letzten Gründe anzugeben, weshalb das Böſe hier zu einem nothwendigen Moment im abſoluten Prozeſſe erhoben iſt, darin nämlich, „daß hier das Weſen des Geiſtes einſeitig als Denken, dieſes

Denken aber als nothwendiger logiſcher Prozeß aufgefaßt wird, während anderſeits die Wirklichkeit in Natur und Geſchichte nach dem bekannten Satze: was vernünftig iſt, das iſt wirklich, und umgekehrt, nur die reale Auseinanderſetzung aller Momente der logiſchen Vernunft ſein kann. Das Ueberſchießende aber in dem empiriſchen Daſein, was ſich auf die reinen Weſenheiten der Logik nicht zurückführen laſſen will, iſt das Zufällige, Nichtige, ſchlechthin Bedeutungsloſe, welches in der Natur aus einer Ohnmacht der letztern, den Begriff in ſeiner Ausführung feſtzuhalten, erklärt wird." Leider reicht dieſe Enthüllung der letzten Gründe nicht bis zu dem fraglichen Punkte, vielmehr tritt Müller nunmehr mit dem „verhängnißvollen Dilemma für Hegel hervor, das Böſe entweder für ein durchaus Geringfügiges, Indifferentes, der Beachtung Unwerthes zu erklären, oder daſſelbe als integrirendes Moment der Idee ſelbſt anzuerkennen, mithin ihm Nothwendigkeit, weiter Wirklichkeit, weiter Vernünftigkeit beizulegen." Die erſtere Vorſtellung, fährt Müller fort, iſt höchſt oberflächlich, verflüchtigt den Begriff des Böſen zu dem des Schlechten, entnervt das Schuldbewußtſein, den ſittlichen Kampf und hebt die Nothwendigkeit der Erlöſung auf; die andere Vorſtellung geſtattet zwar vorerſt einer Dialektik, welche den Widerſpruch ſelbſt als Moment der Einheit begriffen hat, eine tiefere, poſitivere Auffaſſung des Böſen, aber in ihrer weitern Conſequenz muß ſie das Schuldbewußtſein und den Begriff des Böſen nicht blos entnerven und verflüchtigen, ſondern gänzlich zerſtören. — Wiewohl nun das Syſtem mit großer Gewalt zur letztern Annahme treibt, ſo ſcheint doch die Betrachtung des Böſen

zwiſchen Beiden ſchwankend zu bleiben, wie aus entgegengeſetzten Aeußerungen Hegel's hervorgeht. So weit das verhängnißvolle Dilemma, allerdings verhängnißvoll, aber nicht für Hegel's Anſicht vom Böſen, ſondern für Müller's Einſicht in ſpeculative Wahrheit. Man ſieht gar nicht ein, wie aus den Prämiſſen das Dilemma hervorgehen ſoll, noch weniger begreift man die Form ſeiner beiden Seiten ſelbſt. Daß beide gleich falſch ſind, verſteht ſich von ſelbſt, wie aber Müller dazu kam, begreift man erſt dann, wenn man den ſcheinbaren Widerſpruch mancher Sätze Hegel's berückſichtigt. Das Böſe iſt bald als das Zufällige, Unwirkliche des Willens, bald wieder als ein Nothwendiges bezeichnet. Dies konnte Müller nicht vereinen, weil er nicht beachtet hatte, daß die Kategorie der Nothwendigkeit hier nicht in dem concreten Sinne gebraucht iſt, wie das Vernünftige, Gute ein Nothwendiges heißt, ſondern von dem Eintreten der Differenz überhaupt; es iſt aber kein wirklicher Widerſpruch, wenn man ſagt, daß die Zufälligkeit überhaupt nothwendig geſetzt ſei, denn es handelt ſich dabei nicht um dies oder jenes Zufällige und eben damit nicht Nothwendige, ſondern um den Gegenſatz des Zufälligen und Nothwendigen überhaupt. Auch das Nothwendige würde nicht ein ſolches ſein und als ſolches zum Bewußtſein kommen, wenn es nicht das Zufällige ſich gegenüber hätte, da es ja nur durch dieſen Gegenſatz erſt als Nothwendiges beſtimmt iſt. Gäbe es gar nichts Zufälliges in der Welt, ſo gäbe es eben damit auch nichts Nothwendiges, weil ſich nun in dieſer Hinſicht Alles gleich wäre und daher die Beſtimmtheit, der Unterſchied wegfiele. Daher iſt das Zufällige über-

haupt als Moment am Nothwendigen, wird aber damit keineswegs ein Nothwendiges im Sinne des letzteren, sondern nur im Totalzusammenhange der Entwickelung. Nach Vatke wäre dies in der That nicht so schwer zu begreifen; damit erledigt sich aber obiges Dilemma vollständig. — Ferner greift Müller die anthropologischen Grundvoraussetzungen Hegel's an. „Denn nicht mehr als eine solche Voraussetzung, im Interesse des Anspruches auf ein absolutes Wissen, welcher nur durch den Monismus des Gedankens befriedigt werden kann, ist es, daß diese Philosophie den Willen nicht als eine vom Denken verschiedene und mit ihm gleich ursprüngliche Grundrichtung des menschlichen Geistes, mithin nicht als eine selbstständige Quelle von Realität erkennt, sondern ihn zu einem bloßen Modus der Intelligenz herabsetzt. Damit hat sie sich des einzigen Anknüpfungspunktes für eine positive Auffassung des Bösen beraubt." Dagegen bemerkt Vatke nur, daß Hegel den Willen nie als etwas Abgeleitetes im Verhältniß zum Denken als dem Ursprünglichen bezeichnet hat; der speculative Satz aber, daß beide Momente derselben Totalität sind, sofern keines ohne das andere ist, kann nur durch speculative Entwickelung des Willens widerlegt werden; Vatke will deshalb den Beweis im dritten Buch erwarten. Müller fährt nun fort: „Eine ihrer wesentlichen Grundlagen sich wohl bewußte christliche Theologie kann das Böse nur als eine dunkle, undurchdringliche Realität betrachten, nicht als Begriff, sondern schlechthin als Thatsache, welche, wie nicht in Begriffe aufgelöst, so auch nicht aus Begriffen gefunden werden, sondern nur auf dem Wege der Erfahrung zur

Kenntniß kommen kann." Dieſe Stelle zeigt recht deutlich, wie weit Müller in den Sinn der Hegel'ſchen Terminologie eingedrungen iſt; das Böſe ſoll darin als Begriff gefaßt werden, wahrſcheinlich weil Hegel ſagt, daß es in der Entwickelung des Begriffs des Willens oder Geiſtes liege. „Was mag ſich doch Müller unter dem Hegel'ſchen Begriff eigentlich denken? Uebrigens widerſpricht derſelbe im obigen Satze ſeinem eigenen Verfahren, da er das Böſe wiſſenſchaftlich behandelt, als Widerſpruch beſtimmt, aus einem Realprinzip ableitet, ſeine Grenzen beſtimmt u. ſ. w., alſo nicht als dunkle Thatſache ſtehen läßt. Der Geiſt feindſeligen Widerſpruchs riß ihn hier, wie es ſcheint, zu weit mit ſich fort; auch das iſt Sünde." — Zum Schluſſe macht Müller noch auf eine „preiswürdige Inconſequenz" Hegel's aufmerkſam, daß nämlich derſelbe in den Vorleſungen über die Philoſophie der Religion, da wo die Nothwendigkeit der Verſöhnung des Menſchen mit Gott aufgezeigt werden ſoll, den ſpeculativen Gang von oben herab nach unten plötzlich abbricht und einen anthropologiſchen einſchlägt, von dem Bedürfniß des Subjects, ſich mit Gott verſöhnt zu wiſſen, ausgehend. „Es liegt darin ein thatſächliches Geſtändniß, daß die Entzweiung des Menſchen mit Gott nicht im Begriffe gefunden, ſondern nur erfahren werden kann, mithin nicht Moment eines nothwendigen Prozeſſes, ſondern lediglich Produkt der Willkür iſt." Dieſes zweideutige Lob Hegel's darf mit Recht abgelehnt werden. Fände eine Inconſequenz ſtatt, ſo beträfe ſie nur die Darſtellungsform; allein es iſt nicht einmal der Fall, da die Bemerkung in der hiſtoriſchen Einleitung, nicht in einer anthropologiſchen Vorbereitung, wie ſie

etwa vor de Wette's bibliſcher Dogmatik ſteht, vorkommt. Aus dem logiſchen Begriffe im Unterſchiede von der Erfahrung hat Hegel überhaupt das Böſe nicht abgeleitet, ſondern daſſelbe als Moment des Willens aufgezeigt. Die Philoſophie der Natur und des Geiſtes iſt aber bekanntlich in ſeinem Syſtem nicht abgeſehen von der Erfahrung conſtruirt, vielmehr iſt darin der gewöhnliche Gegenſatz der rein logiſchen Erkenntniß a priori und der empiriſchen zu höherer Einheit aufgehoben. „Somit hat Müller auch dieſes einzige Lob ohne Grund geſpendet und darf es um ſo mehr zurücknehmen, da es aus bloßem Mißverſtändniß dieſes Syſtems hervorgegangen iſt.“ Vatke gehört nicht zu denjenigen, welche das Hegel'ſche Syſtem für vollendet halten, er meint dies namentlich auch in Anſehung der Lehre vom Böſen; die Müller'ſche Polemik ſchien ihm aber durchaus verfehlt, wenigſtens in den gerade hier aufgeſtellten Behauptungen.

Häusliches Glück. Wissenschaftliche Erfolge. Altenstein. Friedrich Wilhelm IV.

Das Jahr 1839 begann für Ranke als ein sehr glückliches, wie das nachfolgende Schreiben an Bruder Georg vom 2. Februar erkennen läßt: „Wahrscheinlich hast Du manchmal gedacht: Bruder Wilhelm läßt nichts von sich hören, der wird wohl glücklich sein! Und so ist es auch gewesen, nur daß ich schon seit geraumer Zeit Gewissensbisse wegen zu langem Schweigen gefühlt habe, da die Schuld auf meiner Seite ist. Besonders freudige oder traurige Ereignisse pflegen uns aus dem Schlendrian aufzurütteln; diesmal ist es, Gottlob! bei mir ein freudiges. Nämlich den 31. Januar Morgens 9 Uhr wurde meine Frau recht glücklich von einem gesunden, tüchtigen Knaben entbunden. Das Ereigniß ist für uns um so freudiger, da nun ein Stammhalter da und für meinen Schwiegervater ein Erbe, weshalb jener gleichfalls sehr erfreut ist. Meine Frau hat mir aufgetragen, Dich herzlich zu grüßen; auch bemerkte ich an der gewichtigen Miene und den Bewegungen der Hände meines Kleinen nicht undeutlich, daß er einen schönen Gruß an den Onkel auf dem Herzen hatte. Sobald es Tag für ihn wird, soll der eigenhändige Gruß nicht ausbleiben."

Der Knabe erhielt in der Taufe den Namen Wilhelm

Hermann und entwickelte sich körperlich und geistig in bester Weise.

Im Familienkreise Friede und Freude, draußen Kampf und Streit mit Gegnern, die mit Machtmitteln operirten, denen Alles daran lag, die Kritik nicht aufkommen zu lassen, und die gegen das wissenschaftliche Forschen die Intervention des Hofes anzurufen bemüht blieben. Hengstenberg that sich ganz besonders als Vatke's Widersacher hervor, nur hatte er, soweit er sich in seiner „Authentie des Pentateuchs" mit ihm befaßte, wenig Glück mit seiner Polemik, denn sie ging darauf aus, den Verfasser der „Religion des Alten Testaments" als einen unzuverlässigen Forscher auszugeben, was bei allen ernsten Männern Kopfschütteln bewirkte. „In der neuesten Zeit", sagte Hengstenberg im 2. Bande seiner Authentie des Pentateuches, der 1839 erschien, „hat das kritische junge Deutschland, hier besonders durch Vatke repräsentirt, den Versuch gemacht, das Gebiet der Anachronismen noch durch bedeutende Eroberungen zu erweitern. Ihm erscheint als Anachronismus alles, was irgend sich seiner Construction der israelitischen Religionsgeschichte nicht fügen will. Bis diese aber sich solidere Grundlagen gegeben, werden wir wohl dabei bleiben dürfen, was für Anachronismus ausgegeben wird, für beweisend gegen die Richtigkeit dieser Construction zu halten. Glücklicherweise fährt die Geschichte fort, auch außerhalb der engen Köpfe der Geschichtsfabrikanten zu existiren." Aehnlich lautete Hengstenberg's Urtheil über Vatke schon im 1. Bande des angeführten Werkes, der 1836 erschienen war. Nannte der Vertheidiger der Pentateuch-Authentie die Kritik

de Wette's kurzweg „eine lächerlich willkürliche", so sagte er von Vatke: „Ein Buch wie das von Vatke, wenn es ihm beliebt hätte, seinen Scharfsinn statt am Pentateuch, z. B. an Herodot zu üben, würde gleich vom Mutterleibe zum Grabe getragen worden sein." Kurzweg gab Hengstenberg die Vatke'schen Nachweise für eine „herzlose Philosophie" aus, wozu Vatke in seinem Handexemplar des Hengstenberg'schen 2. Bandes ein Ausrufungszeichen gemacht hat. Ueberhaupt ist gerade dieses ganze Werk seines Gegners Seite für Seite mit Randbemerkungen versehen, die von der Unversöhnlichkeit beider Standpunkte zeugen.

Unwillkürlich drängt sich hier die Frage auf: was hat Hengstenberg's „Authentie des Pentateuches" der Wissenschaft eingebracht, und wie hat Vatke's „Religion des Alten Testaments" nachgewirkt? Ist dem gelehrten und scharfsinnigen Herausgeber der „Evangelischen Kirchenzeitung" der Nachweis der Authentie des Pentateuch gelungen, oder dauert der Zweifel fort und hatte also die Vatke'sche Untersuchung ihre volle Berechtigung? Hören wir über Beide Ludwig Diestel in seiner „Geschichte des Alten Testaments in der christlichen Kirche." Dieses 1869 erschienene Werk sagt von Hengstenberg: „In seinen „Beiträgen zur Einleitung ins Alte Testament" suchte Hengstenberg die Authentie des Daniel und des Sacharja und später die Mosaicität des Pentateuchs zu retten — mit einer Viele blendenden Mischung richtiger Observationen und haltloser Sophismen. Mit einer Unbefangenheit, welche über Quell und Werth seiner Leistungen hätte die Augen öffen können, proclamirte er die dogmatische Gebundenheit der Wissenschaft

und überließ ihr nur Handlangerdienste zu Gunsten einer Tradition, die nach evangelischen Grundsätzen kaum das Prädikat der Kirchlichkeit, viel weniger den Werth einer bindenden Auctorität in Anspruch nehmen durfte. Gleichwohl brandmarkte er jede Abweichung von dieser jüdisch-christlichen Tradition als Zeichen oder Frucht „des Unglaubens", soweit er nicht selbst von ihr abzuweichen für gut fand. Er sucht ausführlich nachzuweisen, daß die Leugnung der Aechtheit des Pentateuch „nicht in der allgemeinen Hinneigung des Zeitalters zum historischen Skepticismus", sondern „in dem Hange desselben zum Naturalismus und in der Entfremdung von Gott selbst wurzele." Den Naturalisten stehe das Resultat vor aller Untersuchung fest; ebenso stehe dem Gläubigen z. B. die Aechtheit des Pentateuch im Voraus fest. Und diese Sorte von Vertheidigung gilt ihm als Princip und System; denn „die ganze Kette der göttlichen Offenbarung reißt, wenn Ein Glied willkürlich herausgelöst wird." Nicht war es ihm darum zu thun, die irrige Art der Forschung zu berichtigen, sondern mit Hülfe derselben Methode, deren Vorurtheile er züchtigt, nur die traditionellen Ansichten an die Stelle zu setzen. Unzugänglich jeder ächt wissenschaftlichen Beweisführung, gefiel er sich in jener schlauen Spitzfindigkeit, der Carricatur des wahren Scharfsinns, welche mehr blendend als erhellend, das Geistesauge gegen alle kritische Wahrheit in verhängnißvoller Weise abstumpft. Bald suchte er durch die Masse numerirter Gründe zu betäuben, bald ersetzte er den Beweis durch Behauptungen voll einer, schwachen Seelen imponirenden Dreistigkeit."

Ueber Vatke urtheilt Dieſtel (Seite 691 ff.): „Unter den Schülern Hegel's, welche eine Geſammtdarſtellung der Religion des Alten Teſtaments verſuchten, ragt Vatke's Werk hervor durch Schärfe des Urtheils, Reichthum der Einzelforſchung, combinatoriſchen Blick und Großartigkeit der Methode, gleichviel wie weit man ſich heute den Inhalt deſſelben aneignen will. So ſtark auch ſeine Skepſis, ſo einſchneidend ſeine Kritik, ſo kühn ſein Hypotheſenbau, ſo leiſtete es ſchon dadurch Großes, daß es die Tradition des vulgären Rationalismus in tauſend Trümmer ſchlug. Hatte man den richtigen Gedanken, der in Semmler's Unterſcheidung zwiſchen einer höheren Privatreligion und einer niederen öffentlichen lag, bereits vergeſſen oder kaum geahnt, ſo bahnte Vatke durch die Scheidung zwiſchen der Erſcheinungsform und dem Begriff der Altteſtamentlichen Religion den Weg zu der triftigeren Scheidung zwiſchen einer volksmäßigen und einer prophetiſchen Glaubensform in Iſrael und beſeitigte mit dieſem Einen Griffe hundert Irrthümer. Wenngleich die hiſtoriſche Kritik durch das Syſtem ſtark mitbeſtimmt wird, ſo ſtellt er die philoſophiſche Betrachtung doch auf die breite Baſis einer ſehr eingehenden, rein geſchichtlichen Darſtellung des Entwicklungsganges der Religion. Mit nie gekannter Evidenz führte er den Beweis, daß das Judenthum ſich von aller Naturreligion ſpecifiſch unterſcheide. Während man bisher jede entfernte Aehnlichkeit mit heidniſchen Vorſtellungen als Identität nahm, betont Vatke die oft feinen Unterſchiede z. B. des parſiſchen und hebräiſchen Schöpfungsbegriffes. Der hebräiſche Particularismus wird ungleich richtiger gewürdigt. Der hebräiſche

Gottesbegriff in seiner einfachsten Gestalt schließe schon eine Mehrheit von Göttern aus; mithin falle die Verehrung Eines Gottes neben andern gar nicht in den Begriff der Alttestamentlichen Religion — während der Rationalismus genau das Gegentheil lehrte. Recht im Gegensatze zu dem bisherigen Verfahren nimmt er seinen Standpunkt nicht im sogenannten Mosaismus, sondern im späteren d. h. prophetischen Bewußtsein, das „dem Begriffsinhalte der Religion viel mehr entspreche als das frühere"; und darum kann er Vielem beistimmen, was Andre gegen die Hegel'sche Auffassung monirt hatten. In der Geltung des Sittlichen gesteht er dem Hebraismus die Werthschätzung der Gesinnung zu und zerstört den irrigen Schluß vom Dasein des „Gesetzes" auf die Forderung purer Legalität." „Niemals wird die Gesinnung für gleichgültig erklärt und der äußeren Handlung als solcher, als in mechanischer Aeußerlichkeit, ein Werth beigelegt." „Das Bewußtsein des göttlichen Wohlgefallens überwog bei den Frommen die Seite der Lohnsucht." Die Unvollkommenheiten der Religion ergeben sich ihm weniger aus seinem Systeme als aus der Norm des Christenthums."

Gerade der scharfe Gegensatz zu Hengstenberg war es, der Vatke's Ansehen und Einfluß erhöhte, der auch alle seine Verehrer und Freunde wünschen ließ, er als der einzige kritische Theologe der Facultät dürfte niemals die Berliner Universität verlassen, denn er bliebe verpflichtet, der immer lauter und anspruchsvoller auftretenden „Rechtgläubigkeit" entgegen zu treten. In diesem Sinne äußerten sich auch seine Collegen von der philosophischen und juri-

stischen Facultät, mit besonderer Lebhaftigkeit Gans, der 1839 starb. Ueber ihn schrieb Vatke an Bruder Georg am 9. Juni 1839: „Mit Gans hat unsere Richtung einen ihrer gewandtesten und geistreichsten Vertreter verloren. Er war gerade kein tiefer Denker, kein gelehrter und gründlicher Forscher, aber ein kenntnißreicher, geistreicher Mann, der sehr anregte und in seinen öffentlichen Collegien ungeheuren Zulauf hatte. Auch sollen seine Leistungen auf dem Gebiet des Landrechts und der neueren Gesetzgebung tüchtig sein. Sonst war er mehr Publicist und Schöngeist, als strenger Jurist. Ich stand mit ihm recht freundschaftlich und betraure seinen Verlust sehr."

Waren Gans, Hotho und Michelet unbedingte Anhänger der Hegel'schen Philosophie geblieben, so trat Vatke zu ihr schon von jetzt ab in ein kritisches Verhältniß, das sich allmälig in eine Abkehr von Hegel umgestaltete. Er bediente sich noch ganz der Hegel'schen Dialektik zur Bekämpfung der Gegner; auch war er viel zu lange überzeugter Hegelianer gewesen, als daß die Abwendung gleich für Viele hätte erkennbar werden können. Allein sie vollzog sich um so gründlicher, je vorsichtiger Vatke die Fäden löste. Er begehrte für das System mehr Inhalt, es sollte sich concreter ausgestalten, mehr angewandte Philosophie werden. Er ahnte früh die immense Bedeutung der Naturwissenschaft für die Philosophie, die Nothwendigkeit für die Metaphysik, zur Physik in eine innere Beziehung zu treten, und ebenso sollte die Psychologie mit der Physiologie sich auseinandersetzen und die Ergebnisse der letzteren zur Berichtigung oder Ergänzung ihrer Sätze verwenden. So ließ sich Vatke

früh auf sorgliches Studium naturwissenschaftlicher Forschungen ein, und hieraus erklärt sich seine allmälige Befreiung von der Vorstellung der damaligen Zeit, als sei mit dem einen oder dem andern philosophischen System irgend welches Räthsel zu lösen. Die Naturwissenschaft trat vor jetzt vierzig Jahren als eine Macht auf, die sich rasch Respect zu verschaffen wußte, und wer ihr zunächst als Laie gegenüber stand, der that gut, als rein philosophischer Schriftsteller auf sich zu achten und den Fortgang des Prozesses aufmerksam zu beobachten. Wenn wir in Vatke einen Gelehrten kennen lernen, der, bei allem immensen Fleiß in seiner Studirstube, verhältnißmäßig wenig hat publiciren lassen, so erklärt sich dies, soweit seine rein philosophischen Leistungen in Betracht kommen, aus seiner veränderten Stellung zur Philosophie. Er ließ, was er überhaupt zu geben hatte, seinen Zuhörern zu Gute kommen, die ihn pietätvoll verehrten. Er schrieb um diese Zeit an Bruder Georg: „Meine Zuhörer haben sich etwas gemehrt, doch habe ich den Glanzpunkt von 1832—33, vor der Verketzerung, noch nicht wieder erreicht. Ich pflege zu prophezeihen, daß bis 1850 der Pietismus noch steigt, dann aber mit Macht fallen wird."

Für seine Vorlesung über Wesen und Ursprung der Sünde, die er im Winter 1839—40 hielt, hatte er 71 Zuhörer; 38 hörten die Erklärung der Genesis und 37 die Einleitung in das Neue Testament. Immerhin ein ganz leidlicher Erfolg, mit dem er zufrieden sein durfte.

Im Frühjahr 1840 starb Altenstein, dieser ausgezeichnete Mann, von dessen Leben und Wirken wir eine

erschöpfende Darstellung leider noch immer nicht haben. Für Batke war der Todesfall sehr schmerzlich gewesen, denn er hatte dem Minister nicht blos viel zu verdanken gehabt, sondern er war mit der Zeit zu ihm in ein Vertrauensverhältniß getreten, das irrthümlich Einzelne so deuteten, als hätte Altenstein zeitweilig gewünscht, Batke als vortragenden Rath ins Ministerium zu berufen. Davon war nie die Rede, der Minister würde auch von vorn herein gewußt haben, daß Batke ohne Besinnen abgelehnt hätte. Bei einem Besuch im Cultusministerium lenkte sich das Gespräch auf die Neubesetzung einer Professur, und Batke brachte Knobel in Vorschlag; der Minister erwiderte: „Ich will nur entschiedene Leute haben, wie Sie und Hengstenberg, keine Vermittler!“ Gern sprach Altenstein von den Philosophen, so auch, nachdem Hegel abgehandelt war, von Fichte. „Ich glaube, Herr Professor, wenn Fichte heute lebte, würde er anders lehren.“ Batke erwiderte: Gestatten Ew. Excellenz, daß ich daran zweifle; Fichte war kein Mann, der den Mantel nach dem Winde trug.“ Nicht ungern erinnerte sich der Minister der Mühe, die es ihm gemacht hatte, Batke zum Professor zu ernennen; auch war es wohl auf Veranlassung Altenstein's geschehen, daß damals Johannes Schulze den jungen Licentiaten bestimmte, dem Kammerherrn v. Schilden einen Besuch zu machen. „Herr v. Schilden“, erzählte Schulze, „speist häufig beim Kronprinzen, und weil Sie Sr. Königlichen Hoheit schwarz geschildert sind — Sie hätten Lehrtalent und viel Anhang unter den Studenten — so ist es gut, daß, wenn bei Tische auf Sie die Rede kommt, wenigstens Einer von

Ihnen ſagen kann: ich kenne Vatke.“ Vatke war denn auch zu Herrn v. Schilden hingegangen, der gerade in der „Religion des Alten Teſtaments“ las. Der Kammerherr empfing den Licentiaten freundlich, ihn mit den Worten begrüßend: „Ihr Buch iſt ja ſehr intereſſant, aber ſehr ſchwer zu verſtehen!“ Auf ſolchen Umwegen wurde verſucht, den Kronprinzen wenigſtens etwas umzuſtimmen.

Anknüpfend an Altenſtein's Hinſcheiden ſchrieb Vatke an Bruder Georg am 31. December 1840, dem Jahre des Regierungsantritts Friedrich Wilhelms IV.:

„Wie Du vielleicht gehört haſt, iſt unſer früherer Cultusminiſter v. Altenſtein, mein Gönner, im vorigen Frühjahr geſtorben; die Beſetzung der Stelle verzögerte ſich bis in den Herbſt, obgleich man den Nachfolger im Spätſommer ſchon wußte. Nach der Huldigung wurde er officiell erklärt und beſtätigt in der Perſon des Herrn Eichhorn, Neffen des Theologen in Göttingen, früher hier Wirklicher Geheimer Legationsrath und Director im Miniſterium des Auswärtigen, ein gebildeter und humaner Mann, langjähriger Freund Schleiermacher's und religiös im Sinne der practiſchen Seite von Schleiermacher's Syſtem, doch ohne die theoretiſche, pantheiſtiſche. Alle Liberalen ſind froh darüber, daß ein ſolcher Mann Cultusminiſter geworden iſt, und nicht Graf Stollberg oder Herr v. Bodelſchwingh (jetzt Präſident der Rheinprovinz), beide im Rufe des Pietismus, welchem der König zuerſt und eigentlich jene wichtige Stelle zugedacht haben ſoll. Ende Oktober wurde zugleich bekannt, daß der König den Etat mehrerer Univerſitäten, wie es längſt Bedürfniß geweſen war, erhöhen

wollte; Berlin sollte 20,000 Thaler Zulage erhalten, welche Summen aber nicht blos zu Gehältern der Docenten, sondern auch für Museen, Apparate der Naturwissenschaften u. s. w. verwendet werden soll. Nun haben an der Universität nur die ordentlichen Professoren, und auch diese nicht Alle, das etatsmäßig bestimmte Gehalt, die außerordentlichen haben weniger (2—300 Thaler) oder gar nichts. Daher wurde der Minister von allen Seiten mit Gesuchen bestürmt. Auch ich dachte, wenn Alle kommen, darfst Du nicht fehlen. Denn ich habe bis jetzt noch keinen Pfennig vom Staat erhalten. Um sicher zu gehen, ging ich zu meinem Gönner, dem Geheimenrath Schulze und fragte um Rath; es sei, bemerkte ich ihm, Ehrensache für mich, jetzt nicht übergangen zu werden. Bekäme ich jetzt kein Gehalt, so nimmermehr, wenigstens unter dieser Regierung nicht. Er billigte meine Ansicht; aber sein Einfluß als Hegelianer, der unter Altenstein sehr groß war, ist unter Eichhorn eben so gering. Indeß beschloß ich auf Schulze's Rath dem Minister meine Aufwartung zu machen. In der gewöhnlichen Audienzstunde fand ich mich im Vorzimmer ein; Enke war auch da, war durch Hamburg passirt, hatte Dich aber nicht gesehen. Der Minister empfing mich sehr freundlich, wie gewöhnlich, und unterhielt sich dreiviertel Stunden mit mir, ließ mich meine Stellung, Richtung, Bestrebungen aussprechen und theilte mir seinen Bildungsgang und seine Ansichten mit. Er kannte mich schon dem Namen nach, hatte aber noch nicht Zeit gehabt, von mir etwas zu lesen. Ich sei ihm, sagte er, als einer destructiven Richtung angehörig, geschildert; wenn das wirklich so wäre, so würde

es ihm trotz seines guten Willens schwer halten, etwas für mich zu thun; als Schriftsteller möge Jeder so frei auftreten, wie er wolle, als academischer Docent sei aber eine Schranke nöthig; indeß freue er sich sehr, mich persönlich zu sprechen, glaube meiner Versicherung, daß die Sache von Andern in einem parteiischen Lichte dargestellt sei und sei gespannt auf meine neueste Schrift, von der ich ihm gesagt, daß sie nächstens erscheinen solle. — Ich hatte mich ihm offen, bescheiden, aber auch mit Selbstgefühl dargestellt, wie ich von selbst gethan hätte, wenn es mir Schulze auch nicht ausdrücklich empfohlen hätte. Dies geschah um die Mitte des November. Eifriger als vorher bereitete ich nun den Druck meiner Schrift: „Die menschliche Freiheit im Verhältniß zur Sünde und Gnade dargestellt", deren Vollendung durch mein häusliches Unglück unterbrochen war, vor, und habe jetzt schon fünf Bogen fertig, so daß, wenn kein Unglück dazwischen kommt, das Ganze, etwa 16—20 Bogen, im Februar vollendet wird. Ich mußte die Sache nun ruhig abwarten. Vor ungefähr vierzehn Tagen gehe ich die Leipziger Straße herab, als mir Schulze quer über den Damm nachgeeilt kommt und meldete, daß er mir Gehalt „losgeeist" habe; der Minister habe mich mit 300 Thalern in den Etat des Jahres 1841 aufgenommen, und bedürfe bloß noch der Bestätigung des Königs. Ich brauche nicht weiter einzukommen, man werde mir vom Ministerio aus schon Meldung machen. Diese ist nun aber bis heute, den 31. December, nicht erfolgt, sei es, daß der König mich gestrichen, oder daß die Sache sich ein Wenig verspätet hat und noch kommt. Man hält es im Allgemeinen für

unwahrscheinlich, daß der König ungeachtet seiner Richtung, einen Einzelnen verfolgt und etwa mich von der Liste streichen sollte. Ich muß natürlich ruhig warten. Allerdings werde ich durch Gehalt, sei es auch gering, in meiner Stellung officiell anerkannt, und habe damit Anspruch auf spätere Zulage; daher ist die Sache von großer Bedeutung für mich und meine Richtung. Sobald ich Gewißheit erhalte, werde ich Dir das Nähere melden. Die allgemeine Stimmung und vielfache Besorgniß aller Liberalen hier in Berlin und anderwärts wirst Du aus den Zeitungen kennen; die Verstimmung ist in der That größer, als die Zeitungen zu sagen wagen und manche Artikel sind in einem ironischen Sinne geschrieben."

Vatke sprach in diesem Briefe von einem „häuslichen Unglück", mit diesem Unglück war aber großes Glück verbunden. Lassen wir ihn selbst sprechen: „Ich habe Dir anzuzeigen, daß uns ein zweiter Sohn geboren ist, denke Dir, schon am 20. September; der kleine Neffe meldet sich aber durch ein besonderes Verhängniß erst jetzt an. Er wurde nämlich in einem vortrefflichen Zustande, gesund, stark und glücklich geboren. Indeß die Mutter war nicht im Stande, das Söhnchen selbst zu nähren. Deshalb wurde eine Amme genommen, angeblich gesund, die aber eine entzündliche Krankheit verhehlte. Eine Entzündung aller Schleimhäute plagte das Kind vierzehn Tage. Schon war uns Allen die Hoffnung seiner Erhaltung bis auf einen leisen Schimmer verschwunden; den 29. September erhielt er die Nothtaufe und mit ihr den Namen Theodor, denn wir wollten ihn, bliebe er leben, als zum zweiten Male von

Gott gegeben anſehen und in ſeinem Namen ein ſtetes Erinnerungszeichen der gegenwärtigen Noth und unſeres Dankes haben. Während dieſer ganzen Zeit lag die Hauptſorge auf mir; ich verließ nur auf kurze Zeit die Krankenſtube, zum Glück waren Ferien. Unter ſolchen Umſtänden, lieber Bruder, ſchob ich die Meldung der Geburt an Dich noch auf, weil ich vielleicht bald eine Todesanzeige damit verbinden mußte. Mit der zweiten Woche des Octobers begann jedoch die Beſſerung, das Kind gedieh nun bei der zweiten Amme zuſehends und iſt uns, Gott ſei Dank! bis jetzt erhalten."

Dieſer zweite Sohn, dem dieſe Blätter gewidmet ſind, erhielt in der Taufe die Namen Ernſt Friedrich Theodor. Seine Geburt fiel in die Zeit großer wiſſenſchaftlicher Arbeiten, die den Vater mehr als je an den Schreibtiſch feſſelten. „Mein Buch zu redigiren iſt mir inſofern erleichtert", erzählte Vatke dem Bruder Georg, „als ich vorigen Winter über dieſen Gegenſtand ein Publikum mit großem Zulauf von Theologen und Nichttheologen geleſen habe, alſo mein eigenes Heft benutzen kann. Freilich wird daraus durch Ausführung und Buchform etwas ganz Anderes. Wie geſagt, Ende Februars hoffe ich ſo glücklich zu ſein, Dir meinen Zweitgebornen höflich vorzuſtellen. Dieſes geiſtige Kind meldet ſich vor ſeiner Geburt an und hofft damit das Unrecht in Beziehung auf den phyſiſchen Halbbruder einigermaßen gut zu machen, wenn ſonſt der Onkel Nachſicht hat."

Ueber die Stimmung in Berlin ſchrieb Vatke an ſeinen Bruder: „In den Zeitungen haſt Du vielleicht von

einem Gedicht gelesen, das auf die Berufung des Herrn v. Hassenpflug zum Obertribunalsrath gemacht ist, nach der Melodie: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein.“ Darin werden die Häupter der pietistisch-absolutistischen und aristokratischen Richtung, der Minister des Innern und der Polizei v. Rochow, der Oberpräsident von Sachsen Graf Stollberg, der General und Minister Thiele, die Herren v. Voß und andere, die alle als Intimi des Königs gelten, scharf durchgezogen. Als der König das Gedicht kennen lernte, soll er gesagt haben, dies sei der erste tiefe Seelenschmerz seit Antritt der Regierung. Es soll eine Untersuchung nach dem Verfasser stattgefunden haben; man sagt, sie sei stehen geblieben bei einem Kammergerichtsrath, der sich geweigert habe, zu sagen, woher er es habe. Daß das Lied gemacht ist, hat wenig zu bedeuten, desto mehr aber, daß es so viel Anklang gefunden und in der ganzen Stadt mit Jubel recitirt wird. Ich habe es öfter gehört und setze hier die ersten und letzten Strophen als Probe her:

1.

Wir wollen ihn nicht haben,
Den Herrn von Hassenpflug,
Obgleich die Schaar der Raben,
Zum Adlerneſt ihn trug.

2.

Scheinheiliger Gespiele
Im feigen Knechtlingstroß,
Der Stollberg, Rochow, Thiele,
Der Radowitz und Voß.

Den stets die Zwingherrn rufen,
Den stets das Volk verschmäht,
Sei auch auf Thrones Stufen
Dein Richterstuhl erhöht.

Die beiden letzten Strophen lauten:

So lang ſtatt andrer Wehre
Ein Lied iſt unſer Schild,
Gefühl für Pflicht und Ehre
Uns als Verfaſſung gilt,

So wollen wir nicht haben
Den Herrn von Haß und Fluch,
Den Heſſen, Holland, Schwaben
Verdammt mit Einem Spruch.

So ſchlimm ſoll der Befeindete nicht ſein, indeß hat derſelbe dem Vernehmen nach vier Monate Urlaub erhalten, damit der erſte unangenehme Eindruck erſt vorübergehe. Auf den großen Enthuſiasmus der Huldigungszeit iſt eine merkwürdige Kälte gefolgt. Ich will jedoch wünſchen und hoffen, daß Alles beſſer kommt, als man meint. Der König ſoll von Herzen ein trefflicher Mann und auch geſcheut ſein, nur ſoll die Umgebung viel Einfluß äußern. Erfährt er die öffentliche Stimmung, ſo wird er ſich gewiß darnach etwas richten, zumal, wenn es Krieg geben ſollte."

Die menſchliche Freiheit in ihrem Verhältniß zur Sünde und zur göttlichen Gnade.

„Das Buch über die menſchliche Freiheit iſt mir unter der Hand angewachſen und konnte erſt Ende Juli ausgegeben werden. Wie ich meine, iſt es in einem milden und verſöhnlichen Geiſte geſchrieben und kann ſchwerlich Anſtoß erregen. Ich habe darin beſonders gegen Julius Müller's (Profeſſor in Halle, Bruder des Philologen Otfried) Schrift über die Sünde, aber auch gegen andere ältere und neuere Meinungen polemiſirt. In der Darſtellung habe ich mich ſeit 1835 hoffentlich etwas gebeſſert."

So Vatke ſelbſt über ſeine zweite bedeutende Schrift, die bei den Philoſophen gerade ſo viel Aufſehen machte, wie in der theologiſchen Welt. Baur (Tübingen)*) ſagt von ihr: Hier wird vor Allem dem ganzen Standpunkt, auf welchem Verhältniſſe des Geiſtes nach abſtracten Kategorien der endlichen Relation beſtimmt werden, die Berechtigung abgeſprochen. So gewiß der Wille auch eine Cauſalität ſei und Wirkungen hervorbringe, ſo ungenügend ſei doch dieſe Kategorie zur Bezeichnung ſeines concreten Weſens. Abſolute Urſächlichkeit, Allwirkſamkeit oder Allmacht ſei daher auch eine viel zu abſtracte Beſtimmung des göttlichen

*) Ferd. Chr. Baur, Vorleſungen über die chriſtliche Dogmengeſchichte. 3. Bd. S. 587 ff.

Willens. Die Causalität als solche sei weder Bewußtsein noch Selbstbestimmung, als absolut gedacht sei sie das Eine, aber nicht das Allgemeine, und noch weniger das für sich seiende Allgemeine. Diese letztern Bestimmungen kommen erst dem Begriff und der Idee, und damit dem Subjecte zu, das Causalitätsverhältniß stelle dagegen die Vermittlung der Substanz dar, sofern dieselbe noch nicht zur Allgemeinheit des Begriffs aufgehoben sei. Man meine zwar, mit der Bestimmung der absoluten Causalität ein Allgemeines ausgesprochen zu haben, es sei aber nur das Allgemeine der abstracten Vorstellung, nicht das concret Allgemeine des Begriffs, welcher das Besondere als seine eigene Bestimmtheit umfasse, und als immanente Entwicklung und Selbstbestimmung dem wechselnden Uebergehen der einen Seite in die andere entnommen sei. Nach dem Causalitätsverhältniß könne das Unbedingte nur als absolute Einheit aller endlichen Ursachen und Wirkungen gefaßt werden. Der in gerader Linie fortschreitende Causalnexus, in welchem die Ursache zur Wirkung, diese wiederum zur Ursache für eine andere Wirkung werde und sofort in's Unendliche, werde zur Wechselwirkung aller Dinge, alle Dinge seien Ursache und Wirkung zugleich sowohl bedingend als bedingt, das Absolute könne daher auch nur die umfassende Einheit alles Bedingten und Bedingenden sein, so daß es nur unbedingt sei, sofern es sich alle Bedingungen selbst setze, und sich in dem Bedingten mit sich selbst zusammenschließe. Innerhalb dieses Zusammenhangs der einzelnen Theile der Welt liege nun auch die menschliche Freiheit, sie müsse daher im Verhältniß zu den einzelnen Theilen Ursache und Wir-

kung, beſtimmend und beſtimmt zugleich, in Beziehung auf das Ganze und die göttliche Allmacht aber nur beſtimmt ſein; es könne daher auch nur das Gefühl der abſoluten Abhängigkeit eintreten. Da Gott dem Menſchen gegenüber nicht Perſon ſei, ſo habe er auch keinen perſönlichen eigentlichen Willen, und es falle damit die Schwierigkeit weg, die menſchliche Selbſtbeſtimmung als Product der göttlichen Selbſtbeſtimmung zu denken, oder, was daſſelbe ſage, einen in ſich vollſtändigen perſönlichen Willen in einen andern übergehen zu laſſen, ohne daß dadurch der eine aufgehoben würde. Dafür trete aber die andere Schwierigkeit der abſtracten Einerleiheit um ſo ſtärker ein, die freie Selbſtbeſtimmung der abſoluten Cauſalität werde für den Einzelnen zu einem Sichbeſtimmtwiſſen, zum Gefühl der abſoluten Abhängigkeit. Beide Seiten der Idee ſeien hier unmittelbar identiſch und gehen in einander über wie Urſache und Wirkung, ſo daß derſelbe Act der Freiheit nach der göttlichen Seite beſtimmende Urſächlichkeit, nach der menſchlichen beſtimmte Wirkung ſei. Mit dieſer Auffaſſung der menſchlichen Freiheit werde aber ihr Begriff vernichtet, und die vernünftige Totalität der Idee auf eine armſelige Kategorie der endlichen Relation reducirt, welche das Freie als ſolches nicht angemeſſen bezeichnen könne; die richtige Annahme der Identität der göttlichen und menſchlichen Freiheit erſcheine ſo in der Prädeſtinationslehre auf eine ganz ungünſtige Weiſe. Mache man die eine Seite des Verhältniſſes von vorn herein zur umfaſſenden Totalität, ſo könne natürlich die andere Seite, weil ſie in der Auffaſſung der erſten ſchon negirt ſei, daneben nicht beſtehen.

Zu den Ersten, die sich über die menschliche Freiheit äußerten, zählte Georg Vatke, der am 26. October 1841 von Hamburg schrieb: „Herzlich geliebter Bruder. Durch Uebersendung Deiner herrlichen Geschenke — des Porträts und des Buches — hast Du mich höchst angenehm überrascht und mir eine außerordentliche Freude gemacht, die sich durch Worte nicht angemessen ausdrücken läßt, und ich sage Dir meinen innigsten, herzlichen Dank dafür. Du hast mir zwei Porträts von Dir zugleich gegeben, die sich gegenseitig ergänzen. Denn Dein vortreffliches Buch ist mir auch ein Bild von Dir und führt mir nebst vielen neuen auch viele alte, mir wohl bekannte schöne Züge von Dir vor. Denn ich finde darin die treuherzige Offenheit, den sittlichen Ernst, das entschiedene Streben nach Wahrheit mit milder Duldsamkeit gegen irrende Schwäche wieder. Ueberhaupt kann ich Dir sagen, daß das Buch das größte Interesse in mir erweckt hat, ja daß es förmlich Epoche in meinem geistigen Leben macht. So lange ich es besitze, denke ich fast nur an Dich, d. h. ich suche Dich, den Denkenden, in mir zu reproduciren. Ich will Dir aber auch offen gestehen, daß es meinem alten Kopfe nicht geringe Anstrengung kostet, Dir in der Gedanken-Entwicklung zu folgen; denn theils habe ich mich wohl durch den nothwendigen und unnöthigen Gedächtnißkram in meiner geringen wissenschaftlichen Haushaltung sehr verflauet, theils ist mir die Terminologie und feinere Begriffsbestimmung der neuern Philosophie nicht geläufig; stutze ich doch schon bei dem Unterschiede von Identität und Einerleiheit und muß mich erst orientiren; das Wort Dialektik in dem Sinne, wie es hier vorkommt, war

mir ganz neu. Aber wie ſich die Schwierigkeiten ſteigerten, ſo ſteigerte ſich auch mein Eifer, denn was ich zu verſtehen begann, war mir auch ſo plauſibel und intereſſant, daß ich das Ganze gleich hätte gewinnen mögen, doch ich mußte Schritt vor Schritt gehen, um eine Perle an die andere zu reihen, bis ich endlich die Freude hatte, das Ganze zu überſchauen. Ich fühle mich ſehr glücklich und halte es für einen großen Gewinn, dieſes Ziel erreicht zu haben. Es ſind mir freilich noch einige dunkle Stellen geblieben, z. B. in der Widerlegung der Prädeſtinationslehre und der Anſicht von der präſtabilirten Harmonie, jedoch hoffe ich auch mit allen dieſen Punkten noch in's Klare zu kommen. Insbeſondere gefallen haben mir folgende Abſchnitte: 1. die ſchöne, lichtvolle Darſtellung des Begriffs vom Willen. 2. Die Entwicklungsſtufen des ſubjectiven Willens. 3. Die Darſtellung des Böſen nach ſeinem Weſen; die Nothwendigkeit der Möglichkeit und Wirklichkeit des Böſen; die gut durchgeführte Abhaltung des Böſen von dem unmittelbaren Willen Gottes, in den Fällen, wo das Böſe empiriſch erſcheint. 4. Der ganze Abſchnitt: die Idee als unendliche Rückkehr in ſich. Jedoch was hebe ich Einzelnes hervor? Das Ganze iſt vortrefflich! Die Darſtellung finde ich ſehr lichtvoll und fließend. Die Gedankenfülle und Lebendigkeit läßt Dich ſo fortſchreiten, daß die Verbindungen und Uebergänge mehr innerlich ſind, die Gliederungen nicht ſo äußerlich hervortreten, was im Allgemeinen eine Schönheit des Styls iſt. Meinem ſchwachen Kopfe iſt es aber Bedürfniß die Gliederung auch in abstracto zu faſſen, um die Gewißheit von dem gewonnenen Inhalte der Darſtellung zu haben,

zumal in einer rein geiſtigen Sphäre. Aus dieſem Grunde mag es mir in manchen Stellen wohl ſchwer geworden ſein, Dir zu folgen. Ich habe das Buch bis jetzt nur zweimal durchgeleſen, das erſte Mal, um den Ueberblick zu gewinnen, ohne mich bei den Schwierigkeiten lange aufzuhalten, das zweite Mal, um es recht zu verſtehen. Ich habe dadurch ganz neue Anſichten gewonnen von dem Weſen Gottes und ſeinem Verhältniſſe zur Natur und den Menſchen. Bisher war ich auch in der abſtracten Verſtandesanſicht von einem überweltlichen Gotte befangen, jedoch in einer gewiſſen Unbeſtimmtheit. Deine Anſicht ſpricht mich ſehr an, und die Deutung der urchriſtlichen Anſchauungen und Lehren auf jenes Verhältniß ſetzt mich in Erſtaunen. Mich darin aber völlig zu orientiren iſt nicht die Sache einer kurzen Zeit. Nach einer Pauſe werde ich Dein Buch wieder ſtudiren, um mich weiter zu erleuchten und in der Erkenntniß der Wahrheit zu befeſtigen. Ich verhalte mich aber nicht bloß theoretiſch zu dem Inhalte deſſelben, ſondern ich habe ihn auch beherzigt. Ich fühle und erkenne ſehr lebhaft, wie weit Du vor mir voraus biſt in der Entwicklung der Freiheit; aber ich freue mich deſſen herzlich, zumal Du als ein großer Baumeiſter in dem Reiche Gottes mich, den kleinen, unbedeutenden Handlanger mit ſtets gleicher brüderlichen Liebe und Nachſicht umfaſſeſt. Deine Theologie liebe ich, weil Wahrheitsſinn und Frömmigkeit ihr auf gleiche Weiſe zu Grunde liegen; Deine Philoſophie bewundere ich wegen des darin ſich zeigenden großen Scharfſinns und wegen der Kraft, eine ſo große Mannigfaltigkeit von Gedankenbeſtimmungen zu klarer Einheit zu verbinden. Selbſt die Univer-

ſalität Deines Wiſſens muß ich bewundern, denn wo Du in dieſem Buche aus andern Sphären Analogen und Erläuterungsmittel eineſt, da zeigſt Du eben ſo viel Geſchmack als gediegene Kenntniß. Mich ſtrengt das ſpeculative Denken ſehr an, und productiv bin ich leider gar nicht. Aber ich bilde mir auch gar nicht ein, daß ſelbſt Du ein ſo ſchönes Werk ſollteſt ohne große geiſtige Anſtrengung zu Stande bringen können. Daher bitte ich Dich recht innig, daß Du Dir auch wieder Ruhe gönneſt, um neue Kräfte zu ſammeln, damit wir uns ſpäter wieder einmal an einem ſchönen Werke von Dir erfreuen können. Das Ueberarbeiten kann der menſchliche Organismus nicht vertragen. — Dein Porträt finde ich im Ganzen getroffen, etwas vom Natürlich-lebendigen geht ſolchen Bildern gewöhnlich ab, es zeigt mir aber treu genug Deine guten und klugen Züge und iſt mir ein ſehr lieber Beſitz.

Ich kann mir denken, wie die Ankunft von Schelling in Berlin einige Bewegung veranlaßt; wiſſenſchaftlich ſtehſt Du in vielen Berührungen mit ihm, aber ich rathe Dir vorſichtig mit dem Manne zu ſein. Du biſt und denkſt zu nobel, um in eine unedle Rivalität eingehen zu können. Wenn Du mir einmal wieder ſchreibſt, ſo berühre doch dieſen Punkt und melde mir doch auch, was Du über den Eindruck erfahren haſt, den Dein Buch auf das gelehrte Publikum gemacht hat. Wenn den Leuten in Berlin nun kein Licht aufgeht über Deinen Werth als Mitglied der Univerſität, ſo werden ſie inconſequent mit ſich ſelbſt. Der Ton in Deinem Buche iſt muſterhaft.

Schließlich bitte ich Dich noch, mir die Art, wie ich

über Dein Buch mich ausgesprochen habe, zu Gute zu halten. Ich bin ein Laie in der Theologie und in der höheren Wissenschaft; habe ich also Unstatthaftes gesagt, so theile mir Deine Meinung ohne Rückhalt mit, ich werde mich gern belehren lassen; nur das Reinsubjective dabei, die innigste Liebe und aufrichtige Verehrung Deiner geistigen Höhe lasse ich mir nicht nehmen. Ruhe Dich ja nun etwas von der Arbeit aus und denke dann recht oft an Deinen Dich innig liebenden und dankbaren Bruder Georg Vatke.

C. L. Michelet ging in seiner „Entwicklungsgeschichte der neuesten deutschen Philosophie mit besonderer Rücksicht auf den gegenwärtigen Kampf Schelling's mit der Hegel'schen Schule" sehr ausführlich auf Vatke's philosophische Sätze ein. Aus seiner Darstellung ist Folgendes hervorzuheben: Vatke schließt sich noch am nächsten an Marheineke an, indem er vielfach in der Form der Vorstellung spricht, und von ihrer Voraussetzung aus die Deduction der speculativen Idee vornimmt. Doch steht er durchaus nicht mehr in dieser Unbestimmtheit und Unbefangenheit, wodurch seine Sätze auch noch, wie bei Hegel und Marheineke, im Sinne der rechten Seite interpretirt werden könnten. Sondern er hat das vollkommene Bewußtsein über die Alleingültigkeit des speculativen Gedankens im Sinne der linken. Wie Plato aber ein für sich klares Philosophem wieder in die Form des Mythus hüllt, so umgiebt Vatke seine speculativen Sätze mit den hergebrachten Vorstellungen der Dogmatik, obgleich er recht gut weiß, daß zwischen Beiden eine himmelweite Inhaltsverschiedenheit stattfindet, die auch gar nicht ausgeglichen werden könne. Deßwegen verlangt

er auch, den religiöſen und den philoſophiſchen Sprachgebrauch gehörig auseinander zu halten. Warum läßt er in einer ſpeculativ theologiſchen Schrift beide dann aber ſo unter einander laufen? und hätte er nicht vielmehr den einen auf den anderen zurückführen müſſen? Snellmann vernachläſſigt die Form der religiöſen Vorſtellung ganz; ich aber ſtrebe, mir aus dem ſpeculativen Inhalt eine neue zu bilden.

Ueber die Perſönlichkeit Gottes ſagt Vatke, von dem Begriffe der menſchlichen Sittlichkeit ausgehend: Das objective Moment des Willens iſt das Syſtem der gegenſtändlichen Freiheit, Familie, Staat, Kirche, das von dem in ſich allgemeinen Selbſtbewußtſein geſetzt wird. Das ſubjective Moment, das Ich, als die mit dem wahrhaften Inhalt erfüllte unendliche Form, iſt die Perſönlichkeit; das innerlich allgemeine Weſen iſt die Continuität der Geſinnung, welche alle Momente auf Gott als den abſoluten Einheitspunkt bezieht. Im wirklichen Geiſt ſind beide Seiten identiſch; das iſt der Geiſt, der ſich ſelbſt erſcheint und für den Geiſt iſt. Sind beide Formen auch von Gott zu prädiciren? Gott wäre aber dann mit der Menſchheit identiſch, und die Religion, welche an dem Unterſchied feſthält, ein unerklärliches Räthſel. Nun muß jede Philoſophie, die Gott nicht bloß als Subſtanz faßt, ihn als abſoluten Geiſt und abſolute Selbſtbeſtimmung zu begreifen ſuchen. In neuern Zeiten hat man, um den Pantheismus mancher Richtungen zu bekämpfen, großes Gewicht auf die Form der Perſönlichkeit gelegt, und dieſelbe ſogar als die letzte und höchſte angeſehen, während die orthodoxe Kirchenlehre drei Perſonen in

der Einheit des göttlichen Wesens unterscheidet, und damit eine über die einzelne Persönlichkeit hinausgehende höhere Einheit als absolute Form anerkennt. Als bloßes Moment in der Totalität Gottes, hat die Persönlichkeit zwar eine hohe, wenngleich keine absolute Bedeutung. Ein vorweltliches Selbstbewußtsein Gottes, als einfaches Denken und Wollen seiner selbst (wie z. B. bei Gabler), wäre von dem leeren Ich, dem Einen Momente des menschlichen Selbstbewußtseins, gar nicht verschieden. Auch der Logos ist nicht der Inhalt dieses vorweltlichen Selbstbewußtseins, weil er nur die methaphysische Abstraction der vernünftigen Wirklichkeit ist. Ein ewiger Rathschluß in Beziehung auf die Welt und eine zeitliche Ausführung desselben sind Vorstellungen, die sich nicht zu einer concreten Einheit des Gedankens zusammenfassen lassen, der volksmäßigen Anschauung aber immerhin bleiben mögen. — Die Theologen sollten aber doch lieber das Volk die Wahrheit lehren, als es bei dem zu lassen, was sie selber für das Falsche erkannt haben.

Nach dieser mehr negativen Bestimmung des göttlichen Wesens kommt Vatke nun an die positive: Der göttliche Wille ist nur das Höchste in der Gesammtbewegung, das Wahre und Gute. In sinnlich gefärbter Vorstellung schaut man die göttliche Persönlichkeit als ein außer- und überweltliches Selbstbewußtsein an, ohne bei ihm die Form der empirischen Einzelnheit aufzuheben. Wird dagegen die einseitige Form der Persönlichkeit aufgehoben, so wird Gott zum Geiste, worin die Persönlichkeit und das Reich Gottes identisch gesetzt sind. So steht Gott nicht andern Persönlichkeiten gegenüber, sondern wird zur unendlichen, in sich

allgemeinen Perſönlichkeit. Nur der allgemeine Begriff, nicht ſeine Realität in der endlichen Erſcheinung leidet Anwendung auf Gott. Gottes Wille iſt der erkannte und gewollte Wille freier Geiſter. Gott iſt das Urbild des Menſchen, das nur in und durch den Menſchen zur Entfaltung ſeiner realen Möglichkeit kommt. Die Perſönlichkeit iſt höchſtes und bleibendes Moment im Geiſte, dieſer aber die umfaſſende Einheit aller Perſonen, alſo die letzte Spitze des Ganzen. Die Einheit im Geiſte kann nichts Perſönliches ſein (wie auch Feuerbach ſagt), da ſie vielmehr als das Band unterſchiedener Perſönlichkeiten gewußt wird. Das Höchſte iſt daher ein Unperſönliches, das die Form der Perſönlichkeit zu ſeinen Momenten hat; aber es iſt nicht etwa unterperſönlich, ſondern überperſönlich. Das Abſolute als Einheit aller Gegenſätze umfaßt auch die Perſönlichkeit, iſt aber ſelbſt keine Perſon, weil eine ſolche nicht abſolut ſein kann. Das Höchſte, Heiligſte, Vollkommenſte iſt ſchrankenloſe, und damit abſolute Allgemeinheit. Die ſubſtantielle Form des göttlichen Lebens tritt als organiſcher Prozeß in die Wirklichkeit, und vermittelt ſich durch die beſonderen Perſönlichkeiten, als die Glieder der Einen Totalität, welche der Geiſt iſt. Die geiſtige Fülle Gottes beſteht nicht in der Summe aller beſondern menſchlichen Perſönlichkeiten, ſondern in ihrer organiſchen Einheit. Die Vielheit der verſchiedenen Perſonen iſt nur die Erſcheinung der freien in ſich beſonderten Subſtanz. Eine in ſich beſchloſſene außerweltliche Perſönlichkeit Gottes iſt weder Geiſt noch Freiheit.

Hiermit tritt Vatke ganz auf die linke Seite hinüber, indem er Gott nicht zur immanenten Perſon macht, ſondern

als Geist nur zur umfassenden Einheit aller im Prozesse hervortretenden Momente: statt daß Gott als die ewig sich selbst gleiche und ruhige personificirte Substanz in den stets sich verändernden Einzelnen aufgefaßt werden muß, die substantiell gewordene wirkliche Person also vielmehr das Höchste ist. Worin ist ferner das Ueberpersönliche besser, als das Schelling'sche Ueberseiende? Mit solchen Hyper-Existenzen muß man die Philosophie nicht beschweren. Doch unterscheidet Vatke sich von der äußersten Linken wieder dadurch, daß er durch das Ueberpersönliche in dem Einzelnen entgegenstehende Transscendenz der göttlichen Substanz schärfer hervorhebt, als selbst Snellmann und ich, die wir insofern der linken näher rücken. Wie soll endlich der Widerspruch entfernt werden, wenn dann auch wiederum dieses Ueberpersönliche die unendliche Persönlichkeit genannt wird? „Das persönliche Selbstbewußtsein schaut im objectiven Selbstbewußtsein der geistigen Totalität seine eigene concrete Allgemeinheit an. Der göttliche Geist, welcher in seiner Einheit mit dem subjectiven Geiste die unendliche Persönlichkeit bildet, ist an und für sich bestimmt durch den Geist aller Persönlichkeiten." Man sieht, der Widerspruch liegt nur in den Worten, denn die unendliche Persönlichkeit ist nur ein anderer Ausdruck für das, was vorhin die überpersönliche Totalität des Geistes genannt wurde.

Auch in der Christologie kommt Vatke nicht über diesen Vorzug der Allgemeinheit hinaus: Kraft seiner Unendlichkeit ist das Subject allerdings die Realität der allgemeinen Idee, welche es aber, wegen seiner Endlichkeit, immer nur mit irgend einer Negation setzt. Keine Persönlichkeit

iſt alſo Träger des Geiſtes in der abſoluten Totalität ſeiner Beſtimmungen. Deßhalb entäußerte ſich der Logos (der aber doch vorhin auch nur die „metaphyſiſche Abſtraction der vernünftigen Wirklichkeit“ ſein ſollte) bei der Menſchwerdung ſeiner abſoluten Allgemeinheit, ging in die Schranke der Perſönlichkeit ein, und dieſe behauptete die geiſtige Allgemeinheit ſo lange in einer beſtimmten Weiſe, bis ſie zur an und für ſich ſeienden, alle Perſönlichkeiten erfüllenden und verklärenden geiſtigen Macht aufgehoben, und damit zur organiſchen Geſammtfülle des göttlichen Lebens wurde. Daß alſo der hiſtoriſche Chriſtus auf Erden die ganze Fülle der geiſtigen Menſchheit in ſich geſchloſſen, iſt ein widerſinniger Gedanke; erſt von dem verklärten, zur concreten Idee erhobenen Chriſtus iſt dies zu behaupten. So iſt in der geſchichtlichen Perſönlichkeit Chriſti die Idee in eine ihrer wahrhaften Allgemeinheit unangemeſſene Form eingegangen, aus welcher ſie nach der Erhöhung Chriſti wieder befreit wurde. — Vatke ſetzt auch hier die unperſönliche Idee über die gegenwärtige Perſönlichkeit, ſtatt im menſchlichen Wiſſen von Gott das Sichwiſſen der göttlichen Perſönlichkeit zu erkennen. Vatke denke hiernach, bemerkt Strauß ſehr richtig, über die gottmenſchliche Perſönlichkeit Chriſti ebenſo als die Schlußabhandlung zum Leben Jeſu, — da er doch wohl nicht den verklärten Chriſtus zu einer beſondern Perſon im Himmel wird machen wollen, weil ja dann jener Mangel, der allem Perſönlichen anklebe, ſie immer noch treffen würde.

Ueber die Unſterblichkeit der Seele redet Vatke gar nicht, beſpricht dagegen gewiſſermaßen zum Erſatze dieſer Lücke ausführlich das Verhältniß Gottes zum Menſchen in

der Sittlichkeit; und da er hierin eigentlich erst zu einer göttlichen Persönlichkeit kommt, so macht er damit den Uebergang zu Snellmann. Das Göttliche, sagt er, ist nicht bloß ein Substantielles und Jenseitiges, sondern ein in die Wirklichkeit Eintretendes und Gegenwärtiges. Nicht die unmittelbare, sondern die aus Gott wiedergeborene Persönlichkeit wird als göttlich gewußt. Das mit dem sittlichen Verhältniß der verschiedenen Glieder zu einander und zur an und für sich seienden Totalität gegebene Selbstbewußtsein ist der göttliche Geist. — Daß nun diese so durch Sittlichkeit substantiirte Person nicht nur göttlich, sondern die Persönlichkeit des göttlichen Wesens selber sei, ist der Standpunkt Snellmann's; und wir müssen annehmen, daß sich auch Vatke zu ihm erhoben hat, da jenes Selbstbewußtsein, von dem er spricht, doch wohl das menschliche ist.

So viel aus Michelet über Vatke. Es folgten rasch die Urtheile Anderer; so schrieb W. Reuter von Aurich: „Vatke's „menschliche Freiheit im Verhältniß zur Sünde und Gnade" ist eins der bedeutendsten Werke, welche aus der speculativen Schule hervorgegangen, und das Bedeutendste, was seit Schelling über diesen Gegenstand speculativ geschrieben. Die Jünger der speculativen Philosophie, wenn sie sich nicht rechts oder links einpferchen, werden in Vatke's Buche eine Fortbildung der Prinzipien jener Philosophie anerkennen; da trifft man nicht auf den sophistischen Versuch, die Dogmen in ihrer ganzen kirchlichen Form der Idee zu vindiciren, aber auch nicht auf den stolzen Leichtsinn, die Geschichte als die unangemessene Erscheinung des Begriffs lieblos zu behandeln, sondern nur auf das vom

Geiſt zeugende und geiſterfriſchende Streben, die Wirklichkeit in ihrer Mehrheit, losgelöſet oder befreit von den Zufälligkeiten der hiſtoriſchen Einwickelung, zu begreifen. Dagegen möchten die Gegner wohl über Dunkelheit oder Unbeſtimmtheit in des Verfaſſers Anſichten klagen, aber dieſe wiſſen nicht, daß das Meſſen der ſpeculativen Methode nicht in dem Ausſprechen von Sätzen, ſondern in der Entwickelung beſteht. Indeß könnte, auch mit dem Verfaſſer auf gleichem Boden ſtehend, erinnert werden, daß er, was freilich Schuld der monographiſchen Form, nicht ſelten bloß behauptet ſtatt beweiſet (z. B. über den Logos), daß er öfter anticipirt und dabei auf die nachfolgende Begründung vertröſtet, aber hierdurch, wie durch — ſo ſcheint es mir — unnöthige Wiederholungen den organiſchen Zuſammenhang zerreißt oder doch ſtört. Dieß der Eindruck, der mir von dem aufmerkſamen Leſen des gut, an manchen Stellen ſchön und lebendig geſchriebenen Buches, zu dem ich öfter mit erneuertem Intereſſe zurückkehren und es gewiß nie ohne Belehrung verlaſſen werde, ſeit drei Monaten geblieben."

Von großem Werth war, was über Vatke's menſchliche Freiheit Karl Roſenkranz*) urtheilte. „Vatke", ſagt er, „hat viel geleiſtet. Mit ruhiger, ſtill in ſich vom Feuer der ſachlichen Begeiſterung geſpannter Darſtellnng läßt er die Idee ſich entfalten. Nie wird er ungeduldig, nie merkt man ihm Vorliebe für einen Begriff, nie Lauheit gegen einen an, ſondern mit gleichmäßiger Gerechtigkeit ver-

*) In den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik Nr. 41 bis 44. März 1842.

breitet er ſich über alle Theile des Ganzen. Indem ich dieſe ſpeculative Kraft, dieſen conſequenten Ernſt anerkenne, ſcheint mir nur eine gewiſſe Poeſie in der Darſtellung zu fehlen, welche leichter iſt zu vermiſſen, als zu beſchreiben, ohne welche aber philoſophiſche Arbeiten von größerem Umfang uns leicht mit einer unwillkürlichen Ermüdung zu beſchleichen pflegen. Ich will Vatke damit nicht tadeln, denn die Strenge der Methode iſt die erſte geſetzliche Anforderung, die man an eine ſpeculative Arbeit zu machen hat, und dieſer hat er mit nicht geringem Erfolg zu genügen geſucht. Nur einen Wunſch ſpreche ich aus, daß zu ſolcher feingebildeten Dialektik auch jener veranſchaulichende, belebende Zug der Phantaſie ſich hätte geſellen mögen. Vatke gehört in dieſer Form derjenigen Richtung der Hegel'ſchen Schule an, welche in Hinrichs ihren urſprünglichen Repräſentanten gewann, dem Conradi, Schaller, Hr. von Stechow u. A. folgten. Ich möchte dieſe Form die Neuplatoniſche nennen, denn bei den Neuplatonikern finden wir etwas ganz Aehnliches, namentlich bei Proklos. Ich geſtehe unverhohlen, daß ich in ſolchen Schriften nach der Leſung von achtzig, neunzig Seiten trotz der größten Aufmerkſamkeit eine längere Pauſe zu machen genöthigt bin, weil ich alsdann anfange, den Zuſammenhang nicht mehr vollkommen gegenwärtig zu haben. Ich muß erſt den gemachten Weg zurückſehen; ich muß erſt die Kothurne der ganz abſtracten Haltung von den Gedanken abbinden und ſie mir aus ihrer ätheriſchen Unſichtigkeit durch Beiſpiele und geſchichtliche Beziehungen etwas vergröbern, um von Neuem verſtändnißvoll dem Autor folgen zu können. Gegen dies Heraus-

ſpinnen des Gedankennetzes machen Strauß und Feuerbach in der Hegel'ſchen Schule den ſtärkſten bis zur Vernachläſſigung der methodiſchen Zucht fortgehenden Gegenſatz aus. Sie ſind voll von treffenden Bildern, von intereſſanten Anſpielungen, von kühnen Antitheſen und einem den Leſer wach haltenden Pathos. Ihr Erfolg iſt daher bei der Maſſe unendlich groß, während Vatke's ſo tief durchdachte, ſo wohlgeſchriebene Abhandlung höchſt wahrſcheinlich das Schickſal haben wird, ein eſoteriſches Buch zu bleiben. Wie geſagt, läßt ſich jener Duft der Phantaſie, der den Gedanken überſchweben ſoll, eher als nicht vorhanden bemerklich machen, denn poſitiv als nothwendige Eigenſchaft des vollendeten wiſſenſchaftlichen Styls beſchreiben. Da die Sache jedoch an und für ſich gar nicht ſo unwichtig iſt, ſo erlaube mir Vatke, mich noch deutlicher zu machen, indem ich bei ihm vorausſetze, mir deshalb nicht den Vorwurf zu machen, daß, weil ich von der Sache nichts zu ſagen wüßte, ich mich auf die Kalligraphie würfe. Die Wiſſenſchaft hat auch ihre Kunſtſeite, ohne deren Fortbildung ſie ſich nicht vollenden kann. Ich möchte mich nun ſo ausdrücken: Vatke hat die logiſchen Beſtimmungen noch nicht in das Concrete aufgehen laſſen; er iſt im Beſitz des Logiſchen, wie des Concreten; er hat auch die Immanenz des Logiſchen im Concreten erkannt; allein ſtatt dies nun für ſich auftreten zu laſſen, erinnert er beſtändig an die abſtracte in ihm geſetzte Form. Dies zu thun, iſt einerſeits nothwendig, allein, da bei der Behandlung eines concreten Gegenſtandes das Logiſche in demſelben nur als Moment enthalten iſt, ſo darf es hier nicht mehr nach ſeiner ſpecifiſchen Ausdrücklichkeit, ſondern

muß hier in der ſelbſt concreten Weiſe der Exiſtenz auftreten. Die Nothwendigkeit des Logiſchen verſteht ſich hier von ſelbſt, allein es iſt nicht mehr um das Logiſche als ſolches zu thun, vielmehr um das Concrete nach ſeiner Individualität. Concret iſt das Logiſche auch, nämlich an ſich, im Elemente des abſtracten Denkens; hier hat die Idee als logiſche ihre ſelbſtändige Organiſation."

Roſenkranz verlangt, daß die Poeſie in den Styl einſchlagen ſoll. Schon in ſeiner Bibliſchen Theologie hat Vatke, wie der Königsberger Kritiker ihm vorhält, eine Neigung zu ſchattenhafter Darſtellung. Und doch erſcheint ihm die menſchliche Freiheit als „ein echtes wiſſenſchaftliches Kunſtwerk, das von den allgemeinen Beſtimmungen des Objects an durch alle aus ſeiner Entwicklung entſpringenden Gegenſätze bis zur Auflöſung derſelben methodiſch fortſchreitet. Das große Verdienſt Vatke's beſteht hierbei in der unabläſſigen Feſthaltung des Gegenſatzes, weil, wie er mehrfach vortrefflich auseinanderſetzt, die Irrthümer und Fehler in der Lehre von der Freiheit vorzüglich dadurch entſtehen, daß die Reflexionsbegriffe nur als Reflexion oder gar abſtract genommen werden. Dies iſt der Grundfehler aller irrthümlicher Erkenntniß."

Vatke's Darſtellung der Freiheit iſt nach Roſenkranz darin ausgezeichnet, daß ſie ein Bewußtſein über die Unzulänglichkeit von Kategorien hat, welche den Prozeß des Geiſtes nicht auszudrücken fähig ſind. „Wir finden bei Vatke nicht jene Entſtellung der Wahrheit, welche zwar dieſelbe meinen, aber nicht allein hinter ihr zurückbleiben, ſondern ſie mißhandeln, weil ſie unbehülflicher Weiſe Kate-

gorien anwenden, die in der Idealität dieſer Sphäre längſt überwunden ſind. Der Mechanismus, der Chemismus, die Teleologie ſind ſämmtlich zur Erklärung der Freiheit und ihrer Phänomen angewendet. In neuerer Zeit iſt, namentlich durch Franz von Baader, das organiſche Leben, insbeſondere der Zeugungsprozeß, dazu herangezogen. Aber die ſo gemachten Verſuche konnten nur einzelne Seiten des Ganzen verdeutlichen; das Ganze ſelbſt blieb ihnen unerreichbar und ward nur um ſo räthſelhafter. Die Watke'ſche Arbeit vergißt das relative Recht jener Kategorien niemals und vorzüglich gelungen iſt ihm ihre Behandlung in objectiver Erſcheinung des Willens, worin die Verkettung von Urſache und Wirkung in allen Formen des mechaniſchen, chemiſchen und teleologiſchen Zuſammenhangs eine ſo große Rolle ſpielt. Aber er zeigt vortrefflich, wie der Geiſt die ganze Breite ſolcher Vermittelungen in ſich ſelbſt als ein gegen ſeine Freiheit Accidentelles zurücknimmt und die ſelbſtbewußte Selbſtbeſtimmung aus dem Begriff ſeiner ſelbſt als des abſoluten Zwecks, aus dem Wiſſen ſeiner ſelbſt als des Wahren und Guten, die einzig mögliche Enträthſelung darbietet. Er vergißt nie, daß Wille, Liebe, Freiheit, ohne ſie als Thätigkeit des Geiſtes zu denken, leere Worte ſind. Wie es wohl vielen Kritikern ergeht, ſo ergeht es mir nun auch. Bei dem Leſen des Buchs habe ich mir eine Menge von Stellen gezeichnet, die mich vorzüglich angeſprochen haben und wollte dieſelben meiner Recenſion als Kleinode einflechten. Aber nun ſind dieſer beachtenswerthen, beifallswürdigen Stellen ſo viele, daß ich ſehe, wie es ſchier für den Umfang dieſer Anzeige, ſie darin aufzunehmen, unmöglich

ist. Ich will also hier nur, was Zelter einmal von mir in Bezug auf Goethe's Faust sagte, als er mein geistlich Nachspiel zu demselben gelesen, ich will nur der Glöckner sein, daß die Leute sich rechten Orts das Heil selber holen. Man muß Vatke's Buch selber lesen. Dieser Rath ist der glückselige Inhalt aller Kritiken, die es mit einem guten Buch zu thun haben.

Höchst beachtenswerth ist die Auseinandersetzung von der Einheit des menschlichen Willens mit dem göttlichen. Mit bündiger Klarheit wird die Abstraction des Gegensatzes zwischen dem formellen Ich und dem heiligen Gesetz analysirt und gezeigt, wie die Extreme der Theorie in der Wirklichkeit gar nicht so zusammenwirken, als man sich vorstellt, vielmehr in der wahrhaften Freiheit identisch sind. „Eine blos willkürliche Aufnahme des göttlichen Willens in den menschlichen entspricht dem Begriffe der göttlich-menschlichen Freiheit nicht, sofern derselbe die zur Freiheit verklärte Nothwendigkeit ist. Wird nun aber die Willkür auf menschlicher Seite zur wahren Selbstbestimmung erhoben, so ist auch die göttliche Freiheit nicht mehr in Abhängigkeit von der menschlichen gedacht, weil der concrete Hintergrund des formellen Ich eben nur durch die göttliche Freiheit selbst möglich ist. Jedesmal wenn die menschliche Freiheit über die Willkür hinausgeht und zur freien Selbstbestimmung wird, ist auch das bloße Verhältniß des göttlichen und menschlichen Willens zum absoluten Verhältniß d. i. zur freien Identität aufgehoben, und von einem Bedingtsein der einen Seite durch die andere kann nicht mehr die Rede sein. So lange dagegen beide Seiten einander gegenüberstehen, sind sie beide

gleich relativ, wie es die Kategorie der Relation mit ſich bringt." Ganz vortrefflich iſt auch die Auseinanderſetzung des Unterſchiedes zwiſchen der Sünde überhaupt und zwiſchen der beſonderen, objectiven Beſtimmtheit derſelben, welche von der jedesmaligen Entwicklungsſtufe des Selbſtbewußtſeins abhängt. „Hält man dieſen weſentlichen Unterſchied der Sünde und Unvollkommenheit nicht feſt, ſo beurtheilt man das ſittliche Leben der Völker nach einem ungerechten Maßſtabe und muß zuletzt Gott ſelbſt anklagen, daß er ſich mit der Offenbarung ſeines heiligen Willens verſpätet und ſo lange auf einen geringen Theil der Menſchheit beſchränkt habe." Seite 205 enthält die Hauptmomente der Vatke'ſchen Chriſtologie mit der wichtigen, zu oft überſehenen Beziehung auf die Pauliniſche Entwicklung der Begriffe des Glaubens, der Liebe und der Rechtfertigung, inſofern erſt in der Reproduction des urbildlichen Lebens des Erlöſers eine beſtimmtere Faſſung derſelben eintreten konnte. Den Aſſimilationsprozeß des abgeſchloſſenen, objectiven Erlöſungswerkes im Innerſten durchlebt und mit wunderbarer Durchdringung lyriſcher Innigkeit und didaktiſcher Weisheit geſchildert zu haben, iſt des Paulus unſterbliche That. Seite 236, namentlich 237 entwickelt mit ſeltener Klarheit die Nothwendigkeit, welche die Natur für den Geiſt als das Medium ſeiner eigenen Realiſirung hat, ohne welche er, da es ohne die Natur auch keine Geſchichte geben könnte, der Logos bleiben, nur κατὰ δύναμιν, nicht κατ'ἐνέργειαν der Geiſt ſein würde. Aber Seite 238: „es gab keine Zeit, wo Gott nur erſt als Subſtanz exiſtirte und ſich noch nicht als Geiſt hervorgebracht hatte. Wie die Schöpfung als

ewiger Act zu denken ist, so auch der Unterschied und relative Gegensatz in Gottes Wesen. Außerdem muß dieser Proceß der Befreiung der substanziellen Nothwendigkeit zu geistiger Freiheit als ewiger Kreislauf gedacht werden. Gott als Geist ist eben sowohl abhängig von Gott als Natur, als umgekehrt die Natur in Gott vom Geiste abhängig ist. Die Natur ist die Voraussetzung, welche der Geist sich selbst macht, und der Geist die Verklärung, zu welcher die Natur sich selbst aufhebt. Das Ganze ist daher der Proceß der in sich beschlossenen Freiheit und hebt die Unendlichkeit und Aseität Gottes nicht auf." Seite 239 macht Vatke eine Bemerkung, die in der That sehr überflüssig wäre, wenn nicht die gedankenlose Darstellung mancher neueren Schriftsteller sie rechtfertigte. Wenn Hegel diese Bedeutung des Wortes Paradies urgirte, so hatte er gegen eine mystische Entstellung des ursprünglichen Zustandes des Menschen ein polemisches Recht dazu; wenn aber Andere ihm diese Wendung unaufhörlich nachgesprochen und die anfängliche nothwendige Thatlosigkeit, mithin auch Unschuld des Menschen in die thierische Stumpfheit und Dumpfheit hin con amore hinabgezogen haben, so ist es Zeit, solcher Verirrung zu entgegnen. Die Rohheit des Naturmenschen ist immerhin menschliche, nicht bestialische, die nämlich nicht anders sein könnte, als sie ist. Vatke enthält sich, über den Verlauf der Urzeit empirisch oder rationell eine detaillirte Schilderung zu machen und sagt Seite 245: „Wir dürfen deshalb im Allgemeinen mit Zuversicht behaupten, daß der Zustand der Indifferenz bei der Menschheit überhaupt den Ausgangspunkt aller geistigen Entwicklung bildete, weil dies der Begriff

des Geiſtes und die täglich ſich neu beſtätigende Erfahrung bei allen Individuen verlangt; die Meinung von einer wunderbaren Erleuchtung und Freiheit der Urmenſchen, die ſpäterhin verloren gegangen wäre, dürfen wir deshalb entſchieden als vernunft- und erfahrungswidrig zurückweiſen, zumal da auch die hebräiſche Anſchauung, obgleich ſie ihren eigenen Monotheismus in die Urzeit in unbeſtimmter Allgemeinheit zurückverlegt, dennoch von einer Urweisheit nichts weiß. Denn ſie läßt nicht blos das Wiſſen des Guten und Böſen erſt mit der Aufhebung des Urſtandes entſtehen, ſondern ſetzt auch den Urſprung der Religion, des ehelichen Lebens und der ſittlichen Gemeinſchaft, der Handwerke und Künſte als das Spätere. Abſtrahirt man von dieſen ſpäteren Elementen, ſo ſinkt die angebliſche Urweisheit zu dem Zuſtande der Indifferenz zuſammen." Es iſt, wie oben mit dem vorweltlichen Bewußtſein, für welches, abgeſehen von Natur und Geſchichte, auch nur ein ideeller theogoniſcher Proceß übrig bleibt. Höchſt wichtig iſt die Abhandlung über das dornenvolle nur wiſſenſchaftlich, nicht empiriſch lösbare Capitel von der Nothwendigkeit des Böſen, hauptſächlich Seite 263—284, worauf ich jedoch hier ſo wenig eingehen kann, als auf die Kritik der verſchiedenen Verſuche, die Exiſtenz des Böſen zu erklären oder es für unbegreiflich, für einen Act magiſcher Selbſtverkehrung u. ſ. w. auszugeben. Seite 315 ff. widerlegt Vatke namentlich die Dualiſten, welche die Exiſtenz der Natur als die Urſünde des Univerſums, als Abfall von Gott und den Zwieſpalt der äußeren Natur als Folge der erſten menſchlichen Sünde ſetzen, von welcher letzteren Meinung Vatke Seite 318 die Schriftwidrigkeit

andeutet. Seite 333 ff. hat er der Kritik der Ableitung des Böſen aus ſelbſt böſe ſeienden Subjecten, Dämonen, Teufeln gewidmet. Er erkennt an, daß ſie, der oberflächlichen Sinnlichkeitstheorie gegenüber, höhere Wahrheit hat. Seite 337: „Sie geht mit tieferem Ernſt und größerer Strenge an die Betrachtung des Böſen und iſt von der Zerrüttung, welche dadurch in der inneren Sphäre, den höheren Functionen des geiſtigen Lebens, angerichtet wird, überzeugt. Sie verſchmäht es daher, das Böſe in eine dem Geiſte äußerliche Sphäre zu ſchieben und damit den feineren und geiſtigeren Geſtalten der Sünde den trügeriſchen Deckmantel zu laſſen, kurz ſie ſucht das Böſe, weil es eine Beſtimmtheit des Willens und damit Selbſtbeſtimmung iſt, als Act der Freiheit ſelbſt nachzuweiſen. Bei dieſem redlichen Beſtreben geht dieſe Theorie aber von einem ſo ungenügenden Begriff des Willens aus und hat die Entwicklungsſtufen der Freiheit ſo wenig erkannt, daß ſie nicht über einen leeren Formalismus hinauskommt und zuletzt mit einer wiſſenſchaftlichen Verzweiflung endigen muß.“ Wie uns, ſetz' ich hinzu, der koloſſale Torſo des Daub'ſchen Judas Iſchariot bewieſen hat, ohne aber Viele weiſer zu machen. Ich verſage es mir, aus der ſchönen Unterſuchung über die Vergewiſſerung des Menſchen von ſeiner Begnadigung Näheres anzuführen und hebe nur noch die für die augenblickliche Kriſis der Hegel'ſchen Schule wichtige Aeußerung Seite 381 hervor. Hier ſagt Vatke, nachdem er zuvor das Verhältniß der Idee als logiſcher zur Natur und zum Geiſt betrachtet hat, inſofern derſelbe in der Erſcheinung Reſultat der Natur, an und für ſich aber Princip und abſolutes Wiſſen ſeiner principi-

ellen Priorität iſt, folgendermaßen: „Am wichtigſten für unſere Unterſuchung iſt nun das Verhältniß der freien Idee zur Nothwendigkeit der Natur. Hält man beide Seiten für coordinirte und ſich ergänzende Attribute des Abſoluten, ſo erhebt man ſich nicht über das Subſtantialitätsverhältniß und verkennt die über das Beſondere übergreifende Allgemeinheit des ſpeculativen Begriffs. Nach dem abſoluten Maßſtabe der Idee iſt vielmehr die Natur ihrer Unmittelbarkeit wegen das unwahre, endliche Moment des abſoluten Prozeſſes, welches nur die Bedeutung eines Geſetzten und Abhängigen hat und daher nur an ſich, als die unmittelbare Idee, göttlich iſt. Der abſolute Idealismus, welcher nur dem Gedanken und Geiſte die abſolute Wahrheit zuſchreibt, überwindet damit die pantheiſtiſche Naturvergötterung und tritt, wenngleich in modifizirter Form, auf die Seite des Theismus."

Roſenkranz fertigt am Schluß ſeiner Beſprechung der menſchlichen Freiheit Ulrici in Halle derb ab. Dieſer gründliche Kenner der engliſchen Literatur, die ihm zu bedeutenden Arbeiten von dauerndem Werth Anlaß gegeben hatte, ſah ſich durch die anti-Müller'ſche Abhandlung Vatke's veranlaßt, in ſeiner Schrift über „Princip und Methode der Hegel'ſchen Philoſophie" *) dem Verfaſſer der menſchlichen Freiheit in wegwerfendſtem Tone harte Dinge zu ſagen. „Ulrici", ſagte Roſenkranz, „mag ſich nun von Neuem an dieſer gediegenen Schrift überzeugen, wie ſchwer es iſt, auf dem Gebiet der Freiheit die Kategorien,

*) Halle, 1841, S. 178 ff.

Möglichkeit und Zufälligkeit, reale Möglichkeit, Wirklichkeit, relative Nothwendigkeit, Wechselwirkung, absolute Nothwendigkeit u. s. w. in ihrer vielverschlungenen Dialectik zu begreifen; wie schwer es ist, nicht zu vergessen, daß die Freiheit des Geistes alle diese Kategorien auf andere Weise in sich entwickelt, als die Nothwendigkeit der Natur. Hieran versuche er seine Kritik."

In der That ließ Ulrici in seinem Beitrag zur Kritik der Hegel'schen Philosophie alle Unbefangenheit des Urtheils vermissen, und er gerieth bei seiner Polemik in einen Ton hinein, der nicht mehr wissenschaftlich zu nennen ist. „Herr Vatke weiß wieder ein Auskunftsmittel; hören wir vor allen Dingen Herrn Vatke!" . . . und so sehr gefällt ihm diese Wendung, daß er sie mehrere Male wiederholt. Die Philosophie hat von Ulrici's Schrift mit Recht wenig Notiz genommen; sie nimmt sich wie eine zudringliche Schulmeisterei aus, zu der er Männern wie Hegel und Vatke gegenüber in keiner Weise legitimirt war. Ueber die schwierige Frage von dem Ursprung des Bösen ist nicht mit academischen Witzen hinwegzukommen, sondern es gehört zu ihrer Behandlung das sich Versenken in den Gegenstand, wozu sich Ulrici nicht die Zeit nimmt. Man darf Vatke verargen, daß seine Sprache in der menschlichen Freiheit wie in dem Prolegomenon hierzu eine vielleicht zu scholastische ist und daß er bei seinen philosophischen Deductionen Theologumena verwendet, die sich mit den speculativen Kategorien nicht streng decken; allein wer, wie Ulrici, seinem Gegner, „schülerhaftes Vergessen seiner Lection" vorwirft, oder dem „Schüler" dies Vergessen, wie er sich ausdrückt, „gern zu

gute halten" will, der ſtellt ſich außerhalb des Kreiſes gewiſſenhafter Kritiker und ſetzt ſich dem Verdacht aus, den Ernſt der Vatke'ſchen Unterſuchungen nicht begriffen zu haben.

Julius Müller hatte gegen Vatke ein ganz anderes Verfahren eingeſchlagen. In einem „Beitrag zur Orientirung über das gegenwärtige Verhältniß zwiſchen Theologie und Philoſophie" *) beginnt der Halliſche Gelehrte mit dem Geſtändniß, daß Vatke ſowohl in ſeiner Jahrbücher-Abhandlung wie in ſeiner menſchlichen Freiheit „ſo ſorgfältig und ausführlich" auf ſeine, Müller's Lehre von der Sünde kritiſch eingegangen ſei, daß er es vorziehe, vor Fortſetzung ſeiner Schrift im „Litterariſchen Anzeiger" einige Hauptpunkte, die zwiſchen ihnen ſtreitig ſind, zu erörtern. Und Müller fährt fort: „Den Dank, den ich dieſem Gelehrten für die meinem Verſuch gewidmete Aufmerkſamkeit ſchuldig bin, wird er ſelbſt gewiß am liebſten darin erkennnen, daß ich mich nicht geſträubt habe, von meinem Gegner zu lernen, ſo viel mir bei dem Widerſtreite unſerer Principien möglich war. Ich kann mir natürlich kein objectives Urtheil darüber anmaßen, ob dieſe Polemik, ſo fern ſie nicht einzelne Momente der chriſtlichen Wahrheit ſelbſt, ſondern mein Verfahren in ihrer Darſtellung trifft, überall gerecht iſt; aber im Allgemeinen hat ſie mir den wohlthuenden Eindruck gemacht, daß ſie ganz von dem Intereſſe an der Sache durchdrungen iſt, und die aufrichtige Geneigtheit, in den Zuſammenhang meiner Betrachtungsweiſe einzugehen, zu ihrer

*) Tholuck's Litterariſcher Anzeiger für chriſtliche Theologie und Wiſſenſchaft überhaupt. 1842. Nr. 1 bis 5.

Vorausſetzung hat. Auch in den ſeltenen Fällen, wo ich mich über eine total verfehlte Auffaſſung meiner Anſicht zu beklagen hätte, z. B. wo mir Vatke in Folge einer ſolchen Auffaſſung eine pelagianiſche Anſicht, einen jüdiſch-geſetzlichen, rationaliſtiſchen Standpunkt zuſchreibt, müſſen gewiſſe Mängel meiner Darſtellung einen großen Theil der Schuld auf ſich nehmen."

Müller beſchwert ſich, daß Vatke ſeiner Schrift über die Sünde nachſagt, mit ihrer religiöſen Grundlage ſei es ſchwach beſtellt. Und dieſe Anklage muß gewiß um ſo gewichtiger erſcheinen, da ſie von einem Gelehrten erhoben wird, dem das Weſen der Religion nicht verborgen geblieben iſt. Denn ſchön und würdig ſpricht er ſich an mehreren Stellen ſeines Buches darüber aus, indem er das Weſen der Religion, um es beſtimmt zu unterſcheiden von der Speculation, in eine practiſche Grundrichtung des Geiſtes, in die lebendige und practiſche Vermittlung des Selbſtbewußtſeins mit dem Göttlichen ſetzt. Der Standpunkt der Religion iſt weſentlich der practiſche, der Standpunkt der Philoſophie der theoretiſche — in dieſer Grundanſicht trifft Vatke mit Feuerbach zuſammen, nur daß ſie von Letzterem zur Bekämpfung der Religion, von Erſterem zu einem Verſuch, Religion und Philoſophie mit einander zu verſöhnen, verwandt wird.

Müller findet es auffallend, daß Vatke auf das, was Strauß in ſeiner Dogmatik gegen die Beſchränkung der Differenz zwiſchen Religion und Philoſophie Scharfſinniges ſagt, gar nicht eingeht. „Halten wir uns aber auch nur an das, was Vatke ſelbſt hierüber aufſtellt, ſo folgt ſchon daraus, daß die Religion als ſolche von der Philo-

ſophie abſorbirt wird, daß die Philoſophie die Religion nicht in ihrem eigenthümlichen Weſen beſtehen laſſen kann, ſondern ihr eine Metamorphoſe zumuthet, die ihr ſelbſt nothwendig als eine partielle oder totale Zerſtörung erſcheinen muß." Müller erblickt in der Vatke'ſchen Schrift über die menſchliche Freiheit vor Allem das Bemühen, die Hegel'ſche Philoſophie von der dem Chriſtenthum feindlichen Richtung zurückziehen zu helfen. „Und doch gelingt es Vatke nicht, in den Hauptpunkten, namentlich in der Lebensfrage um die Perſönlichkeit Gottes und ſein Grundverhältniß zur Welt, die Reſultate der ſogenannten Glaubenslehre von Strauß der Sache nach zu vermeiden. Von den drei Jenſeitigkeiten des Chriſtenthums, welche in dem Strauß'ſchen modernen Bewußtſein das Diesſeits verſchlungen hat, der oberen, vergangenen und zukünftigen, iſt auch bei Vatke die erſte und letzte reſorbirt, die zweite aber nur in ſchwankender, unbeſtimmter, jedenfalls unvollſtändiger Weiſe erhalten. Der Unterſchied reducirt ſich am Ende hauptſächlich darauf, daß Strauß ſich bewußt iſt, durch dieſe Reſultate mit dem Chriſtenthum gänzlich zerfallen zu ſein, während Vatke mit dem Chriſtenthum vollkommen übereinzuſtimmen, ja deſſen eigentliche, bisher von den Kirchenlehrern entweder gar nicht oder nur unvollſtändig erkannte Bedeutung zu enthüllen meint. Seltſame Verblendung, daß ein ſo ſcharfſinniger Schriftſteller wie Strauß dem Chriſtenthum im Namen der Philoſophie offene Fehde ankündigt, während er mit ſeinen eigenen Ueberzeugungen ſich ſo recht im Centrum des Chriſtenthums befindet! — Auf jener Meinung beruht nun auch das Verfahren Vatke's, die im Allgemeinen hin-

reichend charakterisirten philosophischen Bestimmungen seines Buches überall mit religiösen Vorstellungen von Sünde und Gnade, von Rechtfertigung und Wiedergeburt, Begnadigung und Heiligung, von Reich Gottes und ewigem Leben, von Ringen nach dem Heil und von Friede und Seligkeit in der Gemeinschaft Gottes zu durchflechten, ohne weiter von dem Streben der so zusammengeschlossenen Mächte nach gegenseitiger Zerstörung Notiz zu nehmen. Durch dies Verfahren ist das vorliegende Buch trotz des darauf verwendeten ausgezeichneten Scharfsinns zu einem der innerlich unklarsten Erzeugnisse geworden, die die neueste Litteratur in diesem Gebiet hervorgebracht hat. Es ist nicht eben zu fürchten, daß die Erneuerung einer Manier, die schon zur Genüge, theilweise auch bei viel günstigerer Stellung der persönlichen Ueberzeugung zu den christlichen Lehren, angewendet worden ist, und keine Frage wahrhaft ins Klare, dagegen mehrere in die größte Verwirrung gebracht hat, in einer Zeit, die wenigstens den Vortheil eines gesteigerten Bewußtseins der verschiedenen Richtungen über ihr gegenseitiges Verhältniß hat, sonderliche Erfolge haben wird. Aber einen schmerzlichen Eindruck muß es machen, zu sehen, wie ein Geist von ernstem Streben, berufen für die Wissenschaft vom Glauben das Ersprießlichste zu leisten, seine Kräfte an eine auf diesem Wege schlechterdings unlösbare Aufgabe versplittert."

Tholuck ließ Vatke's Buch noch einmal besprechen; derselbe Jahrgang des Anzeigers brachte unter dem Titel „Dogmatik und Philosophie"*) eine längere Abhandlung

*) Litterarischer Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt. 1842. Nr. 56 bis 60.

von Romang, der durch ſeine ſcharfſinnige Arbeit über „Willensfreiheit und Determinismus“, ſowie durch ſeine „Beiträge zur Lehre von der Freiheit“ im 7. Heft der Fichte'ſchen Zeitſchrift (1841) zu einem Urtheil über Vatke vorzüglich geeignet war. Romang war der Meinung, Jeder, der ſich für das Problem der menſchlichen Freiheit intereſſire, und mit der Art und Weiſe, wie bisher die Hegelſche Literatur ſich zu demſelben verhalten, einigermaßen vertraut ſei, werde die Vatke'ſche Schrift mit Intereſſe zur Hand nehmen, „in welcher ein namhafter Mann, der ſich auch gleich beim erſten Blick auf das Buch als ein bedeutender, mit reichen Kenntniſſen ausgerüſteter Geiſt darſtellt“, dieſen Gegenſtand ausführlichſt behandelt. Nach Romang werden „ohne Zweifel auch die Anhänger der Hegel'ſchen Philoſophie dieſes Werk als eine Leiſtung ihrer Schule gelten laſſen, die nicht ſobald durch eine beſſere beſeitigt werden dürfte. Was ſich mithin in Rückſicht auf die betreffende Frage aus dieſer Schrift ergiebt, wird eine Geltung haben für das ganze Syſtem.“ Romang meint: „Ein reiches Wiſſen, bedeutende Feinheit des Geiſtes, und, wo er ſich unabhängiger von der angenommenen Manier bewegt, eine nicht gewöhnliche Darſtellungsgabe wird dem Verfaſſer niemand beſtreiten. In Anſehung ſeines eigentlichen Gegenſtandes aber behaupten wir, er habe etwas Anderes gelehrt, als er meint und ſich das Anſehen giebt. Es wird noch fernerhin keine Unehre ſein, die nichtdeterminiſtiſche Anſicht feſtzuhalten, geſetzt es ſeien nicht alle Schwierigkeiten gehoben, denen dieſelbe unterliegt; zu meinen aber, dieſe Probleme ſeien wahrhaft gelöſt durch ein verworrenes, immer

auf denſelben Knäuel ſich aufwickelndes Geſpinnſt dieſer angeblich allein ſpeculativen Dialectik — das iſt vor unbefangenen Geiſtern gewiß keine Ehre."

Zu denjenigen Kritikern, deren Urtheil Vatke beſonders hochgeſchätzt hat, zählt in erſter Reihe Eduard Zeller, der in ſeiner philoſophiſchen Unterſuchung „über die Freiheit des menſchlichen Willens, das Böſe und die moraliſche Weltordnung" *) von Vatke's Schrift über die Freiheit ſagt, ſie enthalte „eine ſehr gründliche und eingehende Unterſuchung", „der wir", wie Zeller fortfährt, „nur eine ſchärfere Beweisführung in Betreff der Wahlfreiheit, und im Ganzen eine größere Durchſichtigkeit wünſchen möchten. Was die letztere verhindert, iſt namentlich die Unbeſtimmtheit, in welcher der Begriff der göttlichen Gnade hier gelaſſen wird, und ſchon dieſer Ausdruck ſelbſt; denn während der urſprüngliche und allein mit dieſem Wort zu bezeichnende Begriff der Gnade die Vorſtellung eines freien perſönlichen Willensacts einer transcendenten göttlichen Cauſalität weſentlich in ſich ſchließt, ſo ſubſtituirt Vatke dieſer Vorſtellung die des immanenten Verhältniſſes, in dem der Einzelne zum Ganzen ſteht, der ſittlichen Weltordnung, verwickelt ſich aber dadurch unvermeidlich in einen Widerſpruch der theologiſchen Ausdrucksweiſe mit dem philoſophiſchen Gedanken, den ſich der Leſer nur durch fortwährende Abſtraction von der erſteren löſen kann."

Die „Literariſche Zeitung" **) beſprach Vatke's Schrift

*) Theologiſche Jahrbücher. Fünfter Band. S. 385 ff.

**) Jahrgang 1842. Nr. 82. Berlin.

in einer ausführlichen Abhandlung über „die Hegelſche Religionsphiloſophie und das Chriſtenthum.“ Der Verfaſſer der ernſten Arbeit leitete ſeine Betrachtungen folgendermaßen ein: „Die Reſultate eines philoſophiſchen Syſtems an der Uebereinſtimmung mit den religiöſen Wahrheiten prüfen, iſt allerdings nicht philoſophiſch und doch geſchieht es von Jedem, dem die religiöſe und philoſophiſche Wahrheit auf gleiche Weiſe heilig iſt. Iſt eine ſolche Prüfung nur einzelnes Moment einer univerſellen Kritik, ſo kann man nichts dagegen haben, am wenigſten die Hegelſche Philoſophie, welche mit großer Zudringlichkeit gegen die Theologie ihre Uebereinſtimmung mit dem Weſentlichen der chriſtlichen Lehre von ſich ausſagte. Während nun heutigen Tages, beſonders nach den Erörterungen von Dr. Strauß u. A., nur Wenige an dieſe Uebereinſtimmung noch glauben, tritt Vatke mit der wiſſenſchaftlichen That eines ganzen Buches auf, um dieſelbe feſtzuſtellen; er begnügt ſich nicht, die Hegelſchen Gedanken, wie es gewöhnlich geſchieht, zu reproduziren, er ſucht vielmehr den ganzen religiöſen, theologiſchen Inhalt in ihre Dialektik aufzunehmen, wodurch, wäre dieſe Verſchmelzung ohne Widerſprüche gelungen, die Sache abgemacht ſein würde. Niemand wird dem energiſchen Streben, dem wiſſenſchaftlichen Talent des Verfaſſers ſeine Hochachtung verſagen können; — ein ſolches Buch, ohne Zweifel an Gedankenarbeit das bedeutendſte der Hegel'ſchen Schule, fordert dringend zur Prüfung auf.“ Und der geiſtvolle Kritiker der „Literariſchen Zeitung“, der ſich leider nicht genannt hat, iſt ſchließlich mit Vatke's Anſicht in der Vorrede zur menſchlichen Freiheit ganz einverſtanden, daß eine wahrhaft

vernünftige Behandlung der Sache mit der innern Ueberzeugung einer erleuchteten Frömmigkeit mehr übereinstimmt, als die unspeculative oder halbspeculative „Reflexionsansicht". „Die dialektische Ansicht aber", fährt er fort, „ist nur eine halbspeculative, insofern sie den Begriff des Unendlichen und des Geistes nur von der natürlich-menschlichen Seite realisirt, über das idealistische Ich und das dem Endlichen immanente Absolute nicht hinauskommt zur wahrhaft unendlichen geistigen Einheit; sie ist eine Reflexions-Ansicht, insofern die Dialektik der Seiten das Wirkliche nur in abstracten Gegensätzen der logischen Reflexion erfaßt, weder im Denken, noch im realen Erkennen in die volle ungetheilte Wirklichkeit der Idee, in das ursprüngliche selbstständige Wesen sich vertieft. Diese sich selbst zum Eins und Alles machende menschliche Vernunft, die das Uebervernünftige ohne Weiteres für Unvernunft erklärt, macht sich eben hierdurch selbst zum Uebervernünftigen; sie sucht alle göttlichen Attribute sich zuzueignen; sie nährt sich von den religiösen Ideen, die ihr das wirkliche religiöse Leben überliefert, zerlegt sie aber in dualistische Reflexions-Ansichten, um sie durch die monistische Reflexion zu vernichten. Entkleiden wir diese reflectirende Uebervernunft ihres usurpirten theologischen Schmuckes, so sehen wir, daß sie nichts anderes ist, als die idealistische Göttin der Hegel'schen Logik, der Strauß'schen Kritik, des Feuerbach'schen Naturalismus: in allen diesen Formen ist sie wesentlich dieselbe Negation in religiöser Beziehung; die speculativ-theologische Gestalt, die uns Vatke vorführt, ist die achtungswertheste ihrem Denkgehalt nach, aber darum nicht minder, dem wahrhaft

unendlichen Geiſte gegenüber, nur eine idealiſtiſche Reflexionsgeſtalt."

Sehr intereſſant bleibt zur Characteriſtik Vatke's die Abhandlung H. Holtzmann's über „die Entwickelung des Religionsbegriffes in der Schule Hegel's" *). Holtzmann ſagt: „Wenn Marheineke fordert, der Inhalt des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes, worauf ſchließlich alles ſein „Wiſſen von Gott" hinausläuft, müſſe auch Gegenſtand des höheren Unterrichts bleiben und ſich als „in dieſem enthalten und wohl aufgehoben" erweiſen, ſo hat eine andere Richtung, die ſogenannte Linke, dieſes doppelſinnige „Aufgehoben" bekanntlich anders verſtanden. Als ihr älteſter und angeſehenſter academiſcher Vertreter darf wohl Wilhelm Vatke gelten, der in ſeiner 1841 erſchienenen Schrift über „die menſchliche Freiheit in ihrem Verhältniß zur Sünde und zur göttlichen Gnade" nicht blos vielfach noch eine Sprache führt, welche derjenigen Marheineke's zum Verwechſeln ähnlich lautet, ſondern auch ſachlich mit ihm darin übereinſtimmt, daß Religion und Philoſophie zwar objectiv genommen, verſchiedene Sphären darſtellen, welche Sphären ſich aber in demſelben Subjecte berühren und treffen können, ja müſſen, ſo daß alſo auch dem philoſophirenden Geiſte die Religion niemals abhanden kommen darf. Denn ſie birgt einen unauflöslichen Reſt, ein Geheimniß in ſich, welches auch ihr beredteſter Prophet nur bis zu einem gewiſſen Grade zu enthüllen vermag. Hier wird alſo mit jener

*) Ad. Hilgenfeld's Zeitſchrift für wiſſenſchaftliche Theologie. 21. Jahrgang 1878. S. 212 ff. 361 ff. Leipzig, Fues.

Bestimmung Hegel's, wonach die Religion die Art und Weise des Bewußtseins darstellt, wie die Wahrheit für Alle ist, mehr Ernst gemacht, als bei Hegel selbst, sofern dieser ein solches πάντες offenbar im Sinne von οἱ πολλοί oder τὸ πλῆθος verstanden hatte. Einen noch entschiedeneren Schritt über Hegel hinaus thut Vatke dadurch, daß er die ausschließliche Beziehung auf die Vorstellung, überhaupt jede einseitig theoretische Fassung der Religion zurückweist und Feuerbach sich nähert. Denn im Unterschiede von der Speculation bedeutet die Religion eine practische Grundrichtung des Geistes, nämlich die practische Vermittlung mit dem Göttlichen; ihre Ueberlegenheit gegenüber jener beruht auf der practisch sittlichen Macht, die sie übt, und nur in zweiter Linie und im weiteren Sinne kommt hier das theoretische Moment in Betracht. Gleichwohl ist der Verfasser nach Kräften bemüht, die zerstörenden Wirkungen, welche diese Erkenntniß bei Feuerbach nach sich zieht, abzuwehren. Auch Julius Müller, sein directester Antipode, hat ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem er freilich der Ansicht ist, bei einer Personalunion der theoretischen und der practischen Vernunft, wie Vatke sie fordert, sei es „um die Einheit des Selbstbewußtseins geschehen"; in Wahrheit restituire auch er sofort wieder das theoretische Moment, nur freilich so, daß die Religion ein speculatives Denken, wenngleich unentwickelt und unreif, in sich trage, so daß sie schließlich als unklare Uebergangsstufe, die Speculation aber als definitive Wahrheit erscheine. Mit anderen Worten war damit gesagt, daß Vatke, sobald er auf die theoretische Grundlage jenes practischen Verhaltens zurückverwiesen wird,

eine bekannte Unklarheit der Religionsphiloſophie Hegel's theilt. Es betrifft dies eben das Verhältniß von Inhalt und Form in der Religion. Ihrem Inhalte nach läuft die Religion für Vatke ganz im Sinne der Schule hinaus auf das immanente Verhältniß des göttlichen und des menſchlichen Geiſtes als zuſammengehörender Momente eines einheitlichen Prozeſſes. Wie im Grunde auch bei Hegel iſt die Religion hier einer unter den vielen Namen für den Grundgedanken und Geſammtgehalt des Syſtems ſelbſt; es handelt ſich um das Subjectivwerden des Abſoluten, des Weltgeiſtes, welcher, ſelbſt unperſönlich, aber nicht unterperſönlich, ſondern überperſönlich, die übergreifende Einheit aller Perſonen iſt. Religion iſt ſonach ein Verhältniß des allgemeinen Geiſtes zum endlichperſönlichen Geiſt, das aber freilich kein Verhältniß im gewöhnlichen Sinne des Wortes mehr iſt, ſondern ſchrankenloſe Identität im Unterſchiede der Vermittelung. Es iſt die eine geiſtige Subſtanz, welche ſich zuerſt in der Form der Nothwendigkeit, von dem Erwachen des Selbſtbewußtſeins auf der menſchlichen Stufe an aber auch in der Form der Freiheit hervorbringt. Natürlich, daß eine ſolche Vermittelung nicht blos in der Form des Begriffs oder der Vorſtellung, ebenſowenig aber vorzugsweiſe oder ausſchließlich in derjenigen des Gefühls ſtatt haben kann, ſondern Fühlen, Erkennen, Wollen die ſich ablöſenden und gegenſeitig durchdringenden Formen der Religion bilden müſſen. Wo aber liegt dann, wenn wir die theologiſche Form, die doch nicht verleugnet werden ſoll, für ſich in's Auge faſſen, der greifbare Unterſchied von der Philoſophie? Ein Beiſpiel wird dies klar machen. Gele-

gentlich erfahren wir in den „Halliſchen Jahrbüchern", der Gott der Religion unterſcheide ſich von dem philoſophiſchen Abſoluten darin, daß Letzteres Gott nicht iſolirt, ſondern in Einheit mit der Welt darſtelle. Der Gott der Religion bedeutet alſo den Gegenſatz zur Welt. So wird es mithin zu verſtehen ſein, wenn in dem angeführten Werke der Gegenſatz dahin feſtgeſtellt wird, das religiöſe Vorſtellen halte überall den Unterſchied feſt, welchen die Speculation dagegen in die Identität aufhebe; die immanenten Unterſchiede der Idee würden als ſich einander gegenüberſtehende Seiten eines Verhältniſſes, alſo in der Beſtimmtheit endlicher Reflexion, vorgeſtellt. Sache der Religion ſcheint auch ſonſt die beſchränkte, äußerliche Auffaſſung zu ſein. Das iſt's, was Julius Müller, welcher auch hier ſo gut wie bei Hegel die Religion von der Philoſophie abſorbirt ſieht, geltend machen mußte gegen die nicht unebene apologetiſche Bemerkung Vatke's, daß doch auch die Kunſt zum Object philoſophiſcher Betrachtung gemacht werden könne, ohne in ihrer eigenthümlichen Weiſe Abbruch oder Schaden zu erleiden. Recht bezeichnend für die kirchlich werdende Gefühlslehre zieht ſtatt deſſen der genannte Theologe die Einwendung vor: „Aber die Kunſt hat keine — Dogmen", wogegen Vatke ſofort auf ſein practiſches Princip der Religion, auf den „inneren Cultus" recurrirt. Jedenfalls war mit letzterer Faſſung dem Weſen der Sache näher gerückt, als mit der vagen Verſicherung Müller's, die Religion ſei eben „der tief innerliche Lebensgrund, in den alle beſonderen Geſtaltungen und Thätigkeiten des geiſtigen Lebens niederſteigen, um aus ihm geweiht und neu beſeelt wieder

hervorzugehen.“ Denn dagegen iſt vor Allem zu erinnern, daß es zwei verſchiedene Dinge ſind: eine von der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit angeſchriebene Rechnung löſen und eine das geahnte Reſultat derſelben ſymboliſirende, ſymmetriſche Figur, eine myſteriöſe Hieroglyphe zeichnen.“

Sehr geſpannt auf Vatke's menſchliche Freiheit war David Strauß. Noch ehe ſie erſchienen war, ſchrieb er am 1. Mai 1841 von Stuttgart aus an ſeinen lieben Freund: „Werden wir Deine Schrift über die Freiheit und das Böſe bald zu ſehen bekommen? Nach den intereſſanten Andeutungen in Deiner Recenſion über Julius Müller bin ich ſehr begierig, dieſes dunkle Gebiet von Dir erhellt zu ſehen.“

Wachsender Einfluß Vatke's. Aus seinem öffentlichen und Familienleben.

„Habet profundos oculos et mirificas speculationes in capite suo“. . . . dies Wort über Vatke, nachdem im Juli 1841 seine menschliche Freiheit bereits durchstudirt wurde, war im Sprechzimmer der Professoren gehört worden, und wer anders sollte es dem heiligen Cajetanus nachgesprochen haben, als der Verfasser des „Systems des Katholicismus in seiner symbolischen Entwickelung“, wer anders, als Marheineke, der die Reformation dem deutschen Volke erzählt hat? Dies wurde bald genug bekannt und Marheineke's Citat zwar nicht bemängelt, aber doch sein erläuterndes Urtheil über die menschliche Freiheit, sie wäre sehr verständlich und gemeinfaßlich gehalten, von Trendelenburg als unzutreffend aufgehalten. „Ich finde im Gegentheil“, warf der Aristoteliker ein, „es giebt in unserer philosophischen Literatur wenig Bücher, die so aufmerksam gelesen sein wollen, als Vatke's neueste Schrift“. Trendelenburg, der auf den theologischen Extraordinarius immer große Stücke gehalten hatte, reihte ihn von jetzt ab in die Kategorie der gottbegnadeten Denker ein, und es kam überhaupt unter den Docenten die Vorstellung auf, Vatke wäre den befähigtsten Religions-Philosophen zuzurechnen.

Seine zahlreichen Zuhörer, die den geliebten Lehrer

unmittelbar hatten auf sich wirken lassen, waren mit ihrem Urtheil den alten Herren in richtigem Instinct vorausgeeilt, und als wenn sie das Bedürfniß gehabt hätten, das Sommersemester 1841 nicht herankommen zu lassen, ohne Vatke eine Huldigung dargebracht zu haben — es erschien bei ihm im März eine studentische Deputation unter Führung des Schweizers v. Tschudi, des nachmals bekannt gewordenen Reisenden, und sie erbat sich die Erlaubniß, Vatke ein Ständchen zu bringen. Vatke lehnte dies Anfangs ab und stimmte nach wiederholter Bitte der Deputation erst zu, als ihm das Versprechen gegeben war, daß gleichzeitig Marheineke in gleicher Weise gehuldigt würde.

In einer Berliner Correspondenz der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" *) vom 15. März wird erzählt: „Gestern wurde dem Herrn Professor Lic. Vatke bei Gelegenheit seiner Geburtstagsfeier von seinen Zuhörern ein Ständchen gebracht, um ihre Liebe und Dankbarkeit dem verehrten Lehrer zu bezeugen. Die überraschende Theilnahme an demselben auch in weitern Kreisen zeigte, daß außer der persönlichen Anhänglichkeit noch ein allgemeines Motiv zu Grunde lag, nämlich die Anerkennung, daß Hr. Prof. Vatke vor Andern es ist, der auf hiesiger Universität mit eben so edler Freimüthigkeit als tiefem Ernste des Gedankens auf dem Gebiete der Theologie die Rechte der Speculation wahrt. Indem er der starren Buchstabenknechtschaft die gründlichste kritische Exegese, ihrer Fixirung durch ein todtes Material die lebendige Entwickelung der Geschichte, und dem

*) Nr. 78 vom 19. März 1841.

halb gefühlsmäßigen und halb verständigen Auffassen des göttlichen Wortes die strenge Arbeit des reinen und sich selbst bewußten Denkens entgegensetzt, wirkt er zwar nicht auf die Masse der Studirenden, auf eine kleinere Zahl dagegen um so intensiver und nachhaltiger. Dieses innere Leben zeigte sich auch an dem gestrigen Abend in einer allgemeinen Begeisterung bei einer überaus zahlreichen Versammlung von ca. 300 Studirenden. Unter dem Schall eines zahlreichen Musikcorps stattete die Deputation der Studirenden ihren Glückwunsch ab und überreichte ihm zum bleibenden Andenken an ihre Gesinnung einen silbernen Becher, worauf Hr. Prof. Batke ans Fenster trat und tief ergriffen folgende Rede hielt: „Empfangen Sie, meine hochgeehrten Herren, meinen herzlichen Dank für diese mir erwiesene Ehre, durch welche Sie mir den heutigen Tag zu einem unvergeßlichen Festtage gemacht haben. Kein schönerer Lohn kann dem freien Worte gereicht werden, als das Zeugniß des freien Geistes, der Ausdruck des Vertrauens und der Liebe. Messe ich freilich meine geringen Verdienste mit der unendlichen Aufgabe, die mir gestellt ist, und mit der mir von Ihnen erwiesenen Auszeichnung, so muß ich beschämt dastehen. Sie haben über meine Leistungen wohlwollend und nachsichtig geurtheilt und dem regen Eifer Ihre Anerkennung nicht versagen wollen, und dafür danke ich Ihnen von Herzen. Verstehe ich aber den Sinn, in welchem Sie hier vereinigt sind, recht, so wollen Sie in dem Werkzeuge die Sache ehren, wollen ein freies Zeugniß ablegen für die Wissenschaft, welche Glauben und Gewissen zu versöhnen sucht, welche ohne Menschenfurcht und Menschen-

gefälligkeit und ohne eitle Ueberredungskünste allein dem Zuge der Wahrheit folgt und sich von engherziger Beschränktheit und Verdammungssucht wie von übermüthigem Leichtsinn gleich fern hält. So gibt mir denn Ihr Zeugniß die Bürgschaft, daß der Geist des echten Protestantismus unter uns fort und fort lebendig ist, ein Geist, worin wir gegen jede hemmende Fessel, welche der Entwickelung der Wahrheit angelegt wird, protestiren. Lassen Sie uns an diesem Vermächtniß festhalten, welches unsere Vorfahren mit sauerm Schweiße errungen haben. Ihr Beifall soll mir zur Aufmunterung und Stärkung dienen, auf dem von mir betretenen Weg unerschrocken fortzuwandeln. Möge denn unser Verhältniß in gegenseitiger Anregung und Förderung, in Vertrauen und Liebe sich immer schöner gestalten. Dem Geiste aber, welcher allein dieses Verhältniß heiligen und bestätigen kann, dem göttlichen Geiste der Wahrheit und Freiheit sei allein die Ehre!" Der Rede folgte ein lautes Lebehoch, und nach dem Gaudeamus igitur begab sich der Zug sofort zum Hrn. Professor Dr. Marheineke, um in gleichem Geiste und aus gleicher Gesinnung diesem hochverdienten Veteranen der speculativen Theologie und Senioren der Facultät ein Ständchen zu bringen. Nachdem derselbe die Deputation empfangen, trat der verehrte Greis unter seine Zuhörer, auf welche seine aus bewegtem Herzen gesprochenen Worte den erschütterndsten Eindruck machten. Er sprach: „Ich danke Ihnen aufs herzlichste für die Ehre, die Sie mir erzeigen, und für das Wohlwollen, womit Sie mich erfreuen. Gewiß kann einem Universitätslehrer von meinem Alter nach einer 37jährigen Docentenlaufbahn nichts er-

freulicher sein als diese Anerkennung von Seiten der aufblühenden und aufstrebenden Jugend, auf die wir Alle unsere Hoffnung setzen. Was ich gewollt und erstrebt habe, wissen Sie, auch ist Ihnen nicht unbekannt, daß diese Denkweise und Methode, deren unvollkommenes Werkzeug ich bin, noch zur Zeit mit den hartnäckigsten Vorurtheilen und mit den falschen Vorstellungen und Bildern, die Manche sich davon machen, fortwährend zu kämpfen hat. Ich hoffe auf eine Zeit, wo man ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, ja ich freue mich, daß Sie durch Ihre Anerkennung diese Zeit schon anticipiren! Die Wissenschaft der Theologie ist kein Spaziergang, sondern ein Erklimmen der höchsten Höhen des Geistes; ich habe daher meinen Zuhörern das Beste zugetraut, habe Sie stets des Höchsten würdig gehalten und bin nie davon ausgegangen, Ihnen die Arbeit des Denkens zu erleichtern, und damit hoffe ich Sie noch viel mehr geehrt zu haben, als wenn ich mich des Gegentheils beflissen hätte. Wie weit wir aber auch in der Erkenntniß gekommen sein mögen, so darf uns dies doch nicht abhalten, Geduld und Nachsicht zu haben mit den Bestrebungen Anderer. Wir müssen auch die unvollkommenen Bestrebungen nicht übersehen und dürfen die particula veri, die auch noch im Irrthum zu finden ist, nicht umkommen lassen, sondern nur demselben entreißen. Das ist die beste Widerlegung des Irrthums. Interessiren muß uns das Vergangene nur um des Vernünftigen willen, das in demselben zu finden ist. Fortschreiten müssen wir, aber nicht ins Leere und Blaue hinein, sondern zur reinen Entwickelung Dessen, was das Vernünftige ist. Bewahren müssen wir daher den Glauben

an die Wahrheit, den Muth zu ihr und die Freiheit des Geistes, ohne welche eine Erkenntniß der Wahrheit unmöglich ist. Dies ist es auch, was in unsern Zeiten der Kirche und Wissenschaft das wesentlich Nothwendige ist. So nehmen Sie denn noch einmal den verbindlichsten Dank für Ihre Güte und seien Sie überzeugt, daß ich diesen Beweis Ihrer Theilnahme vollkommen zu schätzen weiß."

Kurze Zeit hierauf schrieb David Strauß an Vatke: „Außer dem was Du mir von Deinem Ergehen schreibst und der junge Mann, der mir Dein Schreiben brachte, mir mündlich berichtete, hat man ja neulich in den Zeitungen von der Theilnahme und Huldigung gelesen, welche die dortigen Studirenden Dir zollen, was unter gegenwärtigen Berliner Verhältnissen ein äußerst tröstliches Zeichen ist. Daß ich nach Berlin wolle, hast Du hoffentlich nicht geglaubt." Diesen Brief von Strauß überbrachte sein lieber Vetter Dr. Ruoff. „Du wirst an ihm einen in jeder Hinsicht gediegenen jungen Mann finden und an ihm einen Freund haben, wie auch ich ihn, außer der Verwandtschaft, zugleich zu meinen liebsten Freunden zähle." Und Strauß, schließt seinen Brief mit Folgendem: „Könntest Du meinem Vetter nicht auch bei Hotho Zutritt verschaffen, von dem ich wohl Grüße, aber nicht die persönliche Bekanntschaft habe? Du kannst ihn dort füglich als in aestheticis versatissimum empfehlen. Dann noch ein besonderes Anliegen von mir an Hotho. Mein Vetter bringt ihm Liedercompositionen von einem Freunde von mir, von denen Du als Kenner gewiß so gut als ich Laie, aber auch die musikverständigen unter meinen Freunden urtheilen werden, daß

es Schade sei, wenn sie unbekannt blieben. Könnte sie nun Hotho nicht einer Musikalienhandlung empfehlen? Hier zu Land haben wir keine rechte. Alles Weitere wird Dir der Ueberbringer mündlich berichten. In alter Freundschaft Dein D. F. Strauß."

Aus einem Schreiben an Bruder Georg von 1840 wird ersichtlich, wie sehr an Vatke seine vielen Schüler hingen. „Meine Zuhörer verlangten wiederholt — da ich zuerst nicht wollte — von mir, daß ich ihnen erlauben möchte, eine Lithographie von mir anfertigen zu lassen. Besonders die Schweizer interessirten sich dafür. Nach dem Urtheil der Studenten ist die Lithographie sehr getroffen, dagegen nach dem Urtheil fast aller andern Leute, die mich kennen, nicht recht; ich soll nicht vortheilhaft aufgefaßt sein, zu steif, diplomatisch, kurz mit einem Anfluge, der mir nicht eigen ist. Wahrscheinlich sehe ich nach Umständen verschieden aus. — In meinem öffentlichen Leben hat sich seit vorigem Winter wenig oder nichts geändert. Ich schrieb Dir, daß ich 300 Thaler Gehalt bekommen soll; die Sache ist aber noch nicht definitiv bestimmt und publicirt, weil von der ganzen Summe (20 000 Thlr.), welche dem Universitätsfond überwiesen ist, allerlei Institute etwas bekommen sollen und man sich bis jetzt noch nicht über die besondern Theile geeinigt hat. Hoffentlich wird am Ende des Jahres nachgezahlt; denn sonst sind die Gehalte vierteljährig praenumerando zahlbar. Mit 300 Thaler ist hier zwar nicht viel anzufangen, doch besser etwas als gar nichts, zumal wenn man dadurch gewissermaßen rechtlich anerkannt wird. — Die Zahl meiner Zuhörer in den Privatcollegien (denn die Publica waren immer stark besucht) nimmt

weiter zu. So hatte ich diesen Sommer in der Religionsphilosophie 52, im Hiob 34, während ich vor zwei Jahren in denselben Vorlesungen nur 32, 17 hatte." Vatke schrieb sonst noch: „In meinem häuslichen Leben geht es nach Umständen zur Zufriedenheit. Meine Frau wohnt vor der Stadt am Kreuzberge, um sich durch die frische Luft zu stärken. Der ältere Sohn Hermann ist nicht so munter und kräftig wie der kleine Theodor, hoffentlich wird es sich aber bald geben. Der kleine Theodor ist für sein Alter (den 20. September wird er 1 Jahr alt) schon weit in der Entwicklung fortgeschritten. Er kriecht sehr rasch, steht schon allein auf, geht an der Hand und spricht schon einzelne Laute. Die ursprünglich gute Natur des kleinen Menschen hat sich so aus aller Störung wieder hergestellt."

Das Glück in der Familie ließ alle geistigen Kräfte sich entfalten, und es kam Vatke die Aufforderung Eduard Zeller's, Mitarbeiter an dessen „Theologischen Jahrbüchern" zu werden, sehr gelegen. Am 22. Juni 1841 schrieb er dem Tübinger Freunde: „Die Zusage und Ihr freundliches Anerbieten von Marheineke, Benary und mir selbst erfolgt sogleich. Alle haben sich gefreut, besonders Marheineke und ich. Wir wollen die Männlein schon zusammenhauen! Ich bin sehr kampflustig und hoffe es Ihnen später auch durch viele Beiträge zu beweisen. In diesem Augenblick wage ich nicht, einen bestimmten größeren Vorschlag anzunehmen, weil ich noch zwei Bücher unter der Feder habe: 1) eine Abhandlung über die Person Christi, 2) eine Untersuchung über den Ursprung des Pentateuch (2 Bände). Die

erstere wird noch in diesem Jahre, von der andern der erste Band nächstes Jahr erscheinen. Ich bin daher jetzt sehr besetzt, und kann Ihnen zunächst nur guten, recht guten Willen, und später auch Arbeiten versprechen. Dennoch will ich überlegen, ob ich vielleicht bis Januar noch eine Recension über unsern Strauß machen kann. Lesen Sie erst mein Buch über die menschliche Freiheit, und sagen dann, ob ich die Recension noch machen soll. Vielleicht bin ich Ihnen zu conservativ in dogmatischen Dingen, und diene Ihnen besser als Kritikus. — Planck und Pressel sind bei mir gewesen, ebenso Feuerlein und Ruff; lauter nette Leute, wie denn die Württemberger immer die Elite hierher schicken. — Die Hallischen Jahrbücher sind noch nicht definitiv verboten, soweit ich höre. Echtermeyer und Ruge sind nach Dresden gezogen und wollen sie nun Deutsche Jahrbücher umtaufen. Uebrigens sind jetzt die Hegelianer ecclesia pressa; da muß man denn die Ellenbogen hinauskehren. Man giebt uns keinen Pardon, also auch wir nicht mehr, das Hätscheln und Schonen muß aufhören. In Ihrem Württemberg steckt so viel Intelligenz, daß Sie dort allein schon hinlänglichen Stoff für eine theologische Zeitschrift finden könnten. Um so besser, daß Sie uns im Norden nicht vergessen haben. Setzen Sie also die Namen Marheineke, Benary, Vatke mit auf. George ist jetzt in Paris, ich habe also den Brief nicht abgeben können. Marheineke werde ich spornen, daß er vielleicht schon zu dem ersten Hefte einen Beitrag giebt; es ist vielleicht der Welt wegen gut. — Nachträglich sage ich Ihnen noch meinen besten Dank für Ihre Platonischen Studien. Grüßen Sie bestens Strauß, Märklin, Binder

und Andere, die sich meiner vielleicht erinnern. Ich bin stets Ihr treuester Freund W. Vatke.

Kam Vatke nicht selbst dazu, Zeller's schönes Unternehmen durch Beiträge zu fördern, so ließ er sich angelegen sein, dem Tübinger Redacteur Mitarbeiter zuzuführen. Zu diesen gehörte Emanuel Biedermann aus Winterthur, „ein Mann", wie Vatke an Zeller im August 1841 schrieb, „welcher die Wissenschaft tüchtig kennt und einmal ein wichtiger Vertreter des kritischen und speculativen Elements in der Theologie werden wird. Daher bitte ich, ihn freundlich aufzunehmen und ihm, wenn es geht, auch die Bekanntschaft der übrigen theologischen Notabilitäten in Tübingen zu verschaffen. Meinen herzlichen Gruß und Glückwunsch zur neuen Zeitschrift! Muth auf!"

Hier in Berlin sollte sich schon nach wenigen Monaten Wichtiges zutragen.

Schelling in Berlin.

Am 8. October 1841 schrieb Vatke nach Hamburg an Bruder Georg: „Schelling ist hier angekommen. Der Hofrath Förster, bekanntlich ein Hegelianer, aber schon länger mit Schelling bekannt, hatte denselben vor vier Wochen in München besucht und ihm wahrscheinlich versprochen, daß er in Berlin von Hegel's Schülern freundlich würde aufgenommen werden. Nach seiner Rückkehr rief er uns zusammen, erzählte von seinem Besuch bei Schelling und las uns aus einem wörtlich nachgeschriebenen Hefte von Schelling's Vorlesung über Philosophie der Offenbarung vor. Er wollte uns zeigen, daß Schelling kein Pietist geworden, sondern Philosoph geblieben sei. Es war höchst interessant, Schelling's gegenwärtige Philosophie kennen zu lernen. Seit circa dreißig Jahren hat Schelling nichts Philosophisches drucken lassen, aber prahlend verkündigt, er könne und werde alle bisherige Philosophie, besonders die Hegelsche, über den Haufen werfen. Daher unsere Spannung! Aber: parturiunt montes — das Resultat war: 1) Schelling ist allerdings noch Philosoph, kein Gläubiger; 2) er ist noch Naturphilosoph, nur in modificirter Gestalt; 3) er ist positiver Philosoph in dem Sinne, daß er für das Traditionelle der Bibel und Mythologie künstliche Deutungen ersonnen, um es als historisches Mo-

ment festzuhalten, z. B. Silen, die Satyrn ꝛc. sollen Entwicklungsepochen des menschlichen Geistes sein. Besonders gekünstelt und verunglückt sind seine zahlreichen Bibelerklärungen. Würde sein Heft gedruckt, so würde es von fast allen Seiten lebhaften Widerspruch finden, und ich könnte es leicht zu Tode geißeln. Schelling ist mit der Wissenschaft nicht gehörig fortgegangen, hat nicht gehörig studirt, hat besonders von Hegel nichts lernen wollen und daher nur einzelne fragmentarische Sätze aus Hegel sich angeeignet. Er wird zuerst gewiß ungeheuren Zulauf haben, aber schwerlich wird es vorhalten. Später ein Mehreres."

Um ein sicheres Urtheil darüber zu gewinnen, was an Schelling wäre, hospitirten bei ihm die meisten Docenten der Friedrich-Wilhelms-Universität, von denen einige sogar nachschrieben. Vatke, der nur zuhörte, folgte der Vorlesung über die Offenbarungs-Philosophie mit großer Aufmerksamkeit, was Twesten gewahrte, der ihn, weil verhindert, Schelling regelmäßig zu hören, dringend bat, ihm doch ja Aufzeichnungen zu machen, damit ihm von der neuen philosophischen Botschaft nichts verloren ginge. Dies that Vatke gern, der neben dem Hofprediger Strauß saß, mit dem zusammen er auch das Auditorium verließ. „Nun, Herr Hofprediger", fragte Vatke, „befriedigt Sie Schelling?" „Ach, mein Lieber", erwiderte Strauß, „wir müssen abwarten!" Nach jeder weiteren Vorlesung dieselbe Frage und dieselbe Antwort. Bald sah man statt erwartungsvoller Mienen lange Gesichter; die Enttäuschung war eine ungeheure. Auch Twesten bekannte, es wäre nichts. „Sagen Sie mir mit Einem Wort Ihr Urtheil über Schelling's Offenbarungs-

Philoſophie" — ſo drang in Vatke einer ſeiner Collegen, und Vatke erwiderte: „Es iſt Ausverkauf!" — ein Bonmot, das in Zeitſchriften überging. Er urtheilte ſachlich über Schelling genau ſo, wie anderthalb Jahre ſpäter Ludwig Feuerbach*), der die neuſchellingſche Philoſophie „die Philoſophie des böſen Gewiſſens" nannte, „welche ſeit Jahren lichtſcheu im Dunkeln ſchleicht, weil ſie wohl weiß, daß der Tag ihrer Veröffentlichung der Tag ihrer Vernichtung iſt — dieſe Philoſophie der lächerlichſten Eitelkeit, welche zu ihren Argumenten nur Namen und Titel hat, und was für Namen und Titel! — dieſe theoſophiſche Poſſe des philoſophiſchen Caglioſtro des neunzehnten Jahrhunderts durch die Zeitungen förmlich als Staatsmacht proclamirt."

Wie raſch ging es mit Schelling abwärts! Er hatte drei Semeſter hindurch geleſen, da ſchrieb Vatke nach Hamburg: „Schelling iſt verſtimmt und etwas kränklich; es iſt mit ihm ziemlich vorbei. Zwar füllen viele Neugierige ſeine Auditorien, aber nur etwa ſechzig wirkliche Zuhörer." Vatke hatte ſich angelegen ſein laſſen, dem Inhalt der Schelling'ſchen Vorleſungen eine möglichſt weite Verbreitung zu ſichern. Zu dem Behuf beauftragte er einen jungen Gelehrten mit einem Referat für die „Theologiſchen Jahrbücher", das Zeller auch bereitwillig zum Abdruck brachte. Schelling iſt bekanntlich gegen dieſerlei Publikationen ſehr empfindlich, ſchließlich ſogar klagbar geworden, allerdings

*) Das Weſen des Chriſtenthums. Vierte Auflage. S. 32. Leipzig 1883.

nicht aus Anlaß der von Vatke bewirkten Berichte, die nur zum Theil wörtlich, zum größeren Theil kritisch gehalten waren. „Lassen Sie uns nur Muth behalten", schrieb Vatke an Zeller bei Uebersendung des Referats über Schelling, „wenn man uns auch äußerlich entgegenwirkt." Die Beweisführungen Schelling's, namentlich die von ihm und von der Hengstenberg'schen Partei aufgestellte Behauptung, die Hegelianer seien schlechtweg Pantheisten, machten keinen Eindruck. Hatte doch Hegel in seiner Aesthetik sehr deutlich über den Pantheismus und was darunter zu verstehen sei, sich geäußert. „Mit dem Worte Pantheismus", sagte er, „ist man jetziger Zeit sogleich den gröbsten Mißverständnissen ausgesetzt. Denn auf der einen Seite bedeutet „Alles" in unserm modernen Sinne: Alles und Jedes in seiner ganz empirischen Einzelheit; diese Dose z. B. nach allen ihren Eigenschaften, von dieser Farbe, so und so groß, so geformt, so schwer u. s. f. oder jenes Haus, Buch, Thier, jener Tisch, Stuhl, Ofen, Wolkenstreif u. s. f. Behaupten nun manche heutige Theologen von der Philosophie, sie mache Alles zu Gott, so ist in dem eben berührten Sinne des Worts genommen dies Factum, welches der Philosophie aufgebürdet, und damit auch die Anklage, welche deshalb gegen sie erhoben wird, ganz und gar falsch. Eine solche Vorstellung von Pantheismus kann nur in verrückten Köpfen entstehen, und findet sich weder in irgend einer Religion, selbst nicht einmal bei den Irokesen und Eskimos, noch in irgend einer Philosophie. Das Alles in dem, was man Pantheismus genannt hat, ist daher nicht dieses oder jenes Einzelne, sondern vielmehr das Alles im Sinne des All,

d. h. des Einen Subſtantiellen, das zwar immanent iſt in den Einzelheiten, aber mit Abſtraction von der Einzelheit und deren empiriſchen Realität, ſo daß nicht das Einzelne als ſolches, ſondern die allgemeine Seele, oder populärer ausgedrückt, das Wahre und Vortreffliche, welches auch in dieſem Einzelnen eine Gegenwart hat, herausgehoben und gemeint iſt. Dies macht die eigentliche Bedeutung des Pantheismus aus und in dieſer Bedeutung allein haben wir hier von ihm zu ſprechen."

Dies war auch ganz die Meinung Vatke's, deſſen perſönliches Verhältniß zu Schelling ein äußerlich freundliches wurde. Sie begrüßten ſich, aber ſie näherten ſich nicht; Schelling hatte zu Vatke, als dieſer bei ihm das Colleg annahm, geäußert: er fühle ſich geehrt, den Verfaſſer des Buches über die menſchliche Freiheit unter ſeinen Zuhörern zu wiſſen; er bäte ihn, falls er Einwendungen habe, ihm dies mitzutheilen. Vatke unterließ, dies zu thun, ſobald er gewahr wurde, welch' ſelbſtbewußten und Widerſpruch ausſchließenden Ton Schelling anſchlug. Vatke empfand es doch als innere Benöthigung, in der Fortentwicklung der Hegelſchen Lehre dem zur Bekämpfung derſelben von München citirten Philoſophen als Lehrer und Schriftſteller rückhaltlos entgegen zu treten, ſo ſehr er auch den Schelling von ehedem als eminenten Denker verehrt und öffentlich anerkannt hatte. Es konnte bei allen ernſten Männern nur Kopfſchütteln hervorrufen, daß bei Gelegenheit eines ihm zu Ehren veranſtalteten Fackelzuges Schelling ſeinen Zuhörern zurief: „Was iſt es, das Sie perſönlich an mich gezogen? Es kann nur dies ſein, daß ich Sie gerade

die höchſten Dinge in ihrer ganzen Wahrheit und Eigenthümlichkeit habe erkennen laſſen, daß ich Ihnen nicht ſtatt des Brotes, das Sie verlangten, den Stein gegeben und dabei verſichert habe: Das ſei Brot! Daß ich den Abſcheu nicht verhehlt vor jedem Unterricht, der nur Abrichtung zur Lüge ſein würde, nicht meinen Unwillen über die innere moraliſche und geiſtige Verkrümmung, die durch abſichtliche Entſtellung — in welchem Intereſſe immer — verſucht würde; verſucht, gerade gegen die Gemüther der Jugend, deren ſchönſte Zierde Ehrenhaftigkeit, Geradheit und unverfälſchte Geſinnung ſind. Nun, meine Herren, eben dieſe Aufrichtigkeit, dieſe Geradſinnigkeit, dieſe Wahrheitsliebe, die in Ihrem Alter am höchſten geſchätzt worden, haben Sie in mir erkannt; eben dieſe werden Sie auch ferner in mir erkennen."

Der „Stein", der ſtatt des verlangten Brotes gegeben ſein ſollte, die „Abrichtung zur Lüge", die „innere moraliſche und geiſtige Verkrümmung" — das war die Hegelſche Philoſophie, und die herausfordernde Sprache Schelling's, die ſich zuſehends ſteigerte, trug weſentlich dazu bei, daß bald darauf die Schüler und Freunde Hegel's ſich enger an einander ſchloſſen, um dem Dünkel der neuſchellingſchen Philoſophie ein Ziel zu ſetzen. Hierbei trat, wie wir noch ſehen werden, Vatke leitend hervor.

Persönliches. Gesenius.

Es blieb bei Vatke's Widersachern das Bemühen vorherrschend, ihn in jeder Weise zurückzusetzen und selbst die kleinlichsten Mittel nicht zu verschmähen. So hatte man ihn allein zu Neujahr 1842 bei der Vertheilung der Gehälter übergangen, worüber sich Vatke gegen Bruder Georg näher ausläßt: „Der Minister Eichhorn wagt nicht mich dem Könige zu empfehlen; den König hat aber die Hengstenberg-Straußische Partei schon 1837 gegen mich gestimmt, so daß der damalige Kronprinz von seinem Vater verlangte, er solle meine Anstellung rückgängig machen. Ich konnte jene parteiische Zurücksetzung nicht hingehen lassen. Ich war zweimal beim Minister und beschwerte mich. Der Minister hatte auch in der That nur schlechte Ausreden, weil er nicht gestehen wollte, daß er sich vor dem schon eingenommenen Könige fürchtet. Indeß raubte mir Eichhorn nicht alle Hoffnung. Auf das Andringen des Geheimen Raths Schulze, meines Gönners, der jetzt aber seinen Einfluß leider fast ganz verloren hat, wurde meine Sache Ende April d. J. wieder vorgenommen, aber auf Befehl des Ministers wieder drei Monat ad acta gelegt. Seitdem habe ich nichts davon gehört, will aber gelegentlich wieder erinnern. Es ist mir weniger um die 2—300 Thaler Gehalt oder Gratification, als um die Gerechtigkeit und Ehre zu thun."

Der Sommer 1842 brachte viel Glück in das Vatke'sche Haus, denn am 25. August wurde eine Tochter geboren, die in der Taufe den Namen Elise erhielt. „Zu den beiden Knaben jetzt ein Mädchen", schreibt Vatke an Bruder Georg, „das entspricht namentlich den Wünschen meiner Frau." Leider wurde sie freilich krank, und sie bedurfte der allergrößten Schonung, besonders da einige Wochen später von Frankfurt a. M., wohin der Schwiegervater gereist war um sich in Homburg zu erholen, die Nachricht eintraf, sein Zustand wäre ein sehr bedenklicher. Am 19. September reiste Vatke eilig zu ihm, Döring war aber schon begraben, und um seiner Frau den Tod des Vaters selbst zu melden, worauf sie schonend vorbereitet werden mußte, kehrte Vatke in vier Tagen nach Berlin wieder zurück. „Ich bedaure aufrichtig den Tod Dörings", bekennt der Schwiegersohn dem Hamburger Bruder, „weil mein Schwiegervater erst spät angefangen, das Leben auch von seiner besseren Seite zu kosten und weil mir die Gelegenheit entzogen ist, das Meinige oder vielmehr das Unsrige ferner dazu beizutragen. Ich verliere ferner einen umsichtigen Rathgeber bei der Verwaltung des Vermögens und einen gewissen Stützpunkt der äußeren Existenz. Nach dem Vermögen Döring's haben wir Beide, Frau und ich, nie Sehnsucht gezeigt. Meine Frau ist noch bescheidener als ich. Wir kamen bisher anständig, aber durchaus ohne Ueberfluß, gerade aus, konnten nichts erübrigen, da durch Krankheit und Kinder immer außerordentliche Ausgaben eintraten. Aber wir hofften mit den bisherigen Mitteln allmälig in eine vortheilhaftere Stellung zu gelangen. Das uns jetzt zufallende

Vermögen ist zwar nicht zu verachten, aber theilweise für mich eine Last, namentlich die Häuser; ich verliere Zeit für höhere Zwecke und komme in Gefahr, durch Reichthum meinen besseren Geist, wenn auch unbewußt, zu fesseln. Wir hätten deshalb auch von dieser Seite dem Verewigten gern noch zwanzig Jahre gegönnt." Und Vatke schreibt weiter: „Wie ich gehört habe, freut sich jetzt die liberale Partei in ganz Berlin, daß ich plötzlich in eine ganz unabhängige Lage gekommen bin. Geld ist für geistige Dinge ein nichtsnutziges Mittel, aber wie die Welt einmal ist, so imponirt der Reichthum selbst der Regierung, zumal da der Ruf meinem Schwiegervater ein doppeltes und dreifaches Maaß seines wirklichen Vermögens zuschreibt. Jedenfalls kann ich die Sache jetzt ruhig ansehen, und nun auch bald meine alten Schulden mit Dank abtragen, was mir in Beziehung auf Dich, lieber Bruder, längst eine drückende Herzens- und Gewissenssache gewesen ist."

Das Letztere geschah schon nach Jahresfrist, und mit vollen Händen. „Wie ich oft erinnert", schrieb Bruder Wilhelm an Bruder Georg, „bin ich noch aus den Jahren 1817 bis 24 her Dein Schuldner; mein Gottlob für Wohlthaten treues Gedächtniß hat es mir das ganze Jahr immer zugeflüstert. Wie Du Dich erinnern wirst, versprach ich, das von Deiner Liebe empfangene Darlehn dereinst mit Dank und Zinsen nach Verhältniß meiner Lage zu erstatten. Indem ich nun meine jetzige Lage mit Deiner damaligen vergleiche, auf die eine Seite der Wagschale Deine geringe Aussicht lege, von einem unartigen Jungen jemals etwas wiederzubekommen, auf die andere Seite aber Deine Groß-

muth und wahrhaft brüderliche Zuneigung, und dergleichen Dinge mehr, so bin ich zu dem Facit gekommen, daß ich nach bloßem Recht und nach Billigkeit Dir jährlich die Summe zu erstatten habe, die Du mir vorgeschossen. Du wirst aus brüderlicher Nachsicht gegen diese Rechnung keine Einwendungen machen, und wenn Du sie machst, muß ich klagbar werden, da ich mich auf das jus talionis berufen kann. — Nun bleiben aber noch die Zinsen für ein Viertel Säculum zu erstatten. Am liebsten wäre es mir, wenn ich diese Zinszahlung nach Deinem jedesmaligen Wunsche und Bedürfnisse entrichten könnte; solltest Du aber, Deinem treuen Bruder gegenüber, eine zu weit gehende zarte Zurückhaltung beobachten und keine Forderung nach Deinen jedesmaligen Umständen machen wollen, so wird Dein dankbarer Bruder Wilhelm geradezu sich daran nicht kehren. Wenn Du Alles erwägst, was ich in Scherz und Ernst, aber jedenfalls in dankbar brüderlicher Gesinnung, Dir so eben geschrieben, so wirst Du mir schwerlich böse werden. Ich danke Dir herzlich, daß Du so lange Nachsicht gehabt, ja daß Du die Sache ganz vergessen hattest; um so weniger wirst Du mir die Freude mißgönnen, daß ich das Langversäumte nachholen kann." Die beiden Brüder sind sich Zeit ihres Lebens herzlich gut geblieben.

Von den Gelehrten Deutschlands hatte, wie wir früher gesehen, der Hallische Grammatiker Gesenius die intimsten Beziehungen zu Vatke; leider ist von dem Briefwechsel zwischen Beiden nichts erhalten, da an dem Aufschwung des hebräischen Sprachstudiums, das von Gesenius und Ewald datirt, auch unser Vatke sein gut Theil beigetragen

hatte. Unter dem 24. October 1842 schrieb ihm T. Haarbrücker von Halle: „Geehrter Herr Professor! Leider ist es eine Trauerbotschaft, die mir nach längerem Schweigen, als ich vielleicht verantworten kann, die Feder in die Hand zwingt, um an Sie zu schreiben. Gesenius ist gestern, wie Sie vielleicht schon gehört haben, nach einem sehr schmerzhaften Krankenlager gestorben und wird Mittwoch Nachmittag begraben werden. Alle, die ihm im Leben und in der Wissenschaft nahe gestanden haben, halten es zumal unter den obwaltenden Umständen, von denen auch er in den letztern Zeiten so Manches zu ertragen hatte, für zweckdienlich, seine Bestattung so einzurichten, daß es der Welt zum letzten Male deutlich vor Augen geführt wird, was sie an ihm verloren hat, daß auch seinen Feinden gezeigt werde, die Zahl seiner Freunde sei doch größer gewesen. Ich weiß nicht, ob ich zu viel wage, wenn ich Sie bei der jetzigen leichten Verbindung zwischen hier und dort auffordere, ob Sie nicht die Feierlichkeit durch Ihre Gegenwart mit vergrößern wollen. Wenigstens halte ich es für meine Pflicht, Ihnen von dem Ereigniß Nachricht zu geben, denn gewiß, es ist nicht blos für die hiesige theologische Facultät, sondern für die ganze Universität ein Ereigniß, dessen Folgen noch nicht abgesehen werden können; Jeder, dem das Heil der freien Wissenschaft am Herzen liegt, kann nur mit Besorgniß der Zukunft entgegensehen. Der einzige Trost könnte der sein, daß recht Viele das Prinzip, für das er allein in der hiesigen theologischen Facultät gegen sein Ende mehr als zu thätig war, für das ihrige anerkennen. Dieses Interesse allein hat mir den Muth gegeben, meine obige Bitte an Sie zu

richten, der ich mit gleicher Dreistigkeit noch die hinzufüge, ob Sie nicht auch Herrn Professor Marheineke von der Sache in Kenntniß setzen wollen; ich bin demselben zu unbekannt, als daß ich selbst mich an ihn zu wenden berechtigt wäre. Das Begräbniß findet keinenfalls eher statt, als bis am Mittwoch der Berliner Dampfzug hier ist, da, wie ich gehört habe, eine gleiche Aufforderung noch an Professor Benary, Boeckh und Andere ergangen ist. — Die Zeit drängt, so daß ich das, was ich Ihnen noch gerne mittheilen möchte, in der Hoffnung, es Ihnen mündlich sagen zu können, zurücklassen muß. — Schwarz und ich kamen neulich eine Stunde zu spät nach dem Eisenbahnhofe, und bedauerten sehr, die Nachricht von Ihrem Hiersein nicht noch am Abend zuvor erfahren zu haben, wo wir nicht verfehlt hätten, unsere Aufwartung früher zu machen. Ich verbleibe in dankbarer Verehrung Ihr treuer T. Haarbrücker."

In Ergänzung dieser Mittheilung schrieb Haarbrücker am 27. November 1842 an Batke: „Die öffentlichen Feierlichkeiten bei Gesenius' Leichenbegängniß kann ich wohl übergehen, da sie ja ziemlich in allen Zeitungen gestanden haben; daß dabei freilich noch eine Intrigue der Gegenpartei, zufolge deren der Zug nicht über den Markt gehen sollte, zu überwinden war, ließ sich da nicht sagen. Rödiger war dabei recht thätig. Ich sprach Gesenius noch vierzehn Tage vor seinem Tode eine ganze Stunde lang; er lag zu Bette und hatte viele Schmerzen, die sich gegen das Ende in einem fürchterlichen Maße gesteigert haben sollen. Er war, wie gewöhnlich, sehr freundlich, wie ich denn überhaupt sagen kann, daß er gegen mich stets voller Güte und Theil-

nahme war. Von Ihnen hat er zu mir stets mit der allergrößten Achtung gesprochen und erwartete mit der größten Ungeduld Ihren Tractat über den Pentateuch, von dem ich ihm bei Gelegenheit Manches mitgetheilt hatte. In den letzten Tagen hat ihn außer der Familie, so viel ich weiß, Niemand gesprochen; er ist vollständig klar über seinen Zustand gewesen und hat mit der größten Genauigkeit alle nur möglichen Anordnungen getroffen. Wem er die Vollendung seiner Arbeiten übertragen hat, weiß man noch nicht; ich halte Rödiger für am geeignetsten. Seine sehr kostbare Bibliothek wird versteigert werden. Den brutalen Angriff Ewald's in dessen neuester Grammatik hat er noch gelesen und, wie ich höre, selbst bestimmt, was darauf geantwortet werden solle. Ewald wird noch einmal vor Eitelkeit vollständig den Verstand verlieren. Was die Wissenschaft an Gesenius verliert, wer weiß es besser als Sie? Halle verliert sehr viel. Die Partei der Rationalisten, zwar noch immer in der Mehrzahl (zur andern gehören nur Tholuck und Müller), hat ihr Haupt verloren und ist so darnieder gebeugt, daß es ein Jammer ist. Gesenius war in der letzten Zeit so gut im Zuge; er sah es wohl ein, daß der Rationalismus die Romantik nur im Bunde mit der Philosophie überwinden könne. Strauß' Dogmatik hatte ihn vollständig überzeugt. Schwarz hat sein Durchkommen allein der Gewandtheit von Gesenius zu verdanken, denn es sind gegen ihn Intriguen angewandt worden, die nichts besseres als die Peitsche verdienen. Ein Hauptplan war für Gesenius in der letzten Zeit, die Hallische Literaturzeitung zu restauriren; was nun aus ihr werden wird, steht dahin

Was überhaupt nun werden soll, ist schwer zu sagen. Inzwischen hat Rödiger die Collegien und das Seminar übernommen, und ehe ein Pietist her kommt, wäre es immer noch hundert mal besser, Rödiger bekäme die Stelle; ihm fehlt zwar entschiedenes Auftreten, aber der Wissenschaft vergiebt er durchaus Nichts. Eine Wonne für uns Alle und eine Rettung für die Universität wäre es, wenn Sie, Herr Professor, herkämen — aber ich weiß nicht, ob wir so egoistisch sein können, das auch nur einmal zu wünschen, denn abgesehen davon, daß Sie Berlin wohl nicht gern werden verlassen wollen: die Berliner Universität oder vielmehr Facultät würde dann ja ganz der Bornirtheit verfallen, was sie freilich wünschen mag. Ein festes Gerücht über einen Nachfolger hat sich noch nicht gebildet. Die Facultät hat drei vorzuschlagen, was die eine Partei wohl nicht thun wird, um, wie im Gutachten über Bauer, Alles der Weisheit der oberen Leitung anheim zu stellen. Daß Hävernick herkommen könnte, daran ist wohl nicht zu denken, denn einmal wäre es doch ein zu großer Blam, ihn aus Königsberg wieder zurückziehen zu müssen, und andererseits wäre es ja eine Sanction der Anklage von 1830, und so schlecht, glaube ich, handelt die jetzt herrschende Partei doch nicht, wenn es ihr auch vielleicht von einer Seite her gerathen werden wird. Ebenso wenig glaube ich daran, daß man Ewald herbeirufen werde, denn angenehm würde dieser vor Arroganz sich überschlagende Starrkopf eigentlich Niemand sein, und es wäre doch auch dies ein Schimpf, den man Gesenius noch im Grabe anthäte. Es fehlt hier wirklich nur an ein paar entschiedenen Männern, um die

retrograde Partei ganz und gar aus dem Sattel zu heben. Der Geist unter den Studenten ist, wie man denselben nur irgend wünschen kann: sie sind für wahre Wissenschaft sehr empfänglich. Schwarz liest privatim Dogmengeschichte vor fünfzig bis sechzig Zuhörern; die Zuhörer Max Duncker's, dessen Ernennung zum Professor extraordinarius Alles in Erstaunen gesetzt hat, mehren sich auch beständig, von Hinrichs' Vorlesung über die Gegenwart (publice) gar nicht zu reden, in dessen Auditorium stets vier- bis fünfhundert Zuhörer anwesend sind. Schaller klagt zwar über Abnahme seiner Zuhörer, aber dieselben kommen allmälig dahinter, daß mit ihm nicht vorwärts zu kommen ist und daß man das Alles im Hegel ebenso gut und besser findet. Rödiger hat jetzt die vollsten Collegia und es ist nur schade, daß er so gar keine tüchtige philosophische Bildung hat; zum Auffassen der orientalischen Sprachen hat er entschiedenes Talent und beabsichtigt einmal eine vergleichende Grammatik der semitischen Dialecte zu geben, worin er allerdings viel Unsinn von Ewald widerlegen wird. — In dem Gutachten über Bauer hat sich die Berliner Facultät wieder einmal ein rechtes Schanddenkmal gesetzt, denn es erhebt sich doch eigentlich nicht über den Standpunkt der Brutalität. Ich will Bruno Bauer nicht vertheidigen, aber mit der Person zugleich das Princip der freien Wissenschaft brandmarken kann nur, wer so schamlos ist, wie — — — —. Ich verbleibe stets der Ihnen ganz ergebene und treue T. Haarbrücker."

Wie der Verlust der Gesenius-Vatke'schen Correspondenz, so ist die Lücke zu beklagen, die in dem Brief-

wechsel zwischen Vatke und Dav. Strauß von jetzt ab eintritt. Ihr Ideenaustausch durch die Jahre 1842 bis 1859 ist verloren gegangen. Am 18. November 1842 schrieb Strauß an Vatke aus Sontheim: „Lieber Freund! Nach guter alter Sitte schicke ich Dir wieder einmal einen Landsmann, Dr. Rieckher, einen Verwandten von Ruoff, den Du früher so freundlich aufgenommen hast. Er hört eine Vorlesung bei Dir, und hat mir den Wunsch geäußert, ihn auch persönlich bei Dir einzuführen, was ich um so gerner thue, da Du an ihm einen unterrichteten und empfänglichen Jüngling finden wirst. Von Dir hat mir der junge Winterthurer das letzte Lebenszeichen gebracht — er sagte mir — und Du selbst schriebst auch in den wenigen Zeilen von einem ausführlichen Brief, den ich bekommen sollte — wer aber nicht ankam, war der große Brief und doch hätten wir uns so Manches zu sagen, denn wie Vieles hat sich an uns und um uns zugetragen und verändert, seit wir zum letzten Male im Thiergarten spazieren gingen. Freilich fast zu viel für einen oder auch für viele Briefe: so etwas müßte mündlich und persönlich und zwar mit Muße verhandelt werden. Du machtest mir ja auch längst Hoffnung, Dich einmal bei uns im Süden zu sehen; jetzt wohne ich auch in einer Gegend, wo namentlich der Herbst so viel Unterhaltung mit sich führt, und wie sehr würde es mich insbesondere als neuer Ehemann und Hausvater freuen, Dich an meinem Heerde aufnehmen zu können. Also, besinne Dich den Winter, und auf den Sommer führ's aus! Unverändert Dein D. F. Strauß."

Die philosophische Gesellschaft. Kritische Blätter für Leben und Wissenschaft.

Die wunderliche Zudringlichkeit der neuschellingschen Philosophie, die im Bunde mit der Rechtgläubigkeit Hengstenberg's Tag für Tag über Hegel und dessen Anhang zu Gericht saß, bewirkte auf Anregung des Grafen von Cieszkowski und L. Michelet's die Gründung eines philosophischen Vereins, dessen Zweck dahin bestimmt wurde, daß sich die Schüler und Freunde Hegels, ohne sich die Verschiedenheit ihrer Richtung verbergen zu wollen, jedoch in dem Bewußtsein der ihnen gemeinschaftlichen Grundlage der von Hegel ausgegangenen Philosophie, verbinden, um vereint für die nähere Verständigung und die allseitige Fortbildung der Philosophie zu wirken. Die philosophische Gesellschaft constituirte sich am 5. Januar 1843 und die constituirenden Mitglieder waren Althaus, Ferd. Benary, Agathon Benary, Boumann, Graf von Cieszkowski, Hofrath Förster, Gabler, Consistorial-Präsident Göschel, v. Henning, Prof. L. Heydemann, Gymnasial-Director A. Heydemann, Hotho, Marheineke, Michelet, Vatke, Moritz Veit und Werder. Von den ordentlichen Mitgliedern nennen wir Boeckh, Brugsch, Dove, Gosche, Hellferich, Stadtrichter Hirsemenzel, Lassalle, Lasson, Präsident Lette, Märcker, Mätzner, Mundt, General

von Pfüel, Oberpräſident von Puttkamer, Rötſcher, Schasler, Alexis Schmidt, Schultz-Schultzenſtein, Stadtſchulrath Schulze, Stahr, Vehſe und Oberpräſident v. Viebahn. Als auswärtige Mitglieder hatten ſich unter Anderen angemeldet Dirichlet, Erdmann, Feuerlein, Kuno Fiſcher, Hegel (Erlangen), Hinrichs, Jules Lewes (London), Martenſen (Kopenhagen), Monrad (Chriſtiania), Roſenkranz, Schaller, Schwegler, Snellmann, David Strauß, Viſcher und Eduard Zeller*).

Die philoſophiſche Geſellſchaft beſchloß ohne förmliches Statut zu bleiben, indem ſie auf dieſe Weiſe der Anzeige an die Behörde und ihrer Beſtätigung nicht bedurfte. Lebhaft beſchäftigte den Verein die Herausgabe einer Zeitſchrift, das Unternehmen kam aber vorläufig nicht zu Stande; der Schwerpunkt der Thätigkeit fiel in die Vorträge, Theſen und Discuſſionen darüber. Vatke las am 22. Mai 1844 eine Abhandlung über „die Selbſtentwicklung des Abſoluten“, deren Debatten ſich bis zum 27. November hinzogen und die Thätigkeit der Geſellſchaft in dieſem erſten Stadium ihrer Entwicklung ſchloſſen. Vatke zählt die Unterſuchung über die höchſte Einheitsform und abſolute Selbſtvermittlung des Abſoluten zu den ſchwierigſten Aufgaben der Speculation. Das chriſtliche Weltalter iſt zwar, wie er ausführt, darüber einig, daß Gott Geiſt ſei; aber über Weſen und Form des Geiſtes ſelbſt und über das Verhältniß des unendlichen Geiſtes zum endlichen wird der Streit der Mei-

*) Der Gedanke. Philoſ. Zeitſchrift. Herausgegeben von C. L. Michelet. Erſter Bd. 1861. Seite 66 ff.

nungen noch lange nicht geschlichtet sein. Geht man von der als unumstößliche Wahrheit anerkannten Voraussetzung des Absoluten, oder religiös ausgedrückt, des Monotheismus, des Einen lebendigen Gottes aus, so lassen sich die entgegengesetzten Ansichten auf drei Grunddifferenzen zurückführen; alle andern Meinungen sind Modificationen derselben, Uebergänge von der einen zur andern, oder inconsequente Verknüpfung nicht zusammengehörender Momente. Die erste Grundansicht ist der consequente Theismus; die zweite Grundansicht ist die Lehre von der Immanenz aller Dinge in Gott oder Gottes in der Welt; die dritte Grundansicht sucht die Schwierigkeiten beider Standpunkte zu vermeiden. Wir wissen vom Absoluten allerdings wenig, aber das bisherige absolute Wissen erscheint uns bei näherer Prüfung als ein sehr relatives und abstract formelles, und die Aufhebung des scheinbaren Wissens ist selbst schon ein Fortschritt im Wissen. — Da Vatke auch in den nächsten zwei Jahrzehnten in der Gesellschaft thätig war, so kommen wir auf sie zurück.

Im September 1843 planten Vatke, Hotho, Ferdinand und Agathon Benary die Herausgabe eines wöchentlich erscheinenden Journals: Kritische Blätter für Leben und Wissenschaft. Die Zeitschrift sollte die bedeutenderen Erscheinungen der Wissenschaft, insbesondere auf dem Gebiet der Philosophie und Theologie, der Kunst und des Staates dem Publikum vorführen, und ohne Rücksicht auf eine bestimmte Richtung, einzig und allein von dem Standpunkte der Wissenschaft, und in der ihr angemessenen würdigen Haltung und möglichst schöner Form beurtheilen,

außerdem aber von Zeit zu Zeit die Leiſtungen in den einzelnen genannten Gebieten zu größeren Ueberſichten zuſammenfaſſen, oder auch in leitenden Artikeln Winke und Andeutungen für die Fortbildung der Wiſſenſchaft geben. Die vier Unternehmer, die an Veit und Comp. Verleger gefunden hatten, erbaten für den mit der beſonderen Redaction beauftragten Agathon Benary bei dem Oberpräſidenten der Provinz Brandenburg, v. Meding, die Conceſſion zur Herausgabe des Journals, der Oberpräſident ſchrieb ihnen indeß nach vier Monaten zurück, daß ſich aus ihren amtlichen Verhältniſſen gegen das von ihnen beabſichtigte publiciſtiſche Unternehmen in Betracht der im Proſpect angezeigten Tendenz deſſelben Bedenken ergeben hätten, welche die Ertheilung der gewünſchten Conceſſion behinderten.

Der Proſpect hatte hervorgehoben, das Journal ſollte aus dem geſammten Stoff der Literatur beſonders das hervorheben, was allgemein Anklang finden müßte. Grundlage und Ausgangspunkt ſollten hierbei der Gedanke und die Wiſſenſchaft ſein, doch nicht engbegrenzt in den Schranken der bloßen Gelehrſamkeit, ſondern in ihrer mächtigen Einwirkung auf die Geſtaltungen des Lebens und der Geſellſchaft. In einer Zeit, die ſichtbar einer großartigen Entwicklung, einem Umſchwung in allen Richtungen entgegenſtrebt, hat, wie die Herausgeber betonten, das Alte ſein Recht, das Neue ſeine Berechtigung aufzuweiſen, und vermag es nur durch den Gedanken. Wie die Zeit dahin iſt, wo die Wiſſenſchaft ein abgeſchloſſenes Sein für ſich bildete, ſo auch der Wahn, daß die freieren Bewegungen des Lebens abgeriſſen ſeien von Gedanken, nicht in ihm vielmehr ihre treibende

Kraft, ihre Stärke hätten. Gedanke und That, Leben und Wiſſenſchaft dürfen nicht mehr getrennt erſcheinen. In dieſem Bewußtſein hat die Wiſſenſchaft allen Anfechtungen gegenüber ihre ganze Kraft wiedergefunden, und — wie dies die Bewegungen der letzten zehn Jahre zeigen — den großen Schritt gethan, ſich des Inhalt des Lebens in allen ſeinen Richtungen geiſtig zu bemächtigen. Fürwahr, es waren nicht untergeordnete Punkte, nicht leere Grübelei, welche die Philoſophie als ihren Inhalt ſich vorſetzte; nicht in todten Formeln, nicht unter ſchwer verſtändlichem Ausdruck verſteckte ſie ihren Gehalt; nein, ſie hat Fragen ſich vorgelegt, die das letzte und höchſte Wohl des Menſchen berühren, ſie hat deren Löſung in einer Sprache verſucht, die klar und beſtimmt Jedem zugänglich war, ſie hat geſtrebt Gemeingut derer zu werden, denen überhaupt die Sphäre des Geiſtes nicht verſchloſſen bleibt. Dieſen geiſtigen Prozeß, dieſe Wechſelwirkung des Lebens und der Wiſſenſchaft in ihrem Fortſchritt und in ihrer Entwicklung an den geiſtigen Produkten unſerer Zeit zu verfolgen, iſt die Aufgabe der neuen Zeitſchrift und in dieſem Zwecke iſt ihr Inhalt, ihre Tendenz ihre Haltung unmittelbar gegeben.

Fragt man zunächſt nach den Richtungen, in denen der Gedanke jetzt am mächtigſten an das Leben herantritt, ſo darf man die Religion, die Kunſt und Poeſie, den Staat als dieſe Gebiete bezeichnen. Niemand, welcher Partei er ſich immer zuwenden mag, kann es ſich verhehlen, daß die Kämpfe, die um die Offenbarung, als bloß-hiſtoriſche geführt wurden, daß die Unterſuchungen über Gott und das Verhältniß des Menſchen zu Gott, daß die Fragen über Per-

ſönlichkeit und Unſterblichkeit nicht nur der Wiſſenſchaft einen andren Umfang und eine andre Geſtaltung gegeben, ſondern auch außerhalb des Kreiſes der Gelehrten eine Anregung und Wirkung hervorgebracht haben, deren Kraft ſich am Deutlichſten in dem ſchroffen Gegenübertreten der Gegenſätze ausſpricht, und die zu mächtig eingreifen, als daß man ſie einer momentanen, vorübergehenden Erregung zuſchreiben könnte. Und gleiches gilt vom Staate. Oder ſind alle jene Fragen, welche die Sittlichkeit der Familie in der Ehe, die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Recht und in der Verwaltung, oder welche das innere Getriebe in der Induſtrie, in den Handelsverbindungen, welche die alten Schäden der Geſellſchaft im Pauperismus berührten, nicht ſolche geweſen, welche die Kräfte der beſten Köpfe, aber ebenſoſehr die ängſtlichſte Theilnahme aller Beſſeren des Volkes in Anſpruch nahmen? Von der Kunſt und ſchönen Litteratur braucht kaum geſagt zu werden, daß ſie ſtets nur ſo ihren Werth gehabt, daß ſie Gemeingut aller geworden; ihr Boden, ihre Aufgabe, ihr Träger iſt vom Beginn an das Leben. So iſt es denn die Theologie, die Wiſſenſchaft des Staates, die Kunſt und ſchöne Litteratur, die unſren Stoff bezeichnen, und als Träger, Leiter aller dieſer Richtungen in wiſſenſchaftlicher Faſſung die Philoſophie. Was in dieſen Wiſſenſchaften Anſpruch machen kann den Gedanken fortzuführen, was Fortſchritt, was Entwicklung andeutet, was irgendwie geeignet iſt auf die öffentliche Meinung tiefen, wahrhaften Einfluß zu üben; ja was endlich, ohne ſich ſelbſt dem Fortſchritt hinzugeben, doch eine Anregung enthält, und die Behandlung wichtiger Fragen zu veranlaſſen vermag, wird

unbedingt ſeine vollſtändige Würdigung finden. Indeſſen dürfen freilich jene Gränzen, welche die angegebenen Fächer zu ſetzen ſcheinen, nicht beengend für die Zeitſchrift ſein; denn da dieſe ihren Zweck, die Beziehung der Wiſſenſchaft zum Leben, feſthält, ſo wird auch alles Bedeutende in andren Gebieten, ſobald es eine neue Richtung einſchlägt, oder anregend ſich über die bloße Fachgelehrſamkeit erhebt, Stoff der Beſprechung werden. Ohnehin iſt der Zuſammenhang der Wiſſenſchaften und ihr Ineinandergreifen ſo mächtig, daß von einer ſcharfen Trennung und Abgränzung unmöglich die Rede ſein kann. — So viel aus dem Programm.

Dem ablehnenden Beſcheide des Herrn v. Meding war die Aufforderung des geiſtlichen Miniſters Eichhorn zu einer Audienz voraufgegangen, und in dieſer erklärte der Miniſter den vier Herausgebern, daß polizeiliche Schwierigkeiten gegen ihr Unternehmen ſich nicht ergeben hätten. Wären ſie bloße Literaten, ſo wäre nichts einzuwenden; allein als Profeſſoren und Docenten der königlichen Univerſität müßte ihnen die Erlaubniß zur Herausgabe „aus der höheren Rückſicht verweigert werden, daß ſie, ohne practiſch lebendige Kenntniß von Kirche und Staat, ihr Blatt auch in Bezug auf dieſe Gebiete vom Standpunkte einer Philoſophie redigiren würden, die nach dem Urtheile ſowohl des Miniſters als auch aller höheren preußiſchen Staatsmänner mit der Kirche und dem Staate, wie ſie ſein könnten und dürften, unverträglich wäre.“ Je mehr nun der Miniſter von ihnen als Ehrenmännern den feſten Glauben hege, daß ſie ihre Anſichten mit Offenheit und Energie ver-

breiten würden, und ihnen den guten Willen und Vorſatz, ſowie die Geſchicklichkeit zutraue, niemals mit der königlichen Cenſur in Conflikt zu gerathen, um ſo weniger wäre ihr Unternehmen zu bewilligen. Wie loyal und ehrenwerth immerhin ihr Streben wäre, ſo würden es die vier Herausgeber dennoch kaum hindern können, daß ihr Blatt nicht verderblichen Richtungen zur Fahne würde. Aus dieſen Gründen ſprach der Miniſter den Wunſch aus, die Herren möchten freiwillig von ihrem Vorhaben abſtehen.

Dieſe ſahen ſich aber nicht im Stande, dem Wunſche einer freiwilligen Verzichtleiſtung zu genügen, ſchon der Verpflichtung halber, die ſie gegen ihre Verleger übernommen hatten. Sie wandten ſich deshalb an den Senat der Univerſität mit einem Geſuch, worin ſie ausführten, der Miniſter verböte ein wiſſenſchaftliches Unternehmen, gegen welches das Miniſterium der Polizei keinen Einwand machte, aus dem Grunde, weil die Redactoren ſich zu einer Philoſophie bekennen, von der der Miniſter den Glauben hege, daß ſie der wahren Kirche und dem wahren Staate widerſtreite. Hierdurch würde aber auf rein adminiſtrativem Wege die Verbreitung einer Philoſophie behindert, deren Widerlegung um ſo mehr nur Sache der Wiſſenſchaft ſein könnte, jemehr der Staat die Vereinbarkeit dieſer Philoſophie mit Staat und Kirche durch die Berufung ihres Stifters ſowie durch Anſtellung vieler Schüler und Anhänger deſſelben, nicht nur als Lehrer, ſondern ebenſo ſehr als Verwaltungsbeamte, Richter und Diener der Kirche, bereits ſeit fünfundzwanzig Jahren anerkannt hätte.

Nach Anſicht der Herausgeber ſtand zu befürchten, daß

der Satz: „was jene Philosophie auf Universitäten lehren darf, soll sie nicht in wissenschaftlichen Zeitschriften verbreiten", sich in gleicher Weise zu dem andern Satze umwenden könnte: „was diese Philosophie nicht in wissenschaftlichen Zeitschriften verbreiten darf, soll sie auch auf Universitäten nicht lehren." Sie baten deshalb den Senat, er möchte ihnen eine Mittheilung über die Frage zukommen lassen, ob ihre Angelegenheit des berührten Prinzips wegen wichtig genug zu erachten sei, um dieselbe Seiner Königlichen Majestät zur Entscheidung vorzulegen.

Der Senat ließ durch Lachmann am 25. März 1844 erklären, es läge zur Erörterung der gestellten Frage nichts Factisches in amtlicher Form vor, mit Ausnahme der von Meding'schen Verfügung; da indeß diese Verfügung mehrerer und sehr verschiedener Deutungen fähig wäre, so bedauerte der Senat, für jetzt auf die Sache selbst nicht eingehen zu können.

Durch den Geheimen Rath Ladenberg wurden nunmehr die Herausgeber ersucht, zur Entgegennahme einer amtlichen Eröffnung am 23. April im Senatszimmer sich einzufinden, und hier theilte ihnen der Commissar des Ministers mit, es müßte bei dem, was ihnen bisher in der Sache erklärt worden, sein Bewenden behalten; der Minister sähe sich außer Stande, ihnen zur Concessionirung einer Zeitschrift, vollends in dieser Vereinigung von Männern, die von der philosophischen Richtung aus, welche notorisch mit dem Wesen des bestehenden Staates und der bestehenden Kirche in allgemeinen Conflikt gerathen, auf die Gestaltung des Lebens in Kirche und Staat und zwar in Weise popu-

lärer Darstellung einwirken wollten, die Hand zu bieten. — Es konnte demnach nur eine bestimmte philosophische und theologische Richtung sein, welche, statt durch wissenschaftliche Widerlegung, durch administrative Maßregeln bekämpft werden sollte, und deshalb ersuchten die Herausgeber nunmehr auf Grund dieser amtlichen Kundgebung den Senat abermals, sich über die Sache äußern zu wollen. Der Rector Lachmann blieb indeß bei seiner Weigerung, und ebenso erklärte für die theologische Facultät deren Dekan Hengstenberg den Professoren Vatke und Ferd. Benary, wie im Namen der philosophischen Facultät der Dekan Dieterici den Professoren Hotho und Agathon Benary, es läge kein Grund zu offiziellen Aeußerungen vor.

Die philosophische Facultät begriff jedoch bald, daß sie nicht schweigen könnte. Sie schrieb am 27. Juni 1844 an den Minister Eichhorn: „Wenn die philosophische Facultät es als die edelste Seite der Wissenschaft ansehen muß, daß sie still und nach dem Maaße der geistigen Kraft, die in ihr ist, auf das Leben Einfluß übt: so darf sie auch mögliche Conflikte mit dem Leben nicht scheuen, wenn diese ihr durch einen Zusammenhang mit der Wissenschaft herbeigeführt werden. Sie muß einmal nach dem ihr als philosophische Facultät gegebenen Standpunkt den philosophischen Gegensätzen freien Raum wünschen und dem streitbaren Geist der Wissenschaft, der die Wahrheit nicht im Stiche läßt, vertrauen, damit Einseitigkeit verhütet werde und dem Fortschritt der Antrieb nicht fehle. Wie viele daher der ehrerbietigst Unterzeichneten der Hegel'schen Philosophie nicht angehören, so vereinigen sie sich doch sämmtlich in dem

Wunsche, daß diejenigen Glieder der Facultät, welche ihr anhängen, deswegen in ihrer literarischen Thätigkeit keinerlei Hindernisse finden. Wenn die ganz gehorsamst unterzeichnete Facultät hoffen dürfte, daß Ew. Excellenz in der den Universitäten zugewandten thätigen Fürsorge die obigen Gesichtspunkte als solche genehm hielten, welche aus keinem andern Grunde als dem Wesen der philosophischen Facultät und der Wirksamkeit ihrer Glieder entspringen: so würde sie die ehrerbietigste Bitte hinzufügen, daß Ew. Excellenz diese Gesichtspunkte, wenn es nöthig wäre, bei den zu literarischen Concessionen mitwirkenden hohen königlichen Behörden hochgeneigtest schützen wollen."

Der Minister Eichhorn ließ sich auf Nichts ein. Er stellte in Abrede, daß Anhängern der Hegelschen Philosophie irgend ein Hinderniß literarischer Thätigkeit in den Weg gelegt worden, noch daß dies künftig geschehen werde. „Wenn aber" — fährt er fort — „einzelne dieser Schule angehörige Männer nach ihren Ideen von Staat und Kirche, die sie Philosophie oder Wissenschaft zu nennen belieben, das Leben unmittelbar umgestalten wollen, und die Behörde, welche in dem ihr angewiesenen Berufe die Ordnung und gesunde Entwicklung des Lebens zu wahren hat, solchen Unternehmungen entgegentritt, so thut sie nichts, als ein Urtheil vollziehen, welches der Stifter jener Philosophie selbst mit großer Entschiedenheit gegen ein so thörichtes und anmaßliches Uebergreifen ausgesprochen hat."

Das ging den Herausgebern denn doch zu weit; sie schrieben an Eichhorn: „Soll diese letztere Bezeichnung auf uns zielen, so müssen wir dieselbe in tiefster Ehrerbie-

tung unbedingt ablehnen. Persönlich schon aus Ehrfurcht vor den Manen des großsinnigen edlen Mannes, des verewigten Ministers v. Altenstein, dessen Personalkenntniß und Umsicht die Unterzeichneten sämmtlich ihre Stellung als Anerkennung derjenigen wissenschaftlichen Richtung verdanken, die sie zu keiner Zeit irgend geändert haben. Wenn Ew. Excellenz aber, um die Aussprüche unseres eigenen Lehrers gegen uns geltend zu machen, auf die bekannte Vorrede zur Hegel'schen Rechtsphilosophie hindeuten, so können wir nur finden, daß Hegel in diesem Vorwort, nicht anders als unsere Zeitschrift es gleichfalls gethan haben würde, eine sich so nennende Philosophie bekämpft, „die es ausdrücklich ausgesprochen, daß nur dies das Wahre sei, was jeder über die sittlichen Gegenstände, vornehmlich über Staat, Regierung und Verfassung sich aus seinem Herzen, Gemüth, Begeisterung aufsteigen lasse." Er kehrt sich — und auch hierin würden wir streng nur ihm selber gefolgt sein, — gegen die, bei denen „solche Ansicht sich auch die Gestalt der Frömmigkeit annehme", gegen die, „welche die Erkenntniß der Wahrheit als für eine thörichte, ja sündhafte Anmaßung erklären und die Vernunft, und wieder die Vernunft und in unendlicher Wiederholung die Vernunft anklagen, herabsetzen und verdammen." — Allerdings warnt Hegel aufs nachdrücklichste vor dem thörichten Besserwissen und der anmaßenden Unzufriedenheit mit der Wirklichkeit. Wirklichkeit aber heißt bei ihm das Bestehende und Vorhandene nur, insofern es der Vernunft gemäß ist, der er die Macht zutraut, sich die entsprechende Erscheinung und Geltung zu verschaffen, und er sagt ausdrücklich in jener

Vorrede selber, die Philosophie gewähre die Einsicht, daß nichts wahrhaft wirklich sei als die Idee, als der Gedanke. Aus diesem echt Hegelschen Satze glauben wir auch sachlich die oben berührten Anklagen ablehnen zu müssen."

Mit dieser vertheidigenden Erklärung war die Episode geschlossen — die Zeitschrift erschien nicht, die Herausgeber aber hatten das Recht der Wissenschaft, sich frei zu äußern, wirksam vertheidigt. Sie ließen die auf das beabsichtigte Erscheinen der Kritischen Blätter für Leben und Wissenschaft betreffenden Actenstücke drucken und den Ertrag den Fonds des Gans'schen Stipendiums zufließen.

Daß Vatke das Scheitern des Unternehmens nicht allzu sehr bedauerte, wird aus einem Schreiben an Zeller vom 1. April 1844 ersichtlich, worin er mittheilt, nunmehr werde ihm nicht mehr die Zeit und Kraft fehlen, an den theologischen Jahrbüchern mitzuarbeiten. Redacteur eines Blattes zu werden, das nicht durchweg streng wissenschaftlich gehalten war, würde Vatke in der That wenig geeignet gewesen sein; er hätte es vielleicht gar nicht verstanden, den Bedürfnissen eines größeren Leserkreises gerecht zu werden, jedenfalls aber würde er's nicht ausgehalten haben, systematischen Studien nur mit Unterbrechungen obzuliegen.

Erweiterung des Freundeskreiſes. Biedermann, Fries. Ruf nach Bern. Ris, Zeller.

In ein wie freundliches Verhältniß Vatke zu ſeinen Schülern getreten war, und mit welcher Liebe ſie ſich ihres Lehrers erinnerten, davon zeugt ein Schreiben A. Emanuel Biedermann's aus Baſel vom 29. November 1841. „Von Ihrer gütigen Erlaubniß“ — heißt es darin — „Ihnen ſchreiben zu dürfen, mache ich mit Freuden Gebrauch, um Ihnen vor Allem für die Empfehlungen zu danken, die Sie mir an Strauß und Zeller mitzugeben die Güte hatten. Sie haben mir eine ſehr freundſchaftliche Aufnahme bei dieſen Männern verſchafft, deren perſönliche Bekanntſchaft zu machen mir ſehr viel werth war. Ich hatte mich früher mit einem wahren Pathos jugendlich einſeitiger Begeiſterung an Strauß angeſchloſſen als den Verfechter aller freien Theologie, bis mir durch Sie der inhaltsvollere poſitive Aufbau eröffnet wurde, der allerdings die Straußiſche Thätigkeit zur nothwendigen negativen Vorausſetzung hat. Das Feld meines theologiſchen Bewußtſeins hat Strauß umgeackert, geht aber eine neue Saat mit geſunder Frucht daraus hervor, ſo danke ich es vor allen Ihnen, und werde das auch immer laut bekennen. — Straußens Perſönlichkeit erſchien mir weniger impoſant, dafür aber durch überraſchende Anſpruchsloſigkeit einnehmender, als ich erwartet hatte. Von Ihrem Buche, auf das ſich das Geſpräch zunächſt lenkte,

erklärte er sich, so weit er es gelesen, sehr befriedigt. Ihren Wunsch, es von ihm in den Berliner Jahrbüchern recensirt zu sehen, habe ich ihm durch die Frage, ob er ihm durch die Redaction schon zugekommen, erst mitgetheilt; er bezeigte sich vorläufig nicht abgeneigt. — In Tübingen kam ich eben zum Schluß der Collegien. Zeller hat mich äußerst freundlich auf- und durch sein ganzes Wesen sehr für sich eingenommen. Er führte mich auch zu Baur und Kern und vermittelte mein Zusammentreffen mit Vischer, dessen gesundes, kernhaftes Wesen aus Einem Guß mich mehr angezogen hat, als ich vorher nach Schilderungen von Andern erwartet hatte. Zeller und Vischer vornehmlich, auch Reiff wirken mächtig auf den wissenschaftlichen Geist in Tübingen... Ich möchte wohl auch in Berlin Zeuge von Schelling's zweiter Frühlingsfeier sein, obwohl ich — offen gestanden — etwas ungläubig bin, ob er Knospen zu wirklich neuen Früchten treibt. Immer aber eine seltene und ehrwürdige Erscheinung. . . . Stähelin's Untersuchungen über den Pentateuch wandern demnächst unter die Presse. Er hat sich angelegentlich nach dem Näheren Ihrer Ansicht über den Pentateuch bei mir erkundigt. . . . Ich hoffe, die theologische Welt werde das so höchst nöthige endlich verständigende Wort über die Christologie bald von Ihnen vernehmen. — Seien Sie meiner innigen Verehrung und Dankbarkeit versichert und erhalten Sie ein freundschaftliches Andenken Ihrem A. E. Biedermann."

Durch Biedermann kam in Vatke's Haus und Collegia Achilles Zschokke, der Sohn des berühmten Zschokke in Aarau. „Stets eingedenk", schreibt Bieder-

mann an Vatke, „welchen Genuß und welche Förderung meines ganzen Studienlebens mir Ihre perſönliche Bekanntſchaft brachte, hätte ich nicht gewußt, zu wem ich ihn beſſer hinweiſen könnte, als zu Ihnen.“ Und Zſchokke, Pfarrer in Gontenſchwyl geworden, ſchrieb ſieben Jahre ſpäter an Vatke: „Unmöglich kann ich den jungen Theologen Heinrich Dürr von Aarau, welcher, nachdem er bereits 4 Semeſter in Baſel und Tübingen ſtudiert hat, hauptſächlich noch Ihre Vorleſungen beſuchen möchte, nach Berlin verreiſen laſſen, ohne demſelben für Sie, mein verehrter Herr Profeſſor, ein Lebenszeichen meiner unveränderlichen Hochachtung und Dankbarkeit mitzugeben. Ihre Vorleſungen in den Jahren 1844 und 1845, die reichen Beweiſe Ihres Wohlwollens während meines damaligen Aufenthaltes zu Berlin, haben Ihnen in meinem Herzen ein unverwelkliches Denkmal geſtiftet. Nur die Scheu, Sie vielleicht mit meiner Anhänglichkeit zu beläſtigen, hielt mich bisher zurück, dem Wunſche meines Herzens zu folgen. Die ſich darbietende Gelegenheit, und der Wunſch den Ueberbringer dieſer Zeilen in eine nähere Stellung zu Ihnen zu bringen, ſowie die Hoffnung, durch denſelben von Ihnen nähere Nachrichten zu empfangen, bewogen mich nunmehr aber aus der Dunkelheit hervorzutreten, in welche ich für Sie ſeit meiner Abreiſe von Berlin zurückgekehrt bin. . . . . Aus Ihrem glanzvollen Berlin ein Sprung in mein beſchauliches Stillleben würde zwar mächtig contraſtiren, indeſſen, ich zweifle nicht, auch Ihnen ein flüchtiges Wohlgefallen abgewinnen. Die freundliche Landſchaft, das alte aber recht trauliche Pfarrhaus, die weiße Kirche mitten im großen und weit zerſtreut liegenden

Pfarrdorfe, haben neben den einfachen Sitten und der Treuherzigkeit ſeiner Bewohner etwas Idylliſches. — Ohne Ihr Wiſſen habe ich Ihnen ſogar in meinem Arbeitszimmer ſchon ein Plätzchen eingeräumt. Da hängt das Bild meines verehrten Lehrers überm Sopha neben dem Bildniß meines ſeligen Vaters. Sein Betrachten ruft mir jedesmal Ihre Nähe zurück, und bringt mir manche genußvolle Stunde in Erinnerung, und mit ihr die ſchönſten Tage meines Lebens. Verzeihen Sie mir deßhalb nun, wenn ich es diesmal nicht über mich bringen konnte, ſtill zu ſchweigen, ſondern in Geſtalt eines flüchtigen Grußes Ihnen perſönlich meine Hochachtung und Liebe an den Tag zu legen ſuchte. Mit den beſten Wünſchen Ihres Wohlſeins Ihr ergebener Achill Zſchokke, Pfarrer."

Es war im April 1843 als Biedermann ſeine „Freie Theologie oder Philoſophie und Chriſtenthum in Streit und Frieden" *) beinahe fertig gearbeitet hatte. „Ich hoffe", ſchrieb er hierüber an Vatke, „Sie werden darin ſowohl in Beziehung auf die Vertretung der Rechte und des Weſens der Wiſſenſchaft, als auf die Würdigung der Religion Ihren Schüler im Geiſte wiederfinden. Erlauben Sie mir, Ihnen mit dieſem Erſtling öffentlich meine Dankbarkeit zu bezeugen?" So geſchah es: die „Freie Theologie" erſchien „zum Zeichen dankbarer Verehrung" für „ſeinen theuren Lehrer", und Biedermann überſandte dieſelbe mit folgendem Schreiben aus Münchenſtein vom 7. October 1844: „Mein verehrteſter Lehrer! Endlich ſehe ich mich im Fall, Ihnen durch die

*) Tübingen 1844.

Widmung meiner ersten Schrift meine Verehrung und Dankbarkeit öffentlich zu bezeugen. Nehmen Sie dieselbe mit Nachsicht auf. Ob Sie ganz, oder wie weit Sie mit dem Inhalt derselben einverstanden sind, weiß ich nicht. Ich hoffe zwar, Sie werden dasselbe Fundament des speculativen Gedankens darin wieder finden, das ich seiner Zeit in Ihrer Schule und Zucht des Denkens gelegt habe. In der Ausführung dagegen habe ich mich vielleicht in Ihren Augen zu viel im Gedankenkreis und der Ausdrucksweise Feuerbach's gehalten; absichtlich, damit der Punkt wo ich mit ihm auseinander gehe, recht markirt werde, und es deutlich hervortrete, auf welcher Seite die Inconsequenz des Denkens sei. In den Partien ferner, die unmittelbarer auf das practische Leben gehen, halte ich natürlich zunächst unsre schweizerischen Verhältnisse im Auge; einmal weil sie sich von selbst mir zuerst aufdrängten, dann aber auch weil ich in ihnen, ohne von ferne sie vergöttern zu wollen, doch mehr wenigstens die nothwendige Voraussetzung einer vernünftigen Freiheit, und damit eines vernünftigen Verhältnisses von Staat, Wissenschaft und Kirche sah, als in den deutschen, namentlich preußischen Verhältnissen. Daher wird Vieles in der Schrift dort keine unmittelbare Anwendung und darum auch nicht theoretischen Anklang — um mich so auszudrücken — finden. Uebrigens kam mir doch Eins — wenn man will — zu gute: so oft ich an das gegenwärtige Zürich dachte, mußte mir dabei ja auch Preußen — Berlin ganz unwillkürlich zu Sinne kommen, und wenn ich Bluntschli in Gedanken citirt, so erschien auch gleich als sein Doppelgänger Eichhorn: ist doch der Kern des Re-

ſtaurationspudels überall derſelbe. Das Gute haben wir jedoch voraus, wenn auch höhern Orts der Sirocco weht, daß er doch keine ſolche Gewalt hat. Wahrlich wer gegenwärtig in Preußen unentwegt und ruhig in der Freiheit und Wahrheit ſteht, der iſt bewährt ὡς διὰ πυρός. Möge es Ihnen übrigens zu einer kleinen Genugthuung für vieles Widerwärtige gereichen, wenn ich Sie verſichere, daß von unſerm jungen theologiſchen Geſchlecht, neben den Pietiſten, Viele ſind — und wahrlich in keiner Beziehung die Schlechtern —, die gleich mir Ihrer in dankbarer Liebe gedenken. Wir fühlen uns ſo ſtark, daß wir es unternommen haben, mit Neujahr eine kirchliche — nicht theologiſche — Zeitſchrift herauszugeben (anfangs in geringer Ausdehnung), die unter dem Titel „die Kirche der Gegenwart", und unter meiner Redaction, den Inhalt des religiöſen Lebens und der Kirche aus dem Princip des freien Geiſtes poſitiv und negativ entfalten wird. Im Uebrigen lebe ich mit Freudigkeit in meiner amtlichen Thätigkeit als Pfarrer in Münchenſtein, einer kleinen, wohlhabenden, radicalen Gemeinde von Baſel-Landſchaft, doch nur eine kleine Stunde von Baſel entfernt, in welcher ich neben dem Amt noch volle Muße und bei der Nähe der Stadt — abgeſehen von den Annehmlichkeiten des leichten Verkehrs mit der liebenswürdigen Familie meiner Frau — auch Anregung genug zu wiſſenſchaftlicher Thätigkeit habe. Im Amte ſelbſt bewahrheitet ſich mir practiſch immer mehr, was mir ſchon längſt theoretiſche Ueberzeugung war: die Möglichkeit religiöſer Einheit und daher kirchlichen Zuſammenwirkens verſchiedener theoretiſcher Standpunkte; wie dies auch den Inhalt meiner

Schrift ausmacht. — Wenn Sie einmal zum Ziel einer Ferienreise die Schweiz wählen sollen: so steht das neue freundliche Pfarrhaus in Münchenstein zu freundschaftlicher Aufnahme jederzeit bereit und offen. — Auch mein Schwager Riggenbach läßt sich in Ihr Andenken empfehlen. Stets der Ihrige Biedermann."

Vatke schrieb hierauf an Biedermann am 8. April 1845 zurück: „Vor allen Dingen habe ich meinen besten Dank für die mir erwiesene Ehre auszusprechen, daß Sie ein so bedeutendes Buch mir gewidmet haben; die Ehre widerfährt mir hier zum ersten Mal und wahrlich so, daß ich Ursache zur Freude und zum Dank habe. Ich darf uns Beiden gratuliren; mir, daß ein solcher Schriftsteller es nicht verschmäht hat, mich als seinen Lehrer anzuerkennen; Ihnen, daß Sie durch diese Schrift in die Reihe der bedeutenden Autoren der speculativen Theologie mit Sitz und Stimme eingetreten sind. Denn, wie man auch über Einzelheiten urtheilen mag: immer ist das Werk aus Einem Stück und documentirt den bedeutenden Schriftsteller. Billigerweise verlangen Sie nun aber ein näheres Urtheil, aufrichtiger, als es der Ton einer öffentlichen Recension mit sich bringt. Vor Uebelwollen sind Sie durch unser Verhältniß geschützt, aber nicht so vor Schmeichelei. Die letztere werde ich daher besonders zu vermeiden haben und inter parietes Ihnen auch die Seiten nennen, welche mir weniger zugesagt haben. Zuerst den Gesammteindruck des Ganzen! Hier, liebster Freund, sind wir Beide in gleichem Vorzuge und in gleicher Verdammniß. Ihr Werk ist nämlich meinen Büchern, wie ich glaube, darin ähnlich, daß es wenig populär und daher

auch nicht auf ein großes Publikum berechnet, und wenn berechnet, für daſſelbe nicht geeignet iſt. Sie bewegen ſich ſo in der Ihnen zur zweiten Natur gewordenen ſpeculativen Form, daß Sie die Schwierigkeit Ihrer Darſtellung wohl kaum fühlen. So iſt mir es ähnlich ergangen. Dazu kommt das Ineinandergreifen der Gedanken ohne Wegweiſer in vielen Ueberſichten, Abſätzen, Ruhepunkten u. ſ. w. Man kann das Werk daher nur in Einem Zuge mit Nutzen ſtudiren. Dies Alles, glaube ich, ſind Vorzüge und Mängel der Gründlichkeit; wir ſind Beide darin verwandter Natur, nur daß Jeder ſeine eigenen Fehler an Andern beſſer erkennt. Aber Eins kann ich Ihnen auch aus Erfahrung ſagen: auf das große Publikum wirken ſolche Werke im Ganzen wenig. Ich kann daher nur den Wunſch hegen, daß es Ihnen in dieſer Hinſicht beſſer ergehen möge, als mir. Man tröſtet ſich freilich mit dem kleineren Kreiſe der Befähigten, aber Ihr Werk, welches keinen beſtimmten Zweig der Wiſſenſchaft kunſtmäßig durchführt, ſondern ſich allgemein hält, ſollte allerdings für ein größeres Publikum zugänglicher ſein. Laſſen Sie mich nun das Beſondere betrachten. Sprache und Darſtellungsweiſe iſt gleichmäßig; man erkennt den durchgebildeten Mann, der aus ſich ſelbſt ſchöpft. Der Ton iſt ſeiner vornehmen Haltung angemeſſen und edel; nur hätte ich einzelne proverbielle und zum Theil burſchikoſe Redensarten und Vergleichungen weggewünſcht, weil ſie die noble Haltung trüben. Hier muß natürlich der feine Tact entſcheiden. Dazu rechne ich auch die zu harten Ausdrücke über den Irrthum der Gegner: abgeſchmackt, unſinnig u. ſ. w., durch welche man ſich gern einmal im Geſpräch Luft macht,

welche aber gedruckt nicht wohlthun und keine Wirkung hervorbringen. Herablassende Humanität ist dem Princip der speculativen Theologie am angemessensten und weiß auch bei theilweisen Gegnern das Herz zu gewinnen; sie machen ein Buch nicht so leicht zu, wie im andern Falle. Kernausdrücke will ich keineswegs ausmerzen, sondern nur ihre Auswüchse. Beim Lesen entstand aber in mir in der That öfter der Wunsch, daß diese oder jene Zeile fehlen möchte. — Was die Sache betrifft, so bin ich mit Ihnen großentheils einverstanden und insofern ein schlechter Recensent. Interessirt haben mich alle Theile gleichmäßig, ja der erste Abschnitt über die Kirche vielleicht noch mehr als die anderen, nicht umgekehrt, wie Sie meinten. Das über die Philosophie Gesagte ist, wie ich urtheile, sehr gut; das über die Religion Exponirte gut, aber mit Ausstellungen; über das Princip des Christenthums richtig, aber zu lang; über Theologie und Kirche recht gut. Was Sie von andern speculativen Theologen unterscheidet, die Verbindung der freiesten Negation mit dem Festhalten der positiven Sache, ist auch mein Streben, und ich freue mich der eigenthümlichen Weise, wie Sie Ihr Ziel zu erreichen streben. Wie ich werden gewiß auch Andere gern von Ihnen lernen. Bei Behandlung der Religion haben Sie an Feuerbach angeknüpft und diesen zu widerlegen gesucht. Dies ist, ich gestehe es, mir am wenigsten genügend erschienen. Ihre Antithesen stehen aber in genauem Zusammenhange mit Hegel'schen Ansichten, die ich früher selbst vertheidigt habe, nämlich mit der Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem absoluten und menschlichen Geiste. Bewegt man sich hier in den Unter-

ſchieden des logiſchen Begriffs, der Allgemeinheit, Beſonderheit, Einzelheit, ſo iſt man verloren. In neueren Zeiten urgire ich Feuerbach gegenüber den Unterſchied der ſchöpferiſchen Principien — Gott für ſich — und des durch die Principien Geſetzten — Menſch —, deren Einheit Gott an und für ſich ausmacht. Der Inhalt der treibenden Principien und des dadurch Geſetzten iſt zwar derſelbe = Geiſt, Kraft, Freiheit; aber der Unterſchied der Form begründet doch eine nie auszufüllende Kluft zwiſchen dem Abſoluten und dem menſchlichen Geiſte. Dieſer hat ſich nämlich ſelbſt in der Gewalt in allen Actionen, welche in ſeiner Willkür liegen; iſt aber durchaus abhängig in der ganzen ihm ohne ſeine Willkür gegebenen Naturbaſis. Aber nach der umfaſſenden Kategorie des Zweckes, welcher die ſich bewegende Vernunft und Freiheit ſelbſt iſt, ſind beide Seiten aufgehoben in der Entologie des Abſoluten. Der abſolute Geiſt iſt deshalb auch übergreifende Einheit, ſofern er ſich ſelbſt — das Bewußte, Willkürliche — und ſeine Vorausſetzung — das dem Menſchen Unbewußte, Unwillkürliche — gleichmäßig ſetzt, und zwar die letztere nicht in blinder Weiſe nach dem Nexus der wirkenden Urſachen, ſondern berechnet auf den Geiſt, alſo durch den Prozeß des ſich ſelbſt negirenden, ſich zur Vorausſetzung ſeiner ſelbſt machenden Geiſtes. Hiernach muß ich nun allerdings die Einheit des Abſoluten und des menſchlichen Geiſtes zugeben; und wie ſollte der Menſch ſonſt vom Abſoluten ein Wiſſen haben? Aber ich habe auch den Unterſchied, und zwar nicht blos als Allgemeines, Beſonderes, ſondern als ſchöpferiſche Totalität und geſetzte Totalität, welche letztere eben das Moment involvirt,

daß der endliche Geiſt ſich auf einer abhängigen Baſis erhebt und ungeachtet dieſe Erhebung zum Reiche des Freien und Selbſtbewußten dennoch von ſeinem ſubſtantiellen Lebensgrunde ſchlechthin abhängig bleibt. In der erhöhten Vorſtellung waltet das beſſere Moment vor; die Einheit des Inhalts der Thätigkeit kommt erſt durch die Vorſtellung vom Geiſte Gottes hinzu. Die Philoſophie hat öfter die Einheit einſeitig betont, weil die Baſis ja aufgehoben iſt im Inhalte; aber auch dies iſt einſeitig und iſt auch von Hegel großentheils vermieden, indem Hegel den abſoluten Geiſt in der Totalität ſeiner Momente als wirkendes Subject auffaßt. Die Theologie iſt allerdings auch ſo Anthropologie nach der einen Seite, aber nach der metaphyſiſchen Seite der Principien nicht. Sie ſelbſt, lieber Herr Biedermann, haben dies Alles auch angedeutet, indem Sie Feuerbach eine Umkehrung des Urſprünglichen vorwerfen; Sie haben es aber nicht gehörig durchgeführt. Dabei hätte auch der Begriff des Abſoluten noch mehr urgirt werden müſſen, zumal nach der Kategorie des abſoluten Zweckes, welcher die allſeitig thätige Vernunft darſtellt; im menſchlichen Geiſte ſind ihre Strahlen concentrirt, aber nicht durch den Menſchen als Menſch, d. h. im Unterſchiede von andern Dingen, in ſeinem Fürſichſein, ſondern in der Harmonie damit, alſo getragen durch einen höheren vernünftigen Zuſammenhang. So kann ich denn auch dem Philoſophen theoretiſch das Grundbewußtſein der Religion vindiciren, ohne in eine unaufrichtige Accommodation zu verfallen. Von demſelben Standpunkte aus bin ich in neueren Zeiten ein eifriger Vertheidiger der Transcendenz neben der Imma-

nenz. Giebt man nämlich überhaupt Entwicklung von unten auf in der Menschheit zu, also auch ein Herabsetzen der Momente des Zweckes oder der Vernunft; begreift aber dabei, daß die ideelle Totalität der Momente des Zwecks ewig ist, vor jeder Zeit und über derselben, die Zeit und das Zeitliche blos erst setzend durch die sich realisirende Bewegung: so folgt daraus, daß die ewigen Principien in ihrer ideellen Totalität — Gott für sich — über aller Zeit stehen und ein Transcendentales sind, von dem wir nie sagen können, daß es ganz in die immanente Bewegung übergegangen und so erschöpft sei. Damit fiele überhaupt Entwicklung, damit aber Geist, Freiheit u. s. w. weg. Daher stellt sich auch von dieser Seite ein solcher Unterschied zwischen Gott und Mensch heraus, den das oberflächliche Raisonnement Feuerbach's nicht entfernen kann. — Doch ich verliere mich wohl zu weit vom Ziele! Ihre Darstellung der Christologie ist die längste Partie in der ganzen Behandlung. Was Sie sagen, läßt sich hören, ist aber deshalb schwer zu verstehen — nämlich für das Publikum — weil Sie die Momente nicht ab ovo exegetisch und historisch verfolgen. Ich glaube, es wäre dies möglich gewesen, ohne deshalb die Abhandlung zu verlängern, wenn nur andere Seiten dafür kürzer gefaßt und zu gediegener, schlagender Schärfe zusammengearbeitet wären. Freilich Leser, welche Strauß, Dorner, Baur kennen, werden Sie schon verstehen; aber auch diesen wäre eine mehr genetische Darstellung der urchristlichen Vorstellung zu wünschen, da die bisherigen noch nicht völlig genügen. Aber vor Allem hat mich das über die Kirche Gesagte angezogen. Als Strauß

1831/32 in Berlin war, erzählte er mir von einem Briefwechſel mit einem Freunde, worin Strauß die apologetiſche Partei war und ſeinem Freunde gegenüber zu beweiſen ſuchte, daß ein ſpeculativer Theologe ein tüchtiger Prediger ſein könne. Späterhin hat ſich Strauß ſehr geändert, zum Theil durch die Gegner gereizt und offenbar abſtract-rationaliſtiſch, indem er die Immanenz des Abſoluten ganz vergißt und die Vernunft der Geſchichte. Es war mir daher ſehr intereſſant, Ihre Abhandlung zu leſen, da es, ſoviel ich weiß, die erſte iſt, welche mit Vernunft und Liberalität darüber exiſtirt, da Daub, Conradi, Marheineke mehr vorausſetzen, als beweiſen und überhaupt nicht negativ genug ſind, um für unſere ſpeculative Theologie beherzigenswerth zu ſein. Ihre Grundanſichten finde ich vernünftig und nothwendig; im Einzelnen will ich gern lernen, da ich auf dieſem Gebiete nicht ſo heimiſch bin, wie Sie. Was Sie über die Symbole ſagen, hat etwas Frappantes, nur weiß ich nicht, ob man damit ausreicht. Jedenfalls iſt des Trefflichen gar manches geſagt. In Ihrer neuen Zeitſchrift, welcher ich ein freudiges Willkommen zurufe, werden Sie gewiß dergleichen Materien noch weiter erörtern. Es iſt ein bedeutendes Zeichen der Zeit, daß Theologen, Prediger in ſolchem Geiſte wirken; das hat mehr zu bedeuten, als unſere rein theoretiſchen Katheder-vorträge. Verſichern Sie die geehrten Herren Mitarbeiter meiner lebhaften Theilnahme und halten Sie ſich recht wacker."

Hierauf ſchrieb Biedermann an Vatke unter dem 2. Auguſt 1845 zurück: „Laſſen Sie mich Ihnen den vollſten Dank ausſprechen für die eingehende Beurtheilung, die

Sie meiner Schrift haben angedeihen lassen. Um beim Aeußern anzufangen, bei der Darstellungsweise und dem Styl, so machen auch Sie mich auf die beiden wie es scheint ganz entgegengesetzten Gefahren — auf die Scylla- und die Charybdis — zwischen denen meine Schreibweise sich nicht immer glücklich hindurch bewegt, aufmerksam, wie es sonst auch schon Freunde gethan, und wie ich selbst es wohl empfinde. Auf der einen Seite habe ich oft zu wenig Mitleid mit unphilosophischen oder auch nur weniger philosophischen Lesern und nöthige sie oft allzustreng und lang den schmalen und strikten Weg durch philosophische Kategorien hindurch mir zu folgen, — oder dann zurückzubleiben; was denn eben gewiß viele vorziehen. Auf der andern Seite habe ich im Streben nach anschaulicher schlagender Darstellung zu sehr den Hang nach sprichwörtlichen oder sonst handgreiflichen Redensarten aus dem gemeinen Leben, womit man leicht ohne es zu wollen verletzend werden kann, oder trivial erscheint. Wir Schweizer scheinen durch unsern Dialekt dazu Neigung zu haben; wenigstens zog sich schon Altvater Zwingli beim Marburger Gespräch Luthern gegenüber, der doch auch derb war, durch dergleichen Wendungen, z. B. durch das: „Herr Doctor, das bricht Euch noch den Hals", Unannehmlichkeiten zu. Ich habe mich doppelt vor dergleichen zu hüten, da es mir ganz ungesucht von selber kommt; lasse ich mich nun zu sehr gehen, so könnte es leicht zur Manier werden. Ueberhaupt sind die verschiedenen Elemente meines Styls noch lange nicht zu einer harmonischen Einheit zusammengearbeitet; und hierin ist ein mächtiger Unterschied von Ihrer Darstellungsweise, die durch

ihre Strenge zwar dem weiteren Publikum unzugänglich iſt, den engern Kreis Befähigter aber um ſo vollſtändiger befriedigt. Ich dagegen kann, wenn ich nicht auf meiner Hut bin, durch die entgegengeſetzten Mängel beide abſtoßen und ſo zwiſchen Tiſch und Stuhl fallen. Unſre Zeitſchrift iſt mir hier eine gute Uebungsſchule. — Im Märzheft von Reuter's Repertorium iſt eine Recenſion meiner Schrift von Hanne, dem Verfaſſer des modernen Nihilismus, in der mir mit dem Zugeſtändniß der Befähigung zur Darſtellung äußerer Dinge der Beruf für ſtreng methodiſche Behandlung logiſch metaphyſiſcher Materien abgeſprochen wird. Ich denke aber doch nicht mich ſelbſt zu überſchätzen, wenn ich glaube, daß hier der Mann ſich durch die Außendecke der Darſtellung hat täuſchen laſſen. Wenigſtens Ihr Urtheil und das Urtheil noch andrer mehr ſachverſtändiger Männer, als jener Hanne zu ſein ſcheint, beruhigt mich darüber, daß ich gerade im Logiſch-metaphyſiſchen d. h. in der logiſchen Zergliederung des Geiſtes und ſeiner einzelnen Seiten und Thätigkeiten, nicht bloß gepfuſcht habe. Dies bringt mich auf das Materielle. Was Sie meiner Behandlung der Religion entgegenhalten, habe ich aufmerkſam erwogen. In der Sache ſind wir — glaube ich — Eins; wie Sie ſelbſt ſagen, daß ich das alles auch angedeutet; aber die Auffaſſung und Darſtellung geſchieht von einer andern Seite her. Auf den von Ihnen angedeuteten Weg würden allerdings beſtimmter die Pantheismus witternden Mißverſtändniſſe der Gegner abgeſchnitten und der Charakter der Religion, der auf einem wirklichen Unterſchied der „ſchöpferiſchen Totalität“ und der „geſetzten“ des abſoluten Geiſtes und des endlichen

Geiſtes beruht, ſchärfer hervorgehoben. Ich möchte es aber doch noch nicht aufgeben, aus dem Einen Begriff des Geiſtes dieſen Unterſchied als den des Allgemeinen und Einzelnen logiſch zu deduciren. Was ich in meiner Darſtellung zu viel „nur angedeutet“ (was auch Alexander Schweizer in ſeiner Recenſion mir vorhält) würde ich allerdings mehr ausführen und betonen müſſen — und ich glaube, ich werde es auch ohne Inconſequenz können, nämlich die wirkliche ewige Transcendenz des ſchöpferiſchen Allgemeinen über die durch daſſelbe und in demſelben geſetzten einzelnen endlichen Geiſt, und ebenſogut auch über die Summe aller Einzelnen, über die äußere, zeitliche Totalität. Gegen das Wort Transcendenz habe ich allerdings — wie Schweizer bemerkte — eine Scheu; weil ich glaube, es kommt gar zu leicht zum Gedanken einer innern Unterſcheidung die Vorſtellung einer wenn auch noch ſo gegen ſich ſelbſt negativen verfließenden, doch immerhin einer äußern, das transcendente Glied ebenfalls verweltlichenden Gegenüberſtellung hinzu: oder vielmehr iſt dieſe das Urſprüngliche; woraus ja in Oppoſition gegen die philoſophiſche Betrachtung der Gegenſatz von Transcendenz und Immanenz entſprungen iſt. Der transcendente Gott verdichtet ſich immer in der Vorſtellung zu einer Perſon, d. h. zu einer geiſtigen Einzelnheit, Andern gegenüber.

Ihr Intereſſe an dem über die Kirche Geſagten hat mich ſehr gefreut, ich hatte es darum weniger erwartet, weil ich dabei faſt ausſchließlich auf die Verhältniſſe, die unſer ſchweizeriſches Leben mit ſich führt, Rückſicht nahm, obgleich natürlich auch Dinge von ganz allgemeiner Bedeutung vor-

kommen. Diese Materien ins Einzelne hinein zu verfolgen und durchzubilden, dazu ist nun allerdings unsre Zeitschrift der geeignetste Ort, wie unsre Stellung als praktische Geistliche die geeignetste Stellung, so daß, wenn ich auch später mich ganz der wissenschaftlichen Laufbahn widmen zu können wünsche, ich darum doch froh bin, erst die praktisch kirchliche durch Erfahrung kennen zu lernen . . . . ."

Durch Aloys Emanuel Biedermann, der bei Vatke von 1839 bis 1841 Einleitung in das Neue Testament, biblische Theologie des Alten Testaments, das Wesen und den Ursprung der Sünde, Jesaia, Christologie und Religions-Philosophie gehört hatte, kam auch Dav. Fries aus Zürich in nähere persönliche Beziehungen zu Vatke. Fries war 1841 und 1842 sein Zuhörer für die dogmatischen Standpunkte der Gegenwart, für die Einleitung in das Neue Testament und für Pantheismus und Theismus. „Meinem Fries", schrieb Biedermann am 25. Juli 1842, „den oft bange Zweifel über die Zukunft niederdrücken, sind Sie eine Stütze, an der er sich wieder zu Muth und Freudigkeit aufrichtet. Möge die Liebe und Dankbarkeit Derer, die sich im vollen Sinn die Ihrigen nennen, Sie gegen alle Widerwärtigkeiten entschädigen, der Sie, auf so vielfache und kränkende Weise angegriffen, ruhig und unentwegt Ihre Bahn — uns voran zum kräftigenden Beispiel — gehen."

In die Zeit der Bekanntschaft Vatke's mit Biedermann und Fries fällt die mit Fr. Ris aus Bern, der im Winter 1842/43 nach Berlin kam, um bis 1844 hier zu studiren. Er hörte bei Vatke historische Einleitung in die philosophische Theologie, biblische Theologie des Alten Te-

staments, kritische Geschichte der Alttestamentlichen Religion und, inzwischen Candidat geworden, noch Einleitung in das Neue Testament und Offenbarungslehre. Wie sich das Verhältniß Vatke's zu Ris gestaltete, wird aus einem Briefe des letzteren aus Bern, 7. October 1844, ersichtlich. Ris schrieb: „Verehrter Herr Professor! Mit einer gewissen Frage, die ich noch kurz vor meiner Abreise von Berlin im Thiergarten an Sie that, ist's nun schneller Ernst geworden, als ich damals ahnte. Unser Lutz, Prof. der Exegese Alten und Neuen Testaments, gleich ausgezeichnet durch seinen trefflichen Charakter, wie durch seine Gelehrsamkeit und freie Forschung, ist zum tiefsten Schmerz des ganzen Landes plötzlich abgetreten. In der Nacht vor seinem Leichenbegängniß langte ich hier an; ich bekam meinen besten und liebsten Freund nur noch im Sarge zu sehen. Doch mit meinem Leid will ich Sie nicht aufhalten. Es kommt nun alles darauf an, den ungeheuern Verlust für unsere Universität zu ersetzen. Intriguen aller Art kreuzen sich und lassen ein sehr schlimmes Resultat hoffen. Viele sonst redliche und einsichtsvolle Leute, abgeschreckt durch das schändliche Betragen mehrerer deutscher Professoren, halten nun abstrakt an dem Grundsatz, nur Inländer anzustellen, und wollen nicht einsehen, daß vor einer so wichtigen Angelegenheit, bei einer solchen Stelle jener einseitige und unvernünftige Grundsatz dahin fällt. Auf der andern Seite habe ich guten Grund zu glauben, daß unser literarischer Foucher, der Schalk Schneckenburger, aus eigenen Gründen diesem Unsinn noch Vorschub thut. Schneckenburger will lieber keinen ausgezeichneten Mann in der Fakultät

neben sich haben und lenkt daher die Aufmerksamkeit der Behörden von einer Berufung ab auf halbe Maßregeln und augenblickliche Aushülfe. Statt eines ausgezeichneten Gelehrten und tüchtigen Docenten schlägt er daher vor, lauter „Beiträge" von Docentlein aus der Zahl der von ihm selbst ausgebrüteten theologischen Küchlein als Privatdocenten heranzuziehen. Da hätte er die tröstliche Aussicht auf eine theologische Facultät, die willig nach seiner Flöte tanzte. Ich lasse mich nicht auf Intriguen und auf das gemeine Treiben derselben ein. Ohne mit irgend einem Menschen ein Wort verloren zu haben, ging ich sogleich vor die rechte Schmiede und suchte dem gebildetsten und einflußreichsten Mitglied des Erziehungs-Departements (des Regierungsrathes unseres Ministeriums) die Augen zu öffnen, sowohl über das intriguirende Treiben, als auch über das wahre Interesse unserer Hochschule. Der ist nun ganz mit mir einverstanden. Gegenüber einem wüsten Treiben von Parteileidenschaften ist aber ein besonnenes und sicheres Handeln der Behörde absolut nothwendig; eine Ablehnung eines Rufes, ein solcher Fehlschuß compromittirte unfehlbar die zweite Besetzung. Ich frage Sie daher: wenn der hiesige Regierungsrath Sie als Professor Ordinarius mit dem Maximum der hiesigen Besoldung, mit 3000 Schw. Fr. (3000 Schw. Fr. = 2000 Reichsgulden, wie viel selber in Tübingen kein theologischer Professor hat, 2000 fl., die in Bern wenigstens so viel bedeuten, als in Berlin 2000 Thlr.) an die erledigte Stelle der Exegese des Alten und Neuen Testaments beriefe, würden Sie den Ruf annehmen? Von dieser Anfrage weiß kein Mensch, außer oben genanntes Mitglied des Regierungs-

rathes und des Erziehungs-Departements, auch muß ich Sie dringendlich bitten, gegen gar Niemand von dieſem Briefe etwas verlauten zu laſſen; die Sache könnte durch die Schweizer Candidaten, die dieſen Winter in Berlin ſich aufhalten, darunter mehrere Berner, oder durch den allezeit fertigen Polizei-Handlanger Rheinwald an Schneckenburger gemeldet werden, der dann nicht ermangeln würde, alle Minen gegen Sie ſpringen zu laſſen. Wären Sie aber einmal berufen, ſo würde der Schalk aus Furcht vor Ihnen, und um es nicht mit Ihnen zu verderben, ſchon das Maul halten. Einen „Straußen-Putſch" haben Sie nicht zu beſorgen; da ſind die Umſtände toto coelo verſchieden. Einmal: ſo leicht der bewegliche Zürcher in Putſch geräth, ſo ſchwer hält dies beim ernſten und nur langſam, aber dann auch nachhaltig zu bewegenden Berner Charakter. Sodann ſind Sie hier in Bern, wie in Zürich, ſo wohl gekannt, anerkannt und geachtet, wie außer in Berlin gewiß in ganz Deutſchland nirgends. Und endlich iſt doch gerade durch die Straußgeſchichte ſelber die Zeit ſo ſehr fortgeſchritten, daß in Zürich ſelber der famoſe September-Putſch jetzt nicht mehr möglich wäre. Uebrigens ſtand damals Bern in ſo ſchneidender Oppoſition gegen jenen Straußen-Putſch in Zürich, daß die von daher datirte Spannung zwiſchen Zürich und Bern bis auf den heutigen Tag eher zu als abgenommen hat. — Mein ſehnlicher Wunſch iſt's auch, den Zeller und Schwegler auf alle Weiſe hierher zu ziehen. Beide, aber beſonders Zeller, ſind ausgezeichnete Köpfe und für ihr Alter von bewundernswürdiger Gelehrſamkeit. Bei allem dem geht's ihnen, beſonders dem Schwegler,

ſchlecht in Tübingen, ſie haben nicht die fernſte Ausſicht auf Anſtellung. Ich dachte nur immer, den Zeller als Philoſoph nach Bern zu bringen, und weiß nun ganz und gar nicht, ob er nicht auch der orientaliſchen Sprachen und der Altteſtamentlichen Exegeſe Meiſter iſt, ſo daß, wenn Sie, was ich nicht hoffe, zurückträten, wenigſtens Zeller könnte vorgeſchlagen werden. Ich würde mir die Haare ausraufen, wenn dieſe ſo wichtige Stelle ſollte verpfuſcht werden. Meine unbeſchreibliche Freude, Sie in Bern zu haben, weiß ich wohl, darf ich hier nicht in die Wagſchale legen; auch ſonſt Sie durch Bitten und Vorſtellungen zu bewegen, wäre unbeſcheiden, da Sie ſo gut, wie ich, die rechten und einzig wahren Entſcheidungsgründe in dieſer Sache wohl wiſſen. Berlin iſt ein unendlich erhabenerer Standort, als Bern; Ihre Wirkſamkeit bei weitem allgemeiner, als in Bern, und endlich befinden Sie ſich in Berlin ſo recht im Mittelpunkt der großen literariſchen Bewegung nicht nur Deutſchlands, ſondern in gewiſſem Sinne von ganz Europa. Dagegen wird Ihnen Ihre Wirkſamkeit je länger je mehr beſchnitten. Was Sie an Extenſion verlören, würden Sie hier reichlich an Intenſität Ihrer Wirkſamkeit gewinnen. Sie machen ſich keinen Begriff, in welch innigem Verhältniß unſer Lutz zur ganzen Geiſtlichkeit unſeres Cantons und der ganzen reformirten Schweiz ſtand. Nicht nur war er für ältere und jüngere Geiſtliche der Jupiter stator der theologiſchen Wiſſenſchaft, ſondern ſelber in allen praktiſchen und kirchlichen Fragen recurrirte man immer an ihn, und ſein Einfluß war ein ſo ganzer und voller, wie man ſich's nur denken kann. Das lag nun nicht nur in Lutzens Charakter und Eigen-

thümlichkeit, sondern auch in unserer Art und unsern Verhältnissen. Mit allem Talent, mit aller Gehrsamkeit bringt's Einer doch bei uns zu nichts, wenn's ihm am guten Charakter fehlt, vide exemplum Schneckenburger, der halt nur durch Intriguen etwas vermag; persönliches Ansehen und Einfluß hat er nicht. Verbindet aber Einer Gelehrsamkeit und Geist mit einem reinen, guten und festen Charakter, so schließt sich ihm sogleich das allgemeine Vertrauen so ganz, treu und nachhaltig auf, daß er mit den Leuten machen kann, was er will. Namentlich ist diese nachhaltige Begeisterung für einen guten und tüchtigen Lehrer und lebenslanges Festhalten an ihm ein Charakterzug der Berner Studenten, der sich von jeher bewährt hat. Nun kenne ich Sie zu gut, um nicht mit aller Sicherheit vorauszusehen, daß auch Sie bald in die volle gesegnete Wirksamkeit und Stellung zu unserer ganzen Geistlichkeit kämen, wie sie Lutz inne gehabt, und zweifle nicht, daß dieses Bewußtsein Ihnen Vieles von dem ersetzen würde, das Sie allerdings in Berlin zurücklassen müßten. Ueberlegen Sie nun selber die Sache. Es ist dies nur eine vorläufige Privat-Anfrage von mir, um auf den Fall, daß Sie nicht darauf eingehen wollten, die Behörde nicht anfahren zu lassen und noch bei Zeiten irgend einen andern Vorschlag thun zu können. Ich möchte Sie daher recht sehr bitten, mir doch so bald als möglich Antwort zu schicken. Ueber mich selbst ein ander Mal. Leben Sie nun recht wohl und seien Sie von Herzen gegrüßt von Ihrem treuen Friedr. Ris. Postscr. Mit der Wiederbesetzung von Lutzen's Stelle geht's schlimm; ich fürchte, kleinliche und engherzige Rücksichten, wie selbstsüchtige

Intriguen werden die Oberhand gewinnen. Demnach bitte ich Sie dringendlich, mir nur mit wenigen Zeilen zu melden, ob Sie wohl geneigt wären, einen allfälligen ehrenvollen Ruf unter obigen Bedingungen anzunehmen. Ueberbringer dieses Briefes ist Franz v. Erlach, einer meiner Zöglinge, den ich Ihnen gerne zu freundlicher Aufnahme möchte empfohlen haben. Er ist zwar nicht Theologe, sondern Jurist, und „Staatswissenschäftler", hat auch bereits seine Staatsexamen mit Ehren bestanden und möchte sich noch in Deutschland u. s. w. umsehen. Er ist ein braver, gescheuter junger Mann, der nicht nur auf sein besonderes Fach beschränkt ist, sondern ein lebhaftes Interesse für die Wissenschaft überhaupt, besonders für Philosophie und Geschichte nährt und daher, wenn Sie ihm gütigst erlauben wollen, Sie bisweilen zu besuchen, gewiß aus Ihrer gehalt- und geistvollen Unterhaltung den höchsten Gewinn wird zu ziehen wissen. Leben Sie nun recht wohl und seien Sie von Herzen gegrüßt von Ihrem treu ergebenen Fr. Ris."

Vatke schrieb an Ris zurück, er selbst würde nicht in der Lage sein, einem an ihn ergehenden Rufe Folge zu leisten, wohl aber wüßte er einen Besseren in Vorschlag zu bringen, und dieser Bessere wäre Eduard Zeller. Der geistvolle Tübinger Privat-Docent und Herausgeber der Theologischen Jahrbücher wurde denn auch wirklich 1847 Lutz's Nachfolger an der Berner Hochschule, und Vatke hat späterhin wohl erzählt, es wäre ihm eine große Freude gewesen, seinen lieben Zeller für eine ordentliche Professur empfohlen zu haben. Fr. Ris schrieb unter dem 25. September 1847 an Vatke: „Verehrtester Herr und

Freund! So eben erſt entdecke ich eine Gelegenheit, Ihnen einen herzlichen Gruß nach Berlin zu ſchicken. Leider habe ich dieſen Augenblick das Haus voll Gäſte aus England, die mich ungebührlich in Anſpruch nehmen; ich kann Ihnen daher nicht ausführlicher ſchreiben, wozu ich ſo viel Stoff hätte. — Unſer Zeller-Lärm, der bei einem Haare zu einer neuen Ausgabe des Strauß-Putſches gerathen wäre, wird wohl auch bis zu Ihren Ohren gedrungen ſein. Der allererſte Urheber dieſer Geſchichte ſind Sie. In Ihrer ablehnenden Antwort auf meine Anfrage, ob Sie einen allfälligen Ruf nach Bern annehmen würden, empfahlen Sie angelegentlich den Zeller, dem ich Troxlers Katheder der Philoſophie beſtimmt hatte, und durch dieſen Ihren Brief kam Zeller in die Vorſtellungsſphäre unſrer Behörden, blieb da hangen und iſt alſo endlich dieſes Frühjahr post varios casus auf den theologiſchen Katheder der Neuteſtamentlichen Exegeſe berufen worden. Eine ausführlichere Geſchichte können Sie in Schwegler's Jahrbüchern der Gegenwart leſen. Ich gerieth durch dieſe Berufung in ſchwere Noth. Die im kirchlichen Gewand auftretende politiſche Agitation gegen dieſe Berufung war auf dem Punkt, in einen vollendeten „Zürich-Putſch“ auszuſchlagen, und welche heilloſe Folgen dies für die freie Entwicklung der Wiſſenſchaft in meinem Vaterlande und für die ſpeculative Philoſophie und Theologie auch in Deutſchland hätte haben müſſen, war leicht vorauszuſehen. Nachdem ich vergebens verſucht, in einem längeren leitenden Zeitungsartikel das Urtheil des Publikums über dieſe Angelegenheit zu berichtigen und zu beruhigen, warf ich noch mitten in die allerhöchſte Aufregung

des Volks hinein unmittelbar vor der entſcheidenden Großraths-Sitzung das Broſchürchen „Auch ein Wort u. ſ. w.“ unter das Volk. Ich weiß wohl, das Schriftlein iſt ſehr ſchwach und in gewiſſer Hinſicht, nämlich hinſichtlich der Chriſtologie höchſt unvorſichtig. Sie müſſen aber bedenken, daß ich das Ding, auf's Aeußerſte ergrimmt über die ſchamloſen Uebertreibungen und Verläumdungen, die man über unſre wiſſenſchaftliche Richtung im Volke verbreitete, und im höchſten Drange, in nicht viel mehr als einem halben Tage hinſudelte und zwar lediglich für die Großräthe vom Lande und für's Volk, und ohne daß ich das Ganze auch nur ein Mal zu überleſen Zeit hatte. Wider alles Erwarten (ich machte mich nämlich bereits darauf gefaßt, in Folge des vollendeten Putſches ſelber von meiner Profeſſur verjagt zu werden) wurde die ganze Betragung durch dieſes armſelige Schriftlein niedergeſchlagen. Deſto ergrimmter fiel nun die ganze reaktionäre conſervative Partei, Baggeſen, Romang an der Spitze, über mich her und bedeckten mich mit den giftigſten, feindlichſten Sendſchreiben und Zeitungsartikeln. Den erſten Sturm ließ ich ruhig an mir vorübergehen und erwiderte dieſe Angriffe in der „Antwort u. ſ. w.“ erſt, als die Gemüther ſich wieder etwas beruhigt hatten. Was etwa meinen Stand in dieſem Streit im höchſten Grade ſchwierig machte, war der Umſtand, daß das ganze Volk von den höchſten bis in die unterſten Schichten an den Verhandlungen den leidenſchaftlichſten Antheil nahmen, daß ich mich aus lauter Schonung für das ungebildete Publikum in gar keine Erörterung der Sache ſelber einlaſſen, daß ich nicht frei herausreden durfte, daß ich, um die ganze Sache der

Wissenschaft, wie unglücklicherweise seiner Zeit Bürgermeister Hirzel in Zürich that, nicht noch mehr zu compromittiren, nicht anders als in der behutsamsten Defensive mich betragen mußte. Es gelang daher meinen Gegnern leicht, mich in's fatalste Licht zu setzen und dies um so mehr, als sie sich kein Gewissen daraus machten, noch bevor meine „Antwort" erschien, in alle Welt, selber durch das Organ der Allgemeinen Augsburger Zeitung, auszuposaunen: daß ich wissenschaftlich vernichtet sei. Auf meine Antwort, die sich doch immer noch äußerst mäßig in der Defensive hält, haben sie sich wohl gehütet auch nur ein Wort zu erwidern. Indessen alle diese Verunglimpfungen fochten mich wenig an; einzig und allein in Beziehung auf Sie, mein verehrter Freund, wurmten mich dieselben hölliſch. Was wohl Vatke von Dir denken mag? mußte ich mich immer fragen. Nun, ich schicke Ihnen hier durch Rüetschi*) die beiden, ich muß es selber gestehen — armseligen Broschürchen. Mögen Sie als Olympier nicht Notiz nehmen von den kleinen Händeln der übertägigen Sterblichen, wohl, so mag ich das wohl leiden und begreife es ganz gut. Wollen Sie aber, als erster Anstifter dieser Händel, sich die kleine, oder vielleicht für Sie sehr große Buße sich auflegen, einen Blick in diese Schriftlein zu werfen, um mir etwa einige von Ihren feinen Bemerkungen zukommen zu lassen, so würde mich das äußerst erfreuen. — Seit ich Sie gesehen, ist ein lebhafter Umschwung in mein Leben gekommen. Sogleich nach meiner

*) Herausgeber der Bibliſchen Dogmatik von J. L. Lutz. Mit einem Vorworte von Prof. Dr. Schneckenburger. Pforzheim 1847.

Rückkehr nach Bern trat ich, von der Behörde, von Professor und Studenten dringendlich aufgefordert, als Docent der Philosophie auf. Zugleich „griff ich auch zur Ehe“ und habe bereits von meiner trefflichen Frau zwei recht muntere und hoffnungsvolle Buben. — Der über alle Erwartung günstige Erfolg meiner philosophischen Vorlesungen verschaffte mir sodann schon vor einem Jahr eine außerordentliche Professur der Philosophie mit 1600 Schweizer Francs, wozu 800 Francs Collegiengelder kommen, eine Einnahme, mit welcher man hier in Bern auch mit einer Familie schon sehr gut leben kann. Und zum Glück kann ich es auf den Fall von Zeller-Putschen und politisch-kirchlichen Ausjagungen auch sonst machen. Sollte Sie der Weg je wieder über Bern führen, so dürfen Sie nirgends anderswo Quartier nehmen, als bei mir, darum bitte ich Sie sehr. Michelet, der vor einiger Zeit hier durchreiste, erregte in mir eine lebhafte Sehnsucht nach Ihnen. Michelet sah über die Maßen wohl aus. Die „Gnade des Königs“, über die er sich so bitter beklagte, schlägt ihm, Gott Lob, wie es scheint, nicht übel zu. — Zeller lebt und wirkt jetzt hier durchaus unangefaßt, ja sehr geschätzt und geachtet. Wir leben in der vertrautesten, innigsten Freundschaft mit einander, auf welche auch unsre beiden Frauen vom ersten Augenblick an mit dem vollsten Herzen eingegangen sind. Ich habe an Zeller einen unschätzbaren Gewinn gemacht; ohne daß er es weiß und will, wirkt er auf's Anregendste auf mich ein. Ich würde daher schon aus Dankbarkeit hiefür Leib und Gut für ihn in die Schanze schlagen, wozu es immer noch leicht kommen kann, denn wie ich von allen

Seiten höre, ſchüren die Geiſtlichen zu Stadt und Land immer noch die unter der Aſche glimmenden Kohlen. Sein Schwiegervater Baur von Tübingen iſt über die Herbſtferien hier; wir verleben herrliche Tage mit einander. Baur und Zeller, die beide Ihren Antheil an Zeller's Berufung kennen, laſſen Sie herzlichſt grüßen. Nun ſage auch ich Ihnen Lebewohl! Seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrem treuen Fr. Ris, Profeſſor der Philoſophie auf dem Falkenplätzlein. Postscr.: Mein Gott! Vielleicht erinnern Sie ſich meiner auch nicht mehr, wie Michelet, der ſich ſchlechterdings nicht mehr auf mich beſinnen konnte. Ach, dann ſteht die Sache ſchlimm!"

Fr. Ris brauchte ſich nicht zu ſorgen: Vatke hat jederzeit in Liebe und Verehrung ſeiner gedacht und ſeinen Namen genannt, wenn's darauf ankam, Männer von Charakter und Talent Anderen in Erinnerung zu bringen.

Fortgang der Studien. Aeußere Verhältniſſe. Kleine Zerwürfniſſe unter Freunden. Marheineke's Tod.

Je länger je mehr fühlte ſich Vatke namentlich zu Zeller hingezogen, dem er ſchon zu Anfang des Jahres 1844 den Wunſch entgegengebracht hatte: „Mögen Sie, verehrter Freund, bleiben, was Sie bisher der Wiſſenſchaft und Ihren Freunden waren, der tapfere, biedere, unermüdliche Zeller!“ Für deſſen Jahrbücher ſagte Vatke eine Reviſion der hiſtoriſchen Kritik über die älteren oder auch alle hiſtoriſchen Bücher des Alten Teſtaments zu; er wollte nur erſt Ewald's Geſchichte Bd. 2 abwarten, weil er darin die Gründe für Anſichten erwartete, die Bd. 1 aſſertoriſch ſtanden. „Sonſt könnte ich Ewald nur nebenbei betrachten, was ihm wohl nicht lieb und auch für die Sache nicht förderlich wäre. Ueberhaupt habe ich einige Scheu, mit einem ſo übertrieben eitlen Menſchen wie Ewald anzubinden, da ihm partielles Lob ſchwerlich genügen wird; indeß fürchte ich mich auch nicht, da ich nöthigenfalls auch grob werden und die geringe Geiſtesbildung deſſelben leicht herausſtellen könnte. — Philologiſche Unterſuchungen über den Pentateuch könnte ich Ihnen wohl geben, aber ich fürchte den Druck der vielen hebräiſchen Vocabeln und die Druckfehler bei meiner Entfernung und ziemlich ſchlechten Handſchrift. — Sonſt habe ich viele Externa zu thun und dränge

mich nicht zum Schreiben, da ich weiß, daß Bessere dazu vorhanden sind. Das Lesen gebe ich einstweilen nicht auf, weil ich dadurch Manchem nützlich werde und den Gegnern nicht weichen darf. — Marheineke ist fortwährend krank und wenig Aussicht einer gründlichen Besserung vorhanden. Er hat bisher seinen Zustand selbst nicht recht gekannt und war neulich niedergeschlagen, als ihm Schönlein eröffnet hatte, daß er diesen Sommer (1845) weder predigen noch lesen dürfe. Daß das Ministerium schon jetzt einen Nachfolger berufen wolle, namentlich Julius Müller aus Halle, ist bloßes Gerücht. — Hier ging längere Zeit das Gerücht, daß Sie in Jena Professor der Philosophie werden würden. Dann kämen Sie uns um ein Bedeutenderes näher. Sie würden auch Großes in Jena wirken, da viele Studiosen nach freier Philosophie schmachten. Nur bezweifle ich, daß das Ministerium in Weimar unser Einen beruft. — Von Strauß habe ich lange keine Nachricht gehabt, höre aber, daß er die Apostelgeschichte bearbeiten soll. Fr. Schwegler ist böse, daß ich nicht für ihn arbeite; er bringt aber meine Unfähigkeit nicht gehörig in Anschlag, auch kann er nicht wissen, wie viel andere einstweilen nöthigere Dinge ich hier zu thun habe. Ich bitte Sie daher, mich bestens bei ihm zu entschuldigen. Ich wünsche Ihnen von Herzen Kraft und Freudigkeit, auf der schönen und ehrenvollen Bahn, welche Sie betreten haben, unverändert fortzuschreiten, und empfehle mich Ihrem geneigten Wohlwollen als Ihr ergebenster W. Vatke."

Die Externa, von denen Vatke sprach, bestanden namentlich in einem recht umfänglichen Bau auf dem von

ihm erſtandenen vier Morgen großen Grundſtück Leipziger Straße 2. Hierauf kam gelegentlich Biedermann zu ſprechen. „Einen eigenen Bau ſelbſtherrlich zu leiten, müßte mir eine Arbeit von großer Befriedigung ſein; und in der That mögen Viele Sie darum beneiden. Wenn Sie uns dann nur, nach Beendigung dieſer ſteinernen, mit geiſtigen Bauten beſchenken mögen, zunächſt alſo mit Bazards, in denen unentdeckte Schätze aus dem hebräiſchen Alterthum ausgeſtellt ſind.“ Das ſtattliche Wohnhaus, dem der Architekt Knoblauch eine ſinnige Ausgeſtaltung und eine vornehme Façade gab, hat einen parkartigen Garten, deſſen vorderen Theil herrliche Beetanlagen ſchmücken. In der Mitte des Gartens ſtehen ſtattliche Platanen, die ſchon unter dem Vater des großen Königs gepflanzt wurden, und hieran ſchließen ſich Anlagen, die mit ihren Obſtbäumen und Sträuchern den Charakter eines Pfarrgartens tragen. Vatke quartirte ſich mit ſeiner Bibliothek im rechten Flügel des Hauſes ſo ein, daß er von ſeinem Studirzimmer aus die Ausſicht auf das Wirthſchaftsgebäude (vom Jahre 1737) hatte und daß er durch einen Gartenſaal in ſein kleines Paradies gelangen konnte. Ueber ſeinen zwei Studierzimmern lag und liegt ein großer Saal, der einen Theil der koſtbaren Bibliothek birgt.

Das im Ganzen geringe Verlangen Vatke's, die Sommer fern von der Heimath zuzubringen, erklärte ſich aus der Schönheit und Großartigkeit ſeines heimiſchen Beſitzes. Als Pfarrersſohn war ihm die Neigung namentlich für Obſtcultur geblieben, und ſo wurden ſchöne ſeltene Sorten von der Behndorfer Heimath nach der Leipziger Straße 2

verpflanzt, an Apfelbäumen z. B. die Wenkenalle — „winken Alle“ — und so Manches noch, das auf märkischem Boden Dauer versprach, hatte im Vatke'schen Garten eine Pflegestätte. Der Grundherr fühlte sich mit jedem Baum und Strauch verwachsen; er erwartete in großer Freude ihr Aufblühen und pflegte sie bis zu ihrem Verwelken. Hier und da im Garten eine Laube, an schattigen Plätzen eine Bank, nirgends aber Gelecktes oder was sonst Manieen eines wohlhabenden Mannes verrathen hätte. War er der gut situirten Minderheit der Menschen zuzurechnen, so widerstand seinem philosophischen Gemüth der Hang, sich als ein Besitzender zu fühlen. Er sah sich als den Nutznießer eines Besitzes an, den er nur verwaltete, nicht sein Eigen nannte, und die Frau, deren Vermögen die Erwerbung des selten schönen Grundstücks ermöglicht hatte, wurde des Besitzes nicht froh, denn von der Mitte der vierziger Jahre datirte ein nervöses Leiden, von dem sie sich immer nur vorübergehend erholt hat. So kam zu Freude Leid, und Beides in Gelassenheit zu ertragen fiel dem Manne nicht schwer, der seines Lebens ernsteste Stunden zum Nachdenken über die menschliche Freiheit und die Entwicklungsstufen des subjectiven Willens verbraucht hatte.

In Pankow bei Berlin kaufte Vatke für seine Frau ein stattliches Haus mit schönem Garten; der Sommersitz lag gegenüber dem königlichen Park von Schönhausen, und er führte die Familie an Sonntagen dort zusammen. In diesen Mußestunden gehörte der Vater ganz den Kindern; er unterwies sie, er unterhielt sie, mit Vorliebe durch Aufzeichnen von Charakterköpfen, besonders nach Manzoni's „Verlobten“, wie denn Vatke über-

haupt eine künſtleriſch angelegte Natur war. Die prachtvollen Nußbäume hinter dem Hauſe Schloßſtraße 8 hatte er ſelbſt gepflanzt.

In Berlin hielt ſich das wiſſenſchaftliche Leben auf ſeiner Höhe, und auch die philoſophiſche Geſellſchaft, von deren erſter Thätigkeit ſchon die Rede war, blieb ein reſpectabler Factor der geiſtigen Bewegung. Mit dem Jahre 1845 trat ſie in ihre zweite Periode ein, die freilich durch unliebſame Zwiſchenfälle geſtört wurde. Es waren die Protokolle der Geſellſchaft zu Publikationen benutzt worden, deren Richtigkeit namentlich von Hotho und Vatke angezweifelt wurde, die ſich deshalb auch, um weiteren Indiscretionen zu entgehen, von der Geſellſchaft fern zu halten genöthigt ſahen. Die Verhandlungen waren in einer Form erſchienen, die ausdrücklich gemißbilligt wurde; der Herausgeber hatte den Rednern ſeiner „Geſpräche“ griechiſche Namen gegeben und in dem erſten Geſpräch „über die Perſönlichkeit des Abſoluten“ Hotho als Kallilogos, Vatke, um deſſen Vortrag über „die Selbſtentwicklung des Abſoluten“ es ſich handelte, als Loipoteles eingeführt, weil, wie Michelet ſein Verhalten ſelbſt zu erklären verſucht hat*), Vatke „immer einen Bodenſatz des Zwecks unvollendet übrig laſſen will“, während Michelet ſelbſt ſich als Teleophanes vorſtellte, „gewiſſermaßen als der das Ziel, die Verwirklichung der ewigen Perſönlichkeit des Geiſtes Enthüllende, im Gegenſatz zu Loipoteles“. Aus ernſten Erörterungen war auf dieſe Weiſe eine Karrikatur geworden, an denen nur ſehr

*) C. L. Michelet, Die Zukunft der Menſchheit ꝛc. Berlin 1868.

wenige Mitglieder der Gesellschaft Gefallen fanden. Mit Batke und Hotho zog sich der Schriftführer der Gesellschaft, Agathon Benary, zurück, und Marheineke, den Michelet im „Gespräch" als Gerenios eingeführt hatte, legte sein Amt als Vorsitzender nieder.

Daß Marheineke auch aus Gesundheitsrücksichten der Gesellschaft fern zu bleiben gezwungen war, erfüllte seine vielen Freunde mit aufrichtigem Schmerz, Batke ganz besonders, der sich der Freundschaft Marheineke's schon vor 1830 zu erfreuen gehabt hatte und dem er seine „menschliche Freiheit" widmen durfte. In wie nahen Beziehungen beide Männer zu einander standen, wird am deutlichsten ersichtlich aus dem Nachruf, den Batke seinem Gönner in der Vossischen Zeitung vom 10. und 11. Juli 1846 schrieb und der in erweiterter Form dem „System der theologischen Moral" vorgedruckt ist. Er freut sich des charakterfesten Mannes, der, zeitweilig in trübe theosophische Anschauungen verloren, wie sie auch der Daub'schen Theologie im Judas Ischarioth und überhaupt den späteren Schellingianern eigen waren, bald aus einer vorübergehenden Engbrüstigkeit herauskam. „Der scharfe Wind ächter Wissenschaft verscheuchte die ungesunden Nebel und ließ Marheineke wie Daub wieder frei athmen .... Es war Hegel's Philosophie, welche diese Veränderung hervorbrachte. Seit Hegel's Anwesenheit in Berlin 1818 trat Marheineke zu ihm in ein freundschaftliches Verhältniß, welches dann allmälig einen bedeutenden wissenschaftlichen Einfluß ausüben mußte, wenn sonst Empfänglichkeit vorhanden war. Marheineke hat es oft geäußert, welch anhaltendes, mühsames Studium er

den Werken ſeines großen Freundes gewidmet, wie ohne ſchwere Arbeit des Geiſtes die tiefere ſpeculative Wahrheit verborgen bleibe, wie aber auch kein anderes Studium ſo herrlich belohnt werde. Mit dieſer Aneignung der Hegelſchen Philoſophie trat Marheineke in das zweite Stadium ſeiner Berliner Wirkſamkeit; es war die glücklichſte Zeit in ſeinem Leben. Sein Beifall bei den Studirenden nahm bedeutend zu; aus fernen Gegenden kamen Jünger nach Berlin, um die ſpeculative Wiſſenſchaft an ihrer Quelle aufzuſuchen, immer mehr verbreitete ſich der Einfluß derſelben über verſchiedene Gebiete des Wiſſens, dehnte ſich die Zahl ihrer Vertreter aus. Marheineke lebte der feſten Ueberzeugung, daß der wahrhafte Kern der chriſtlichen Religion durch die Form dieſer Philoſophie nicht verkümmert werde, daß ſie vielmehr das einzige Mittel ſei, denſelben aus ſeiner Schale hervorzuziehen. Das ganze Gebiet der Theologie ſollte nach ihrer Methode conſtruirt und die bloße Anſchauung und Vorſtellung in die Form des begreifenden Denkens erhoben werden. In der zweiten ganz umgearbeiteten Auflage ſeiner Grundlehren der Dogmatik (1827) machte Marheineke den erſten Verſuch damit, dann in einer Reihe von Recenſionen in den 1827 unter Marheineke's Mitwirkung geſtifteten Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik; außerdem in ſeinen Vorträgen über Dogmatik, Moral, Encyclopädie, Dogmengeſchichte, Einleitung in die Dogmatik und Moral und über das Verhältniß der Philoſophie zur Theologie, zuletzt auch in den Vorleſungen über praktiſche Theologie, deren Entwurf 1837 gedruckt iſt. Kraft dieſer wiſſenſchaftlichen Form ſtand Marheineke Schleiermacher in der

theologischen Facultät würdig zur Seite, und es herrschte unter den Studirenden, besonders so lange beide gemeinsam wirkten, ein reger, wissenschaftlicher Eifer, wirklicher Durst nach höherem Wissen und jugendliche Begeisterung und Unbefangenheit in der Erforschung der Wahrheit. Später hat sich Manches geändert, theils durch die innere Entwicklung der Sache, theils durch äußere Umstände. Der erste begeisterte Glaube an die wirklich vollbrachte oder noch zu vollbringende Versöhnung von Glauben und Wissen wurde durch die kritischen Bestrebungen, welche von den Principien der Hegel'schen Philosophie ausgingen, erschüttert; es bildete sich Mißtrauen und Unsicherheit; Verketzerung und Verunglimpfung der ganzen speculativen Richtung folgte bald nach. Marheineke selbst, welcher erst in reiferen Jahren das speculative Princip ergriffen, dasselbe mit einem positiven Glaubensgrunde, zuweilen selbst mit den Formeln der Orthodoxie zu vereinigen gewußt hatte, kamen jene negativen Tendenzen unerwartet und unbequem, er sah sich in Einzelheiten selbst veranlaßt, einige Schritte von dem im Jahre 1827 behaupteten Standpunkte rückwärts zu thun; aber vom Strome der Bewegung des speculativen Princips umspült und nach dem innern Drange einer höheren Freiheit und weitern Umsicht, zeigte jetzt Marheineke eine so weitherzige, doch nie charakterlose Liberalität des Urtheils und der Gesinnung, daß ihm fast allgemein Anerkennung und Verehrung der Gemäßigten zu Theil wurde. Wir brauchen hierbei bloß an Marheineke's Gutachten über die Angelegenheit Bruno Bauer's zu erinnern, welches zugleich Marheineke's spätere Stellung zu der berliner theologi-

ſchen Facultät darlegt. Durch alle Bewegungen und Kämpfe des letzten Decenniums von 1836 bis 1846 wurde Marheineke's Ueberzeugung von der Wahrheit und Heilſamkeit der Hegel'ſchen Philoſophie nicht im mindeſten erſchüttert; er trat vielmehr als Vertheidiger derſelben, beſonders Schelling's Angriffen gegenüber, auf .... Marheineke's Charakter iſt in ſeinen Werken ausgeprägt, ſo daß es kaum einer weiteren Charakteriſtik bedarf; er war ganz ſo, wie er ſich gab, beſonders in ſeinen Vorträgen über die theologiſche Moral, gediegen, ehrenhaft, offen und zuverläſſig, den Freuden des Lebens, ſoweit ſie ſich auf ſtreng ſittlichem Boden hielten, nicht abgeneigt, aber mäßig und gehalten; dem ferner Stehenden erſchien er zuweilen ſtrenge und ſelbſt ſchroff, dem näher Tretenden aber bei aller Würde und Gemeſſenheit freundlich und milde, und von ſeinen Freunden wurde er gleich verehrt und geliebt. Durch ſeine freundliche Theilnahme an fremdem Geſchick, durch Rath und That hat er ſich in den Herzen Mancher, beſonders jüngerer Freunde und Schüler, ein bleibendes Gedächtniß geſtiftet."

Vatke's Urtheil über Marheineke wurde das aller Unbefangenen, und ſo, wie er ihn dargeſtellt hat, lebt er fort in den Jahrbüchern theologiſcher Wiſſenſchaft wie in den Herzen ſeiner Freunde.

An Bruder Georg ſchrieb Vatke im Sommer 1846: „Marheineke war noch der Einzige in der Facultät, der mir und meiner Theologie wohlwollte. Gewiß wird demnächſt noch ein Gläubiger in die Facultät berufen, damit Alle unisono ſprechen. Nun, geht es nicht mehr, ſo geht man; ich bin auf alle Fälle geſichert."

Aus dem Mitgetheilten wird ohne Weiteres erklärlich, weshalb die Familie Marheineke's bestimmte, neben dem Neffen des Verstorbenen, Steph. Matthies in Greifswald, sollte die Herausgabe der Vorlesungen über die theologische Moral, die Dogmatik, die Symbolik, die Dogmengeschichte und die praktische Theologie Vatke übertragen werden. Beide unterzogen sich dieser Pietätspflicht unverzüglich, so daß Marheineke's „System der theologischen Moral" als erster Band der „theologischen Vorlesungen" schon zu Neujahr 1847 erschien.

C. Im. Nitzsch. Philologische Studien. Das Jahr 1848.

Marheineke's Tod hatte Nitzsch's Berufung nach Berlin zur Folge. Ueber ihn schrieb Vatke im August 1847 an Bruder Georg: „Seit diesen Ostern ist C. Im. Nitzsch, bisher in Bonn, Mitglied unserer Facultät, ein Mann, der auch auf Philosophie etwas hält und mir humaner gegenübersteht, als die anderen Herren." Vatke wurde mit ihm befreundet, und Nitzsch schätzte seinen jüngeren Collegen so sehr, daß er bald nach Antritt seiner Berliner Aemter bei der Facultät beantragte, Vatke zum Ordinarius zu machen. Bei der Abstimmung über diesen Antrag stellte sich heraus, daß Nitzsch die ganze Facultät gegen sich hatte, daß also zu Gunsten Vatke's erst in späterer Zukunft Etwas zu erwarten war. Ihn brachten

derlei Erlebnisse nicht aus der Fassung; Zurücksetzungen waren ihm nichts Neues mehr, und so suchte er in der Erweiterung seiner Studien Ersatz.

Im August 1847 meldete Vatke nach Hamburg hin: „Seit December 1846 suchte ich mich in die Wissenschaften zu vertiefen; da ich aber zu strengeren Studien und eigenen Arbeiten nicht disponirt und gekräftigt war, ergriff ich die neueren Sprachen, worin ich sehr schwach war. Zunächst warf ich mich auf das Englische, das ich den Anfangsgründen nach schon in Helmstedt 1820 gelernt, aber großentheils vergessen hatte, da ich nur in Halle 1825 und mit meiner Frau 1838 etwas gelesen hatte. Durch unausgesetztes Lesen vier Monate lang habe ich eine ziemliche Fertigkeit im Uebersetzen in Prosa und Poesie erlangt, doch Schreiben und Sprechen kann ich es noch nicht. Daneben trieb ich das Italienische, welches ich vom April bis jetzt fortgesetzt habe, so daß ich jetzt auch schon gute Fortschritte verspüre. Bisher habe ich nur Prosa gelesen, Boccaz, Macchiavell, zuletzt das schöne Buch von Manzoni: promessi sposi. Ariost, mein Liebling der italienischen Poeten, soll jetzt folgen. Seit April habe ich auch Spanisch gelernt, das mir leichter geworden ist als das Italienische. In dieser Sprache bin ich noch Anfänger, in der Grammatik ziemlich fest, in der Lectüre noch bei der Prosa. Das Alles sollte mich auf andere Gedanken bringen und hat seinen Zweck auch zu Zeiten erreicht. — Natürlich habe ich dabei meine Berufsarbeiten auch besorgt. Wäre meine Familie hier gewesen, so hätte ich in diesem Jahre nicht so viel lernen können; ich habe daher die Zeit erkauft und vor meinen alten Tagen

noch manches gelernt, was ich längst gewollt, aber bei meinen übrigen Studien nicht möglich machen konnte. Auch das Griechische und Arabische soll nächstens an die Reihe kommen. Du mußt aber nicht glauben, lieber Bruder, daß ich furchtbar studire und der Gesundheit schade: das nicht. Ich stehe des Morgens um 5 Uhr auf und lege mich $10^1/_2$ Uhr zu Bette, und benutze nur jeden ledigen Augenblick, dadurch gewinne ich Zeit genug."

Zeit genug auch für philosophische Novitäten, und von diesen hatte für Vatke nichts so viel Reiz, als Zeller's Geschichte der griechischen Philosophie. „Hatte mir", schreibt er dem Tübinger Freunde, „schon der erste Band sehr gefallen, so der zweite in noch höherem Grade. Offen gestanden, habe ich nie ein Werk über Geschichte der Philosophie mit solchem Vergnügen und solchem Nutzen zugleich gelesen. Es herrscht hier darüber nur Eine Stimme; auch Böckh, Trendelenburg, Gabler urtheilen überaus günstig darüber — und wer sollte nicht?*) Schade, daß Sie nicht auch Band Eins gleich ausführlich behandelt haben; vielleicht machen Sie bei einer zweiten Auflage des ersten Bandes die Darstellung gleichmäßiger. Möge Ihnen bald der verdiente Lohn für ein solches Werk werden, ich meine eine ordentliche Professur der Theologie oder Philosophie. —

*) Trendelenburg hatte zu Neander gesagt: „Zeller's Philosophie der Griechen müssen Sie lesen!" und Neander erwiderte kurz: „Nein, ich will nicht; aus dieser Schule kann nichts Gutes kommen!" Trendelenburg ließ sich indeß nicht abweisen, sondern brachte den nächsten Tag für Neander das Buch mit.

Ewald's Geschichte Israels, Band Zwei, hat meinen Erwartungen gar nicht entsprochen; ich habe das Buch mit Ueberwindung durchgelesen und halte es für ein Gebräu ohne Saft und Kraft."

Es kam der Winter 1847/48, und über das bis Ende Februar 1848 Erlebte schrieb Vatke an Bruder Georg: „Was meine Studien betrifft, so habe ich diesen Winter zunächst für die Vorlesungen gearbeitet, also, da ich Einleitung ins Neue Testament lese, die neueren Schriften über diese Wissenschaft durchzustudiren gehabt; ferner für die öffentliche Vorlesung (Geschichte der neueren philosophischen Theologie) habe ich besonders Schleiermacher's System nochmals studirt. Außerdem habe ich das Arabische wieder hervorgeholt, das ich fast fünfzehn Jahre lang liegen gelassen; es ist die Sprache, welche mir vor allem am schwersten geworden ist und die ich, ungeachtet des Fleißes, dennoch sehr wenig weiß. Es ist aber meine Pflicht, wenigstens einigermaßen darin zu Hause zu sein, daher die Wiederaufnahme dieser Studien, die mich, geistig betrachtet, weniger anziehen. Dabei ist denn fast alle Zeit hingegangen, obgleich meine Frau mir vorwirft, daß ich zu viel hinter den Büchern sitze. Nach Tisch lese ich ein Stündchen neuere Sprachen, jetzt Bulwer's Ernest Maltravers, sein Hauptwerk, und nicht zu schwer, wenngleich bei manchen Einzelheiten selbst das Flügel'sche Wörterbuch, das ich habe, nicht ausreicht. — Meine Vorlesungen sind verhältnißmäßig gut besucht; denn ich habe fast die alte Zahl der Zuhörer, obgleich die Theologen hier sehr abgenommen haben, bis 230 zusammengeschmolzen sind und manche Collegen wenig oder nichts haben.

Der Geist der Regierungstheologie ist zwar gegen mich, doch erlebe ich vielleicht einen Umschwung. Das Jahr 1848 ist ja in politischer Beziehung ein sehr denkwürdiges; Alles politisirt hier, Italien, Oesterreich, Frankreich, Dänemark nehmen Gedanken, Hoffnungen, Besorgnisse in Anspruch. Die neuesten telegraphischen Depeschen aus Paris will ich Dir nicht melden, da Du beim Empfang dieses Briefes die Sache ebenfalls schon wissen wirst. Nur Eins sage ich, daß nämlich jetzt die Staaten so in Wechselwirkung stehen, daß die Freiheitsbewegung des einen den anderen fortzieht; die religiöse Freiheit wird aber zuletzt auch im Gefolge der politischen eintreten müssen. Sind wir bis zur Mitte dieses Jahrhunderts mehrfach bergab gegangen, so wird von da ab nach allen Gesetzen der Ausgleichung eine Erhebung erfolgen. Gebe Gott, daß wir sie erleben! Meine deprimirte Stimmung hat sich wieder etwas gehoben, so daß ich auch der strengeren Arbeit gewachsen bin."

Bald genug trug sich Wichtiges zu: Die Märzrevolution war ausgebrochen und hatte alle Kreise in fiebrische Aufregung versetzt. In einem Schreiben Vatke's vom 23. März nach Hamburg hin heißt es: „Geliebter Bruder! Während der letzten Tage hast Du gewiß in Folge der Nachrichten über Berlin auch an uns gedacht; ich wollte Dir schon Sonntag schreiben, aber es fehlte Ruhe und Sammlung. Erzählung der Thatsachen wirst Du nicht erwarten; diese geben ja die Zeitungen ausführlicher als ich es könnte; daher nur einige Punkte, die mich betroffen. Unser Haus in der Leipziger Straße war ganz ruhig; das nahe Thor war besetzt durch ein Bataillon aus Erfurt,

eine halbe Compagnie lag im Kriegsministerium (dem dritten Hause von uns) und ein Bataillon stand an der nächsten Ecke (der Wilhelmstraße und der Leipziger Straße). So war unsere Gegend abgeschnitten und kein Kampfplatz. Doch hatten wir das Feuern in der Wilhelmstraße so nahe, daß einzelne Kugeln sich in unsern Garten und Hof verirrten. — Dagegen das Haus in der Wallstraße *) lag in der Kampflinie. Der Vicewirth war zufällig verreist, die anderen Miether so furchtsam, daß sie die Hausthür nicht öffneten, als Barricaden errichtet und die Böden kampffertig gemacht wurden. Daher hat man an der eichenen Hausthür ein Paar Felder mit Aexten eingeschlagen; ferner ist das Dach nach der Ecke und Straße zu etwas abgedeckt (circa 300 Ziegeln) und der Boden mit Pflastersteinen angefüllt worden. Glücklicherweise ist aber die Gegend kein eigentlicher Kampfplatz geworden; sonst wäre es dem Eckhause schlimm ergangen. Die nahe Brücke war aufgezogen und stark verbarricadirt; ebenso die drei andern Ecken, wo Wall- und Grünstraße sich durchschneiden. Wir selbst waren in der Nacht des Kampfes Alle zu Hause, aber weniger im Zimmer, sondern vor der Thür oder auf dem Hofe und im Garten, wo wir das ferne Krachen und Schreien am besten hören konnten. Halb zwei Uhr ging ich zu Bett; als ich um fünf Uhr erwachte, hörte ich noch Gewehrfeuer; von sechs Uhr an hörte es in der Friedrichsstadt auf. Daß der

*) Wallstraße 90 und 91, wo Vatke vor dem Umzug nach der Leipziger Straße gewohnt hatte. Diese Häuser blieben für ihn laut Testament seines Schwiegervaters unveräußerlich.

Schrecken groß war, kannst Du Dir denken. Den andern Morgen um zehn Uhr besuchte ich — da Alles ruhig war und das Militär nur noch auf den Straßen und Plätzen stand — die Wallstraße, Schloß und andere Punkte. Allmälig zog das Militär ab, die Barricaden wurden weggeräumt. Von Studenten sind zwei todt, drei schwer verwundet, mehrere leicht. Von Bürgern sind meist Proletarier, Handwerker, wenige mehr Bemittelte gefallen; gestern wurden 173 Särge in einem ungeheuren Zuge, an dem auch die Universität in Ornat oder bewaffnet Theil nahm (ich trug einen alten Kavalleriesäbel, Enke an meiner Seite seinen quiescirten Artilleriesäbel; dito Lachmann und viele andere Professoren) — bestattet; doch sind manche von Privathäusern aus begraben. Die Zahl der Gefallenen kennt man nicht genau; es gibt viele übertriebene Angaben. Vom Volk mögen nach wahrscheinlicher Annahme 300, vom Militär 600 todt sein. Gewiß werden die Zeitungen später das Nähere angeben. Da alles Militär Berlin verlassen hat, so wird die Stadt durch Bürgergarde bewacht; man besorgte eine Plünderung, vielleicht mit Unrecht. Am Montage, als ich mit wenigen Collegen in der Universität war, um zu sehen, ob ausgelesen würde, kam der neue Minister Graf Schwerin (studirte Jura, war Soldat, Landrath in Pommern, zuletzt Mitglied der Stände, Schleiermacher's Schwiegersohn) und forderte zur Organisation einer Universitätsgarde auf; sie bildete sich sogleich, etwa 300 Studenten und 30 Professoren, alle mit Kavalleriesäbeln bewaffnet — die verlangten Büchsen fehlten. — Ich selbst wollte auch Theil nehmen, zog es aber nachher vor, Bürger-

wache in meinem Bezirk zu thun, da ich meiner Familie und dem Hause dann immer nahe bleibe. Vorgestern Nacht habe ich mit meinem Gewehr auf der Schulter den ersten Patrouillendienst gethan, heute Nacht komme ich wieder heran. Die Wachtposten sind mit andern Bürgern besetzt: ich selbst patrouillire nur von Abends 8 Uhr bis 5 Uhr Morgens, und zwar Leipziger Platz (am Thore, dicht bei unserm Hause) einen Theil der Wilhelmstraße, Wilhelmsplatz, Anhaltstraße und Communication an der Stadtmauer. Der Bezirk ist nicht groß und wird immer in drei viertel Stunden zurückgelegt. Stundenweise wechseln die beiden Hälften der Patrouille ab, jede zehn Mann stark; Führer sind solche, welche gedient haben, bei meiner Abtheilung Dr. Schmidt, der Vorsteher der höheren Knabenschule, die unsere Kinder besuchen. Bis jetzt sind unsere Patrouillen nur Promenaden gewesen. Gebe Gott, daß es so bleibt. — Verlangst Du auch ein Urtheil von mir? Es ist sehr schwankend und keineswegs fertig. Das arme Militär kann ich nur aufrichtig bedauern — dem fanatischen Bürger ist das schon zu viel — es mußte seine Pflicht thun, und wo es wirklich geschah, war der Lohn Verwüstung. Der König hat die Kraft des Militärs keineswegs aufs Aeußerste entwickelt: ganze Bataillone haben keinen Schuß gethan, die meiste Artillerie und Kavallerie ist unthätiger Zuschauer gewesen. Einzelne Commandeure und Offiziere haben sich vortrefflich benommen, haben, obgleich verhöhnt, mit Steinen geworfen, nicht schießen lassen; andere das Gegentheil, so auch die Soldaten. Dennoch mußte alles Militär abziehen, als ob es die Schlacht verloren hätte. Daher jetzt die Erbitterung,

namentlich der Gardeoffiziere, von denen viele ihre Entlassung selber eingereicht haben. — Vom Volke auf der anderen Seite ist viel Rohheit gegen das Militär verübt, aber auch mit großer Tapferkeit gestritten „Hurrah Preußen! Preußen Verräther, Hurrah!“ waren die Losungsworte. Gebe Gott, daß soviel Blut nicht umsonst geflossen! Du wirst gehört haben, daß der König sich an die Spitze Deutschlands gestellt und mit den einst proscribirten Deutschland-Farben Schwarz-Roth-Gold umhergeritten ist. Es ist kein bestimmter Begriff damit zu verbinden. Doch sagte uns Alexander v. Humboldt, der sich gestern beim Leichenbegängniß an die Universität anschloß, daß der König für diese neue Idee jetzt eben so schwärme wie früher für das Gegentheil. Das Schwärmen, die Begeisterung, das Leichtzugängliche für entgegengesetzte Eindrücke ist aber eben das Bedenkliche. — Viele wohlgesinnte Männer, Beamte und Bürger, sind noch wie betäubt. Der verhängnißvolle 18. und 19. März — das scheint man zu fühlen — war entweder das Ende von Preußens Größe oder der Anfang eines höheren Glanzes. Entschuldige meine Kürze, lieber Bruder; ich wollte nur ein Zeichen von mir geben. Daß ich lebe, gesund bin und Deiner mit Liebe gedenke: Die Aufregung ist nur noch groß, man ist fast beständig auf den Beinen, alle Collegia geschlossen, die Auditorien Wachtstuben der Studenten mit Bierkrügen; die Placate drängen sich; Redner in verschiedenem Sinne treten auf; doch habe ich die Ueberzeugung, daß der Communismus höchstens in einzelnen Subjecten, nicht aber in der Masse auftreten wird. — Nächstens schreibe ich wieder; entschuldige die Eile! Wir sind alle

gesund und grüßen Dich alle herzlich; Du aber erfreue bald durch ein Briefchen Deinen Dich herzlich liebenden Bruder W. Vatke.

Vom 30. December 1848 datiren die nachfolgenden Aufschlüsse über Vatke's Stellung zu den Parteien: „Ich gehöre keineswegs zur demokratischen Partei, sondern zur constitutionellen und würde in der Kammer meinen Sitz im rechten Centrum genommen haben. Aus Nothwendigkeit und Loyalität habe ich an der Bürgerwehr Theil genommen, nicht an Kämpfen für Volksherrschaft. Die Uebungen der Bürgerwehr — ich war Gemeiner mit Gewehr und lehnte die Würde eines Zugführers weislich ab — haben wenigstens vortheilhaft auf meine Gesundheit gewirkt. Mit den Bewohnern meines Bezirks bin ich durch die Bürgerwehr, die Wahlen ꝛc. bekannt geworden und habe manche interessante und bedeutende Bekanntschaft gemacht. Vorgestern Abend hatte ich mit etwa zwanzig Herren der conservativen Richtung eine Berathung, wie die bevorstehenden Wahlen zu leiten seien. Das Wahlprogramm der Linken fordert auf, die octroyirte Verfassung zu verwerfen und sich wieder auf den angeblich gesetzlichen Boden der Vereinbarung zu stellen: wir dagegen haben den Grundsatz, die Verfassung als Grundlage anzuerkennen und dieselbe nur fortzubilden. Es waren unter uns mehrere hohe Beamte, aber auch Bürger. Auch einen Bürger-Unterstützungs-Bezirksverein haben wir seit April; ich bin zum Comité-Mitgliede gewählt und führe das Siegel. Natürlich nehmen solche Dinge Zeit und Kräfte in Anspruch; doch haben sie auch ein höheres Interesse. — Meine Zuhörer (circa fünfzig) haben mir allerdings im Juli

einen Fackelzug gebracht, aber fern von jedem politiſchen Motive. Ich habe vielmehr ſchon ſeit Jahren, wenn ich die Vorleſung über Philoſophie und allgemeine Geſchichte der Religion gehalten habe, in der ich das Umfaſſendſte und Tiefſte meiner theologiſchen Anſicht darlege und welche immer mit großem Intereſſe gehört wird — auch dieſen Sommer fehlten ſelten Vereinzelte — ein öffentliches Zeichen der Anerkennung erhalten, alle zwei Jahre, wie 1844, 46 ein Ständchen, 1846 auch einen zweiten ſilbernen Pokal (den erſten 1841). Auch waren die Theilnehmer des Fackelzuges Leute verſchiedener politiſcher Richtungen und Länder, auch ein paar Ruſſen aus Moskau unter ihnen, ein Enkel von Math. Claudius, Schweizer ꝛc. Wahrſcheinlich würde, auch ohne die politiſche Bewegung des Jahres 1848, ein Zeichen der Art für mich kundgegeben ſein."

„Nach dem Umſchwung der Dinge im März" — erzählt Vatke — „ſtellte ich mir natürlich die Frage: Wird ſich etwas in deiner öffentlichen Stellung ändern? Viele ſagten mir: Ohne Zweifel, nur Geduld! Ich war jedoch zu ſtolz, um in den erſten tumultuariſchen Monaten bei dem Grafen Schwerin zu petitioniren; ſpäter verlor ich noch mehr die Luſt dazu, ich verſchmähte es, durch eine Revolution gehoben zu werden. Es kam das Miniſterium v. Ladenberg, das erſte, dem man einige Dauer weiſſagen kann. Ohne jeden von mir gethanen Schritt erhielt ich einen Erlaß vom 18. December*) worin der Miniſter mir zur öffent-

*) Dieſer Erlaß lautet wörtlich: „Um Eurer Hochwürden ein öffentliches Anerkenntniß Ihrer vieljährigen verdienſtlichen Lehr-Wirk-

lichen Anerkennung meiner vieljährigen verdienstlichen Lehrthätigkeit vom 1. Januar 1849 ab ein Jahrgehalt von 200 Thalern bewilligt und es aufrichtig bedauert, mir jetzt kein meiner Bedeutung angemessenes Gehalt, wegen des finanziellen Nothstandes unserer Universität geben zu können. Ich war einige Augenblicke zweifelhaft, ob ich ein so unbedeutendes Gehalt annehmen sollte, entschied mich aber zuletzt dafür, besuchte meinen Gönner, den Geh. Ober-Regierungsrath Schulze, welcher als vortragender Rath die Universitäts-Sachen hat, und hörte von diesem, daß der Minister auf seinen Antrag jenen Erlaß verfügt hatte. Dem Könige selbst sei die Sache nicht vorgelegt gewesen, da der Etat in der theologischen Facultät dabei nicht überschritten sei. Schulze scheint wieder mehr Einfluß, wie früher unter Altenstein, zu haben. Er vertröstet mich auf eine ordentliche Professur, welche mir jetzt schon zukäme, und welche Schulze mir gewiß auch gern geben würde. Doch zweifle ich sehr, ob es jemals dahin kommt; der König hält an

---

samkeit zu geben, habe ich Ihnen ein Jahr-Gehalt von: Zweihundert Thalern bewilligt und die General-Kasse meines Ministeriums angewiesen, Ihnen dieses Gehalt vom 1. Januar k. J. ab, in den gewöhnlichen Raten praenumerando gegen Ihre Quittung zu zahlen. Aufrichtig bedauere ich, daß die finanziellen Verhältnisse der hiesigen Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität mir für jetzt nicht gestattet haben, Ew. Hochwürden eine Ihren wissenschaftlichen Leistungen und Ihrer Stellung zu der hiesigen theologischen Facultät angemessenere Besoldung zu gewähren. Berlin, den 18. December 1848. Der Minister der geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. Ladenberg."

seinen Ueberzeugungen fest, ist noch immer von Männern der absolutistisch-pietistischen Richtung umgeben, nnd es ist den Ministern schwer, etwas im entgegengesetzten Sinne durchzusetzen. Uebrigens würde ich es kaum annehmen, wenn ich auch jetzt schon Mitglied der theologischen Facultät hierselbst werden sollte, da alle andern Mitglieder sehr gläubig und orthodox sind, ich also eine unglückliche Stellung einnehmen müßte. Das sagte ich auch Schulze, welcher mich denn mit der Zuknnft tröstete. In der That bin ich von allen ehrgeizigen Zwecken ganz zurückgekommen, ja, was ich selbst beklage, aber nicht ändern kann: viele Seiten und Richtungen der Theologie sind mir förmlich zum Ekel geworden; nur biblische Kritik und Religionsphilosophie haben das Anziehende für mich behalten."

lichen Anerkennung meiner vieljährigen verdienstlichen Lehrthätigkeit vom 1. Januar 1849 ab ein Jahrgehalt von 200 Thalern bewilligt und es aufrichtig bedauert, mir jetzt kein meiner Bedeutung angemessenes Gehalt, wegen des finanziellen Nothstandes unserer Universität geben zu können. Ich war einige Augenblicke zweifelhaft, ob ich ein so unbedeutendes Gehalt annehmen sollte, entschied mich aber zuletzt dafür, besuchte meinen Gönner, den Geh. Ober-Regierungsrath Schulze, welcher als vortragender Rath die Universitäts-Sachen hat, und hörte von diesem, daß der Minister auf seinen Antrag jenen Erlaß verfügt hatte. Dem Könige selbst sei die Sache nicht vorgelegt gewesen, da der Etat in der theologischen Facultät dabei nicht überschritten sei. Schulze scheint wieder mehr Einfluß, wie früher unter Altenstein, zu haben. Er vertröstet mich auf eine ordentliche Professur, welche mir jetzt schon zukäme, und welche Schulze mir gewiß auch gern geben würde. Doch zweifle ich sehr, ob es jemals dahin kommt; der König hält an

---

samkeit zu geben, habe ich Ihnen ein Jahr-Gehalt von: Zweihundert Thalern bewilligt und die General-Kasse meines Ministeriums angewiesen, Ihnen dieses Gehalt vom 1. Januar k. J. ab, in den gewöhnlichen Raten praenumerando gegen Ihre Quittung zu zahlen. Aufrichtig bedaure ich, daß die finanziellen Verhältnisse der hiesigen Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität mir für jetzt nicht gestattet haben, Ew. Hochwürden eine Ihren wissenschaftlichen Leistungen und Ihrer Stellung zu der hiesigen theologischen Facultät angemessenere Besoldung zu gewähren. Berlin, den 18. December 1848. Der Minister der geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. Ladenberg."

seinen Ueberzeugungen fest, ist noch immer von Männern der absolutistisch-pietistischen Richtung umgeben, und es ist den Ministern schwer, etwas im entgegengesetzten Sinne durchzusetzen. Uebrigens würde ich es kaum annehmen, wenn ich auch jetzt schon Mitglied der theologischen Facultät hierselbst werden sollte, da alle andern Mitglieder sehr gläubig und orthodox sind, ich also eine unglückliche Stellung einnehmen müßte. Das sagte ich auch Schulze, welcher mich denn mit der Zukunft tröstete. In der That bin ich von allen ehrgeizigen Zwecken ganz zurückgekommen, ja, was ich selbst beklage, aber nicht ändern kann: viele Seiten und Richtungen der Theologie sind mir förmlich zum Ekel geworden; nur biblische Kritik und Religionsphilosophie haben das Anziehende für mich behalten."

Die Reaction. Schriftstellerischer Stillstand. Alte und neue Freunde. Schenkel.

Das Jahr 1849 war ein Glück bringendes gewesen: am 12. August 1849 wurde Vatke's Frau von einem gesunden Knaben glücklich entbunden, der Wilhelm getauft wurde. „So hätten wir denn", heißt es in einem Schreiben nach Hamburg, „wenn Gott sie erhält, vier Kinder; drei Knaben, was mir lieb ist." Neun Jahre später konnte Vatke von seinem jüngsten Sohne erzählen: „Wilhelm macht mir durch große Lebhaftigkeit und Wißbegier große Freude; aus ihm kann vielleicht einmal ein Gelehrter werden, der meine schöne Bibliothek benutzen kann." Er ist ein tüchtiger Botaniker geworden.

„Das öffentliche Leben", schreibt Vatke im August 1849, „geht hier so hin, wie jetzt überall; keine rechte Freude, Zuversicht! Unsere Universität hat auch an Studenten verloren, besonders die theologische Facultät; ich hatte nur die Hälfte früherer Zuhörer, andere Collegen noch weniger. Die Sache bedarf bei unsern Zuständen hier in Berlin keines Commentars. Die Cholera hat Berlin arg mitgenommen, aber unser Haus und unsere nähere Bekanntschaft bis jetzt verschont. Die Zahl der Erkrankungen ist im Abnehmen, auch sollen dieselben nicht mehr so tödtlich sein. Die beiden Knaben, wenn sie aus der Schule und Arbeitsstunde zurück-

gekehrt sind, habe ich jetzt allein zu beaufsichtigen; Elise ist auf ein paar Monate in Pension gegeben zu ein paar jungen Engländerinnen, Misses Morres aus London, wo sie gut gehalten ist. Theodor und Hermann sind wohl. Was mich selbst betrifft, so geht es seinen ruhigen Gang fort, in Wissenschaft und Leben. Ich hatte in Folge der vielen Störungen durch Bauten, Revolution ꝛc. den Zusammenhang der Wissenschaft und selbst den Sinn dafür etwas verloren und that nur das Nothdürftigste. Während der Unruhen im Sommer 1848 war ich auf die Musik verfallen, meine alte Passion. Jetzt hat sich das Gleichgewicht wieder hergestellt. Ich habe inzwischen fleißig Musik geübt und kann jetzt eher als früher sagen, daß ich spielen kann; denn früher spielte ich besonders Sebastian Bach und von Beethoven und Anderen nur die leichten Sachen; jetzt Alles und Vieles von andern neueren Componisten, wie man es jetzt hören will. Nur fehlt mir ein gutes Instrument, ich hoffe aber bald dazu zu gelangen. — In meiner Theologie treibe ich Kritik des Neuen Testaments, meiner Vorlesungen wegen. Auf diesem Felde ist die theologische Literatur jetzt am reichsten und lebendigsten, besonders von Seiten der Tübinger Schule, Baur an der Spitze; doch will ihre Kritik wieder kritisirt sein. Nächsten Sommer lese ich wieder Philosophie und Geschichte der Religion, mein Hauptcollegium, welches auch von Neuem durchgearbeitet sein will. Zum Schreiben habe ich jetzt keine Lust, doch werde ich bald etwas vorbereiten. Die Zahl unserer Studenten, besonders der Theologen, hat sehr abgenommen, aus verschiedenen naheliegenden Gründen. Dennoch habe ich noch einige zwanzig

Zuhörer im Privatcollegium, was verhältnißmäßig sich günstig stellt. Die Wissenschaft muß natürlich erst bessere Zeiten abwarten. Unser guter Neander ist nicht ganz erblindet, aber kann nicht lesen, hält aber dennoch Vorlesungen, da ihm sein außerordentliches Gedächtniß hilft. Schelling feiert jetzt ganz. Der Fleiß der Studenten ist lobenswerth, der politische Rausch scheint ausgeschlafen zu sein."

Es war schon lange Georg Vatke's Wunsch gewesen, der Bruder möchte ihn in Hamburg besuchen und sich bei ihm erholen. Dies geschah 1850, und über sein Verweilen dort hatte Vatke nicht genug Worte des Dankes. „Wie glücklich bin ich doch in Hamburg gewesen! Durch Deine Liebe, zuvorkommende und nachsichtige Freundlichkeit, sowie durch Fräulein Thode's aufopfernde Freundschaft und Beider Gemüthlichkeit war ich bald heimisch geworden und fühle jetzt eine Art Heimweh; ich durcheile im Geiste Dein Häuschen und verweile an den traulichen Plätzen, wo wir so behaglich saßen und plauderten, oder ich wiederhole die Spaziergänge und die Phantasie ruft mir die äußere Umgebung zurück. Wenn ich dann so Alles erwäge, was Du für mich gethan und gewesen, vom ersten Tage bis zum letzten, so erblicke ich darin so viel zarte Liebe, wie ich gar nicht verdient habe, und sage Dir nochmals meinen herzlichen Dank, der aus gerührtem, wehmüthig und tief bewegtem Herzen kommt. Aber auch an Fräulein Thode bitte ich Dich meine nochmalige herzliche Danksagung auszurichten: wir wären in ihrer Gesellschaft nicht so glücklich gewesen, wenn sie nicht selbst ein so prächtiges Gemüthsleben gezeigt hätte, welches mit dem unsrigen harmonirte. Ihr habt mir

gerade gegeben, deſſen ich nach meiner Gemüthsweiſe bedarf; gleich dem getheilten ariſtophaniſchen Menſchen (Plato Symp.) finde ich in der Ergänzung erſt mein ganzes Selbſt, dimidiam partem animae meae . . . .“

Es kam die Zeit der Reaction heran, die zu Anfang der fünfziger Jahre jeden einigermaßen freiſinnigen Mann bedrängte. „Hier ſitzt ſeit Januar 1852“, ſchrieb Vatke an Zeller — Profeſſor Hengſtenberg in der wiſſenſchaftlichen Examinations-Commiſſion für Oberlehrer, und ſo kann ich kaum noch hoffen, ein Collegium hebraicum zu Stande zu bringen, da auch das Conſiſtorium ſchon in jenem Sinne verfährt. Man lernt indeß Geduld und iſt auf Alles gefaßt. — Sie werden ſich vielleicht gewundert haben, daß ich ſo lange Zeit nichts habe drucken laſſen? Ich hätte es gethan, wenn ich mit einigen Unterſuchungen zu einem feſten Reſultat gekommen wäre. Ich habe indeß Manches vorbereitet und werde, wenn ich am Leben bleibe, bald wieder hervortreten. Die letzten Jahre waren der Schriftſtellerei wenig günſtig. Ihren Theologiſchen Jahrbüchern folge ich immer mit regem Intereſſe und begrüße jedes Heft mit Freuden; in der Neuteſtamentlichen Kritik weiche ich zwar mehrfach ab, bei den drei erſten Evangelien und bei den ſpäteren Pauliniſchen Briefen; aber immer lerne ich gern. Beſonders hat Ihre erſchöpfende Abhandlung über die Apoſtelgeſchichte mich ſehr befriedigt. Ich bin übrigens der einzige hieſige Theologe, der die Kritik des Neuen Teſtaments vertritt, aber ich habe nur noch etwa ein Dutzend Zuhörer. Durch alle Mittel ſiegt äußerlich die Reaction. In der Facultät iſt Nitzſch der einzige liberale Theologe; liberal z. B. in dem Sinne,

daß er mich vor zwei Jahren zum Profeſſor Ordinarius vorſchlug, aber im Widerſpruch mit allen Uebrigen. So muß ich mich zu den Philologen halten und treibe auch meiſt Philologie, vor Allem aber beſchäftigt mich jetzt der 3. Band Ihrer Geſchichte der Griechiſchen Philoſophie. Ich ſtelle, ſoweit ich es beurtheilen kann, Ihr Werk ſehr hoch, weil darin zwei Vorzüge vereinigt ſind, wie in keinem andern Werke des Faches, nämlich Kenntniß der Sache oder philoſophiſcher Geiſt, und Sinn für geſchichtliche Entwicklung, hiſtoriſcher Geiſt. Nur aus ſolchem Bunde konnte die durchdringende Klarheit, die vollendete Abrundung und die das Intereſſe des Leſers beſtändig ſpannende und befriedigende geiſtige Haltung Ihres Werkes hervorgehen. Sie haben, wie ich weiß, aus dem Munde competenter Richter die verdiente Anerkennung erhalten, Sie brauchen daher auf das Urtheil eines Dilettanten wenig zu geben, werden aber Nachſicht mit mir haben, wenn auch ich ein Scherflein zu dem allgemeinen Lobe beitrage. Ich habe auch mit Boeckh, Gabler und Trendelenburg über den 3. Band geſprochen. Boeckh hatte noch zu wenig geleſen, Gabler war ſehr erfreut, auch Trendelenburg, nur mißfielen ihm, dem Freunde von Tweſten und Nitzſch, die bei Gelegenheit der ſtoiſchen Religionsphiloſophie eingeſtreuten Beziehungen auf die neuere Orthodoxie. Mein Exemplar ſtudirt jetzt der Biſchof Neander, ein Rationaliſt aus der alten Schule, nicht mehr von großem Einfluß, aber immer noch eine kleine Stütze der Aufklärung in trüber Zeit. Johannes Schulze, wie mir Gabler ſagte, iſt ſehr erfreut über das Werk und hegt den Wunſch, Sie für Preußen zu

gewinnen; er würde damit auch leicht durchkommen, wenn Sie nicht zugleich Theologe wären. So aber wird es vorläufig wohl ein frommer Wunsch bleiben, wenngleich ein sehr wohl begründeter. Lassen Sie uns eine bessere Zukunft hoffen! — Der frühere theologische und philosophische Ruhm Berlins ist verschwunden. Schelling sehe ich oft spazieren gehen, er sieht sehr wohl aus; Vorlesungen hält er nicht mehr. Trendelenburg dominirt, aber auch Michelet und Werder haben ihren Zuhörerkreis. Lehnerdt, ein sehr orthodoxer Mann, hat nur mäßigen Beifall. Der ältere Benary ist in seinen Collegien noch mehr reducirt als ich."

Von den süddeutschen Freunden schrieb im October 1851 Dittenberger an Vatke: „Hochgeehrter Herr College! Im Andenken an unseren gemeinsamen Freund Marheineke, an den ich früher manchmal einen lieben und tüchtigen Schüler empfahl, und in der Ueberzeugung, daß ein solcher jetzt an Niemanden besser empfohlen werden kann zur Fortsetzung seiner Studien in Berlin als an Sie, erlaube ich mir den Ueberbringer dieser Zeilen, stud. theol. Holtzmann von hier, Ihnen zu freundlichem Rath und gütiger Aufnahme zu empfehlen. Er ist der Sohn eines mir sehr werthen Collegen und durch Begabung und Fleiß es werth, bei Ihnen zu etwas anderem zu kommen, als zu der jetzt gangbaren und beliebten Berliner Hoftheologie. Entschuldigen Sie meine Freiheit und geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen auch einmal einen Liebesdienst erweisen zu können. Besuchen Sie mich im freundlichen Neckarthal und ich werde mit wahrer Freude Ihr Cicerone in unsern Ber-

gen und Thälern ſein. In aufrichtiger Verehrung Ihr ganz ergebener Dr. Dittenberger."

Sein Schützling H. Holtzmann hörte bei Vatke Einleitung in das Neue Teſtament, allgemeine philoſophiſche Theologie und hiſtoriſche Einleitung in die philoſophiſche Theologie. Er hat dem Lehrer daſſelbe pietätvolle Gedächtniß bewahrt, wie B. Ruetſchi, der als dankbarer Schüler von Kirchberg bei Bern, wo er als Pfarrer fungirte, Mitte der fünfziger Jahre Vatke mit folgendem Schreiben erfreute: „Wie gern käme ich ſelber einmal nach Berlin, wo ich ſo lohnreiche Stunden zugebracht und namentlich bei Ihnen und durch Sie angeregt und geleitet ſo Manches gelernt habe! Sie werden nach wie vor, unbeirrt durch die Ungunſt der Zeit und die kleinliche Beſchränktheit den Ton angeben, forſchen und mit der Fackel der Kritik hineinleuchten in die dunkeln Zeiten längſt entſchwundener Jahrhunderte. Nur Schade, daß das größere theologiſche Publikum ſo wenig von Ihren gründlichen Forſchungen zu Geſichte bekommt! Erbarmen Sie ſich doch einmal der Kritik des Pentateuch, in der Sie ſo meiſterhaft bewandert ſind; wenn nicht alle freiſinnigen Theologen die ganze hiſtoriſche Schule zuſammenhalten, ſo gewinnt mehr und mehr ein dumpfer Buchſtabendienſt, der nicht nur Rom, ſondern ſelbſt dem Islam Ehre machen würde, die Oberhand! Dazu hat es denn namentlich in dem von einem Extrem zum andern hinüberſchwankenden Deutſchland, das „wiſſenſchaftliche" Preußen nicht ausgenommen, bereits gar ſehr den Anfang genommen. Wir haben es wenigſtens inſofern beſſer, als bei uns der Staat ganz entſchieden die freie Richtung be-

günſtigt, ſo daß wir äußerlich nichts zu fürchten haben von den „Unwiſſenſchaftlichen“ à la Hengſtenberg und Comp. die ſich freilich auch hier zu Lande ſchon breit machen. Nun — die Wahrheit wird endlich doch allein obſiegen! in ihr wollen wir ſtehen, was auch die Menſchen ſagen.“

Auch Biedermann, der inzwiſchen Ebrard's Nachfolger in Zürich geworden war, ließ wieder von ſich hören. Er führte dem verehrten Lehrer neue Schüler zu, wie dies namentlich auch Baur (Tübingen) fortgeſetzt that, und die, wie Biedermann, perſönliche Erinnerungen an Vatke hatten, erinnerten ſich in trübe gewordener Zeit des wiſſenſchaftlichen Verkehrs zu Anfang der vierziger Jahre mit Begeiſterung. „Von Ihnen höre ich von Zeit zu Zeit von jungen Landsleuten, die aus Berlin zurückkehren, und die Sie alle in gleichem dankbaren Andenken haben..... Wann brechen Sie wieder einmal Ihr Schweigen in der Theologie? Viele nah und fern würden es mit Freuden begrüßen. Die Gegenwart, namentlich die, in deren Mitte Sie leben müſſen, iſt zwar nicht ſonderlich aufmunternd; aber — trotz alle dem!“

Und Ad. Hilgenfeld ſchrieb am 11. November 1855 von Jena: „Hochverehrter Herr Profeſſor! Es ſind bereits 14 Jahre vergangen, ſeit ich in Berlin Ihr aufmerkſamer Zuhörer ward, und ich habe die Hochachtung, welche ich damals gegen Sie hegte, und die Dankbarkeit, zu welcher Sie mich durch Ihre Vorleſungen und Schriften verpflichteten, unverändert bewahrt. Um ſo mehr wage ich es jetzt, mich in einer Sache, welche die wiſſenſchaftliche Theologie betrifft, brieflich an Sie zu wenden. Die Tübinger theologiſchen

Jahrbücher, die ich als das einzige reine Organ wissenschaftlicher Theologie betrachte, haben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, um sich am Leben zu erhalten. Es werden nur noch etwa 176 Exemplare abgesetzt, und D. Baur hätte die Zeitschrift beinahe mit diesem Jahrgang zu Ende gehen lassen. Ich glaube nun freilich, daß die Schuld nicht bloß an der Ungunst der Zeitverhältnisse liegt, daß man es auf Tübingischer Seite versäumt hat, die vorhandenen wissenschaftlichen Kräfte zu gewinnen, ja die bereits gewonnenen Kräfte zum Theil zurückgestoßen und in eine schiefe Stellung gebracht hat. Allein es ist doch so wichtig, daß ein Organ wissenschaftlicher Theologie fortbestehe, und ich habe daher Herrn D. Baur meine kräftigste Unterstützung zugesagt. Zugleich sind wir aber auch übereingekommen, daß es schlechterdings nöthig ist, noch weitere wissenschaftliche Kräfte zu gewinnen, wenn die Zeitschrift fortbestehen soll. Die Zahl der Mitarbeiter war bisher zu gering, und die Aufsätze umfaßten manche Gebiete, wie das Alttestamentliche, viel zu wenig. Es ergeht daher durch mich, als Ihren einstigen Zuhörer und dankbaren Schüler, an Sie die ergebenste Bitte, daß Sie sich mit Rath und That an dem Unternehmen kräftig betheiligen und womöglich das Alttestamentliche Gebiet in Uebersichten, Kritiken und Abhandlungen übernehmen mögen. Die Beiträge für den nächsten Jahrgang sind bis jetzt noch spärlich, nämlich von Schweizer eine Abhandlung über Schneckenburger's comparative Dogmatik, von C. Planck über die Eigenthümlichkeit der abendländischen und morgenländischen Kirche, und von mir über das System des Basilides (wogegen Baur übrigens

etwas schreiben will). Es würde daher mit dem größten Danke aufgenommen werden, wenn Sie recht bald zeitgemäße Beiträge einschicken und durch Ihre Betheiligung das Unternehmen wesentlich fördern und unterstützen wollten. In der Hoffnung, daß Sie diese ergebenste Bitte, wenn es Ihnen irgend möglich ist, nicht abschlagen werden, verbleibe ich mit aufrichtigster Hochachtung Ihr ergebenster D. Hilgenfeld."

Während die nächsten Freunde Vatke's in ihn drangen, der wissenschaftlichen Theologie Beistand zu leisten, hatten auch Andere, die nicht mit ihm übereinstimmten, den gleichen Wunsch. So entwickelte Daniel Schenkel sein Verhältniß zu Vatke in seiner Antrittsrede *), gehalten bei Uebernahme einer ordentlichen Professur der Theologie an der Universität Heidelberg. Schenkel sprach über die Aufgabe der biblischen Theologie in dem gegenwärtigen Entwicklungsstadium der theologischen Wissenschaft, und nachdem er über de Wette sich ausgelassen hatte, fuhr er fort: „Wir können nur unser Bedauern aussprechen, daß von der „biblischen Theologie" Vatke's bis dahin nur der erste Theil des ersten Bandes erschienen ist. Der Grund hiervon scheint uns nicht sowohl in einem Mangel an wissenschaftlichem Ernste und an geistiger Tüchtigkeit, wovon dieses Werk Zeugniß ablegt, als vielmehr in der Mangelhaftigkeit des wissenschaftlichen Principes zu liegen, von welchem Vatke ausgeht, und durch welches die Wirkung der Schrift gelähmt werden mußte. Dasselbe soll unstreitig gewisser-

*) Theologische Studien und Kritiken. Jahrgang 1852, erstes Heft.

maßen eine Correctur des de Wette'schen sein. Man hat der de Wette'schen Theologie nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf überwiegender Subjectivität gemacht. In der That sind die Resultate der biblischen Dogmatik de Wette's nur subjectiv, d. h. nur insoweit wahr, als die religiöse Gefühlsanschauung de Wette's eine wahre ist. Wer anders fühlt und empfindet, der kommt zu andern Resultaten. Das Bestreben Vatke's ist dagegen darauf gerichtet, ein objectiv gültiges Princip für unsere Wissenschaft aufzustellen, einen Standpunkt zu finden, „welcher alle Gestalten des geistigen Lebens als Glieder eines großen Organismus betrachtet und jeden besondern Standpunkt als integrirendes Moment des Ganzen zu begreifen sucht." Wir kennen diesen Standpunkt; es ist derjenige der Hegel'schen Geschichtsbetrachtung. Er stellt sich insofern als den entschiedensten Gegensatz zu dem de Wette'schen dar, als ihm alles Subjective und Individuelle als solches geradezu für principwidrig, für ein blos vorübergehendes Moment gilt, während nur der objective Proceß der Vermittelung, das sich Unterscheiden des Geistes von sich selbst und Wiederaufheben dieses Unterschiedes in den drei Momenten der Allgemeinheit, Besonderheit und Einzelheit, zur wahren Offenbarung der Religion führt. In der Form dieses Processes läßt nun auch Vatke die Alttestamentliche Theologie sich vor uns expliciren. Es wäre ungerecht, zu verkennen, daß auch auf diesem Wege Vatke neue Anschauungen gewonnen und jedenfalls sehr anregend gewirkt hat; das Princip ist aber mehr als verfehlt, es ist verkehrt. Wie irrthümlich ist es doch zu meinen, daß mit

demſelben die „lebendige Bewegung der Hauptmomente der bibliſchen Religion“ dargeſtellt werde! Nach einem todten Schema wird hier die lebendige Geſchichte in ein abſtractes Fachwerk eingeſchachtelt, und was wir als lobenswerth an der Vatke'ſchen Arbeit anerkennen müſſen, verdanken wir gerade nicht ſeiner philoſophirenden Methode, ſondern ſeinem individuellen lebendigen Geiſte. Alſo auch auf dieſem Wege wird uns nicht der wahre Bibelinhalt, ſondern nur dasjenige von der Bibel zu Theil, was die Hegel'ſche Dialektik, nachdem ſie mit dem Dreitakte ihrer Methodik an der Bibel herummanipulirt hat, von ihr übrig zu laſſen für gut befunden.“

Reiſe nach Süddeutſchland und der Schweiz. David Strauß, Zeller, Kuno Fiſcher und andere Freunde.

Das Jahr 1855 brachte in die Familie Vatke zwei Todesfälle: am 9. März ſtarb Vetter Kerll, der Geh. Ober-Finanzrath a. D., deſſen Haus ein jederzeit gaſtliches geweſen war, und am 7. April kam aus Warſchau die Kunde vom Tode des Bruders Carl. Mit ihm hatten die Brüder Wilhelm und Georg im Ganzen nur wenig perſönlichen Verkehr gehabt, was aber ausſchließlich in den

Verhältnissen lag. Carl Vatke's Pensions-Anstalt in Warschau hatte sich eines vorzüglichen Rufs zu erfreuen und ist den dortigen Deutschen ein liebes Institut gewesen.

Ein Jahr später entschloß sich Vatke zu einem Ausflug nach dem Süden. Zunächst ging er, und zwar zusammen mit Bruder Georg, nach Nauheim bei Friedberg in der Wetterau, wo die beiden Brüder so freundlich mit einander lebten, daß dies traditionell in Nauheim ward. Vor beendeter Kur wurde Besuch in Marburg gemacht, bei Zeller, beim Astronomen Gerling und beim alten Jugendfreunde E. Henke. Ein paar Tage später kam Zeller nach Nauheim, und, die beiden Vatke fuhren mit ihm über Frankfurt a. M. nach Heidelberg, um David Strauß zu besuchen. Hier fanden sie die freundlichste Aufnahme zugleich beim Chemiker Bunsen, beim Physiker Kirchhoff und bei Kuno Fischer. Strauß, der so einfach wie ein Student lebte, machte den Erklärer beim Heidelberger Schloß wie auch sonst. Es wurden Ausflüge in die Umgegend unternommen, an deren einen Vatke mit ganz besonderem Vergnügen sich erinnert hat. Strauß, Fischer, Zeller und die beiden Brüder kamen in ein Dorf, das, wie Strauß wußte, eine schöne Orgel hatte, und Strauß bestand darauf, Vatke müßte ihnen in der Kirche etwas vortragen *). Strauß hörte andächtig dem Spiel zu; Vatke hatte Bach'sche Präludien und Händel'sche Fugen gewählt, und seine Begleiter mitsammt dem Pastor waren von der Gewalt

*) Siehe Magdeburgische Zeitung Nr. 189 von 1882 in einem Artikel „Zu Ehren Vatke's."

der Muſik wie hingeriſſen. Die Töne verrauſchten und Strauß rief dem Spielmann zu: „Höre, Vatke, wenn ich ſo ſpielen könnte, ich gäbe Alles darum weg, was ich je gelernt habe!“ „Aber Strauß!“ fuhr Zeller dazwiſchen, „um die Kunſt des Spielens Deine Theologie und Deinen Ruhm? nur ehrlich, das Alles gäbeſt Du nicht her!“ „Nun, nein“, gab Strauß zu, „nicht Alles; laßt mir mein Latein und Geſchichte, dann bin ich, nebenbei ein Meiſter wie Vatke, durchaus bereit, mein bischen Theologie als Plunder wegzuwerfen.“

Lebhaft bedauerte Vatke, daß Baur verhindert war, von Tübingen nach Heidelberg zu kommen; die beiden Männer, gleichen wiſſenſchaftlichen Strebens und geiſtig eng verbunden, hatten ſich perſönlich nie kennen gelernt. Von Heidelberg gingen die beiden Vatke nach einem Reiſeplan, den der liebenswürdige Zeller entworfen hatte, mit einem Ränzel nach Baden-Baden und der Schweiz. Sie ſahen Baſel, Luzern, den Vierwaldſtädter See und beſtiegen den Rigi. Von da ging's über Zug nach Zürich, und hier begrüßte Vatke liebe alte Bekannte: Biedermann, der Profeſſor, und Fries, der Seminardirector geworden war. Der erſte Abend wurde bei Viſcher in heiterer Erinnerung an die philoſophiſchen Plaudereien auf der Berliner Spittelbrücke Nr. 3 zugebracht. Von Zürich führte die beiden Brüder ihr Weg über den Bodenſee nach Friedrichshafen und Stuttgart, und von dort nach Heidelberg zurück, wo ſchöne Tage mit Strauß und Kuno Fiſcher verlebt wurden. Auf einer Fahrt nach Schwetzingen, an welcher auch die junge Georgine, Strauß' Tochter, Theil nahm, gab

es große Freude und Fröhlichkeit. Kuno Fiſcher ſchrieb hierüber am 3. November 1856 an Vatke:

„Ihr Aufenthalt hier, verehrteſter Herr Profeſſor, lebt und wird leben in unſrem Andenken. Es waren gar zu ſchöne und gemüthliche Augenblicke, und Ihnen gebührt und bleibt dafür beſter Dank, daß Sie gekommen, mehrere Tage bei uns geblieben und wiedergekommen ſind. Strauß und ich ſprechen oft davon. Er will ſich todtlachen, wenn ich ihn an die Scenen in Schwetzingen erinnere, wo Sie den leibhaftigen Marheineke uns heraufſchworen. Bin ich im nächſten Jahre in Berlin, ſo will ich nicht müde werden, in Sie zu dringen, daß wir wieder in Süddeutſchland mit unſren hieſigen Freunden zuſammenkommen. Dann wird auch Gervinus nicht fehlen.“ Und Kuno Fiſcher ſetzte noch hinzu: „Ich habe für mein Leben und Wiſſen in Berlin auf Sie beſonders meine Hoffnung geſetzt, auf Ihren Beiſtand und Ihre Freundſchaft, Sie wiſſen ja, wie innig und hoch ich Sie verehre — ſeit lange als meinen Lehrer, jetzt auch als meinen Freund.“

Von Heidelberg ging's über Bonn und Köln nach Berlin zurück. Die Reiſe war, von den Natureindrücken abgeſehen, für Vatke von unſchätzbarem Werth geweſen, weil er Männer theils zum erſten Male, theils nach längerer Trennung wiedergeſehen hatte, mit denen in ſtetem geiſtigen Rapport zu ſtehen ihm jederzeit Bedürfniß geweſen war. Hatte er doch namentlich die Empfindung, als wäre ihm David Strauß, ſein alter, treuer Freund, von Neuem zurückgegeben worden.

Die Beziehungen zu allen ſüddeutſchen Geſinnungs-

genoſſen blieben von jetzt ab rege und freundlich. „Ich ſtudire jetzt“, ſchrieb Vatke am 29. October 1856 an Zeller, „Band I Ihrer Geſchichte der griechiſchen Philoſophie in der neuen Auflage und bin auf allen Schritten ſehr befriedigt. Dann ſoll Fiſcher's Bako herankommen. Ueber unſern Fiſcher curſirt das Gerücht, daß der König ſeine Habilitation an der Berliner Univerſität genehmigt habe, aber mit dem Auftrage an die Facultät, ſeine Lehrthätigkeit zu überwachen. Obgleich dieſe Sage (ſie ſoll den General-Superintendenten Hoffmann, Ihren Landsmann, zur Quelle haben) ſchon über vierzehn Tage curſirt, iſt dennoch nichts Offizielles darüber an die Facultät gekommen. Ich wünſchte Fiſcher ſo gern baldige Gewißheit.“ Acht Wochen ſpäter konnte Vatke an Zeller melden, Fiſcher mache in Jena Furore.

In einem Schreiben vom 14. Juni 1858 theilte Vatke dem Marburger Freunde mit, er arbeite jetzt Religionsphiloſophiſches aus. „Strauß' Hutten habe ich natürlich mit Freuden geleſen und halte ihn für die intereſſanteſte und bedeutendſte ſeiner Biographieen. — Unſere Verhältniſſe ſind jetzt im Laviren und zum Theil im Stagniren begriffen. Unſer König iſt nicht beſſer geworden; er ſoll ſehr elend ausſehen und auch die Königin ſehr angegriffen ſein. Er geht in einiger Zeit nach Kreuth bei Tegernſee. Aber die Regierung wollte er nicht niederlegen. Der Prinz von Preußen bleibt daher interimiſtiſch mit der Regierung beauftragt und handelt nach den Intentionen des Königs, nicht nach eigener Ueberzeugung. Die letztere geht auf eine freiere religiöſe Richtung. So iſt alſo nichts bei uns ge-

ändert, Jeder erwartet aber später eine bedeutendere Umgestaltung."

Es machte Vatke Freude, bei Zeller den jungen Licentiaten Vaucher aus Genf einführen zu können. „Vaucher hat sich selbständig von der gewöhnlichen Genfer Theologie emancipirt; Ihr Meisterwerk über die Apostelgeschichte hat ihn in die Kritik eingeführt; dann hat er Baur's Werke studirt und ist so ein freisinniger kritischer Theologe geworden. Vaucher war anderthalb Jahre in Berlin, studirte auch Sanskrit, besuchte mich öfter und hat sich als einsichtsvoll und bescheiden gezeigt. Auf der Rückreise nach Genf über Jena und Marburg wünschte er seinen Lehrer Zeller von Angesicht zu Angesicht zu sehen; widmen Sie ihm daher ein Stündchen und empfangen dafür auch meinen Dank." — „Der Aristoteles", schrieb Vatke weiter an Zeller, „wird Sie gewiß sehr anstrengen, da Sie auch bei ihm das Höchste leisten wollen. Da ich von den beiden ersten Bänden der 2. Auflage ganz begeistert bin, so sehe ich mit Spannung Band 3 entgegen."

Zwei Jahre später, als Zeller's Aristoteles bereits durchstudirt wurde, konnte dem gelehrten Collegen Vatke mittheilen: „Ihr Werk über Aristoteles hat hier sehr gefallen, außer mir auch Geh. Rath Schulze und Trendelenburg, der freilich über Einzelnes pikirt war, wenn Sie ihn selbst widerlegt hatten, wie bei der Erklärung der Kategorien*). Auch meint er, Einiges sei zu kurz behandelt,

*) Trendelenburg leitet die Kategorien des Aristoteles aus dem Satze (grammatisch), Zeller aus den Dingen (real) ab.

Anderes, weniger dahin Gehörende, zu ausführlich. Aber im Ganzen hat er Respect, und mir schon im Januar einen Gruß und Dank an Sie aufgetragen. Auch Boeckh läßt danken, kann aber so umfangreiche Bücher nicht mehr lesen. Riedner sagte: Zeller ist ganz unfähig — etwas Schlechtes zu schreiben."

Der briefliche Verkehr Vatke's mit Strauß war seit dem Frühjahr 1857 wieder in Fluß gekommen, was aus einem Heidelberger Schreiben vom 26. Juni 1859 ersichtlich wird:

„Lieber Freund! Das letzte Lebenszeichen, das mir von Dir zu Theil wurde, ist ein Brief vom 26. März 1857, den ein junger Theolog, ein Zuhörer von Dir, mir überbrachte. In diesem Briefe sprachst Du die Hoffnung aus, wenn auch für jenes Jahr am Reisen verhindert, doch vielleicht im nächsten eine solche, die uns wieder zusammenführte, möglich zu machen. Allein das Jahr 1858 ist vorübergegangen, ohne mir die schönen Herbsttage von 1856, wo uns Dein Besuch erfreute, wieder zu bringen. Und in diesem Jahr halten die kriegerischen Aspecten jeden Besitzer an Ort und Stelle fest, und nur ein heimath- und bodenloser Mensch wie ich kann sich entschließen, in ein Bad zu gehen. Ich werde nämlich am 29. d. M. auf drei Wochen mit meinen Kindern in das Soolbad Wimpfen (am Neckar) abgehen, welches zunächst meinem Knaben verordnet ist. Wie hübsch wäre es, da Du doch im Jahre 1856 auch ein Soolbad gebraucht hast, wenn Du auch dahin kämest! Doch ich weiß, daß, von allem Andern abgesehen, schon Deine Vorlesungen Dich für jetzt daran verhindern. — Wie Manches

wäre zwischen uns zu besprechen! Bei Euch in Berlin hat sich doch inzwischen Vieles geändert und, die augenblicklichen Verwicklungen abgerechnet, gewiß auch für Dich erfreulicher gestaltet. Geht es Deiner Familie wohl? und wie befindet sich insbesondere Dein Herr Bruder, der mir von 1856 her noch immer eine freundliche Erinnerung ist? ..... Mein Leben ist seitdem um Vieles einsamer und öder geworden. Mit Kuno Fischer's Abgang habe ich viel verloren. Er hat auf mich sehr ermunternd gewirkt, und das ist bei meiner natürlichen Schwere und Niedergeschlagenheit das Wohlthätigste, was ein Umgang mir geben kann. Seitdem habe ich hier eigentlich nur noch mit Gervinus ein Verhältniß, den ich als Menschen noch höher stelle wie als Schriftsteller, dessen ganzes Herkommen und Richtung aber doch eine andere, und der auch in so viele andere Verhältnisse verwickelt ist, daß er mir Fischer nicht ersetzen kann. Es hieß sehr bestimmt, Fischer solle wieder hierher berufen werden; seit den unruhigen Zeiten ist es jedoch davon still. Zeller ist ja nach Leipzig in Vorschlag; daß den Euer Berlin sich entgehen läßt! ..... Das Schicksal verfährt etwas gar zu grob mit mir; offenbar hat es den Stoff, aus dem ich gebildet bin, für stärker gehalten als er ist. Habe ich eine Arbeit, die mich an- und abzieht, so geht es auch leichter; aber es steht immer so lange an, bis ich eine solche finde. — Mit alter Freundesgesinnung Dein D. F. Strauß."

Vaucher. Das Univerſitäts-Jubiläum. Strauß in Berlin. Baur's Tod.

Daß zu Vatke's Schützlingen Vaucher von Genf zählte, wurde ſchon angedeutet. In ſeine Heimath über Jena und Marburg zurückgekehrt, trat der junge Gelehrte in einen regen Briefwechſel mit ſeinem liebſten Berliner Lehrer. „Permettez moi", ſchrieb er am 4. November 1858 an Vatke, „de revenir de deux mois en arrière pour vous parler d'Jena et de Marburg. Les quelques jours passés dans la première de ces villes ont été pour moi une fête continue, qu'a dignement terminée dans la seconde l'accueil si hospitalier de votre ami Mr. le professeur Zeller. J'avais rencontré Mr. Zeller à Jena, mais il n'en eut pas moins l'obligeance de m'engager à le rejoindre à Marburg, où j'ai passé l'une des plus heureuses journées de cet agréable voyage. Quand vous écrirez à Mr. Zeller, veuillez lui dire quel reconnaissant souvenir je lui gardè. Comme j'ai eu l'occasion de m'en apercevoir l'excellent homme et le noble coeur s'unissant en lui au savant le plus distingué. C'est là une de ces rencontres qui laissent leur trace, et une trace bien affectueuse, si j'ose ainsi parler d'un homme que je connais à peine. A Jena, votre nom me fit également bien recevoir de Messieurs Fischer et Hilgen-

feld. Entre nous soit dit, j'ai trouvé ce dernier beaucoup plus doux que je ne l'aurais imaginé. Quant à Mons. Fischer, je ne sais trop comment rendre l'impression, que m'a laissée sa vive éloquence, et la verve intarissable de cette grande parole. On parle beaucoup en France de Mr. Cousin comme orateur; mais quelque beaux que soient les souvenirs laissés par lui à la Sorbonne, je n'hésite pas à placer Mr. Fischer à côté de lui, et peut-être plus haut encore. Il se peut que cette éloquence même soit parfois trop abondante, comme aussi (singulier contraste) sa dialectique parfois trop serrée; mais c'est un vrai charme de l'entendre. L'enseignement de Mr. Zeller, autant que j'en ai pu juger après une nuit de chemin de fer, me semble cependent mieux rentrer pour l'ordinaire dans les conditions d'une chaire académique. J'y ai retrouvé toutes les qualités de lucide et élégante simplicité qui dès longtemps m'avaient frappé dans ses écrits. J'ai eu de même à Jena quelques courts et agréables entretiens avec Hase. Mais il était si surchargé d'occupations et de visites, que je n'en ai guère profité. Ses cours m'ont moins plu que je ne m'y serais attentu. Ils sont fort attrayents sans doute, parsemés de renseignements nouveaux et de fines saillies, mais trop coquets. Vous comprenez qu'au sortir de ces fêtes de l'intelligence j'ai du trouver ici l'air un peu lourd, et mes alentours bien paisibles....“

Einige Monate ſpäter überſandte Baucher an Vatke eine Studie über Hiob. „Telle qu'elle est, et malgré ses imperfections, veuillez agréer cette Etude comme un

gage de la profonde reconnaissance pour les heures trop courtes pendant lesquelles il m'a été donné de jouir de vos précieux conseils. Ce petit travail a reçu de Mr. Renan lui même l'accueil le plus aimable. Dans une lettre trop flatteuse qu'il m'a récemment adressée, il veut bien reconnaitre que les objections présentées contre l'ancienneté de Job ont fait sur son esprit une certaine impression. Ce n'est pas à dire qu'elles l'avaient convaincu. Au contraire, il persiste à croire que les oeuvres libres et non encore judaiques dans le sens étroit, comme Job, les Proverbes, certains Psaumes, le Cantique, doivent être placées entre Salomon et les Prophètes piétistes. Mais les difficultés qu'il avait eu à combattre pour asseoir sa propre opinion ont pris une consistance qui par moments l'a effrayé. Il faudrait à son avis, pour arriver à la certitude dans une telle question, des données plus étendues que celles que nous avons sur les phases diverses du développement du génie hébreu. Vos vues là-dessus lui paraissent bien systematiques. — Vous voyez, cher Monsieur, que votre nom est honorablement connu des maîtres de la science française. Ce n'est pas d'ailleurs la première fois que j'ai eu l'occasion et la joie de m'en convaincre. Mais cela même m'a fait revenir sur une reflexion qu'au risque d'être indiscret, je veux vous exprimer en toute candeur. Vingt-cinq ans bientôt se sont écoulés depuis la publication de votre Theologie Biblique. Le temps a marché dès lors, et avec lui vos travaux incessants ont sur plus d'un détail modifié ou expliqué vos assertions

premières. N'y aurait il pas convenance, comme un jour vous en manifestiez le désir devant moi, à donner une seconde édition de votre beau livre? La chose vous serait bien facile, puisque il ne s'agissait que d'une révision. Vous feriez par là grand plaisir à tous ceux qui vous aiment; et pour moi, en particulier, vous me mettriez à même de réaliser un voeu qui dès longtemps m'est cher. Ce serait de donner de votre travail sur l'ancien Testament, sinon une traduction, du moins un extrait assez complet pour le rendre accessible à nos théologiens de ce côté-ci du Rhin ..... — Veuillez faire, je vous prie, mes compliments affectueux à Messieurs Ag. et Ferd. Benary. Votre tout dévoué P. Vaucher.

Vatke hatte ſeinem Genfer Freunde zurückgeſchrieben, nicht zwar an eine zweite Ausgabe ſeiner Bibliſchen Theologie, aber an eine Schrift über den Pentateuch dächte er, und hierauf erwiderte ihm Vaucher im April 1860: „Je ne saurais vous dire avec quelle impatience j'attends votre livre sur le Pentateuque. Une telle oeuvre ne sera pas de trop pour tirer la critique biblique du sommeil qui l'accable à cette heure. Les Jahrbücher ont entrainé dans leur chûte les plus vaillants champions de ces dernières années. Zeller semble avoir dit adieu pour longtemps à la théologie. Köstlin se tait. Schwegler ne parle plus que du fond de la tombe. Ritschl fait pénitence pour ses péchés de jeunesse. Vous seul restez, mit dem ehrwürdigen Alt-Meister Baur, pour relever le drapeau . . . .“

Die Studien Vatke's über den Pentateuch kamen

auch durchaus zum Abschluß; nur verzögerte der Verfasser die Herausgabe von Jahr zu Jahr absichtlich, denn er glaubte in Einzelheiten sich noch corrigiren zu sollen, und es widerstand ihm, mit einer Arbeit hervorzutreten, die er nicht in jeder Zeile für zutreffend erachtete. In dem Vatke'schen literarischen Nachlaß findet sich Werthvolles vor: neben den Pentateuch-Studien fertige und halbfertige philosophische Arbeiten, ferner Collegien-Hefte, die von Semester zu Semester durchgesehen und in Rücksicht auf die wissenschaftlichen Nova verändert worden sind. Sie erstrecken sich auf Alt- wie auf Neutestamentliches, ebenso auf Religionsphilosophisches, und würden diese Aufzeichnungen publicirt, ganz gewiß führten sie der Exegese wie der Speculation werthvolles Material zu. Allein es liegt über die Veröffentlichung aller oder einzelner Arbeiten eine letztwillige Verfügung Vatke's nicht vor, und da er selber Etwas nur sehr zögernd für druckfähig gehalten hat, da sein Imprimatur unter den Manuscripten fehlt, so ist seinen Intentionen dadurch zweifellos am besten entsprochen, daß seine hinterlassenen Arbeiten Manuscript bleiben. Was er gedacht und für richtig erachtet hat, ist seinen Zuhörern bekannt geworden, die zum Theil ausgiebig das von ihm Vorgetragene literarisch verwerthet haben, auch wenn nicht von ihnen gesagt worden ist, was an ihren Arbeiten Product eigenen Forschens oder Vatke'sches Eigenthum sei. Doch hierüber ist noch später Einiges mitzutheilen.

In das Jahr 1860 fielen theils interessante und für Vatke erfreuliche Momente, theils brachte es Anlaß zu schmerzlichen Empfindungen. Die Friedrich-Wilhelms-Uni-

bronn gezogen) bei mir und wünschte, daß ich ihn zu Professor v. Graefe führe. Er litt an Doppelbildern in der Entfernung von 7 Fuß an; er hatte sich v. Graefe auf der Durchreise desselben Ende August in Heidelberg vorgestellt; dieser hatte ihn, da er selbst nicht länger blieb, an Dr. Weber in Darmstadt, einen Schüler Graefe's, zur Operation gewiesen, die Operation war auch im September an beiden Augen vollzogen (die Kur hatte an sechs Wochen gedauert), aber ohne den gewünschten Erfolg. Strauß fühlte, daß zwar am rechten, nicht aber am linken Auge genug geschnitten sei. Er wollte daher zum Meister selbst. Aber Graefe kam erst am 3. November von einer großen Reise zurück; Strauß konnte sich daher vorläufig nur dem Assistenzarzte v. Graefe's, Dr. Arendt vorstellen und sich untersuchen lassen, und wartete, bis ihn Graefe den 5. November selbst sah; den 6. November zog er in die Augenklinik, den 7. November Mittags $1^3/_4$ Uhr wurde er am linken Auge operirt und sah Alles sogleich nachher einfach Er wohnt bis jetzt in der Klinik, und Graefe beobachtet den Erfolg; am rechten Auge wird wohl nicht geschnitten werden und Strauß hofft Anfang nächster Woche abzureisen, zufrieden mit dem Erfolge. Dies die kurze Krankengeschichte. Nun einiges Einzelne. Ich bin der einzige alte Freund von Strauß in Berlin; dann ist noch Gervinus von Heidelberg mit Frau hier; er sammelt Material zu seiner Geschichte. Da fühlte ich die Verpflichtung, mich des Strauß sehr anzunehmen; er war vom 26. October bis 5. November alle Abende bei mir, und die meisten Mittage. Dann war ich auf seinen Wunsch Zeuge bei der Operation

und nach seiner Aussage verdankt er es mir, daß sie vollzogen. Er hatte nämlich große Furcht vor der Sache, weil er die Operirten, ungeachtet sie chloroformirt gewesen, schreien gehört und erfahren, daß nur mäßig chloroformirt werde. Als er in dem Operationssaal schon wartete, bis die Reihe an ihn käme, eilte er plötzlich davon, zog sich zum Ausgehen ins Freie an und wollte durchaus nichts mehr von Operation wissen. Ich stellte ihm vor, daß ich es dann wenigstens Graefe sagen müsse; ging hinein, besprach mit Graefe die Sache und holte freundlich Strauß herein, dem auch Graefe zuredete. So ging er an die Sache unter gewaltigem Reagiren bei der Chloroformirung, da Strauß fürchtete, man werde Hand an ihn legen, ehe er bewußtlos geworden, und mich laut zu Hilfe rief. Doch nach 5 Minuten schwand das Bewußtsein; das linke Auge wurde durch Instrumente nach der äußern Seite gezogen und der darunter liegende musculus internus hervorgeholt und etwas mehr (als Weber gethan) eingeschnitten. Es dauerte Alles zwei Minuten höchstens. Doch schrie Strauß, wie er nachher sagte, unbewußt. Gleich nach der Operation kehrte das Bewußtsein zurück; er sah einfach und war sehr froh. Dann habe ich Strauß alle Tage besucht, oft drei bis vier Stunden, um ihm die Zeit zu verkürzen, da er die Augen nicht gebrauchen durfte. Ich schrieb für ihn Briefe an seine Kinder, seinen Bruder in Darmstadt, und las ihm eingehende Briefe vor. Als die Operation des rechten Auges noch möglich schien, wünschte nicht bloß Strauß, sondern auch Graefe meine nochmalige Anwesenheit dabei, weil die Herren, wie mir Strauß sagte, Respect vor mir bekommen. Gott Lob,

daß es nicht nöthig zu sein scheint. Die Sache hat mir viel Zeit gekostet, aber auch recht gefreut, daß ich einem solchen Freunde habe Liebesdienste erweisen können. Strauß erinnert sich Deiner mit viel Liebe, wie Du seine Georgine in Schwetzingen unterhalten, und grüßt Dich herzlich. So weit lautet Alles gut."

Bald nach der Operation schrieb an Vatke Wilhelm Strauß von Darmstadt: „Verehrter Herr Professor! Empfangen Sie meinen innigen Dank für die gütige ausführliche Mittheilung über die stattgehabte Operation meines Bruders. Vor allem aber möchte ich Ihnen herzlichst danken, daß Sie ihm bei diesem Vorgang durch Ihre Gegenwart so treulich Beistand geleistet haben! Ich bin vollkommen überzeugt, daß es ihn in dem schweren Entschluß eben so sehr ermuthigt hat, als es ihm bei dem Acte der Operation zur Beruhigung gereichte. Nicht minder hat es auch mich sehr beruhigt zu wissen, daß ihm dabei ein Freund zur Seite stand! Auf den guten Bericht über den Erfolg der Operation überlasse ich mich gern der besten Hoffnung, und ich möchte nur wünschen, daß er so vollständig wäre, um die Operation des rechten Auges überflüssig zu machen. Wie begierig ich bin, hierüber Näheres und hoffentlich recht Erfreuliches zu erfahren, werden Sie nicht bezweifeln, und mir dennoch zu gut halten, wenn ich Sie mit der Bitte belästige: mir gütigst, falls meinem Bruder das Schreiben noch nicht möglich ist, weitere Nachrichten über ihn und über die Ansicht des Herrn v. Graefe zukommen lassen zu wollen. Zu großer Genugthuung würde es mir gereichen, wenn ich mich Ihnen irgend wie dienstlich und gefällig erweisen könnte.

und es würde mich sehr freuen, wenn Sie mir dazu Gelegenheit geben wollten. Meine Frau erwidert Ihre freundliche Begrüßung mit bestem Dank, und ich verbleibe mit aufrichtiger Werthschätzung hochachtungsvoll Ihr sehr ergebener Wilh. Strauß."

Vatke hatte David Strauß wieder in Berlin. So übel auch der Anlaß war, der den Freund hierher geführt — es blieben doch der freudigen Stunden genug übrig, und wie viel gab es zu besprechen! Eine Dienerin des Vatke'schen Hauses erzählte von Strauß' Eintritt in des Freundes Wohnung. Sie meldete, ein Herr Dr. Strauß wäre da, und so erregt war hierüber der sonst so ruhige Herr Professor, daß er die Gabel fallen ließ, dem Ankömmling entgegeneilte, ihn herzte und küßte. Auch Strauß war tief bewegt, so sehr fühlte er sich zu seinem Vatke hingezogen. Seit acht und zwanzig Jahren war Strauß nicht wieder in Berlin gewesen, und was hatte sich in dieser Zeit zugetragen! Eine ganz neue Weltanschauung war seitdem aufgetreten und nicht zum kleinsten Theil durch Vatke's Gast, der sich schon wieder mit neuen Ideen trug: sein Leben Jesu und seine Dogmatik wollte er neu bearbeiten. Sie haben Beide darüber viel gesprochen, auch viel in der Erinnerung an vergangene Tage gelebt. „Weißt Du, Vatke? 1835 gab's einen guten Wein!" — „Gab's auch gute Gedanken!" erwiderte Vatke. Und wenn die theologischen Themata durchgesprochen waren, so setzte sich Vatke ans Clavier, und Strauß hörte von der Sophaecke aus noch gerade so andächtig zu, wie an den früheren Spielabenden auf der Spittelbrücke Nr. 3. Vatke war der begeisterte

Bachianer geblieben, nur daß er daneben sein musikalisches Programm erweitert hatte, auch ein Meister in der Technik geworden war und für sich mancherlei Goethesches componirt hatte. Das Alles war ganz und gar nach Strauß' Geschmack; nur widersprach er, daß ein Einzelner der allein größere sein sollte, denn dann kämen wir auf Gervinus' Händel-Shakespeare. Gervinus, führte Strauß aus, hätte ihm auch zu erweisen gesucht, daß in der Literatur Shakespeare, in der Musik Händel der größte wäre; allein er hätte dagegen lebhaft protestirt, und er theilte mit, daß er eine Unterredung mit Gervinus über Händel mit den Worten geschlossen: „Geh, Gervinus, Du bist ja händelsüchtig!"

Mit Vatke zusammen besuchte Strauß auf seines Freundes Veranlassung und zum Theil dringendes Bitten Aug. Boeckh, Joh. Schulze und Friedr. v. Raumer. Auch beim Generalsuperintendenten Dr. Hoffmann, seinem alten Gegner vom Leben Jesu her, war Strauß mit Vatke. Er nahm seinen Landsmann sehr freundlich auf; und der wissenschaftliche Gegensatz der drei Männer kam dabei gar nicht zum Ausdruck. Eingehender war die Unterhaltung mit Boeckh gewesen, denn der Philologe vertheidigte nachdrücklich die Einführung der antiken Metra in die deutsche Poesie, wie sie durch Platen erfolgt wäre, und Strauß, der der Ansicht war, daß entweder der Genuß der Metra oder der der Poesie verloren ginge, führte mit feinem Lächeln an, wie Boeckh schließlich von sich gesagt habe, er habe selbst dergleichen Oden gemacht, und wie Strauß darauf erwidert habe: Da mußte ich ja wohl still schweigen!

— Boeckh waren übrigens Strauß' Bücher wenig bekannt, eine Lücke, welche die geistreiche Tochter Marie, die Gattin Rud. Gneist's, als Bewunderin der Strauß'schen Schriften, die Vatke ihr oft genannt hatte, sehr glücklich ausfüllte.

In den Gesprächen mit Vatke berührte Strauß auch seine Beziehungen zum Fürsten Pückler-Muskau, der dem Verfasser des Lebens Jesu, als er hörte, daß derselbe seiner akademischen Stellung enthoben wäre, durch Leopold Schefer ein Asyl auf Schloß Muskau hätte anbieten lassen. In welcher zarten Weise der Fürst dies gethan, und zu wie innigem Danke Strauß sich ihm verpflichtet gefühlt hat, ist später von Strauß selbst in einem vortrefflich geschriebenen Artikel*) erzählt worden.

Ein Halliſcher Schulfreund Vatke's, G. Hildmann, den Strauß oftmals in der Leipziger Straße 2 sah, äußerte sich gelegentlich über die Art der Unterhaltung beider Männer: Strauß, in seinen Schriften leidenschaftlich, feurig, von der Sache hingerissen, war im Gespräch gemessen, vorsichtig, jedes Wort auf die Wage legend, wenn auch der ebenso treuherzige als feinsinnige Humor des großen Schriftstellers seine Rede immer wieder wohlthuend durchwärmte. Und derselbe Gewährsmann erinnerte sich, wie Vatke als ganz junger, lebhaft sich unterhaltender Mann wie umgewandelt war, sobald er das Katheder bestieg und mit der Sicherheit und Ruhe eines gereiften Docenten den Vortrag begann. Vatke, der objective, leidenschaftslose Schriftsteller, ließ seine Gedanken frei und zwanglos fließen. Er äußerte

*) Neue Freie Presse, 16. März 1878.

einmal gegen Strauß: „Ich muß vollkommen ruhig sein, wenn ich etwas schreibe.“ „Nein“, sagte Strauß, „ich bin leidenschaftlich, wenn ich die Feder in die Hand nehme.“

Die beiden Männer hatten, wie früher, so auch jetzt nie die Neigung, sich gegenseitig Complimente zu machen. Wie offenherzig Vatke in seiner Unterhaltung war, möge dessen gelegentliche Aeußerung gegen Strauß bekunden: „Du hast auch ein langweiliges Buch geschrieben, nämlich Deinen Frischlin.“ „Das thut mir leid, Frischlin ist mein bestes Buch!“ „Es ist mir zu specifisch württembergisch“, erläuterte Vatke; „schade, daß ein Mann wie Du so viel Fleiß auf solche Materie verwandt hat.“

Bei einem Excurs auf Politika äußerte Strauß, der trotz seiner süddeutschen Natur immer an Preußen auch in den kritischsten Zeiten festgehalten hatte, erst durch Gervinus hätte er ein eigentliches Interesse an der Politik gewonnen.

Es war ein Jahr zuvor das Schillerfest gefeiert worden, und Strauß erwähnte, daß das Beste, was bei dieser Gelegenheit gesprochen und gedruckt worden, Vischer's in Zürich gehaltene Rede wäre.

Gar Mancher, Theologe und Nichttheologe hatte hernach Vatke Vorwürfe gemacht, daß er sie mit Strauß nicht in Berührung gebracht hätte. Vatke wußte aber sehr wohl, wie wenig Neigung Strauß hatte, neue Bekanntschaften anzuknüpfen, wie sehr er vielmehr das Incognito liebte. Hildmann, der treue Begleiter Strauß' in Vatke's Behinderung, erzählte gern, wie Strauß nicht leicht ein Restaurant zum zweiten Mal betrat, sobald er merkte, daß irgend welche Personen seinetwegen dorthin zurückkehrten.

Vatke war dem damals durch sein Augenleiden so gedrückten Strauß gegenüber in der Unterhaltung der lebhaftere. Wenn der Erstere mit großen, raschen Zügen den Stoff der Unterhaltung gleichsam immer von Neuem zurechtschnitt, so reichte die künstlerisch bildende Hand des Freundes das fertige Gewand dagegen zurück. Und wenn so viele Dissonanzen in Leben und Wissenschaft des Zeitalters von beiden Kritikern erwogen und erörtert waren, dann griff Vatke wieder auf die Tasten seines schönen Flügels, und beide Männer versenkten sich in die Harmonien der Meister Bach, Beethoven und Mozart. Strauß äußerte wohl, sein Geist erhole sich wieder bei seinem Freunde — er verweilte gern bei demselben wie der kampfbewegte Hutten bei Sickingen auf der Ebernburg.

Biedermann hatte zu spät erfahren, daß Strauß in Berlin war; er schrieb an Vatke unter dem 22. November 1860 von Zürich, indem er den Candidaten Kradolfer empfahl: „Kradolfer wünscht, ich möchte einen speciellen Wunsch an Sie bei Ihnen befürworten. Strauß ist also in Berlin, in Behandlung eines Augenleidens und Sie nehmen sich des — mit Recht, werden „Fromme (?)", wenn auch nicht sagen, doch etwa denken — Vielheimgesuchten in treuer Freundschaft an. Nun wünscht Kradolfer sehr, durch Ihre Vermittlung mit ihm bekannt zu werden, und wenn er irgend Etwas zu dessen Erheiterung und Erleichterung in seinem peniblen Zustand durch hingebende Widmung seiner Zeit beitragen könnte, wäre ihm das die größte Genugthuung. Nun ist aber Kradolfer bis jetzt zu schüchtern gewesen, sich mit seinem Wunsch selbst an Sie zu wenden

und wünscht von mir Verwendung bei Ihnen. Indem ich das herzlich gern thue, ersuche ich Sie, auch von meiner Seite Strauß meiner vollen Theilnahme sowie der seiner vielen Freunde unter den hiesigen jungen Theologen zu versichern. Sagen Sie ihm auch, daß seine Vorrede zu Hutten III, dieses Privatjubiläum seines Leben Jesu — „ebenso classisch in der Gesinnung wie im Ausdruck", wie Hitzig sein Urtheil darüber aussprach — uns große Freude gemacht hat. Er hätte es eigentlich verdient, daß ein Anderer seinem Buch dies Testimonium vor der Welt ausgestellt hätte. Ich weiß, was ich an Strauß vermisse und warum und in welchen Punkten ich über seine Theologie hinaus zu sein meine, zu einer im Geist und in der Wahrheit positiveren Theologie und nicht blos zu irgend welcher Restauration von Altem. Aber ich werde ihn nie verleugnen in Allem, wo er mir wirklich Basis ist, in der negativen Kritik aller Vorstellung, und ich kann es nicht leiden, wenn so viele Theologen um uns her, die doch auf seinen Schultern stehend auf einer Grundlage weiter arbeiten, doch immer noch nichts Angelegentlicheres zu thun wissen, als zu erklären, daß Strauß überwunden sei und hinter ihnen sei, um sich bei Denen, welchen er im andern Sinne abgethan ist, von der Mitschuld loszukaufen und im besten Credit zu stehen. Grüßen Sie mir also Strauß — wenn er sich anders meiner Person erinnert — bestens mit dem Wunsch, bald von seiner völligen Wiederherstellung hören zu können. Vor Allem aber seien Sie selbst herzlich gegrüßt von Ihrem Biedermann."

Nicht drei Tage waren nach diesem Anliegen an Batke

ergangen, und Strauß schrieb unter dem 25. November 1860 an seinen Berliner Freund aus Darmstadt: „Gestern Abend bin ich glücklich hier angelangt. Die Nachtreise ging ohne Anstoß vorüber. Morgens 8 Uhr überfiel ich Zeller, den ich mit Familie wohl traf, und dem ich mit den Nachrichten von Dir große Freude machte. Sein Aristoteles schreitet im Druck voran, und auch vom letzten Theil der Geschichte der griechischen Philosophie wird nun die zweite Auflage nöthig. Dann erst kann's an die Geschichte der deutschen Philosophie von Leibniz an gehen. Von Baur lauten die Nachrichten so weit gut, daß er rüstig ausgeht, aber Lesen und Schreiben sind noch erschwert und die Möglichkeit, das Amt wieder anzutreten, wird zweifelhaft. Von Zeller's Berufung nichts Neues. — Hier habe ich Alles wohl angetroffen und durch mündliche Ergänzung meiner Berichte über unser dortiges Zusammenleben erbaut. Meine Sehnsucht geht aber nun nach Haus und zu den Kindern, die ich lieber schon heut als erst morgen möchte sehen können. — Während der Nachtreise habe ich in der Nachempfindung Deiner Freundschaft ordentlich geschwelgt, und indem ich der Liebe gedachte, die mich zu Haus erwartet, mich in der That für einen glücklichen Menschen gehalten. Erhalte mir den Theil dieses Glücks, der in Deiner Freundschaft besteht, und sei bis auf Weiteres, welches von Heilbronn aus bald folgen soll, mit den lieben Deinigen aufs herzlichste gegrüßt von Deinem D. F. Strauß."

Das Heibronner Schreiben traf bald ein: „Nachdem ich nun 8 Tage hier bin, ist es wohl Zeit, meinem Vorläufigen aus Darmstadt ein zweites Schreiben nachzuschicken,

das Dich von meinem neuen Wohnsitz aus begrüßen, Dir von mir Nachricht geben und um solche von Dir und den lieben Deinigen bitten soll. Mit der Arbeit ging es bisher schon in Folge der äußeren Störungen schlecht, wenn auch nicht Graefe noch mehrere Wochen damit gemach zu thun befohlen hätte. Doch habe ich schon Einiges an den zu sammelnden Aufsätzen gethan, und für die größere Arbeit wenigstens Bücher zusammenzubringen angefangen. Die Augen sind in demselben Zustande wie zuletzt in Berlin, also vorerst nichts zu klagen. Du wirst Dich wieder recht in die Arbeit geworfen haben, um die Zeit, die ich Dir so unverantwortlich abgestohlen, wieder einzubringen. Möge Dir die Muße werden, uns bald Deine Alttestamentlichen Forschungen zur Belehrung wie zum Genusse mittheilen zu können. — Meinen Kindern habe ich schon viel von unserm Zusammenleben in Berlin, von Dir, Deinem Haus und Garten, Deinen Aepfeln und Deinen Kindern erzählt, auch nicht versäumt, die letzteren ihnen als Muster von Artigkeit und Wohlerzogenheit vorzustellen. Eine Gewohnheit, finden sie, habe ich bei Dir angenommen, nämlich zum Nachtisch Aepfel zu essen, wenn ich auch die feinen Sorten Deines Gartens hier nicht eben wiederfinde. So wenig als Deine Unterhaltung dabei, da sich hier wohl etliche wackere Philologen, aber nichts von Philosophen und Theologen unserer Richtung findet, was für meine vorgesetzten Arbeiten ein — freilich vorhergesehener — übler Umstand ist. Doch nun genug des Geplauders. Du hast Besseres zu thun, als solche Briefe zu lesen. Meine herzlichen Grüße Deinen lieben Kindern, besonders meinem Liebling, dem wackeren

Theodor; auch Deiner Elise wünschte ich mit meiner Tochter unbekannterweise empfohlen zu sein. Nochmals meinen tiefempfundenen Dank für alle Beweise Deiner brüderlichen Freundschaft, womit Du meinen Berliner Aufenthalt mir unvergeßlich gemacht hast, und die herzlichsten Grüße von Deinem D. F. Strauß."

Vatke schrieb am 15. December 1860 an Strauß zurück: „Lieber Freund! Deine beiden Briefe, den ersten aus Darmstadt, den andern aus Deiner neuen Heimath habe ich richtig erhalten und danke Dir für Deine Freundes-Gesinnung, die aus jeder Zeile spricht. Ich habe Dich mit meinen Gedanken auf allen Stationen Deiner Reise begleitet, bin unsichtbar bei Zellers mit gewesen, habe dann das Wiedersehen in Darmstadt und zuletzt in Heilbronn, so gut ich konnte, mir vergegenwärtigt, und mich zuletzt recht gefreut, daß Alles so gut gegangen, wie ich es gewünscht hatte. — Hier ist den 4. December ein Bekannter gestorben, Agathon Benary, Professor am Kölnischen Gymnasium hier, geb. 1807, Philologe, Bruder meines Freundes Ferd. Benary. Er hatte es mit der Grippe zu leicht genommen, hatte in noch leidendem Zustande gelehrt und starb nach achttägigem Krankenlager an der Kehlkopfentzündung. — Meine Frau und Tochter kehrten den 28. November zu uns zurück und bedauerten sehr, Dich nicht mehr getroffen zu haben; sie versicherten, in Heidelberg im August d. J. vor Deiner Wohnung gewesen zu sein, die sie sich hatten sagen lassen. Es geht mit meiner Frau leidlich, mit der Tochter ganz gut. Mit meinem Wilhelm dagegen hat es sich nicht viel gebessert. Mit meinen eigenen Studien will es

deshalb jetzt nicht recht gehen, die vielen Störungen und die Unruhe des Gemüthes heben allen Zusammenhang der Gedanken auf. — Du wirst jetzt hoffentlich den Zeitpunkt erreicht haben, wo Du Deine Augen nach Belieben gebrauchen kannst und auch die ersten Stadien einer neuen Heimath durchlaufen hast, wie Besuche, Gegenbesuche, Einladungen und Gegeneinladungen, Dinge, die nur auf kurze Zeit schön sind. Die freundliche und liebevolle Georgine wird Dir gewiß Deine Häuslichkeit verschönern und das immer heitere Söhnchen Dich in guter Laune erhalten. Dann brauchst Du Deinem Geiste nur die Schwingen zu entfesseln, und neue Werke werden unsere Bewunderung und Freude erregen. Durch das Schaffen selbst, wie ich Dich zu kennen meine, wirst Du Dich verjüngen und am meisten befriedigen. — Nach Deiner Abreise habe ich Dich sehr vermißt, nicht bloß als milden, gütigen Freund, sondern auch als Förderer wissenschaftlichen Strebens, da ich Gespräche der Art, wie wir sie gepflegt, mit keinem Andern hier halten kann und mag. Wie ich bitte und hoffe, wird unser Briefwechsel künftig einen kleinen Ersatz für den persönlichen Verkehr gewähren. Vorläufig kann ich zwar wenig oder nichts darbieten, da ich jetzt in so trauriger Lage bin; es soll mich aber freuen, wenn ich von Zeit zu Zeit etwas von dem gedeihlichen Fortgange Deines Lebens und Deines Geistes werde hören. — Niedner wollte Dich gern kennen lernen; er sagte es aber, als Du fort warst. Eben so ein junger Candidat aus Zürich, der sich für diesen Zweck einen Brief von Biedermann an mich hatte schicken lassen — welcher Umweg! Der Prediger Müller, der sich einst im Thier-

garten an uns anschloß, hat eine musterhafte Leichenrede bei Benary gehalten, was nicht leicht war. Boeckh, Benary, Guhl lobten sie sehr; ich war nicht dabei, weil ich lesen mußte. — Meine Frau und Kinder lassen sich Dir und Deinen Kindern bestens empfehlen; besonders eifrig hat mich Theodor darum ersucht. Der freundlichen Georgine meinen herzlichen Gruß und dem heitern Bruder unbekannter Weise (nur seinen Brief und dessen Handschrift kenne ich, wie Du ihm scherzhaft sagen kannst) ebenfalls. — Mit den besten Wünschen für Dein Wohlsein, besonders nachhaltige günstige Resultate Deiner Augenkuren, bin ich mit alter Freundschaft und Liebe Dein W. Vatke."

Kaum war Strauß in seine Heimath zurückgekehrt, so meldete er Vatke unter dem 4. December 1860: „Die Kunde von Baur's Tode, die mir heute früh ein Brief von Zeller aus Tübingen brachte, wird auch Dich schmerzlich getroffen haben. Gerne ginge ich zur Leiche, die morgen stattfinden soll; allein ich mag mich nicht in die zünftig academischen Kreise drängen. Ich denke, Zeller entwirft uns ein Lebens- und Charakterbild des Mannes, dem er wie kein Anderer innerlich wie äußerlich nahe gestanden; wissenschaftlich hat er ihn schon in seinem Aufsatz über die Tübinger Schule portraitirt."

Vatke schrieb an Strauß zurück: „Baur's Tod giebt zwar einen Mißton in das zu heiterer Harmonie wiedergestimmte Leben, es muß aber verschmerzt werden, auch von der lieben Familie Zeller. Möge unser Zeller seinem Baur ein würdiges Denkmal setzen, wenn auch nicht sogleich, damit es desto objectiver und plastisch vollendeter werde."

Ausführlich berichtete über Baur's Tod und Begräbniß seinem Freunde Vatke Diaconus Feuerlein aus Herrenberg den 8. December 1860: „Unser Baur hat, wie ein Unbefangener sich ausdrückte, eine recht anständige Leiche für einen Heidenbauer gehabt; besonders war die Anwesenheit des Ministers und so vieler alter Schüler ehrend und für gewisse Leute ein Dorn im Auge, den sie nicht herausbringen. Der Tod Baur's ist, sozusagen, begriffsgemäß erfolgt. Er ist nicht wie Schwegler in der Mitte seiner Tage weggenommen worden, sondern erst nach den umfassendsten Leistungen und nach langjährigem Wirken; fertig aber wäre er auch in zehn und fünfzehn Jahren nicht gewesen, da seine Forscheraufgabe ein so unermeßliches Ziel hatte, daß er doch nie hätte abschließen können; für ihn persönlich aber war es der größte Trost, daß er nicht fertig wurde, d. h. nicht zur Unthätigkeit verdammt wurde. Ueber seinen Nachfolger hört man nichts Gutes. Die besten Freunde Zeller's sagen, es sei lediglich nichts zu machen, und wie ich z. B. die Verhältnisse kenne, so ist im ganzen akademischen Senat kein Einziger im Stande ihn kräftig zu verfechten; Vischer wäre es gewesen und Köstlin wäre es auch, wenn er schon im Senat säße. In der Presse, denke ich, wird viel für Zeller geschehen, und Rümelin könnte und möchte wohl etwas für ihn thun; aber wer das Concordat unterschrieben hat, hat nicht die Charakterstärke, gegen die württembergische Zionswacht und deren Pietismus so etwas durchzusetzen. Sonst redet man von Carl Weizsäcker, Sigwart, dem Verfasser des Buchs über Zwingli, Wagenmann, Oberhelfer in Göppingen. Doch liegt im

Grunde nichts daran, wenn der einzig Paſſende nicht herkommt, ob unter den Blinden einer mehr oder weniger blind iſt. Ach, es ſind eben noch nicht die Zeiten da, die Sie mit Freuden ſchon begrüßen wollten! Ich z. B. kann mich nur mit Hilfe unſeres ſchwäbiſchen Nivellierens der Gegenwart in dieſer Welt nothdürftig halten; und Ihre Freimauerei auf dem Throne hat Preußen und dem übrigen Deutſchland auch noch nichts Beſſeres, als eine geduldete Exiſtenz der freien Richtung eingetragen. — Ihnen um ſo mehr für Ihre eigene Perſon alles Gute wünſchend und Sie ſchon in deſſen Beſitz hoffend, bin ich mit den bekannten Geſinnungen der Verehrung Ihr ergebenſter Emil Feuerlein, Diakonus."

Baur und Vatke — ſie hatten der Berührungspunkte ſo viele, daß ſie ſich geiſtig überaus nahe ſtanden. Wir ſahen ſchon, wie Andere ſie in Parallele gebracht hatten, und die Zuſammenſtellung war zutreffend. Nicht daß beide Männer durchweg Eines Sinnes geweſen wären — Vatke blieb den Tübingern gegenüber immer kritiſch — aber ſie ergänzten ſich aufs glücklichſte.

Vatke und Strauß in den Jahren 1861 bis 1864.

Das Wiedersehen hatte die beiden Freunde erkennen lassen, wie sehr sie zu einander geschaffen waren, und darum wurde ihnen das gegenseitige Aussprechen über Alles, was das Leben ihnen brachte, Bedürfniß: zwischen Vatke und Strauß entwickelte sich ein ideales Freundschafts-Verhältniß, das aus ihrem Briefwechsel in jedem Satze erkennbar wird. Die Pietät gebietet eine möglichst unverkürzte Wiedergabe der Correspondenz, die zum Theil interessante, zum Theil hochwichtige Momente birgt.

Strauß schrieb am 7. Februar 1861 von Darmstadt an Vatke: „Lieber Freund! Aus Deinem lieben Briefe erfreute es mich vor Allem zu vernehmen, daß Deine liebe Frau und Tochter glücklich zu Dir zurückgekehrt sind; damit ist Dir ein Theil der Haushaltungslast abgenommen und der Kreis Deiner Lieben wieder vollzählig gemacht. Unterdessen hat sich, wie ich hoffe, auch der Zustand Wilhelm's gebessert und das schon merklich nahende Frühjahr wird die Cur beschleunigen helfen; an einem schönen Tage, wie der gestrige war, denke ich mir Dich mit ihm im Garten oder am Kanal spazieren gehend. — Mit mir und den Meinigen ist es unterdessen auch so ziemlich nach Wunsch gegangen. Was vor Allem meine Augen betrifft, so stellt sich immer mehr heraus, daß Graefe's Operation genügend war und

eine Nachhülfe nicht mehr nöthig ist. Unerachtet ich den Tag großentheils mit Lesen und Schreiben zubringe, ist das Doppelsehen noch gründlicher als zuletzt in Berlin verschwunden, und somit, was ich hauptsächlich fürchtete, nicht eingetreten. Schwach und leicht schmerzend sind meine Augen freilich sehr, und feine und verwickelte Schrift, wie z. B. hebräische zu lesen, macht mir Schwierigkeit. Ich gehe darum auch jeden Tag 1—1½ Stunden in's Freie, um die Augen zu stärken, und stelle mit einbrechendem Dunkel das Arbeiten ein. Dieses, das Arbeiten nämlich, besteht nur im allmäligen Durchlesen der das Leben Jesu betreffenden Literatur — im Augenblick bin ich an Bleek's Beiträgen zur Evangelischen Kritik —, woraus ich das allenfalls Erhebliche in ein durchschossenes Exemplar meines Leben Jesu eintrage, um davon vielleicht Gebrauch zu machen. Bis jetzt übrigens ist meine Ausbeute an wirklich der Rede Werthem sehr gering; es sind die alten apologetischen Ausflüchte, nur zum Theil in neuer Form, oft auch nur, wie z. B. bei Ebrard, mit dem Viehsalz gemeinster Grobheit neu gewürzt. Das wahrhaft Fördernde und Rücksichtwerthe ist doch nur von Baur und seiner Schule ausgegangen. Einen närrischen Kauz, der aber nicht ohne einzelne lichte Blicke ist, habe ich in Volkmar, in seiner Religion Jesu, kennen gelernt; es ist Tollheit was er vorbringt, doch nicht ohne Methode, und leider ist diese Methode zum Theil die Baur'sche: d. h. es fällt mir manchmal schwer, zwischen Baur's Vordersätzen und seinen Folgerungen den Graben zu ziehen, der die Consequenz abschnitte. Die nöthigen Bücher erhalte ich, so weit ich sie mir nicht selbst anschaffen mag, von Tübingen, und

es hat sich dies besser einrichten lassen als ich dachte. Baur's Scheiden ist auch mir nahe gegangen, obwohl mir die Empfindung davon außer so manchem älteren noch durch einen neuen Vorfall getrübt war. Zeller erzählte mir nämlich bei meinem Besuche, daß sich in Bezug auf seine Darstellung in dem Aufsatz: die Tübinger Schule (in Sybel's historischer Zeitschrift) Baur beklagt habe, seine Sache von der meinigen nicht genug geschieden zu finden; auch Zeller's äußerem Fortkommen, deutete er an, werde es nicht förderlich sein, wenn er sich so meiner annehme. Du siehst wie Recht ich mit meinem Jacobssegen hatte, und daß der alte Jacob bei aller patriarchalischen Ehrwürdigkeit doch bis zum letzten Hauch ein Pfiffikus geblieben ist*). — Nun ist ja

*) Zu diesem Passus über Baur erhielt ich von Herrn Dr. Zeller folgende werthvolle Erläuterung: „Als meine Abhandlung über die Tübinger Schule erschien, war Baur in Folge des Schlaganfalls, der ihn im Juli vorher getroffen hatte, noch so angegriffen, daß er sie nur theilweise selbst lesen konnte, das meiste sich vorlesen lassen mußte, und mit dem anhaltenden Lesen war ihm auch das anhaltende Denken in hohem Grade erschwert. So geschah es, daß er die Stelle meiner Abhandlung, welche jetzt Vortr. 2. Aufl. I, 310 und folg. steht („Aber doch bleibt" u. s. f.), dahin mißverstand, als solle Strauß die positivere, ihm selbst die einseitig negative Geschichtsbehandlung zugeschrieben werden (wovon in Wahrheit das Gegentheil stattfand); und in dieser Voraussetzung beschwerte er sich in einem mit Mühe niedergeschriebenen Brief vom 19. Octbr. 1860 über meine Darstellung; und auch als ich jenes Mißverständniß berichtigte, blieb er (in einem Brief vom 6. Novbr.) dabei, daß ich den Unterschied zwischen ihm und Strauß entschiedener hätte hervorheben sollen. Aber dies ist doch nicht ganz dasselbe, wie wenn er sich beklagt hätte: „seine Sache von

der Romantiker heimgegangen, und ich will es als ein Zeichen, was man von dem neuen Herrscher zu hoffen hat, betrachten, ob er Dich bald zum Ordinarius macht. Ich finde es sehr am Ort, daß das Abgeordnetenhaus dem flauen Schönthun mit einer schwankenden Regierung ein Ende machen zu wollen scheint. Hier außen im Reich sind leider die Stimmungen für Preußen nicht günstig, überhaupt herrscht hier eine Unklarheit und Bornirtheit des politischen Urtheils, wie ich sie so craß, und selbst bei den Klügeren nicht erwartet hätte. Es ist dies der zähe Lehmboden meiner schwäbischen Heimath, auf dem ein Gewässer, wie z. B. die Ideen der Reichsverfassung von 1849, nachdem es überall sonst der Boden eingeschluckt, bis zum Sumpfigwerden stehen bleibt; ein Boden, an den ich mich auch äußerlich, obwohl ich darin aufgewachsen, fast nicht mehr gewöhnen kann. Einige Freunde habe ich hier gleichwohl, mit denen ich gern umgehe, und am liebsten bin ich daheim bei meinen Kindern, mit denen sich das Zusammen-

---

der Straußischen nicht genug geschieden zu finden", da es sich vielmehr nur auf die Art bezog, in der beide dieselbe Sache behandelten; und ebenso ist die Bemerkung in Baur's Brief vom 19. Octbr.: Das Richtige sei, „sich nicht zu sehr mit Strauß zu identificiren", und „Gegner könnten leicht" (bei einer Vocationsfrage) „die Identität mit Strauß in schlimmem Sinne hervorziehen" etwas anderes, als wenn mich Baur gewarnt hätte, mich „seiner so anzunehmen". Strauß hat daher, als er das, was ich ihm am 24. Novbr. 1860 mittheilte, $2^1/_2$ Monate später aus der Erinnerung wiedergab, demselben unbewußt eine subjective Färbung gegeben, wie er dies mittelbar anerkennt, wenn er den 31. März 1865 schreibt, „seine Stimmung über Baur habe sich wieder objektiver gestaltet." — (Siehe S. 512.)

leben recht gemüthlich gestaltet, unerachtet ich mir oft etwas von Deiner Gabe wünschte, mit der Liebe die nöthige Strenge zu verbinden, welche die Kinder nie vergessen läßt, daß der Vater nicht eben nur der Kamerad ist. Ueber wissenschaftliche Dinge kann ich mich freilich hier mit Niemand unterhalten, und ich vermisse schmerzlich unsere Gespräche auf Spaziergängen und an Deinem gastlichen Tische in Berlin. Wie sehr dergleichen der Arbeit förderlich ist, empfand ich dieser Tage beim Besuche des Freundes, dem ich die beiliegende Arbeit an Dich, zur Uebergabe an Riedner für seine Zeitschrift, zu senden versprach. Die Arbeit ist eine ganz unverfängliche, der Verfasser übrigens ein treuer und tüchtiger Gesinnungsgenosse von uns, über den Du, nämlich ὅτι ἀξιός ἐστιν ᾧ παρέξῃ τοῦτο, Baur's Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien S. 317 Anm., nachsehen magst. — Von Zeller weiß ich seit lange nichts, außer daß ein Nekrolog für Baur von ihm demnächst im Schwäbischen Merkur erscheinen soll; mit seiner Heidelberger Berufung wird es sich, nachdem Ullmann abgetreten und durch einen, wie ich glaube, ehrlichen Mann ersetzt ist, hoffentlich machen. Von Gervinus habe ich Einen Brief seitdem; er war durch Dahlmann's und eines andern Freundes Tod und den Weggang Beseler's sehr trüb gestimmt. Ihr seid wohl nicht mehr zusammengekommen? denn er muß sehr bald nach mir weggereist sein. — Wegen meiner Kleinen Schriften bin ich mit Brockhaus nicht einig geworden, und so bleiben sie vorerst liegen. Vielleicht mach' ich noch einen Aufsatz über Reimarus dazu, dem ich längst ein Denkmal schuldig bin. — Wie geht es Theodor mit seinen theolo-

gischen Studien? Hat Freund Helfferich keine Aussicht Professor zu werden? Ist der Krieg zwischen Michelet und Trendelenburg ausgebrochen? — über all das und manches Andere wird mich ja wohl Dein nächstes Schreiben unterrichten. Denn nun ist es Zeit, dieses zu schließen. Deiner lieben Frau bitte ich, meine schönsten Empfehlungen zu melden, und die lieben Kinder von mir und den meinigen freundlichst zu grüßen. Du aber, lieber, bewährter Freund, sei herzlich gegrüßt und um Erhaltung Deiner Freundschaft gebeten von Deinem D. F. Strauß."

Vatke schrieb am 18. Februar 1861 an Strauß zurück: „Mein theurer Freund! Dein lieber Brief vom 7. d. M. hat mir, meiner Familie und Deinen hiesigen Freunden viel Freude gemacht durch die frohe Nachricht, daß die Augenoperation sich bis jetzt als genügend und gelungen bewährt hat. Jetzt darfst Du wohl das Beste von der Zukunft erwarten, zumal da die Tage jetzt länger werden und das leidige Lichtbrennen immer mehr beschränkt wird. Ebenso hat es mich gefreut, daß Du die Vorarbeiten zum Leben Jesu fortsetzest. Gfrörer's Geschichte des Urchristenthums wirst Du dabei nicht vergessen, wenn auch die Ausbeute des wirklich Brauchbaren gering ist. Auch die Schrift des liberalen katholischen Theologen Lutterbeck: Die Neutestamentlichen Lehrbegriffe, 2 Bände, Mainz 1852, dürfte Deine Beachtung verdienen, da manches darin gesammelt ist und das Urtheil frei bleibt. Ewald's Leben Jesu und die beiden letzten Bände seiner Geschichte Israel's können Dir erwünscht sein, um ihm einmal die Wahrheit zu sagen; eben so seine biblischen Jahrbücher. Doch verzeihe, daß ich Dir Bücher

nenne, die Du wohl selbst kennst. Studiere nur mit Muße und schone die noch schwachen Augen. Deine lieben Kinder werden gewiß in willkommener Weise Deine anhaltenden Studien mäßigen. Der bloße Gelehrte sollte unverheirathet sein, wie die gelehrten Mönche und der selige Neander: ist man Mensch dabei, so muß man sich in dem gelehrten Kram mäßigen; das Urtheil wird desto besser ausfallen. — Baur's Schwäche in Anschauung der solidarischen Verantwortlichkeit mit dem Verfasser des Leben Jesu ist verzeihlich bei dem gegenwärtigen Weltlaufe, bleibt aber Schwäche, mehr des Willens als der Erkenntniß. Von Zeller soll Band 3, a der Geschichte der Griechischen Philosophie erschienen sein, ich habe sie aber noch nicht gesehen. — Nun etwas von hier. Fischer's Abhandlung habe ich sogleich Riedner übergeben, der sie aber erst lesen wollte, bevor er mir Bescheid gäbe. Er war vorläufig vom Lesen abgehalten; das wird wohl nichts ausmachen. — Michelet hat die Abfertigung Trendelenburg's so drucken lassen, wie er sie ursprünglich geschrieben hatte. Er las mir die Sache am Sylvesterabend vor; ich mißbilligte Vieles, er tilgte aber nur einige beleidigende Ausdrücke und wollte von größeren Aenderungen nichts wissen. Ich bin daher unbetheiligt und habe es auch Trendelenburg gesagt, daß ich selbst ganz anders verfahren wäre. Der Eindruck der Abhandlung, so weit ich davon gehört, ist kein bedeutender. Trendelenburg sagte mir, daß er vielleicht nach achtzehn Jahren (die logischen Untersuchungen erschienen 1841) darauf antworten würde. Er hatte den Angriff damals noch nicht gelesen, hat aber neulich dasselbe dem Buchhändler

Bethge geſagt, unſerem gemeinſamen Verleger. — Feuerlein, Diakonus in Herrenburg, Dein Landsmann, ſandte mir um Neujahr eine Studie für Michelet's Zeitſchrift. Dieſe Abhandlung ſcheint gut zu ſein; er wirft Dir darin vor, daß Du ſeine Helden zu wenig berückſichtigt hätteſt. Feuerlein iſt unſer Geſinnungsgenoſſe, ſeine Geſchichte der Ethik*) iſt nicht unbedeutend. — Du fragſt nach meines Theodor's theologiſchen Studien. Zur Theologie iſt er noch nicht gekommen, da er nur hört: Pſychologie, Geſchichte der Philoſophie; Ariſtoteles, Phyſik — Alles bei Trendelenburg; bei mir Jeſaia, bei Boeckh Griechiſche Literaturgeſchichte. Die Präparation zum Jeſaia und zu Ariſtoteles nimmt ſeine meiſte Zeit in Anſpruch. Daneben lieſt er Manches, aber bis jetzt keine Theologie. Das wird im Sommer ſo fortgehen und ſein Ehrgeiz hat zunächſt einen Dr. philos. rite promotus zum Ziele, was ich begünſtige. — Du meinſt, ich könnte prof. ordin. werden? Nie, da ich keinen einzigen Freund und Protektor in der Facultät habe, wie mir ſchon Miniſter Eichhorn mit Theilnahme ſagte. Ohne das geht es nicht; auch bin ich längſt reſignirt. Was ſonſt werden wird, iſt mir und vielen Andern zweifelhaft, nur für unſere Richtung iſt wenig Hoffnung. Soll doch Ullmann nach Halle berufen ſein und den Ruf angenommen haben! — Prediger Sydow bedauerte ſehr, Dich nicht in Berlin geſehen zu haben, zumal, da er in Jonas' Geſellſchaft Dich früher in Ludwigsburg hatte beſuchen

*) Die philoſophiſche Sittenlehre in ihren geſchichtlichen Hauptformen von Emil Feuerlein. Tübingen 1857—1859.

wollen, aber nicht angetroffen (Du warst nach Köln gereist). Deine Grüße habe ich bestellt und von Allen den Auftrag erhalten, herzlich wieder zu grüßen. Sei so gütig und schreibe mir in einiger Zeit wieder einige Zeilen, damit wir hübsch im Zusammenhange bleiben. Nun ein herzliches Lebewohl, mein verehrter Freund und die Bitte, ferner Deine Freundschaft zu erhalten Deinem treu ergebenen W. Vatke."

In Ergänzung dieses Schreibens bemerkte Vatke: „. . . . . Michelet's Gedanke liegt in 3 Heften vor. Trendelenburg findet den Angriff zu gereizt, persönlich und verspätet, als daß er darauf antworten möchte. Er will die Sache gelegentlich in der zweiten Auflage seiner logischen Untersuchungen besprechen. Auch sonst hört man nichts Günstiges von dem angeblich (nach Michelet's Urtheil) großen Effect der Polemik. Von Hengstenberg ist vor acht Tagen ein Buch über das Evangelium des Johannes hier erschienen; Dir gewiß als Ambos willkommen, da aller apologetischer Dunst hierin zu einer dichten Staubwolke gesammelt ist."

Hierauf schrieb Strauß am 31. März von Heilbronn an Vatke: „Lieber Freund! Dein liebes Schreiben vom 18. v. M., mit den guten Nachrichten von Deinem und Deiner lieben Familie Befinden, ist mir sehr erfreulich gewesen. Mittlerweile stelle ich mir den kleinen Wilhelm vollends ganz genesen und des kommenden Frühlings in Garten und Feld sich freuend vor. Auch ich bin froh, daß der Winter vorüber ist, obwohl ich denselben im Ganzen angenehm zugebracht habe. Nur die langen Abende waren mir, da ich bei Licht nur wenig lesen konnte, oft lästig. Indessen haben

ſich meine Augen fortwährend gut gehalten, und ſich insbeſondere in der richtigen Stellung (wovon ich das Widerſpiel fürchtete) ſo befeſtigt, daß an die Nothwendigkeit einer weiteren Operation nicht zu denken iſt. Siehſt Du vielleicht einmal zufällig Dr. Arendt oder Graefe ſelbſt, ſo bitte ich Dich, es dem einen oder andern mit meinen herzlichen und dankbaren Grüßen zu ſagen. — In dem Dſchungelngeſtrüpp der theologiſchen Literatur über die Evangelien habe ich mich ſeitdem nach Kräften vorwärts gearbeitet, doch nicht ohne zuweilen aus Ueberdruß und Ermüdung Pauſen zu machen. Insbeſondere habe ich nun auch die Erlanger Schule, Hofmann, Krafft, Luthardt kennen gelernt, die ſich in eine Art Coccejaniſche Bundes- und Typentheologie hineingearbeitet, übrigens gegen Lücke, Neander den wirklichen Fortſchritt gemacht haben, daß ſie auf die naturphiloſophiſch-Schleiermacher'ſche Abſchwächung des Wunderbegriffs verzichten. Namentlich das Buch von Luthardt iſt mir der merkwürdigen Conceſſionen wegen, die er Baur in Bezug auf die Compoſition des 4. Evangeliums macht, von Intereſſe geweſen. Lutterbeck habe ich im Hauſe und komme demnächſt an ihn; Gfrörer's Urchriſtenthum hat im Augenblick Hofprediger Grüneiſen aus der Stuttgarter Bibliothek entlehnt, doch ſoll ich es bald erhalten. Zu meiner Erholung bin ich in den letzten Wochen an den alten Reimarus gegangen, und habe namentlich die in Riedner's Zeitſchrift abgedruckten Stücke zum erſtenmal geleſen; warum iſt denn die Mittheilung ins Stocken gerathen? Hätte ich nur genug biographiſche Notizen, ſo ſchrieb' ich gern ein kleines Essay über den theuren Mann. — Haſt Du wohl

Notiz davon genommen, daß ich mich durch meine Heidelberger Freunde habe verführen lassen, mich an einer neuen Zeitung zu betheiligen? Es hat wenigstens für mich den Vortheil, daß ich mich etwas mehr um die Welthändel kümmern muß, um doch manchmal ein Artikelchen liefern zu können. Meine Gesinnung in politischer Beziehung ist von Herzen preußisch; um so schwerer trifft mich Alles, was dort Verkehrtes geschieht, oder Gutes und Nothwendiges nicht geschieht. Dieser Tage habe ich einen Artikel über Böckh's Geburtstagsrede eingesandt, wovon ich nicht ganz sicher bin, ob sie ihn aufnehmen, da er einige bittre Ingredienzien enthält. Du könntest weit besser dann und wann eine Randglosse über dortige Politik und Verhältnisse überhaupt zu Nutz und Frommen der ferner Stehenden einsenden. — Daß meine Stimmung über Baur sich unterdessen wieder objectiver gestaltet hat, dafür brauche ich Dich nicht auf ein (druckfehlerreiches) Wort von mir in der genannten Zeitung zu verweisen, da Du es von selbst erwartet haben wirst. — Mit Zeller's Berufung nach Heidelberg will es leider nicht vorwärts. Verschiedene persönliche Anmahnungen von Häusser, Mohl, Gervinus fanden, wie mir Gervinus schreibt, keinen Anklang, nachdem der Großherzog früher sich ganz willfährig ausgesprochen hatte, so daß neuere Einflüsterungen zu vermuthen sind. Vielleicht von daher, wohin man sich nicht geschämt hat, den als Hemmschuh des kirchlichen Fortschritts in Baden entfernten Ullmann zu berufen! Vielleicht, daß die Berufung Zeller's zum Geschichtsschreiber der deutschen Philosophie von Seiten der bairischen Majestät die badischen Kreise günstiger stimmt.

— Doch nun lebe wohl, lieber, theurer Freund, empfiehl mich Deiner lieben Frau und Tochter, grüße die wackeren Söhne, sowie die dortigen Freunde bestens, und laß bald Gutes von Euch allen hören Deinem D. F. Strauß. Nachschrift: Der alte Reimarus, den ich endlich im Manuscript aus Hamburg erhalten habe, hat mir eine große Freude gemacht; ich habe das ganze Werk gelesen und excerpirt und eine kleine Monographie „H. S. Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" daraus bearbeitet, die ich eben abschreiben lasse, um sie einem Verleger anzubieten. Diese Arbeit ist zwar von derjenigen, die ich mir eigentlich vorgesetzt, ein Seitenschritt, doch hoffe ich soll er mich zugleich dem Ziele wenigstens etwas genähert haben. Wenn es anders in den Sternen geschrieben ist, daß ich sie noch machen soll; woran ich immer noch im Stillen zweifle..... Wie geht es den Berliner Freunden? Siehst Du Helfferich bisweilen? Unter meinen Dir bekannten Freunden habe ich von Zeller am regelmäßigsten Nachricht. Mit Heidelberg ist's vorerst nichts, und eine Hoffnung, die ihm Beseler auf Bonn eröffnete, weit aussehend. — Ich machte mit meinen Kindern neulich einen Spaziergang nach Weinsberg zu dem alten blinden Justinus, wo wir uns seiner Geistesfrische und seines Humors sehr erfreuten. Es thut mir wohl, daß dieses alte, im Verlauf der Jahre unterbrochene und selbst in Entfremdung übergegangene Verhältniß vor dem Heimgang des einen Theils sich noch wiederherstellt. Abwesend kann einen an Kerner Vieles ärgern, aber seiner Persönlichkeit ist nicht zu widerstehen und Vieles zu gute zu halten. — Nach Hengstenberg's Johannes

werde ich mich gleich umthun. Von Herzen Dein D. F. Strauß."

„Es ist schön von Dir", schrieb Vatke am 6. August 1861 an Strauß zurück, „daß Du das zu lange dauernde Schweigen zwischen uns beiden durch Deinen freundlichen Brief vom 21. Juli zuerst unterbrichst; sonst würde ich Dir in den bevorstehenden Ferien geschrieben haben. Zunächst muß ich Dir meine Freude bezeugen, daß Deine Augen bei aller Schwäche doch grade geblieben sind; der Schwäche wirst Du gewiß durch Schonen zu Hilfe kommen. Auch über Deinen Reimarus habe ich mich gefreut, und mir die Charakteristik vorläufig ausgemalt, aber gewiß mit so unsicheren Zügen, daß ich später noch überrascht werde. Für Deine sonstigen Nachrichten danke ich herzlich. — Mit meiner Familie geht es leidlich. Wilhelm hat sich fast ganz erholt und reist auf den Rath des Arztes mit seinem Bruder Studiosus den 12. August nach Misdroy in Pommern ins Seebad auf etwa vier Wochen. Das wird Beiden gut thun. Der Studiosus ist jetzt fast entschlossen, die Theologie aufzugeben, da ihm die Philologie allein genug zu schaffen macht. — Mit mir selbst geht es noch ziemlich gut; nur kann ich nicht mehr anhaltend arbeiten, ein Zeichen des nahenden Alters. — Eine Reise kann ich dieses Jahr leider nicht machen, da ich den Mittelpunkt für viele Andere bilde, der nicht gut verrückt werden kann. — Sonst ist bei uns Alles in altem Gange. — Der Professor der Theologie Gaß, der eine Nichte meines verstorbenen Vetters Kerll zur Frau hat, kommt nach Gießen; kein übler Mann in unserer Zeit, wenngleich nicht in unserem Sinne; er vergöttert

Schleiermacher, wenigstens ist dieser ihm der ὁ πανυ. Wuttke von hier kommt Michaelis nach Halle. Nitzsch wird nächsten Winter noch lesen. Der alte Strauß, der vor ein Paar Jahren von der Universität ausgeschieden, soll etwas irre geworden sein, er lebt auf dem Lande bei Görlitz, wie Boeckh gehört hatte, in einer freieren Irrenanstalt. Welches Verhängniß! Ein Romantiker zieht den anderen sich nach in den Irrsinn! Die Sache ist natürlich mit einem Schleier verhüllt; man giebt höchstens Gemüthskrankheit in den betreffenden Kreisen zu. Strauß galt Alles bei Friedrich Wilhelm IV. — Die kirchlichen Verhältnisse haben sich hier fast gar nicht geändert, dafür sorgen die Consistorien und der Ober-Kirchenrath. — Von Freund Zeller habe ich lange keinen directen Bericht. Ich gönnte ihm von Herzen die Berufung nach Heidelberg. Er wird jetzt tief im Aristoteles stecken. — Du aber, liebster Freund, darfst den Muth nicht verlieren, weil Deine Augen nicht so können wie der Geist. Gieb Dein Werk ja nicht zu früh auf; das wäre zu schade. Aber erhole Dich im Sommer und gehe im Herbst wieder frisch an die Arbeit. Du brauchst ja nicht Alles zu lesen und zu citiren; Dein eigener Geist bleibt die Hauptsache. Literarische Vollständigkeit mag den kleineren Leuten als Verdienst vorbehalten bleiben. — Daß Deiner lieben Georgine das Soolbad gute Dienste thue, wünsche und hoffe ich von Herzen. Vielleicht ist sie jetzt schon wieder heim und Deine Pflegerin. Dein Söhnchen wird ja nun auch unter Deiner Aufsicht leiblich und geistig gediehen sein. Ich bitte beide Kinder von mir freundlich zu grüßen. Meine Söhne haben mir aufgetragen, ihre besten Empfehlungen an

Dich auszurichten. Ich ſage Dir ein herzliches Lebewohl und empfehle mich Deiner ferneren Freundſchaft als Dein treu ergebener W. Vatke."

Dankbar für jede ihm erwieſene Freundlichkeit, ſchrieb Strauß an Vatke am 7. November 1861: „Lieber Freund! Heute iſt es ein Jahr, daß Du mir bei der Operation meines Auges Deinen brüderlichen Beiſtand geliehen, ja mir durch Deine Feſtigkeit und Klugheit zu der Operation ſelbſt verholfen haſt; ich müßte ſehr undankbar ſein, wenn ich dieſen Tag vorübergehen ließe, ohne Dir im Geiſte die Hand zu drücken und Dir zu ſagen, wie Du mich dadurch für den ganzen Reſt meines Lebens zu Deinem ergebenen Schuldner gemacht haſt, und wie überhaupt die Erinnerung an das freundliche Zuſammenſein mit Dir, das Du mir während meines Berliner Aufenthaltes gönnteſt, zu den Bildern gehört, mit denen ich mich am liebſten innerlich beſchäftige. Jetzt haſt Du wohl Deine ganze Familie wieder beiſammen, auch Deine Vorleſungen angefangen, und Dich in das ruhig geſchäftige Winterhalbjahr eingelebt. Begierig bin ich, wie die Brunnen- und Badecuren auf Deine liebe Frau und den guten Wilhelm gewirkt haben; obwohl ich namentlich bei dem letzteren an dem beſten Erfolge nicht zweifle. — Von mir wirſt Du in den nächſten Wochen durch Brockhaus das Schriftchen über Reimarus und ſeine Schutzſchrift, und außerdem ein Bändchen Kleine Schriften erhalten; Beides Kleinigkeiten, die Deiner freundlichen Nachſicht gar ſehr bedürfen. Hiebei folgt der Verfaſſer in Viſitenkartenformat: ein Bild, das ich auf Andrängen der guten Frau Gervinus machen ließ, die ihrem Gemahl eine Gallerie ſeiner

Freunde in dieser Form schenken wollte. Ich habe beide in Heidelberg, jetzt im eigenen Hause, wohl und munter getroffen; Hitzig lebt ordentlich neu auf an der heimischen Universität; nur mit Zeller steht die Sache noch immer beim Vorschlag der Facultät und des Senats. Mit ihren Kircheneinrichtungen dort ist Gervinus übel zufrieden; er meint, Schenkel barbiere sie alle über den Löffel, und man halte vielleicht Zeller deswegen fern, bis man mit der Sache fertig sei, weil der sich nicht sowie selbst Häusser und Hitzig, meint Gervinus, barbieren ließe. . . . . In meine theologischen Winterarbeiten habe ich bis jetzt vor Correcturen (die mir die Augen, so gut sich diese sonst halten, doch sehr angegriffen haben) noch nicht recht hineinkommen können, und jetzt suche ich nach einem Thema für einen Vortrag; ich habe nämlich bei den hiesigen Gymnasialprofessoren die Idee angeregt, zum Besten der deutschen Flotte oder eines ähnlichen Zweckes im Laufe des Winters eine Reihe von Vorträgen zu halten, und die Idee scheint Anklang zu finden, folglich muß ich daran glauben, so unbequem mir die Sache auch kommt. Vielleicht spreche ich über den Nathan. Behalte lieb Deinen innigst ergebenen D. F. Strauß."

Vatke berichtete am 15. November 1861 an Strauß: „Lieber Freund! Durch Deinen freundlichen Brief vom Operationstage und Dein wohlgetroffenes Bild hast Du mir eine rechte Freude gemacht. Auch ich hatte des Tages gedacht und unser gutes Geschick an demselben gepriesen; um so mehr, da Graefe dieses Jahr nicht gekonnt hätte. Wie mir Virchow gestern sagte, geht es Graefe zwar etwas besser, er hat Appetit u. s. w., aber die Sache

bleibt bedenklich und für die nähere Zukunft ist auf seine geschickte Hand nicht zu rechnen. Dein liebes Bild wurde von Theodor auf den ersten Blick auf den rechten Mann gedeutet; auch ich finde es recht gut gemacht und bin Dir sehr dankbar dafür. Du siehst stattlich und fast etwas verjüngt aus, was recht ist. Daß es Dir selbst wohl und Deiner lieben Georgine ebenfalls besser geht, erfüllt meinen sehnlichen Wunsch. Durch Familienglück, wozu Gesundheit gehört, wirst Du gewiß Deiner großen Mission für die Welt wiedergegeben und von Neuem geschickt gemacht werden. — Zeller's bevorstehende Berufung nach Heidelberg scheint eins der gerechten Lose für viele Arbeit und mancherlei bisher gebrachte Opfer; er wird sich gewiß mit Hitzig und Häusser gut stellen. — Die Vorlesungen haben den 28. October bei mir begonnen; die Anzahl der Zuhörer, zumal beim Alten Testament, ist etwas gestiegen, so daß ich das Auditorium wechseln mußte. Benary dagegen hält keine Privatvorlesung, da sich zu wenige Zuhörer eingefunden hatten. Mein Theodor zieht sich allmälig von der Theologie zurück und hört fast nur Philologica. Ich lasse ihn ruhig gewähren. Für die verheißene Zusendung von Reimarus und Kleinere Schriften sage ich Dir im Voraus besten Dank. — Meine Familienglieder, besonders Theodor, lassen sich Dir bestens empfehlen. Auch bitte ich einen freundlichen Gruß von meinem Bruder und mir an Deine liebe Frl. Georgine auszurichten sowie an den munteren Fritz. Mein herzlicher Wunsch ist, daß Lebensmuth und Lebensfreuden immer reichlicher Dir zu Theil werden, und daß Deine Augen nicht ermatten bei der Studirlampe, damit wir noch Großes

und Schönes, und nicht zu spät, empfangen. Mit herzlichem Lebewohl Dein treuer Freund W. Vatke."

Vom 23. December 1861 datirt das nachfolgende Heilbronner Schreiben von Strauß: „Lieber Freund! Zu Winters Anfang habe ich mich bemüht, sämmtliche hier am Orte befindlichen literarischen Kräfte zu einem Cyclus von Vorträgen zu Gunsten der deutschen Flotte unter preußischer Führung zusammenzubringen. Ich habe, mich eingeschlossen, wirklich zehn Mann zusammengebracht, und den Cyclus heut vor 14 Tagen mit einem Vortrag über Lessing's Nathan eröffnet. Wenn nur die dortige Regierung Einem die Werbung zu Preußens Gunsten nicht so schwer machte! Man begegnet hier außen so vielen sinn- und grundlosen Antipathien; daß sie auch noch Grund zum Widerwillen geben müssen!.... Wegen Zeller steht die Entscheidung noch immer aus; doch kann ich mir nicht denken, daß sie nicht endlich zu seinen Gunsten erfolgen sollte. Der neueste Band seiner Philosophie der Griechen ist wieder eine unvergleichlich gediegene Arbeit. Hast Du seinen Aufsatz über Baur in den Preußischen Jahrbüchern gelesen? — Daß Deine Vorlesungen anfangen wieder zahlreicher besucht zu sein, wollen wir als ein gutes Zeichen der Zeit nehmen. Doch sinkt eben die Hoffnung, daß es im gütlichen Wege vorwärts gehen werde, immer mehr, und zwar, wie auch ich mit vielen Andern glaube, vornehmlich durch Preußens Schuld. Seit der Krönungsgeschichte ebbt hier die Bewegung merklich zurück; wir wollen sehen, ob die preußische Kammer wieder eine Fluth herbeiführen wird. Daß der sonst so hochbegabte Vincke für die deutsche Idee nicht empfänglich ist, und jetzt

den schmollenden Peliden spielt, ist tief zu beklagen. Neben dem frühlingsmäßigen Regen und Treiben in dem benachbarten Baden herrscht hier in Württemberg winterliche Ruhe. Auch auf die bevorstehenden Landtagswahlen baue ich wenig Hoffnung, da der Regierung eigentlich nur die Demokraten von 48 und 49 gegenüberstehen und nirgends eine zur Führung geeignete Intelligenz sich zeigt. — Meine zwei Schriftchen wirst Du unterdessen durch den Verleger erhalten haben. Nimm sie mit der Nachsicht hin, deren sie in jeder Hinsicht bedürfen. — Meine Kinder geben mir an Dich und die lieben Deinigen die besten Empfehlungen auf, so wie auch ich Dich bitte, die Deinigen alle von mir aufs Freundlichste zu grüßen. Vergnügte Feiertage und glücklichen Uebergang in's neue Jahr wünschend bin ich Dein treu ergebener D. F. Strauß."

Auf eine Anfrage nach Strauß' Befinden schrieb dieser am 12. April 1862 an Vatke: „Es ist mir, besonders auch mit meinen Augen, ganz leidlich gegangen; ich habe meine Studien, wenn auch nur sachte, fortsetzen können, wobei ich mein Augenmerk immer auf mein theologisches Vorhaben gerichtet hielt. Ich habe nachgeholt, was nachzuholen war. Das Neuerschienene (zuletzt Hengstenberg's Commentar zu Joh. 1—6 für Pastoren!) gelesen, und wäre nun in sofern nächstens fähig, an die Arbeit selbst zu gehen, wenn es nicht leider an der Hauptsache noch immer fehlte. Da ich die Methode meines Leben Jesu diesmal umkehren, d. h. synthetisch verfahren möchte, so muß ich zum Ausgangspunkt einen, wenn auch nur muthmaßlichen, historischen Kern haben, und dieser setzt als Grundbestandtheil eine feste Ansicht von der Persönlichkeit, den Ansichten und Plänen Jesu voraus.

Eine ſolche aber ſtrebe ich umſonſt zu gewinnen; es geht mir wie dem Virgil'ſchen Aeneas: Ter frustra comprensa manus effugit imago, Par levibus ventis, volucrique simillima somno. Baur hat in ſeiner, wie ich glaube, letzten Arbeit (in Hilgenfeld's Zeitſchrift) den Verſuch gemacht, von dem Ausdruck ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου aus die Perſönlichkeit und den Standpunkt Jeſu ganz rationell und human zu conſtruiren; allein ſo viel Einladendes auch dieſe Anſicht hat, ſo ſtehen ihr doch allzuviele Momente, die man nicht ohne Weiteres als unhiſtoriſch betrachten kann, entgegen. Faßt man ihn ſo, wie Baur in dieſer Abhandlung andeutet, ſo müßten ſeine ſonſtigen meſſianiſchen Ausſprüche, beſonders auch die eſchatologiſchen, entweder Accommodation von ſeiner Seite (dahin ſcheint Baur in der Schrift über die Tübinger Schule faſt zu neigen) oder ihm unhiſtoriſch angedichtet ſein; wovon jedes ſeine eigenthümlichen Schwierigkeiten hat. War es ihm aber mit dieſen Ausſprüchen Ernſt, ſo war er ein ſo excentriſcher Schwärmer, daß wir daneben das viele Schöne und Geſunde in ſeinem Weſen und ſeiner Lehre nicht recht begreifen. Hier zeige mir Du einen Ausweg! — Die öffentlichen Zuſtände in Preußen ſind ja nun in die Kriſis wirklich eingetreten, die längſt zu erwarten war, und inſofern kann man ſich der Sache freuen, da das bisherige Weſen ein gar zu unwahres von beiden Seiten war. An eine nahe Wendung zum beſſern iſt wohl nicht zu denken, wenn auch die Proteſte der Univerſitäten ſehr erfreuliche Lebenszeichen ſind. Auf uns im Reich iſt der Rückſchlag diesmal mehr als ſonſt ein unmittelbarer geweſen, indem der kräftig begonnenen deutſchen Einheitsſtrömung mit Einem-

male der bisherige Ausweg verschlossen ist, und nun die Frage entsteht, ob sie sich denselben erzwingen, oder einen neuen eröffnen wird. Die Particularisten und die Republikaner sind natürlich herzlich vergnügt, daß ihnen Preußen so in die Hand arbeitet; ich bleibe trotz alledem von Herzen preußisch. Dein D. F. Strauß."

Vatke war im Sommer 1862 unpäßlich gewesen, und hieraus erklärt sich, daß Strauß ihm am 21. Sept. 1862 von Heilbronn schrieb: „Lieber Freund! Unser commercium epistolicum ist der Art in's Stocken gerathen, daß ich nicht mehr bestimmt zu sagen wüßte, an wem die Reihe des Schreibens ist; zwar vermuthe ich, an Dir; doch steht es mir so wenig an, mit Dir abzurechnen, daß ich unbedenklich die Feder ergreife, Dich einmal wieder zu begrüßen. Hoffentlich bedeutet Dein Schweigen nichts Uebles, keine Krankheit der lieben Deinigen, keine üble Stimmung Deinerseits. Doch so etwas traue ich Dir in keiner Art zu, so hast Du auf mich den Eindruck eines horazischen Lebensweisen gemacht. Wenn Du nur auch etwas beweglicher wärest, daß man Dich auch einmal wieder zu sehen bekäme. So einen Herbstausflug nach Süddeutschland könntest Du Dir wohl mitunter gönnen. Aber wenn Andere die curta, so hält Dich die ampla supellex daheim fest. Den Gedanken, wie schön es wäre, wenn Du Dich einmal bei uns sehen ließest, hat ein Besuch von Kuno Fischer aufs Neue bei uns rege gemacht, der uns vor 4 Wochen erfreute. Er war 4 Tage hier und 4 andere verwendeten wir zu einer kleinen Reise nach Urach und Tübingen, wo wir beim schönsten Wetter recht guter Dinge waren. In Tübingen war ich seit 25 Jahren nicht

geweſen; Du kannſt Dir denken, welchen Eindruck das Wiederſehen auf mich machte. Was Fiſcher betrifft, ſo iſt er freilich durch den Ausgang der Heidelberger Angelegenheit noch ſehr verſtimmt; es iſt auch nicht zu leugnen, daß man ihm dieſe Sache — verzeih mir den niedrigen Ausdruck, aber es fällt mir eben kein beſſrer ein — wie einen eingeſeiften Sauſchwanz in die Hand gegeben hat, ſo daß er ſie nicht feſthalten konnte. Nun wird Zeller ohne Zweifel ſchon aufgezogen ſein oder eben aufziehen; ich bin faſt ſchon entſchloſſen, meinen Sohn über's Jahr nach Heidelberg zu ſchicken, um bei ihm die akademiſchen Studien anzufangen. Dagegen werde ich mich ſelbſt ſchwerlich entſchließen, meinen Wohnſitz wieder in Heidelberg zu nehmen, aus Gründen, die Du Dir zum Theil wohl denken kannſt. — Baur's Kirchengeſchichte des 19. Jahrhunderts haſt Du wohl ſchon geleſen und Dich an dem kernhaften Buche gleich mir erfreut. Daß er es nicht für den Druck beſtimmt hatte, iſt der Unumwundenheit des ſich Ausſprechens und iſt insbeſondere auch mir zu Gute gekommen. Mit dieſer Darſtellung meiner Sache kann ich ganz zufrieden ſein; aber ſchwerlich hätte ſie Baur dem großen Publikum gegenüber ſo dargeſtellt. — Meine Arbeiten ſchleichen ſo fort, ich komme immer noch nicht aus den Vorſtudien heraus. Aber ich treibe gar nichts Andres. Um ſo ſchlimmer, wenn am Ende doch nichts daraus wird, und ich darüber ſo manches Andre verſäumt haben werde. Doch es iſt mir nun einmal ſo angethan, da hilft kein Sträuben und beſchleunigt kein Eilen. — Bei uns ſteht nun die Weinleſe vor der Thür mit allerhand Freuden für die Jugend und Mitfreude für die Alten. Dir reifen zwar auch im Garten

köstliche Trauben, allein die Heimath der Weinlese ist doch bei uns hier außen, und es wäre wirklich der Mühe werth, Du kämest einmal mit den lieben Deinigen, Dir die Sache an Ort und Stelle mitanzusehen. Verführt das schöne Herbstwetter Dich nicht? Es wäre ein genialer Entschluß und für uns eine große Freude. Doch nun Adieu. Empfiehl mich mit den meinigen Deiner lieben Frau und Kindern und sei selbst auf's herzlichste gegrüßt von Deinem D. F. Strauß. Nachschrift. An Euren Kammerverhandlungen nehme ich den wärmsten Antheil im Sinne der entschiedenen Linken und wünsche — hoffe auch — den besten Ausgang. Böte sich dort einmal Gelegenheit, eine bibliothecula Patrum (priorum) — Justin, Clemens, Tertullian, Irenäus, — billig zu kaufen, und Du gäbest mir davon Nachricht, so wäre ich Dir sehr dankbar. Ich habe diese Bücher in meinen der Theologie abgewendeten Zeiten, als Ballast auf meinen Zügen, zum Theil über Bord geworfen!"

Leider zeigen sich von jetzt ab starke Lücken in der Correspondenz; es sind einige Briefe von Vatke an Strauß verloren gegangen, so auch der dem nachfolgenden Heilbronner vorausgegangene Berliner. „Lieber Freund!" schrieb Strauß am 20. Juli 1863, „Es hat mich herzlich gefreut, nach so langer Zeit wieder eine Kunde von Dir zu vernehmen, ein Zeichen, daß Du wohl und mir immer noch freundlich gesinnt bist. Entschuldigung wegen Deines Schweigens hast Du mir gegenüber keine nöthig; ich weiß mich Dir gegenüber so tief in der Schuld der Dankbarkeit, oder vielmehr, Du hast mir werkthätig eine solche Freundesgesinnung bewiesen, daß mich ein längeres Schweigen von Deiner Seite nicht

irre machen darf. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß ein ſolches allerhand zufällige Urſache haben kann, und freue mich nur, daß es bei Dir keine ſchlimmere, keine gefährliche Erkrankung in Deiner Familie, zur Urſache gehabt hat. Denn die kleinen Uebel, von denen Du ſchreibſt, zeigen ſich hoffentlich als vorübergehend. — Meine Arbeiten, nach denen Du Dich theilnehmend erkundigt, haben den Winter durch bis jetzt, wenn auch keinen raſchen, doch ſtetigen Fortgang gehabt, ſo daß ich jetzt dem Abſchluß nahe gerückt bin. Was Du mir von Deinen Anſichten über die Sache freundlich mittheilſt, iſt mir um ſo intereſſanter und erfreulicher geweſen, als es ſich mir zum Theil bereits in eigener Erfahrung bewährt hatte. Ich hatte nämlich bei dem Verſuche, das muthmaßlich Geſchichtliche an dem Leben Jeſu wenn auch nur ſkizzenhaft zu umſchreiben, bald gefunden, daß eigentlich kein einziger Punkt recht feſtſteht, vielmehr jeder erſt durch eine Kritik gefunden werden muß, die in den meiſten Fällen doch nur eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit zum Ergebniß hat. Wie oft habe ich während der Arbeit Deiner mündlichen Aeußerung gedacht: wir wiſſen doch im Grunde von keinem einzigen Spruch in den Evangelien gewiß, daß er von Jeſus ſelber ſei. Gleichwohl habe ich gethan, ſo viel ich konnte, verſpreche mir aber freilich von der Nachweiſung, wie das Mythiſche in der Lebensgeſchichte Jeſu entſtanden, mehr Ueberzeugungskraft, als von der andern, was das Hiſtoriſche darin geweſen ſein möge. Daß meinem alten Leben Jeſu gegenüber der Spruch gilt: sit ut est, aut non sit, davon habe ich mich nun vollends gründlich überzeugt. Es muß bleiben, wie es in jene Zeit eingegriffen

hat; es der jetzigen anpassen, hieße es aus seiner natürlichen Stelle rücken. Es kann neben dem neuen um so füglicher fortbestehen, als in diesem das, was in jenem eine Hauptsache war, die Bestreitung abweichender Ansichten, der Entwickelung der Sache selbst gegenüber sehr in den Hintergrund tritt. Uebrigens will ich, wenn man den Spätgeborenen des Erstgeborenen nicht ganz unwürdig finden wird, höchlich zufrieden sein. — Graefe's Bemühung um meine Augen hält in ihrem Erfolge aufs Beste nach; ich bitte Dich, wenn Du ihn siehst, seinen Gruß zu erwidern und ihm zu sagen, daß an seiner Genesung und erneuerten Thätigkeit Niemand innigeren Antheil habe nehmen können als ich, dem er sich zu lebenslänglichem Dank verpflichtet. — Die Entwickelung der politischen Zustände in Preußen hat, wie Du Dir denken kannst, meine lebhafte Theilnahme erregt; vorerst hat sich aber durch die neueste Wendung derselben die deutsche Frage so hoffnungslos gestaltet, daß man rein aufs Abwarten angewiesen ist. — Da es den vorigen Herbst nicht sein konnte, wird nicht der jetzige Dich zu uns führen? Du würdest uns hoch erfreuen und könntest bei mir bequem wohnen. Dem Abschluß meiner Arbeit würde Dein Rath zu Gute kommen, und meinem Sohn könntest Du wohl für die Universität — ich will ihn auf den Herbst nach Heidelberg schicken — noch gute Lehren geben, während die Tochter auf dem Klavier bei Dir profitiren könnte. Und nun meine besten Grüße an Dich und die lieben Deinigen so weit ich sie kenne, und Deiner lieben Frau und Fräulein Tochter meine Empfehlungen. Von Herzen Dein D. F. Strauß."

Am 20. November schrieb Strauß von Heilbronn aber-

mals: „Lieber Freund! Dein Schreiben vom 13. d. M. hat mir sowohl durch die guten Nachrichten, die es mir von Dir und den lieben Deinigen giebt, als durch die treuen Freundesgesinnungen, die es ausspricht, große Freude gemacht. Ich habe mittlerweile meinen Sohn als Studiosus nach Heidelberg gebracht, und mich bei der Gelegenheit mehrere Tage des Umgangs der alten Freunde, Zeller, Gervinus, Hitzig, erfreut. Auch habe ich die Arbeit an meinem Buch beendet, und dasselbe bei Brockhaus ganz nach Wunsch untergebracht. Aber nun, da ich eben der ersten Correctur entgegensehe, drohen mir die Augen einen Spuk zu machen. Worin das Uebel besteht, ersiehst Du aus der Inlage; es ist im Augenblick noch nicht bedeutend, aber ängstlich, und vielleicht, wenn rechtzeitig dazu gethan wird, noch zu heben. Ich schließe das Schreiben an Graefe Dir ein, nicht daß Du selbst Dich, falls Du nicht etwa ohnehin dieser Tage Graefe siehst, mit dessen Bestellung befassen sollst; sondern, da ich nicht weiß, ob Graefe dergleichen schnell expedirt, so denke ich, wirst Du vielleicht Mittel und Wege wissen, etwa durch schriftliche Recommandation an Dr. Arendt, dem ich mich bei der Gelegenheit zu empfehlen bitten würde, es dringlicher zu machen. Müßte ich nach Berlin, so wäre es mir am liebsten noch vor Weihnachten . . . . . Ich freue mich, daß Dein Urtheil über Renan's Buch so genau mit dem meinigen zusammentrifft. Wäre er im Punkt des 4. Evangeliums nicht so in der Irre, so wäre sein Buch gar so übel nicht. Ich habe ihn in meinem Buch noch nachträglich berücksichtigen können; das meinige wird durch die Herren Nefftzer und Dollfus ins Französische übersetzt

werden. — Ich ſchließe für heute, da mir das Anliegen mit den Augen die ruhige Stimmung raubt. Mit der Bitte, mich und meine Tochter Deinem Andenken empfohlen ſein zu laſſen und den lieben Deinigen zu empfehlen, bin ich wie immer Dein D. F. Strauß."

Dieſem Schreiben ließ Strauß das nachſtehende vom 8. December folgen: „Lieber Freund! Meinen herzlichen Dank für die treue Beſorgung meines Nothrufs an Graefe, die mir deſſen baldige Antwort verſchaffte. Ich bedaure, daß Du den Brief nicht geöffnet haſt; vor Dir habe ich kein Briefgeheimniß. Indeſſen ſchrieb Graefe nur, daß er in der Entfernung das Uebel nicht gehörig zu beurtheilen im Stande ſei, daß ich mich alſo dem Stuttgarter Augenarzt zur Unterſuchung ſtellen und dieſen etwa auch veranlaſſen ſolle, ihm darüber Bericht zu geben. Beides geſchah; der Stuttgarter fand mittelſt des Spiegels das nicht ſehr tröſtliche Reſultat eines Fleckens im Glaskörper des Auges, der nicht gehoben, höchſtens am Schlimmerwerden verhindert werden könne. Im Augenblick ſei ſeiner Meinung nach nichts zu thun, als der Neigung zu Congeſtionen gegen den Kopf durch ableitende Mittel vorzubeugen; ob dann ſpäter Blutentziehungen an den Schläfen zu verordnen ſeien, werde ſich zeigen. (Letzteres Mittel wurde in der Klinik zu Berlin bei meinem Nachbar, dem Landrichter aus Meſeritz, als Prophylakticum gegen den ſchwarzen Staar angewendet.) Auf dieſen Brief hin ſchrieb mir Graefe, daß er mit der Anſicht des Stuttgarter Arztes ganz einverſtanden ſei, rieth für die nächſte Zeit möglichſte Enthaltung von der Arbeit, und auch ſpäter weſentliche Beſchränkung derſelben, nebſt Ver-

meidung von Allem, was Wallung gegen den Kopf verursachen könnte. So ist denn jetzt die Correctur meines Buchs, dessen Druck seit 14 Tagen begonnen hat, und dessen Revisionsbogen ich zum Glück schon sehr correct erhalte, das Aeußerste was ich thun darf, und an größere Arbeiten, das sehe ich wohl, wird nicht mehr zu denken sein. Denn besser wird es mit dem Uebel gewiß nicht, sondern schlimmer, und die einzige Frage ist, ob es schneller oder langsamer damit gehen wird. . . . . Inzwischen unterhielt mich das typographische Heranwachsen meines Buchs, d. h. der populären Umarbeitung meines Leben Jesu. Das Populäre daran ist freilich nur, daß Schulausdrücke ganz, der gelehrte Apparat nach Möglichkeit weggelassen worden sind. Es bleibt doch immer nur für Gebildete und Denklustige unter den Nichttheologen bestimmt. — Das kriegerische Ansehen der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit kommt meiner friedlichen Unternehmung etwas in die Quere; doch wünsche ich von Herzen, daß mit dem Kriege Ernst gemacht wird, da eine Verschleppung dieser Sache eine böse Eiterung nach innen geben müßte. Die Stellung der preußischen Kammer zu dieser Frage ist eine überaus schwierige; doch hat das schroffe Auftreten Waldeck's auch auf mich einen peinlichen Eindruck gemacht. — Nun lebe wohl, lieber Freund, und nimm mit den lieben Deinigen die herzlichsten Grüße Deines D. F. Strauß."

Vatke antwortete am 22. December 1863: „Lieber Freund! Durch Deinen Bericht vom Resultat der Untersuchung Deines Augenleidens bin ich sehr betrübt, da keine Heilung in Aussicht steht und zu fürchten ist, daß auch das

andere Auge später ähnlich erkranke. Du mußt das Schicksal als Mann ertragen; geleistet hast Du bereits genug, mochte auch von Deinem reichen Talent noch viel zu hoffen sein. Du darfst auf Deinen Lorbeeren ruhen, da es nicht anders geht; wir Andere sind die Verlierenden. — Nun werden wohl Deine lieben Kinder, Georgine und Fritz, wieder bei Dir sein; sie können Dir vorlesen, damit Du Deine Augen recht schonest. Grüße beide herzlich von mir. Ich wünsche Eurem kleinen trauten Kreise ein recht fröhliches und gemüthliches Weihnachtsfest. Von meiner Familie, besonders Theodor, sowie von Benary soll ich Grüße bestellen. Lebe recht wohl und erhalte Deine Freundschaft Deinem treu ergebenen W. Vatke."

„Lieber Freund!" schrieb Strauß am 22. Febr. von Heilbronn an Vatke: „Mein Buch habe ich nun zu Ende corrigirt, und es wird in den nächsten Wochen ausgegeben werden. Die Correctur hat meinen Augen nicht wohlgethan, und doch mocht' ich sie keinem andern überlassen, weil man bei dieser Gelegenheit doch immer noch manchen Mangel der Arbeit bemerkt und verbessern kann. Daß das Buch nicht ungünstig aufgenommen werden möge, muß ich um so mehr wünschen, da ich wohl fühle, daß es mein letztes ist, und da ich ihm auch den Schutz gegen Angriffe, wie ihn ein Buch von seinem Vater erwarten kann, des Zustands meiner Augen wegen nur sehr unvollständig werde leisten können. Mit diesen hat es sich nämlich so wenig gebessert, daß ich mich vielmehr längst dem Stuttgarter Arzt gestellt haben würde, fürchtete ich nicht den Bescheid, daß es schlimmer geworden sei. Der Fleck wird eher dunkler als heller, und

die Empfindlichkeit der Augen ist so groß, daß ich bei Licht gar nicht mehr, bei Tage nur sehr kurze Zeit ohne Schmerzen lesen kann, daher auch jenes ganz aufgegeben, dieses sehr beschränkt habe. Georgine liest mir fleißig vor; allein da sie selbst auch schwache Augen hat, so muß ich das auch beschränken und werde mir über kurz oder lang für einen Vorleser sorgen müssen. Gervinus rühmt mir den Heidelberger Augenarzt, Dr. Knapp, sehr, und Anfang September kommt ja Graefe nach Heidelberg; allein ich möchte den Sommer für eine eventuelle Cur nicht verlieren, und da ich nun an Graefe doch den meisten Glauben habe, so wäre es nicht unmöglich, daß ich im Frühjahr einen Sprung nach Berlin machte, um Graefe zu befragen und mich vielleicht seiner Behandlung für einige Wochen zu unterwerfen; wozu ich, um nicht so allein zu sein, vielleicht Georgine mitnehmen würde. — Was hast Du denn auf den Sommer vor? Könnten wir denn nicht für die Zeit Deiner Ferien vom August an eine Combination machen? Ich habe schon an irgend einen Ort im Schwarzwald, wo Grün und Schatten und gutes Wasser ist, gedacht; doch müßte ich hierüber den Arzt noch fragen, und Deine Bedürfnisse sind vielleicht andere. Das Leben verrinnt und die Freunde bleiben sich fern; auch von unsren Töchtern möcht' ich so gern, daß sie sich kennen lernten. Einstweilen kannst Du die meinige sehr beglücken, wenn Du ihr für ihr Album Photographien von Dir und den lieben Deinigen, falls Du disponible hast, zukommen lässest; Deinen Herrn Bruder nicht zu vergessen, giebt sie mir ausdrücklich auf. — Da mein Sohn, wie Du weißt, in Heidelberg ist, und an Ostern vielleicht nach

Tübingen geht, ich mithin durch ihn nicht mehr wie bisher an Heilbronn gebunden bin, so denke ich jetzt sehr an eine Ortsveränderung. Die Heidelberger Freunde und mit ihnen die Tochter sind für Heidelberg; ich für mich zöge Berlin vor, doch schreckt mich der Zug und die Entfernung. — Mit herzlichen Grüßen und Empfehlungen an die lieben Deinigen, die mir auch Georgine aufträgt, bin ich wie immer Dein D. F. Strauß."

Am 6. März erfreute Strauß seinen Freund durch folgendes Heilbronner Schreiben: „Hier schicke ich Dir meinen Benjamin, der zwar nicht seiner Mutter das Leben, aber seinem Vater beinahe das Licht der Augen gekostet hat; nimm den Spätling als alter Freund des Vaters gütig auf! — Für Dein liebes Schreiben vom 29. v. M. und die darin sich aussprechende treue Sorge nimm meinen innigsten Dank! Es lief ein, wie ich eben eine Reise nach Stuttgart zu dem Augenarzt projectirt hatte, den ich dann mit Rücksicht darauf um eine Abschrift seines Berichts an Graefe zur Nachachtung meines hiesigen Arztes bat, die ich demnächst erhalten soll. Er fand das Uebel — aber zu seinem unverholenen Erstaunen! — seit November nicht schlimmer, und verordnete nichts, als Vermeidung von Allem, was Congestion macht, — möglichst Schonung der Augen. Von einer Brunnencur auf den Sommer schien er, wie eben diese Specialmänner sind, wenig zu hoffen. Ich werde nun, sobald ich den Bericht erhalten, denselben zuerst meinem Hausarzt zeigen und ihn um sein Erachten ersuchen; dann aber sende ich ihn Dir zu und bitte Dich, mit Herrn Dr. Haas, auf dessen Erfahrung ich nach dem, was Du mir von seiner Ansicht

schreibst, alles Vertrauen setze, darüber zu Rathe zu gehen. Ich möchte nur wieder lesen und arbeiten können, ohne jeden Augenblick durch Schmerzen in den Augen erinnert zu werden, daß ich damit das Unglück herbeiziehe. — Lebe wohl, lieber Freund, und sei mit Deiner lieben Familie aufs Herzlichste gegrüßt von Deinem D. F. Strauß."

Zwölf Tage später meldete Strauß: „Hier kann ich Dir endlich den Bericht des Stuttgarter Augenarztes über den Zustand meiner Augen senden; er ist an meinen hiesigen Hausarzt gerichtet. Während Dr. Berlin Alles von Schonung der Augen erwartet, sprach mein Hausarzt vorläufig für eine Brunnencur entweder in unsrem Mergentheim oder in Marienbad. Hast Du nun Gelegenheit, mit Herrn Dr. Haas zu sprechen, so wollen wir auch dessen Ansicht hören, und dann sehen, wofür wir uns entscheiden. — Für heute nichts weiter als die herzlichsten Grüße von Deinem D. F. Strauß."

Am 1. Mai erhielt Vatke, der fleißig schrieb, von Strauß folgende Nachrichten: „Dein Schreiben vom 26. v. Mts. hat mir so viel Angenehmes gebracht, daß ich der Reihe nach für das Einzelne meinen Dank sagen muß. Zuerst gemeinschaftlich mit meiner Tochter für die Bilder, die seitdem die Zierde ihres Albums sind. Ich finde beide Bilder vortrefflich; die Güte und Freundlichkeit Deines Bruders, das Feine und Ueberlegene Deines Wesens kommen darin zur deutlichsten Darstellung. Ich glaube, wenn ich Dich nicht kennte, würde ich Dich der Photographie nach für einen Diplomaten, einen Minister oder Gesandten halten. Mein zweiter Dank gilt Deiner treuen Bemühung in Betreff

meiner Augenleiden . . . . . Den dritten und nicht am wenigsten herzlichen Dank sage ich Dir für die nachsichtvolle Aufnahme, die Du meinem Buch hast angedeihen lassen. Daß es einer solchen bedarf, fühle ich nur allzu tief. Ob es dieselbe auch in weiteren Kreisen finden wird, steht dahin. Vielleicht erfahre ich von Dir gelegentlich, wie es in Berlin aufgenommen worden. Das Beste ist, daß mir schon 3 Wochen nach Ausgabe des Buchs der Verleger schrieb, der Vorrath gehe auf die Neige, und daß nun in den nächsten Wochen ein 2. Abdruck beginnen soll. Gegen eine Ausgabe in Lieferungen, die Brockhaus wünscht, habe ich jetzt, da das Ganze vorliegt, nichts mehr. Zu Aenderungen ist es dermalen noch zu früh; dagegen sind mir schon mehrseitig Mahnungen zugekommen, weiterhin auf eine noch populärere Bearbeitung zu denken. Das trockene Wetter, das wenige Grün und die staubig weißen Straßen sind in der letzten Zeit meinen Augen nicht wohl bekommen, und ich schmachte wie die Pflanzenwelt nach Regen. Mit den herzlichsten Grüßen und besten Empfehlungen an Dich und die lieben Deinigen, auch von meiner Tochter, bin ich wie immer Dein dankbar ergebener D. F. Strauß. Nachschrift: Die Frage wegen Wohnortsveränderung bewegt mich im Augenblick sehr: nächsten Winter, habe ich beschlossen, nicht mehr hier zu sein. Es wird am Ende auf Heidelberg hinauskommen, obwohl ich für mich nicht gern dahin gehe. Die Universität ist mir in der kleinen Stadt zu nah auf dem Hals, was für einen so ganz unzünftigen Menschen keine angenehme Nähe ist. Ich kenne die hohen Nasen der Mehrheit dieser Herren."

„Poſtſtempel und Datum meines Brief's", ſchrieb Strauß am 11. Juli 1864 von Homburg, „zeigen Dir, wie ſich meine Curangelegenheit noch gewendet hat. Graefe hatte in dem von Dir an mich beförderten Briefe Marienbad, Kiſſingen oder Homburg gerathen; auf meine nachträgliche Anfrage wegen Carlsbad antwortete er, daß er das ſeinen Kranken in der Regel nicht zu verordnen pflege; in keinem Falle dürfte ich den Sprudel, und jedenfalls auch die andere Quelle nur mit großer Vorſicht trinken. Dem Rathe Graefe's nun entgegen zu handeln, getraute ich mir doch nicht, zumal ich mich ihm auf den Anfang September in Heidelberg zu ſtellen beabſichtige; und da mittlerweile von der Monarchenzuſammenkunft in Carlsbad verlautete, und ähnliche Umſtände auch Kiſſingen unheimlich machten, ſo entſchloß ich mich um ſo mehr für Homburg, als ich hierher hoffen konnte, auch meine Schwägerin, die in Frankfurt wohnt, zu überreden, und dadurch die Mitnahme meiner Tochter zu ermöglichen. So lebe ich nun hier ſeit vorigem Mittwoch ganz in der Familie, mithin auch ganz behaglich, da ich das Spiel und was ſich daran von Luxus und Verderbniß knüpft, mir ganz außerhalb meines Wahrnehmungskreiſes halten, und ganz dem Gebrauch der Quelle und dem Genuß der Natur leben kann. Die Quelle, finde ich, bekommt mir ſehr gut; wie weit die Cur nachwirken wird, ſteht freilich dahin, und ich mache mir keine übertriebenen Hoffnungen; doch kann eine ſolche, wenn auch nur vorübergehende Durcharbeitung des Körpers nur förderlich ſein. Da nach einem ſehr trüben Anfang ſeit geſtern auch das Wetter ſich günſtig gewendet hat, ſo bleibt uns inſofern

wenig zu wünschen übrig. — Dein Semester neigt sich nun auch zu Ende, und Du wirst Dir für die Verwendung der Ferien bereits Deine Pläne gemacht haben. Werden wir Dich nicht in unseren Gegenden sehen? Ich habe mich auf dem Wege hierher einige Tage bei Freund Zeller in Heidelberg aufgehalten, hauptsächlich in der Absicht, mich nach einer Wohnung umzusehen, da ich am Anfang des Winters Heilbronn mit Heidelberg zu vertauschen gedachte. Aber das Ergebniß meiner Bemühungen war kein günstiges. Heidelberg ist durch die Ueberfüllung mit Fremden, besonders Engländern, ein Ding wie ein Badeort geworden, wo die Wohnungen größtentheils möblirt vermiethet werden, und an unmöblirten Familienwohnungen Mangel ist. Bessere sind schwindelhaft theuer; billigere gefallen mir nach der sehr hübschen Wohnung, die ich jetzt in Heilbronn habe, nicht; so wird es mit meinem Umzug um so weniger schnell gehen, als mir überhaupt Heidelberg wenig nach dem Sinn ist, und ich lieber nach Berlin möchte, wenn ich nur Muth genug hätte, den Zug mit Sack und Pack auf die Gefahr hin, daß ich dabei am Ende meine Rechnung doch nicht fände, zu wagen. — Mein hiesiger Aufenthalt wird vermuthlich noch 3 Wochen dauern; es wäre hübsch, wenn Du mich hier noch mit einem Lebenszeichen erfreuen möchtest. Meine Tochter giebt mir die freundlichsten Grüße auf; ich bitte, mich den lieben Deinigen zu empfehlen und bin wie immer Dein herzlich ergebener D. F. Strauß."

„Länger als recht ist, lieber Freund!" schrieb Strauß von Heilbronn am 30. October 1864, „habe ich es mit der Beantwortung Deines lieben Schreibens vom 24. August

anstehen lassen; allein ich wollte Dir erst in Bezug auf meinen Aufenthaltsplan für den Winter bestimmte Auskunft geben können, welches jetzt erst möglich ist. Meine Absichten befinden sich mit Deinen Rathschlägen ganz in Einklang: ich denke an keinen bleibenden, sondern nur an einen vorübergehenden Aufenthalt in Berlin, werde aber auch später, wenn ich mich irgendwo bleibend niedergelassen haben werde, keine eigene Haushaltung führen, sondern wie früher als Junggeselle leben. Ich gedenke also nach der Hochzeit meiner Tochter, die in der 2. Novemberwoche statthaben wird, und wenn ich hernach meine Habseligkeiten in einem hiesigen Local untergebracht haben werde, also um die Mitte des Novembers, die Reise nach Berlin anzutreten, um dort einige Monate — je nachdem es mir behagen wird, zu bleiben. Ich werde vorerst in meinem alten Quartier, dem Rheinischen Hof, absteigen, und da wünschte ich von Dir die Adresse des Wirths zu erfahren, weil ich einen Koffer mit Kleidern vorausschicken möchte; Bücher will ich nicht viele mitnehmen, da rechne ich auf Deine Bibliothek und Deine Güte. Hast Du Zeit, so sehen wir uns denn gemächlich nach einer Wohnung für mich um; doch wer weiß, ob ich nicht wieder in die Klinik muß, wenn ich mich Herrn Graefe vorgestellt haben werde, den ich in Heidelberg nicht aufgesucht habe, weil ich die Reise nach Berlin schon damals im Sinne hatte. Das Homburger Wasser nämlich hat zwar im Augenblick recht gut operirt, aber eine nachhaltige Wirkung doch nicht hinterlassen, so daß ich seitdem wieder zu allerhand medicinischen Mitteln habe greifen müssen; und die Augen insbesondere, wenn es auch nicht eben schlimmer mit ihnen

geworden ist, haben sich doch bei einer kleinen Arbeit, die ich in der letzten Zeit vorgenommen, recht empfindlich gezeigt. — Du schriebst von der Unzufriedenheit der Schleiermacherianer mit meinem Buch; seitdem habe ich nun das Schleiermacher'sche Leben Jesu — nicht ohne Mühe — studirt, und mich eingeladen gefunden, es zum Gegenstand einer ausführlichen Kritik zu machen. Da ich kurz vorher — zum erstenmal — die 4 Bände Schleiermacher'schen Briefwechsel gelesen hatte, so war ich doch sehr durchdrungen von dem hohen Werthe des Mannes als Intelligenz und Charakter, und so hoffe ich, daß, unerachtet mein Urtheil über seine Leistung für das Leben Jesu dasselbe bleibt, die Schüler doch mit meiner ausführlichen Beurtheilung zufriedener sein werden, als mit der summarischen in meinem Buch. Ich werde die Kritik als besondere kleine Schrift drucken lassen — diese Woche wird die Abschrift noch fertig — und so wird sie erscheinen, während ich in Berlin bin. — Du wirst jetzt Deine Familie wieder beisammen haben; mögen sich alle Glieder derselben recht wohl befinden. Ich bitte Dich, Ihnen meine Empfehlungen und Grüße zu vermitteln. Meinen Sohn habe ich vor 8 Tagen nach Tübingen eingeliefert, und bei der Gelegenheit erfahren, daß von Herrn v. Waizsäcker demnächst eine Schrift über die Evangelienfrage u. s. w. zu erwarten ist. Das ist auch ein Kerl wie auserlesen. Dagegen wird Baur's nachgelassene Neutestamentliche Theologie Dich gewiß auch interessirt haben. An Benary und wer sich meiner sonst gern erinnert, die besten Grüße. Nun bis zum Wiedersehen mit alter Herzlichkeit Dein D. F. Strauß."

Erfreut schrieb Vatke an Strauß am 1. November 1864: „Mein theurer Freund! Heute Vormittag wurde ich durch Dein Schreiben überrascht, worin Deine Herkunft nach Berlin in etwa vierzehn Tagen in Aussicht gestellt wird. Es wird eine große Freude für mich sein, Dich wiederzusehen; möge es aber auch zu unserer beiderseitigen Befriedigung geschehen, daß Du Dich wohl und heiter frei bewegen kannst, nicht als Halb-Gefangener der Graefe'schen Klinik in zu vielen Beziehungen gehemmt bist. Die baldige Vermählung Deiner lieben Georgine betrachte ich als ein gutes Omen und sende dazu meinen herzlichen Glückwunsch. Für Dich selbst ist freilich die Trennung von der geliebten Tochter ein unersetzlicher Verlust, den Du durch einen zerstreuenden und erheiternden Aufenthalt in einer größern Stadt noch am leichtesten überwindest. Ich will mich nach meinen schwachen Kräften bemühen, dazu beizutragen. — Meine Familie ist jetzt in Berlin zusammen. Theodor muß sein Jahr beim Militair abdienen und wird jetzt beim Einexerciren gewaltig angestrengt. Bis jetzt hat er es ausgehalten, ich sehe aber seiner Rückkehr nach Hause um 5 Uhr Nachmittags immer mit einiger Besorgniß entgegen. Die übrigen Familienglieder befinden sich wohl, auch mein Bruder in Hamburg, der mich den 10. September verlassen hat. Benary läßt Dich bestens grüßen; er ist hergestellt. Seit dem 27. October halten wir wieder Vorlesungen. — Der Fräulein Braut bitte ich mich bestens zu empfehlen und meine Glückwünsche zur bevorstehenden Vermählung auszusprechen; unbekannter Weise auch dem Herrn Bräutigam. Meine Söhne lassen Dich freundlich grüßen. In der Hoff-

nung eines baldigen frohen Wiedersehens bin ich Dein alter Freund W. Vatke."

Strauß blieb geraume Zeit in Berlin, bis in den März 1865 hinein, und da Vatke sich mit ihm fast täglich sah, so wurden für Beide die zusammen verlebten Wochen erquickende Lebensmomente. Vatke ließ sich angelegen sein, seinem Freunde alte Studiengenossen zuzuführen, und der Bewunderer, die bemüht waren, Strauß persönlich kennen zu lernen, waren zu dessen Leidwesen gar viele. Zu den ältesten Bekannten des Vatke'schen Gastes gehörte Berthold Auerbach, der noch als Student zu Strauß' Füßen gesessen hatte. Sie sahen sich öfter im Hause der Frau Justizrath Lewald, geb. Althaus, auch an einem Abend, an welchem die genannte Dame das Strauß'sche Manuscript „Zum Andenken an meine gute Mutter. Für meine lieben Kinder" vorlas. Auerbach wandte sich hernach zu Vatke mit dem Bemerken, seit Lessing habe Keiner einen solchen Sprechstil geschrieben, wie Strauß. Die dringenden Bitten der Zuhörenden, Strauß möchte dies köstliche Büchlein der Welt nicht vorenthalten, lehnte er sehr entschieden ab. Ebenso versagte er seine Erlaubniß, daß eine Abschrift davon genommen würde. „Das kommt dann so einem verdammten Literaten in die Hand, und ich kann nicht vorsichtig genug sein." Daß diese Aufzeichnungen doch erschienen*), und zwar bald, ist wohl auf den nachhaltigen Eindruck zurückzuführen, den jene Vorlesung gemacht hatte.

Die beiden Freunde gingen zu Michelet, bei dem

*) D. F. Strauß Gesammelte Schriften. Erster Band. S. 81 ff.

Strauß noch gehört hatte; er fand, es wäre Keiner in diesem Grade Hegelisch geblieben, wie der Herausgeber des „Gedankens". Und doch mußte Strauß Michelet darin Recht geben, daß jeder Versuch, sich Hegel, wenn man ihn einmal in sich aufgenommen, ganz zu entziehen, rein unmöglich wäre.

Es näherte sich Vatke's Freunde ein trefflicher jüdischer Gelehrter, und es gab vielerlei Alttestamentliche Erörterungen, wobei Strauß seine Position durch Vatke verstärkte. Nun hatte der gute Mann sogar die Absicht, sich mit Strauß in ein förmliches Religionsgespräch einzulassen, was dem Verfasser des Leben Jesu äußerst unbequem war. Er liebte die rabbinische Theologie so wenig, daß er Vatke gestand, er liefe Gefahr, grob zu werden, wenn der Betreffende auf seinem Verlangen bestünde. Vatke hintertrieb denn auch die Disputation, weil ihm nicht verborgen bleiben konnte, wie sehr Strauß es ablehnte, zu Gunsten der jüdischen Sache Stellung selbst gegen Hengstenberg zu nehmen. Er wollte, bemerkte Strauß unumwunden, doch lieber für die Evangelische Kirchenzeitung arbeiten, als den jüdischen Bestrebungen dienstbar gemacht werden. — Dieser Berliner Zwischenfall erinnerte übrigens Vatke's Freund an die ganz besondere Aufmerksamkeit, die ihm nach dem Erscheinen des Leben Jesu zu seiner Verwunderung von jüdischer Seite zu Theil geworden. Man hatte sich bei ihm gewissermaßen für sein Buch bedankt. Es fiel Strauß nicht schwer, in sehr energischer Weise solcherlei Dankbezeigungen von sich fern zu halten und der etwas zudringlichen Bewunderung Schweigen zu gebieten.

Hierbei sei noch eines einzigen Zwischenfalls gedacht. Es kam zu Vatke, um Strauß zu begrüßen, ein angesehener Gelehrter, der, als früherer Israelit, gute orientalische Sprachkenntnisse hatte, und das Gespräch lenkte sich sogleich auf Hebräisches und Arabisches. Nur trat dabei dieses Sprachforschers eigenthümliche Lebhaftigkeit in der Unterhaltung so sehr hervor, daß hernach Strauß mit dem ihm eigenen feinen Lächeln äußerte: „das Sacrament der Beschneidung scheint doch nachhaltiger zu wirken, als das Sacrament der Taufe."

Dabei verstand es sich von selbst, daß beide Männer ausgezeichneten Leistungen jüdischer Gelehrten, wie beispielsweise den Forschungen von Zunz, ihre Hochachtung nicht versagten.

Nichts war Strauß erwünschter, als sich in Vatke's Studirzimmer niederzulassen und ernste Gespräche zu führen, auch der Vergangenheit zu gedenken, die Beide so nahe geführt hatte. Mit einem „Grüß Gott, Vatke", kam er und ließ sich in der für ihn freigehaltenen Sophaecke nieder. Es war von Schleiermacher die Rede, bald auch von Strauß' Daub und Schleiermacher in den Hallischen Jahrbüchern. „Erinnere mich nicht an meine Jugendsünden", antwortete Strauß; indeß Vatke mußte ihm, auf Schleiermacher zurückkommend, zu bedenken geben, ob er nicht, im Gegensatz zu letzterem, das Markus-Evangelium zu gering veranschlage. Von den Synoptikern — das war Vatke's Ansicht — stellt Markus am besten den Zusammenhang der Geschichte Jesu dar*).

*) Man vergleiche das nächstfolgende Capitel dieser Schrift, das Vatke'sche Darlegungen über Neutestamentliche Streitfragen bringt.

Strauß sprach gern von seinen süddeutschen Freunden, von Kuno Fischer, dem Aesthetiker Vischer, Gervinus, Uhland und Mörike. Dabei zeigte sich, wenn sie auf moderne Literatur kamen, das Verschiedenartige der beiden Naturen. Strauß liebte die schwäbische Dichterschule; sein Uhland und Kerner standen ihm sehr hoch, ebenso Vischer's Sachen, die derselbe als Schartenmeier hatte drucken lassen und die um ihres köstlichen Humors willen weithin bekannt geworden waren. Für das Eingeständniß, diese Lieder nicht zu kennen, hatte Strauß die Bemerkung: „Da seid Ihr aber doch sehr zurück!" Mit besonderer Vorliebe kam der Gast auf die mittelalterliche Poesie zu sprechen, indeß hierin fand er bei Vatke eine sympathische Seite nicht, wogegen ihr Urtheil über die alte Kirchenmusik ganz zusammentraf. Das Requiem entzückte Beide: die ungläubigen Kritiker waren begeisterte Verehrer der gläubigen Musik. In ihr fanden sie immer wieder Erholung. Sie besuchten auch zusammen die Liebigschen Concerte, ebenso ab und zu die Oper. Auf Einladungen zu Diners u. s. w. ließ Keiner von Beiden sich ein: sie verharrten am liebsten in gelehrtem Stillleben, und der Ideenaustausch war dem Einen wie dem Andern förderlich gewesen.

Strauß hatte auch die Pietät gewahren können, womit sein Berliner Freund Andenken aus frühester Zeit aufbewahrte. Hier stand Hitzig's Kritik des Alten Testaments, Strauß' erstes Geburtstagsgeschenk an Vatke, dort als donum auctoris jede Auflage des Leben Jesu, und daneben alle übrigen Sachen des Freundes.

Strauß war abgereist, und von Frankfurt a. M. schrieb

er am 28. Mai an Vatke: „Gar viel lebe und wandle ich im Geiſte noch in Berlin unter den lieben Freunden, die mir den dortigen Aufenthalt ſo freundlich verſchönert haben. Beſonders gerne verſetze ich mich in Dein trauliches Studirzimmer, in die Sophaecke, die Du mir ſo gefällig einzuräumen pflegteſt. Daß ich mir dabei erlaube, nach dem Fortgang der neuen Vernunftkritik oder Principienlehre zu fragen, und um die Einhaltung des nulla dies sine linea mich zu erkundigen, wirſt Du in der Ordnung finden. — An unſere Quartettabende habe ich geſtern im Eiſenbahnwagen frierend aber herzlich gedacht. Eine heute hier ſtattfindende Quartettſoiré mit der Folge: Beethoven, Schubert, Cherubini verlockt mich nicht. — Nun lebe wohl, lieber alter Freund, grüße mir Deine lieben Kinder, ſonderlich den Dr., wie auch Freund Hildmann aufs beſte, und bleibe auch in der Ferne gut Deinem D. F. Strauß."

Und etwas ſpäter ſchrieb Vatke's Freund von Darmſtadt: „Es war gerade heute vor vierzehn Tagen, aber Abends acht Uhr wie es jetzt Morgens elf Uhr iſt, daß ich ſehr lebhaft Deiner gedachte. Ich war hier im Concert und hörte Joachim auf der Violine ein Präludium und Fuge von J. S. Bach vortragen. Welche Fuge es war, kann ich unwiſſender Menſch Dir freilich nicht ſagen; aber daß es etwas Herrliches war, das Stück und das Spiel, das empfand ich, indem mich die Begeiſterung faſt vom Stuhl herunterriß. Da wünſchte ich ſehr, Du wäreſt an meiner Seite, und wir könnten nachher, etwa noch mit Freund Hildmann, unſere Empfindungen und Gedanken bei einem Glas Bier austauſchen. Wir haben doch manche gute Stunde

miteinander gehabt. Ich wollt', ich könnte einzelne dieser Stunden jetzt hier haben. Doch will ich meinen hiesigen Aufenthalt nicht schelten. Ich bin ganz zufrieden, und Alles wäre gut, bis auf die Augen. Nach dem langen Umherziehen schwelge ich in der Ruhe eines behaglichen Domicils, und nach den oft lästigen Berührungen mit Menschen, denen man als Gast nicht entgeht, in der Einsamkeit. Aber gerade wenn ich am liebsten allein bin, Abends, hindern mich die Augen an dem, was ich am liebsten möchte, am Lesen! Doch absint querelae! — Was macht die Principienlehre? Ich dächte, der wäre jetzt die Jahreszeit günstig. Hast Du Kuno Fischers Logik schon angesehen? Zellers Vorträge gewiß. Ich habe eine Anzeige davon der Kölner Zeitung geschickt, weiß aber noch nicht, ob sie's aufnimmt. Sonst trage ich mich wohl mit einem Plan, aber erst im ersten Monat. Ist also noch lang bis zur Taufe. — Wie geht es Freunden und Bekannten? Vor Allem dem Dr. und miles emeritus? dem Lieschen und dem kleinen Botanicus? Grüße sie mir allesammt, wie auch Hildmann, Benary, und wenn Du ihn siehst, den alten Raumer. Den guten Magnus*) solltest Du auch manchmal besuchen. Nun lebe wohl, Lieber. Für's Leben Dein D. F. Strauß."

Wenige Wochen später schrieb Strauß wieder an Vatke: „Hoffentlich hast Du mit Deinen lieben Kindern den Sommer vollends gesund und munter verlebt, und auch die Principienlehre nicht ganz vergessen. Meinerseits ist,

*) Der Maler Prof. Magnus, der Bruder des Physikers, hatte während Strauß' Anwesenheit in Berlin denselben in Oel gemalt.

außer der kleinen Streitschrift, die Du durch Duncker bekommen haben wirst, nichts zu Stande gekommen. Nun soll es aber ernstlich an die Vorarbeiten zur Bearbeitung der Dogmatik gehen, wozu mir die neuerschienene Baur'sche Dogmengeschichte sehr willkommen ist. — Schenkel hat ja bereits in seiner Zeitschrift geantwortet und antworten lassen. Er muß gut berathen gewesen sein, daß er sich auf nichts einläßt und das Ganze als eine Schmähschrift abweist. Auf den Troß seiner Anhänger macht das immerhin Eindruck. Ich glaube aber doch, ihm einen Streich versetzt zu haben, von dem er sich nicht so leicht erholen wird. Wie der 2. Abschnitt im Hengstenbergschen Lager aufgenommen worden, werde ich wohl durch Dich erfahren. Dein D. F. Strauß."

Georg Vatke's Tod. Zu Wilhelm Vatke's Charakter als Mensch und Gelehrter.

Ein schwerer Schlag traf Vatke am 22. November 1864: an diesem Tage war sein Bruder Georg in Hamburg am Lungenschlag unerwartet und sanft gestorben. Am 6. April 1791 geboren, war er der älteste der Brüder gewesen, ein Mann mit feinem, scharfen Denken in einem zarten Körper, Allen lieb und werth, die ihn näher gekannt hatten. Es wurde schon von ihm erzählt, daß er viele Jahre als Erzieher im Hause des Banquier Salomon Heine in Hamburg thätig gewesen war, und hier lernte er auch Heinrich Heine kennen, der ihm seine ersten Gedichte im Manuscript zur Correctur mittheilte. An seinen Mittheilungen rankten sich die Erinnerungen Wilhelm Vatke's aus erster Jugend am liebsten empor; auch seine Geschenke aus frühester Zeit wurden sorgsam vom Bruder aufbewahrt, und, um eine Einzelheit nachzutragen: wie aufmerksam hörte der Vatke'sche Familienkreis zu, wenn der alte Herr erzählte, wie er im Jahre 1813 als Lehrer bei Prof. Ramus in Kassel durch heftiges Pochen an der Hausthür geweckt wurde und die eindringenden Russen, vor denen die Franzosen in aller Stille abgezogen waren, auf dem Marktplatze ihre Wachtfeuer bereits angezündet hatten. Er erzählte auch,

wie im Heine'schen Hause Fürst Blücher als Gast erschien und Graf Nostiz ihm die Pfeife stopfte.

Vatke war, als die Todesnachricht von Hamburg kam, selbst schwer krank und in Gefahr gewesen, vor seinem Bruder zu sterben. Anfangs November erkrankte er an der Kopfrose mit starkem Fieber und Widerwillen gegen alle Nahrung. Fast vier Wochen war er bettlägerig, bis seine gute Natur siegte; aber die Schwäche wich erst allmälig und im Arbeiten trat, was er zu allermeist bedauerte, eine längere Pause ein.

Von seinem Befinden meldete er Genaueres an eine Helmstedter Dame, die jetzt nicht mehr am Leben ist. Diese Correspondenz nach der Heimath bleibt sehr charakteristisch für unsern Vatke; er hatte von dort Zinsen zu erwarten, aber er schrieb: „Sie können dieselben in diesem Jahre gewiß gut gebrauchen. Wenn Ihr seliger Vater mir zuweilen etwas schenkte und ich mich bedankte, so sagte er gewöhnlich: Vergelten Sie es einmal an meinen Kindern. Das habe ich nicht vergessen. Da das Menschenleben kurz und die Zukunft unsicher ist, so wollte ich nicht unterlassen, bei Zeiten diese kleine Vergeltung Ihnen zukommen zu lassen, damit ich ein gutes Gewissen und fröhliches Herz habe. Es macht mir nämlich selbst eine rechte Freude." Und vor dem nächstfolgenden Zinszahlungs-Termin schrieb Vatke an dieselbe Dame, sie möchte sich's nur abermals gefallen lassen, daß er auf jede Zahlung verzichtete: „wenn ich leben bleibe, wird Gott durch mich weiter sorgen."

Das Alles blieb Jedermann verborgen: Vatke kannte nur völlig geräuschloses Wohlthun, und wenn man ihn in recht gehobener Stimmung antraf, so war, wie mir jetzt

erst klar geworden, irgend Einer bei ihm gewesen, dem er hatte Beistand leisten können. Er selbst war für sich so gut wie bedürfnißlos; er hatte aber immer im Sinne, daß es ihm in seiner Jugend auch manchmal an Diesem und Jenem gefehlt hatte — ich erzähle gern von ihm, daß er ein Wohlthäter in aller Stille war. Ein theologischer Gelehrter, der völlig arm nach Berlin kam, fand an Vatke einen Helfer durch viele Jahre, und dieser Gelehrte hat namentlich nicht genug rühmen können, wie sehr sein Gönner in der Kunst des Gebens geübt war. Für den Biographen sind solche Momente Lichtpunkte.

Vatke's akademische Stellung hatte sich im letzten Jahrzehnt darin geändert, daß er vor schwach besetzten Auditorien las; so erfolgreich hatte die rechtgläubige Partei die Studirenden der Theologie von ihm fern zu halten verstanden. Hengstenberg controlirte scharf die Anmeldebogen seiner Zuhörer, um dahinter zu kommen, ob etwa Dieser oder Jener bei Vatke angenommen hätte. Religionsphilosophische Collegia ließ er zur Noth hingehen, Hiob dagegen und Jesaia, Genesis und Psalmen sah er als seine Domäne an, und versuchte sich Jemand wegen eines Vatke'schen Testats zu entschuldigen, so ließ er keine Gründe gelten. „Hören Sie bei mir und bei Vatke, so ist das gerade so, als wenn Sie vor und hinter dem Wagen ein Pferd anspannen; der Wagen kommt dann nicht von der Stelle." Damit wurde den Studirenden deutlich zu verstehen gegeben, Carrière könnten sie dann nicht machen. Für Hengstenberg galt nie die wissenschaftliche Regel, es hätte Jeder mühsam sich selber durchzuarbeiten und Alles zu prüfen, um das Gute zu behalten.

Das Gute lag ihm von vornherein in seiner Theologie; alles Andere war den Studirenden verderblich, irre führend, für ihr späteres Leben nachtheilig. Namentlich dieser letztere Wink wurde verstanden, und deshalb bildete sich unter den jungen Theologen die Gewohnheit heraus, bei Vatke nicht mehr anzunehmen, sondern nur noch bei ihm zu hospitiren. Dies geschah zu einer Zeit, wo der Alttestamentliche Forscher von sich sagen konnte: „Jetzt, wo ich die Sachen viel besser weiß, habe ich weniger Zuhörer gegen früher."

Das bessere Wissen entsprang weit angelegten Forschungen über den Pentateuch und unausgesetztem philosophischen Studium. Die Alttestamentlichen Untersuchungen brachten ihn zu Correcturen seiner „Religion des Alten Testaments" in einzelnen Punkten; so machte er kein Hehl daraus, daß seine 1835 über die Tempelsymbolik*) aufgestellten Sätze der Einschränkung fähig wären. Er ließ ausdrücklich aus seinen kritischen Speculationen den Sonnen- und Lichtgott heraus, den er der Jehovareligion angepaßt hatte und der ihm namentlich von Bähr**) als eine Unmöglichkeit vorgehalten worden war. Wenn aber der gelehrte Pfarrer dieser einen Ansicht Vatke's ein „transeat cum caeteris" zurief und „ihr Glück auf den Weg wünschte", so hatte es „cum caeteris" keine Noth. Die Preisgebung einzelner Behauptungen verstand sich für einen Forscher, der immer nur auf die Sache sah, mit dem Augenblick von selbst, wo Andere ausreichende Gegengründe beibrachten. Nur war Vatke niemals in der Stimmung,

*) Vatke's Religion des Alten Testaments. Seite 324 ff. 674.

**) Bähr, Symbolik des Mosaischen Cultus. Seite 118.

auch durch kein thatsächliches Moment gedrängt worden, von seiner „Religion des Alten Testaments" mehr als vereinzelte Daten aufzugeben: das Buch als Ganzes hielt er nicht blos aufrecht, sondern er fand für das Zutreffende seiner ursprünglichen Meinungen über den hebräischen Gott wie über die Sage des Pentateuch im Weiteren neue Belege, und darum blieb er immer nur auf die Revision des Detail verwiesen, während er in seiner Grundrichtung je länger je mehr sich befestigte. Es war ihm, wie von C. Im. Nitzsch, so von Anderen, die „Verdünnung des Mose", wie die Gegner sich ausdrückten, ganz besonders zum Vorwurf gemacht worden, und doch hatten die Einreden so wenig Eindruck auf Vatke gemacht, daß ihm, je mehr er mit Mose sich befaßte, der geschichtliche Hintergrund dieser biblischen Gestalt als ein mythischer sich darstellte. Es sei zugleich erwähnt, daß die Stämme Israels ein Lieblingsthema für Vatke bildeten, und gleichsam als hätte er das Gefühl der Versäumniß einer Aufgabe gehabt — er theilte mir auf einem Spaziergang im Thiergarten wenige Jahre vor seinem Tode mit, leider fühle er sich jetzt zu schwach, er komme nicht mehr zum Schreiben; aber erhole er sich wieder, so müsse er die Stämme Israels ins rechte Licht stellen; viel Geschichtliches bleibe an ihnen nicht haften. Und auch an eine Monographie über diesen und jenen Psalm dachte Vatke noch; sehr gern hätte er sich die Kraft zurückgewünscht, um z. B. den Nachweis zu führen, daß Psalm 45 nicht eine Weissagung von dem Bräutigam, Christo, und der Kirche, seiner Braut, wäre, sondern daß das „feine Lied" mit seinem begeisterten Zuruf: „Du bist der Schönste unter den Menschenkindern" als ein Hymnus

auf Demetrius Poliorketes angesehen werden müßte. Die biblische Dichtung, die sich als ein „Brautlied und Unterweisung der Kinder Korah, von den Rosen, vorzusingen" einführt, rührt von einem gebildeten griechischen Sklaven her, der der hebräischen Sprache kundig war und der in seinem Lobgesang auf den knabenliebenden Demetrius Epitheta aus dem Homer bringt, Epitheta, die nur bei dem Mäoniden, im ganzen Alten Testament sonst aber nicht wieder, blos in diesem 45. Psalm vorkommen.

Wenn Vatke daran dachte, wieder Schriftsteller zu werden, so war er mit seinen Vorstudien zum Abschluß gekommen, so hatte er auch bestimmte Resultate gewonnen. Es ist von seinen Freunden nichts so sehr bedauert worden, als daß Vatke in seiner Zögerung verharrte und das nonum in annum festhielt, gleichsam als käme Alles von ihm noch früh genug. Soweit über Alttestamentliche Themata Manuscripte von ihm vorliegen, sind dieselben, weil zunächst für den Verfasser allein hingeworfen, schwer zu entziffern; es wurde auch schon erwähnt, daß ein letzter Wille über den literarischen Nachlaß fehlt. Und was von den Alttestamentlichen, das gilt in gleichem Maße von den Aufzeichnungen speculativen Inhalts. Durch die Briefe gelehrter Freunde an Vatke erging die stete Mahnung, wie mit der Kritik des Pentateuch, so mit der Vernunftkritik hervorzutreten. Auf Beides wurde förmlich gewartet; Fragen wie die: in welcher Weise hat sich seine biblische Theologie vervollkommnet, und welche Gründe sind für seine philosophische Fortentwicklung maßgebend gewesen? waren nur allzu berechtigt. War er, so zu sagen, als der Strauß des Alten Testaments

bei Beginn seiner schriftstellerischen Thätigkeit aufgetreten, so ist er dies geblieben, ja es haben sich seine negativen Ideen als biblischer Kritiker je länger je mehr befestigt. Als Philosoph war er, ursprünglich durch und durch Hegelianer, schon in den vierziger Jahren auf Kant zurückgeführt, und seinen Abschluß fand das speculative Denken Vatke's in der Verzichtleistung auf das Bekenntniß zu einem bestimmten philosophischen System.

Bestimmend für ihn, in Hegel nicht das A und O des Erkennens zu erblicken, war dessen Naturphilosophie. Hegel's Parteinahme gegen Newton, die auch Schelling eigenthümlich ist, überzeugte Vatke, daß sein großer Lehrer die Aufgabe und Bedeutung der exacten Naturforschung unterschätzte und seiner speculativen Construction ein Vertrauen schenkte, auf das sie in diesem Gebiet noch weniger, als in jedem andern, Anspruch machen konnte. Wir erwähnten schon, wie nachdrücklich Vatke früh die Metaphysiker an die Physiker, die Psychologen an die Physiologen verwies, und in dieser Abwendung von Hegel zeigte sich des eifrigen Schülers richtige Ahnung von einer der Philosophie gewordenen ganz neuen Aufgabe. „Sie stehen mit der Natur nicht auf Du und Du", hielt Vatke seinem Freund Michelet vor, der in Hegel sein Lebtag ein philosophisches Ideal verehrte, an das kein anderes herankommen könnte. War nun die Abwendung von der Naturphilosophie Hegel's in Vatke eine unbedingte, so führte ihn das Unzulängliche derselben ganz von selbst zu Kant's Erkenntnißtheorie zurück, die von der Thatsache unserer Vorstellungen auf ihren allgemeinsten Grund zurückgeht und die in dem menschlichen

Geiſt, oder dem menſchlichen Selbſtbewußtſein, die Quelle, aus der ſie herzuleiten ſind, aufſucht. Es genügt Kant nicht, daß uns die Dinge in beſtimmten Verhältniſſen des räumlichen Zuſammenſeins und der zeitlichen Aufeinanderfolge erſcheinen, ſondern er fragt, wie ſie uns ſo erſcheinen können. Er beruhigt ſich nicht bei der Erfahrung, daß gewiſſe Begriffe, wie die des Dinges und ſeiner Eigenſchaften, der Urſache und der Wirkung u. ſ. w., gewiſſe Grundſätze, wie der Satz des Widerſpruchs oder des zureichenden Grundes, in unſerm Denken vorkommen, ſondern er will wiſſen, wie ſie uns entſtehen, er will die Bedingungen kennen lernen, von denen es abhängt, daß wir das Gegebene unter Begriffe faſſen und nach Grundſätzen beurtheilen, die uns weder unmittelbar in der Erfahrung, noch auch vor der Erfahrung, als angeborne Ideen, gegeben ſind. Die allgemeinſte von dieſen Bedingungen findet er nun in unſerer geiſtigen Selbſtthätigkeit. Sie iſt die tiefſte Quelle, der letzte Erklärungsgrund unſerer Vorſtellungen. Die Dinge ſind nicht an ſich ſelbſt in Raum und Zeit, ſondern wir ſind es, die ſie unter der Form des Raumes und der Zeit zur Einheit der Anſchauung zuſammenfaſſen.

Vatke hatte am 27. Januar 1855 vor der philoſophiſchen Geſellſchaft in dieſem Sinne über „das Ding an ſich und die Erſcheinung nach Kant“ geſprochen und, wie Michelet in ſeinen „Gedanken“*) erzählt, „eine ziemlich ſtürmiſche Debatte“ hervorgerufen, die aber ſtürmiſch namentlich durch den Widerſpruch der reinen Hegelianer ge-

*) 1. Bd. Seite 243.

worden war. Vatke hatte entwickelt, daß die von Kant aufgeworfene Schwierigkeit über die Relativität des Erkennens auch von dessen spätesten Nachfolgern, Hegel nicht ausgenommen, entweder umgangen oder nur scheinbar gelöst wäre*). Die Abhandlung Vatke's, die in derselben Gesellschaft über „die Selbstvermittlung des Absoluten" am 22. Mai 1844 von ihm gelesen worden war, bewegte sich noch streng in Hegel'schen Kategorien, wenn auch schon bestrebt, dem Gottesbegriff Hegel's sich zu entziehen. Die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit eines Wissens, welches über die Erfahrung hinausgeht, ließ Vatke um so genauer auf die Resultate der exacten Naturforschung achten, und mit welcher Umsicht er hierbei verfuhr, davon zeugt eine stattliche Reihe durchstudirter Werke von Arago, Laplace, Humboldt, Voigt, Burmeister, Liebig, Bernstein, Joh. Müller, Helmholtz und Anderen, die in seiner reichen Bibliothek neben Hegel und Kant einen Ehrenplatz hatten. Als geschulter Kritiker wußte er, was die Naturwissenschaft ihm bot, wissenschaftlich so behutsam zu verwerthen, daß er nicht Gefahr lief, einer materialistischen Richtung zu nahe zu kommen. Es hatten ihn alle diejenigen Hegelianer, die ihn den Atomisten zuzurechnen im Begriff waren, gerade so falsch verstanden, wie diejenigen Theologen, die aus einzelnen Zuge-

*) Michelet hat bei Erörterung der Frage: „Wo stehen wir jetzt in der Philosophie?" (Der Gedanke. Siebenter Band. S. 8. 1867) Zeller und Vatke als Pseudohegelianer hingestellt, die bemüht wären, durch das Zurückgreifen auf den Kantischen Kriticismus „der Hegel'schen Dialectik den Garaus zu machen".

ſtändniſſen an die kritiſchen Forſchungen der Ewald, Hupfeld, Bleek und Dillmann ſchließen zu dürfen meinten, Vatke wäre zu ſeiner Religion des Alten Teſtaments, die für die moderne Kritik grundlegend wurde, ſpäterhin ſelbſt in ein polemiſches Verhältniß getreten. Als Exeget blieb er genau ſo in der Negation, wie als Religionsphiloſoph im Idealismus, was aus ſeiner Beurtheilung des Strauß'ſchen „Alten und neuen Glaubens" klar hervorgeht, die wir noch kennen lernen werden.

Die Entwicklung des Geiſtes erſchien Vatke normal, wenn ſie eine ſtetig ſich bewegende iſt, und deshalb kannte ſein Denken keine Ruhe; aber es widerſtand ihm, wie alles Einſeitige, alles ſich Ueberſtürzende, und ſo geſtaltete ſich ſein Erkennen wie ſein Empfinden harmoniſch. Wenn wir ſagten, er hätte mit der Zeit mehr an Kant als an Hegel ſich gehalten, ſo ſchloß dieſe veränderte Stellungsnahme, deren Gründe wir darlegten, nicht aus, daß im Jahre 1870 am hundertjährigen Geburtstage Hegel's Vatke als berufener Feſtredner das Wort nehmen und ſeinen Lehrer als einen der eminenteſten Denker feiern konnte. Hatte doch Hegel's Philoſophie des Geiſtes ſeinem Syſtem weite Verbreitung und weitgreifenden Einfluß geſichert; davon geben die Rechtsphiloſophie und Religionsphiloſophie genügend Zeugniß. Nur fragte es ſich bei der Hegelfeier, ob ſchlechtweg bei Hegel ſtehen zu bleiben wäre, und dieſe Frage verneinte der Feſtredner unter Hinweis auf Kant und auf die wiſſenſchaftlichen Anſprüche der Gegenwart in ſo maßvollem wie zugleich beſtimmtem Tone, daß ihm alte Hegel'ſche Geſinnungsgenoſſen von 1845, unter dieſen Max Schasler, unbedingt

beipflichteten. Diese Ueberzeugung war der Niederschlag unermüdlicher, fast täglicher Disputationen mit Michelet, den Benarys, Gabler, Trendelenburg und Hotho im Universitäts-Sprechzimmer, an dessen rechtem Fenster die kritischen, an dessen linkem die positiven Docenten ihre Streitfragen discutirten. Auch jede irgend hervorragende literarische Novität wurde dort eifrig durchgenommen; so Hartmann's Philosophie des Unbewußten, von der Vatke bemerkte: „Hartmann's Beobachtungen und beigebrachten Thatsachen sind vortrefflich, die Schlüsse aber daraus und somit der philosophische Standpunkt Hartmann's sind nicht die meinigen", eine Ansicht, die von Twesten und Trendelenburg getheilt wurde. Wie sehr Zeller's Philosophie der Griechen die Berliner Gelehrten im Sprechzimmer beschäftigte, wurde schon erwähnt. Gegen Schopenhauer verhielt sich Vatke abwehrend; er pflegte zu sagen, über dessen geistreiche Paradoxie wäre nichts weiter zu reden, nachdem ihn Michelet genügend abgefertigt hätte. Die groben und handgreiflichen Widersprüche im System Schopenhauer's hielten Vatke nicht ab, dessen reichen Kenntnissen volle Anerkennung zu zollen.

Die Sprechzimmer-Gespräche waren für Alle anregend; sie ließen hervortreten, wer von den Docenten recht eigentlich im Mittelpunkt der geistigen Bewegung stand, und darum wurde es von den Collegen jedes Mal als eine Lücke empfunden, wenn Vatke nicht zur Stelle war, auch weil Alle wohl die Ansicht Zeller's theilten, der später einmal gesagt hatte: „Ich kenne keinen Gelehrten, der so viel Wissen präsent gehabt hat, als Vatke."

Aus Vatke's historischer Einleitung zur philosophischen Theologie*).

„Das Christenthum ging ursprünglich zwar vom orthodoxen Judenthum aus, theoretisch aber wurde es durch das hellenistische Judenthum ausgebildet, so daß das orthodoxe Judenthum sich davon abwandte, da es Heidenthum darin fand; das Judenthum zog sich so auf sein eigenes, engeres Princip zurück. So hat sich der Monotheismus in seiner reinen, abstracten Gestalt erhalten bis jetzt.

Wenn wir eine streng geschichtliche Darstellung vom Leben des Stifters der christlichen Religion und ein Bild der ersten Gemeinde besäßen, so wäre mancher wissenschaftliche Streit damit abgeschnitten. Aber im Neuen Testament sind keine gleichzeitigen Quellen, keine nach streng geschichtlicher Rücksicht geschiedenen Werke gegeben. Die ältesten Schriften des Neuen Testaments sind die Pauliniſchen Briefe: dies ist wichtig, um den Zweifel bei den andern Schriften des Neuen Testaments niederzuschlagen, aber nicht ausreichend, um ein sicheres historisches Resultat zu begründen. Die Pauliniſchen Briefe entstanden zwischen den Jahren 52 und 64 n. Chr., dann folgt wahrscheinlich der Brief an die Hebräer (zwischen 64 und 70); die Apoka-

*) Nach einem Collegienheft Theodor Vatke's.

lypſe des Johannes entſtand Ende des Jahres 68 oder Anfang 69. Nach dem Jahre 70 beginnt dann die Literatur der Evangelien: die ſynoptiſchen in merkwürdigem Verwandtſchaftsverhältniß ſetzen eine gemeinſame griechiſche Quellenſchrift voraus; nach dem Jahre 70. Zuerſt ſchrieb Matthäus mit Benutzung der ältern Quellenſchrift, im Laufe des erſten Jahrhunderts (zwiſchen den Jahren 80 und 100), dann Lucas (der den Matthäus nicht kennt), mit Benutzung anderer Schriften, die in Pauliniſchen Kreiſen entſtanden ſind, daher die pauliniſche Färbung bei demſelben, wie in der Apoſtelgeſchichte. Dann ſchrieb Marcus mit Vergleichung des Lucas. Marcus hat den urſprünglichen Zuſammenhang der Erzählung feſtgehalten; dies hat er nicht aus Matthäus genommen, ſondern vorgefunden, während Matthäus und Lucas durch Erweiterung und Umſtellung größerer Maſſen ſich characteriſiren.

Das Johannes-Evangelium entſtand mit Benutzung der andern Evangelien im 2. Jahrhundert; es führt die helleniſtiſche Anſchauungsweiſe auf Grund der ſpeculativen Logos-Idee durch; dies muß man vorausſetzen.

Die ganze Dauer der meſſianiſchen Thätigkeit umfaßt nach Marcus nur einige Tage, während die prophetiſche Thätigkeit längere Zeit ausfüllt. Die Logosidee im 4. Evangelium und die Conſequenz derſelben ſind nicht unmittelbar in Chriſtus gegeben, ſondern erſt in der chriſtlichen Speculation, als Form des Außerordentlichen im Leben Jeſu. Es iſt nun ſchwierig, dies darzuſtellen durch die vier verſchiedenen Berichte (die Evangelien), die mehr judaiſirenden der Synoptiker, die mehr ſpeculativen des Johannes: den

Synoptikern jedoch ist die Priorität einzuräumen. Aber es fehlt die ganze Entwicklungsgeschichte Jesu: die Darstellung beginnt mit der Taufe durch Johannes und schließt mit dem Leiden und der Auferstehung. Halten wir uns an Marcus, so ist der Zusammenhang folgender: Jesus trat zuerst in Galiläa als Prophet unter seinem Volke auf, in begeistertem Glauben eine geistig-sittliche Umgestaltung des Volkes bezweckend, wie es scheint, innerhalb eines Jahres (die ganze Zeit aber ist nicht nothwendig); er erhielt durch seine begeisterte, tief eindringliche Lehre (Bergpredigt, Parabeln) Beifall bei dem besseren Theile des Volkes; zwölf Jünger folgen ihm; er verrichtet Wunder, die meist psychologisch erklärt werden können. Er zog im Lande umher bis zum Passahfest: da fragte er die Jünger, wofür sie und das Volk ihn hielten. „Das Volk", ist die Antwort, „hält dich für einen Propheten". Petrus aber sagt, daß Jesus der Sohn Gottes, der Messias sei. So äußern sich alle drei Synoptiker, obgleich nach Matthäus die Erklärung Jesu über seine Wirksamkeit schon in frühere Zeit fiele. Jesus verbietet nun den Jüngern, dem Volk seine messianische Würde bekannt zu machen. Bei seinem feierlichen Einzuge in Jerusalem erklärt Jesus zuerst öffentlich sich für den Messias; er unterliegt jedoch bald, in einer Woche, den Feinden seines Volkes und den Römern. Diese sprachen das Hauptwort dabei. Darnach wäre die längste Thätigkeit Jesu eine prophetische, während die messianische sich in eine Woche zusammenfaßt. Dennoch hatte dieselbe so tiefe Wurzeln geschlagen, daß der Glaube an ihn sich neu belebte, daß die Jünger den Auferstandenen schauten. In Galiläa

oder Jerusalem bildete sich die erste Gemeinde; von Lucas wird dieselbe nach Jerusalem verlegt, nach Matthäus müßte sie nach Galiläa fallen. Die ganze Thätigkeit erscheint als Act der Begeisterung lebendig theokratischen Geistes.

Als die Gemeinde sich gebildet hatte und in derselben der Glaube an Jesus als den Messias, der erschienen in Niedrigkeit und bald wiederkehren werde in Herrlichkeit, so bildete sich eine doppelte Auffassung der Würde und des Werkes und des Verhältnisses zum Stifter, 1) eine mehr judaisirende, an gegebene jüdische Anschauungen anknüpfend; 2) eine helleniſtische. Die erstere ist in den Synoptikern, der Apostelgeschichte und Apokalypse vertreten: Jesus wird aufgefaßt als der erschienene Messias (υἱὸς τοῦ θεοῦ, aus Ben Jehova), der Messias als Sohn Jehova's, d. i. nach theokratischem Verhältniß als ausgesandter Stellvertreter Jehova's auf Erden und durch den Geist erfüllt, nicht von physischer Zeugung, oder 2) als υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου (aus Daniel 7, 13 und 14, ursprünglich nicht vom Messias gesagt, sondern vom theokratischen Volke, Menschensohn; im Zeitalter Christi jedoch auf den Messias gedeutet, aber ohne tiefsinnige Bestimmung, synonym mit υἱὸς τοῦ θεοῦ). Das Wunderbare im Erscheinen Christi wurde nun bald durch die übernatürliche Zeugung Jesu durch den heiligen Geist aufgefaßt, bald durch Mittheilung des Geistes bei der Taufe durch Johannes; dann galt Jesus schon als Prophet (nach Analogie des Alten Testaments).

Die Wiederkunft Christi war nothwendige Annahme wegen des Glaubens an die messianische Würde Jesu. Jesus war in Niedrigkeit erschienen, daher wurde das Erscheinen

verdoppelt; das erste wurde nur als Vorbereitung betrachtet, die Wiederkunft (Daniel 7, 13 und 14) als Erscheinen in der Herrlichkeit. Die erlösende Thätigkeit durch den Tod hat diese Richtung nur in einzelnen Momenten, bei der Verkündigung des Leidens und der Einsetzung des heiligen Abendmahls, während bei der andern Auffassung dies die Grundlage bildet. Die specifische Würde Christi ist nicht klar genug; daher die zweite speculative Auffassung zuerst von Paulus, dann vom Verfasser des Briefes an die Hebräer, dann von Johannes im Evangelium und ersten Brief, selbst in der Apokalypse. Schwerlich war Paulus der Erste, der diese Anschauung ausbildete, denn er erwähnt, daß Jesus der Christ zur Erlösung gestorben und das Abendmahl eingesetzt habe, als überkommene Lehre. Schon vor Paulus war eine weitere Fortbildung der christlichen Lehre gegeben in der Apostelgeschichte. Stephanus, als Vermittler einer ähnlichen Anschauung, ging aus vom hellenistischen Judenthum. Die hellenistische Logos-Idee wurde mit der vom Messias in Verbindung gesetzt: der Messias als Sohn Gottes ist die Verkörperung eines göttlichen Wesens, das, von Gott dem Vater unterschieden, als die offenbar gewordene Vernunft Princip aller menschlichen Erkenntniß schon vor Christo, in Christo Fleisch geworden, um die Menschheit zu erlösen.

Es sind nun drei Stadien der Entwicklung zu unterscheiden. 1) Das göttliche Princip vor der Menschwerdung. 2) das göttliche Princip Fleisch geworden, in Christo erscheinend, 3) die Wirksamkeit des göttlichen Princips in der Erhöhung Christi: durch diese Unterscheidung ist der Grund gelegt zur Lehre von der Dreieinigkeit. 1) Das Göttliche

vor der Menschwerdung. Beim Betrachten des Höhern in Christo (Sohn Gottes) wird zurückgegangen auf vorhandene, speculative Anschauungsweise, die in populärer Weise angewandt wird, jedoch so, daß die speculative Grundanschauung deutlich zu erkennen ist. Dahin geht die Darstellung beim Apostel Paulus (Col. I, 15—18): Christus Abbild des unsichtbaren Gottes (τοῦ θεοῦ τοῦ ἀοράτου), πρωτότοκος πάσης κτίσεως. „Abbild" führt auf das sichtbare Erscheinen, ist von Christo gebraucht; das Göttliche der sichtbaren Erscheinung ist aber auch schon vorher da und Princip bei der Schöpfung ὅτι ἐν αὐτῷ ἐκτίσθη τὰ πάντα καὶ δι' αὐτοῦ καὶ εἰς αὐτόν (für ihn); drei Momente sind „in ihm" der Idee nach, weil er Alles zuerst dem Gedanken nach in sich trug, durch ihn, als Vermittler der wirklichen Weltschöpfung, für ihn, sofern Alles in ihm eine Einheit bildet. So Hebr. 1, 3 ἀπαύγασμα .... καὶ χαρακτὴρ τῆς ὑποστάσεως αὐτοῦ. Ebenso Evangelium Johannis: „Im Anfang der Logos", im Anfang, das ist, ehe eine Welt da war, die objectiv gesetzte Offenbarung Gottes als ideale Welt, „und der Logos war bei Gott", d. i. die Gott beigeordnete Entfaltung des göttlichen Wesens, „und der Logos war selbst Gott", dieser war im Anfang bei Gott, ohne ihn ist nichts geworden von Allem, was geworden ist, „in ihm ist das Leben, das Licht des Menschen" Joh. 1, 4. Bei Johannes wird sogar das subjective Bewußtsein Jesu in Beziehung auf diesen Zustand der Präexistenz aufgefaßt. „Ehe Abraham war, bin ich gewesen" Joh. 1, 18. Diese wissenschaftliche Erscheinung haben wir schon in Jesus Sirach 24, Weisheit 7 und 8, aber das specifisch Christliche ist, daß es in Beziehung zum Messias

Geiſt, oder dem menſchlichen Selbſtbewußtſein, die Quelle, aus der ſie herzuleiten ſind, aufſucht. Es genügt Kant nicht, daß uns die Dinge in beſtimmten Verhältniſſen des räumlichen Zuſammenſeins und der zeitlichen Aufeinanderfolge erſcheinen, ſondern er fragt, wie ſie uns ſo erſcheinen können. Er beruhigt ſich nicht bei der Erfahrung, daß gewiſſe Begriffe, wie die des Dinges und ſeiner Eigenſchaften, der Urſache und der Wirkung u. ſ. w., gewiſſe Grundſätze, wie der Satz des Widerſpruchs oder des zureichenden Grundes, in unſerm Denken vorkommen, ſondern er will wiſſen, wie ſie uns entſtehen, er will die Bedingungen kennen lernen, von denen es abhängt, daß wir das Gegebene unter Begriffe faſſen und nach Grundſätzen beurtheilen, die uns weder unmittelbar in der Erfahrung, noch auch vor der Erfahrung, als angeborne Ideen, gegeben ſind. Die allgemeinſte von dieſen Bedingungen findet er nun in unſerer geiſtigen Selbſtthätigkeit. Sie iſt die tiefſte Quelle, der letzte Erklärungsgrund unſerer Vorſtellungen. Die Dinge ſind nicht an ſich ſelbſt in Raum und Zeit, ſondern wir ſind es, die ſie unter der Form des Raumes und der Zeit zur Einheit der Anſchauung zuſammenfaſſen.

Vatke hatte am 27. Januar 1855 vor der philoſophiſchen Geſellſchaft in dieſem Sinne über „das Ding an ſich und die Erſcheinung nach Kant“ geſprochen und, wie Michelet in ſeinen „Gedanken“ *) erzählt, „eine ziemlich ſtürmiſche Debatte“ hervorgerufen, die aber ſtürmiſch namentlich durch den Widerſpruch der reinen Hegelianer ge-

*) 1. Bd. Seite 243.

worden war. Vatke hatte entwickelt, daß die von Kant aufgeworfene Schwierigkeit über die Relativität des Erkennens auch von dessen spätesten Nachfolgern, Hegel nicht ausgenommen, entweder umgangen oder nur scheinbar gelöst wäre*). Die Abhandlung Vatke's, die in derselben Gesellschaft über „die Selbstvermittlung des Absoluten" am 22. Mai 1844 von ihm gelesen worden war, bewegte sich noch streng in Hegel'schen Kategorien, wenn auch schon bestrebt, dem Gottesbegriff Hegel's sich zu entziehen. Die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit eines Wissens, welches über die Erfahrung hinausgeht, ließ Vatke um so genauer auf die Resultate der exacten Naturforschung achten, und mit welcher Umsicht er hierbei verfuhr, davon zeugt eine stattliche Reihe durchstudirter Werke von Arago, Laplace, Humboldt, Voigt, Burmeister, Liebig, Bernstein, Joh. Müller, Helmholtz und Anderen, die in seiner reichen Bibliothek neben Hegel und Kant einen Ehrenplatz hatten. Als geschulter Kritiker wußte er, was die Naturwissenschaft ihm bot, wissenschaftlich so behutsam zu verwerthen, daß er nicht Gefahr lief, einer materialistischen Richtung zu nahe zu kommen. Es hatten ihn alle diejenigen Hegelianer, die ihn den Atomisten zuzurechnen im Begriff waren, gerade so falsch verstanden, wie diejenigen Theologen, die aus einzelnen Zuge-

*) Michelet hat bei Erörterung der Frage: „Wo stehen wir jetzt in der Philosophie?" (Der Gedanke. Siebenter Band. S. 8. 1867) Zeller und Vatke als Pseudohegelianer hingestellt, die bemüht wären, durch das Zurückgreifen auf den Kantischen Kriticismus „der Hegel'schen Dialectik den Garaus zu machen".

ſtändniſſen an die kritiſchen Forſchungen der Ewald, Hupfeld, Bleek und Dillmann ſchließen zu dürfen meinten. Vatke wäre zu ſeiner Religion des Alten Teſtaments, die für die moderne Kritik grundlegend wurde, ſpäterhin ſelbſt in ein polemiſches Verhältniß getreten. Als Exeget blieb er genau ſo in der Negation, wie als Religionsphiloſoph im Idealismus, was aus ſeiner Beurtheilung des Strauß'ſchen „Alten und neuen Glaubens" klar hervorgeht, die wir noch kennen lernen werden.

Die Entwicklung des Geiſtes erſchien Vatke normal, wenn ſie eine ſtetig ſich bewegende iſt, und deshalb kannte ſein Denken keine Ruhe; aber es widerſtand ihm, wie alles Einſeitige, alles ſich Ueberſtürzende, und ſo geſtaltete ſich ſein Erkennen wie ſein Empfinden harmoniſch. Wenn wir ſagten, er hätte mit der Zeit mehr an Kant als an Hegel ſich gehalten, ſo ſchloß dieſe veränderte Stellungsnahme, deren Gründe wir darlegten, nicht aus, daß im Jahre 1870 am hundertjährigen Geburtstage Hegel's Vatke als berufener Feſtredner das Wort nehmen und ſeinen Lehrer als einen der eminenteſten Denker feiern konnte. Hatte doch Hegel's Philoſophie des Geiſtes ſeinem Syſtem weite Verbreitung und weitgreifenden Einfluß geſichert; davon geben die Rechtsphiloſophie und Religionsphiloſophie genügend Zeugniß. Nur fragte es ſich bei der Hegelfeier, ob ſchlechtweg bei Hegel ſtehen zu bleiben wäre, und dieſe Frage verneinte der Feſtredner unter Hinweis auf Kant und auf die wiſſenſchaftlichen Anſprüche der Gegenwart in ſo maßvollem wie zugleich beſtimmtem Tone, daß ihm alte Hegel'ſche Geſinnungsgenoſſen von 1845, unter dieſen Max Schasler, unbedingt

beipflichteten. Diese Ueberzeugung war der Niederschlag unermüdlicher, fast täglicher Disputationen mit Michelet, den Benarys, Gabler, Trendelenburg und Hotho im Universitäts-Sprechzimmer, an dessen rechtem Fenster die kritischen, an dessen linkem die positiven Docenten ihre Streitfragen discutirten. Auch jede irgend hervorragende literarische Novität wurde dort eifrig durchgenommen; so Hartmann's Philosophie des Unbewußten, von der Vatke bemerkte: „Hartmann's Beobachtungen und beigebrachten Thatsachen sind vortrefflich, die Schlüsse aber daraus und somit der philosophische Standpunkt Hartmann's sind nicht die meinigen", eine Ansicht, die von Twesten und Trendelenburg getheilt wurde. Wie sehr Zeller's Philosophie der Griechen die Berliner Gelehrten im Sprechzimmer beschäftigte, wurde schon erwähnt. Gegen Schopenhauer verhielt sich Vatke abwehrend; er pflegte zu sagen, über dessen geistreiche Paradoxie wäre nichts weiter zu reden, nachdem ihn Michelet genügend abgefertigt hätte. Die groben und handgreiflichen Widersprüche im System Schopenhauer's hielten Vatke nicht ab, dessen reichen Kenntnissen volle Anerkennung zu zollen.

Die Sprechzimmer-Gespräche waren für Alle anregend; sie ließen hervortreten, wer von den Docenten recht eigentlich im Mittelpunkt der geistigen Bewegung stand, und darum wurde es von den Collegen jedes Mal als eine Lücke empfunden, wenn Vatke nicht zur Stelle war, auch weil Alle wohl die Ansicht Zeller's theilten, der später einmal gesagt hatte: „Ich kenne keinen Gelehrten, der so viel Wissen präsent gehabt hat, als Vatke."

Aus Vatke's historischer Einleitung zur philosophischen Theologie*).

„Das Christenthum ging ursprünglich zwar vom orthodoxen Judenthum aus, theoretisch aber wurde es durch das hellenistische Judenthum ausgebildet, so daß das orthodoxe Judenthum sich davon abwandte, da es Heidenthum darin fand; das Judenthum zog sich so auf sein eigenes, engeres Princip zurück. So hat sich der Monotheismus in seiner reinen, abstracten Gestalt erhalten bis jetzt.

Wenn wir eine streng geschichtliche Darstellung vom Leben des Stifters der christlichen Religion und ein Bild der ersten Gemeinde besäßen, so wäre mancher wissenschaftliche Streit damit abgeschnitten. Aber im Neuen Testament sind keine gleichzeitigen Quellen, keine nach streng geschichtlicher Rücksicht geschiedenen Werke gegeben. Die ältesten Schriften des Neuen Testaments sind die Paulinischen Briefe: dies ist wichtig, um den Zweifel bei den andern Schriften des Neuen Testaments niederzuschlagen, aber nicht ausreichend, um ein sicheres historisches Resultat zu begründen. Die Paulinischen Briefe entstanden zwischen den Jahren 52 und 64 n. Chr., dann folgt wahrscheinlich der Brief an die Hebräer (zwischen 64 und 70); die Apoka-

*) Nach einem Collegienheft Theodor Vatke's.

Typse des Johannes entstand Ende des Jahres 68 oder Anfang 69. Nach dem Jahre 70 beginnt dann die Literatur der Evangelien: die synoptischen in merkwürdigem Verwandtschaftsverhältniß setzen eine gemeinsame griechische Quellenschrift voraus; nach dem Jahre 70. Zuerst schrieb Matthäus mit Benutzung der ältern Quellenschrift, im Laufe des ersten Jahrhunderts (zwischen den Jahren 80 und 100), dann Lucas (der den Matthäus nicht kennt), mit Benutzung anderer Schriften, die in Paulinischen Kreisen entstanden sind, daher die paulinische Färbung bei demselben, wie in der Apostelgeschichte. Dann schrieb Marcus mit Vergleichung des Lucas. Marcus hat den ursprünglichen Zusammenhang der Erzählung festgehalten; dies hat er nicht aus Matthäus genommen, sondern vorgefunden, während Matthäus und Lucas durch Erweiterung und Umstellung größerer Massen sich characterisiren.

Das Johannes-Evangelium entstand mit Benutzung der andern Evangelien im 2. Jahrhundert; es führt die helleniſtische Anschauungsweise auf Grund der speculativen Logos-Idee durch; dies muß man voraussetzen.

Die ganze Dauer der messianischen Thätigkeit umfaßt nach Marcus nur einige Tage, während die prophetische Thätigkeit längere Zeit ausfüllt. Die Logosidee im 4. Evangelium und die Consequenz derselben sind nicht unmittelbar in Christus gegeben, sondern erst in der christlichen Speculation, als Form des Außerordentlichen im Leben Jesu. Es ist nun schwierig, dies darzustellen durch die vier verschiedenen Berichte (die Evangelien), die mehr judaisirenden der Synoptiker, die mehr speculativen des Johannes: den

Synoptikern jedoch ist die Priorität einzuräumen. Aber es fehlt die ganze Entwicklungsgeschichte Jesu: die Darstellung beginnt mit der Taufe durch Johannes und schließt mit dem Leiden und der Auferstehung. Halten wir uns an Marcus, so ist der Zusammenhang folgender: Jesus trat zuerst in Galiläa als Prophet unter seinem Volke auf, in begeistertem Glauben eine geistig-sittliche Umgestaltung des Volkes bezweckend, wie es scheint, innerhalb eines Jahres (die ganze Zeit aber ist nicht nothwendig); er erhielt durch seine begeisterte, tief eindringliche Lehre (Bergpredigt, Parabeln) Beifall bei dem besseren Theile des Volkes; zwölf Jünger folgen ihm; er verrichtet Wunder, die meist psychologisch erklärt werden können. Er zog im Lande umher bis zum Passahfest: da fragte er die Jünger, wofür sie und das Volk ihn hielten. „Das Volk", ist die Antwort, „hält dich für einen Propheten". Petrus aber sagt, daß Jesus der Sohn Gottes, der Messias sei. So äußern sich alle drei Synoptiker, obgleich nach Matthäus die Erklärung Jesu über seine Wirksamkeit schon in frühere Zeit fiele. Jesus verbietet nun den Jüngern, dem Volk seine messianische Würde bekannt zu machen. Bei seinem feierlichen Einzuge in Jerusalem erklärt Jesus zuerst öffentlich sich für den Messias; er unterliegt jedoch bald, in einer Woche, den Feinden seines Volkes und den Römern. Diese sprachen das Hauptwort dabei. Darnach wäre die längste Thätigkeit Jesu eine prophetische, während die messianische sich in eine Woche zusammenfaßt. Dennoch hatte dieselbe so tiefe Wurzeln geschlagen, daß der Glaube an ihn sich neu belebte, daß die Jünger den Auferstandenen schauten. In Galiläa

oder Jerusalem bildete sich die erste Gemeinde; von Lucas wird dieselbe nach Jerusalem verlegt, nach Matthäus müßte sie nach Galiläa fallen. Die ganze Thätigkeit erscheint als Act der Begeisterung lebendig theokratischen Geistes.

Als die Gemeinde sich gebildet hatte und in derselben der Glaube an Jesus als den Messias, der erschienen in Niedrigkeit und bald wiederkehren werde in Herrlichkeit, so bildete sich eine doppelte Auffassung der Würde und des Werkes und des Verhältnisses zum Stifter, 1) eine mehr judaisirende, an gegebene jüdische Anschauungen anknüpfend; 2) eine helleniſtische. Die erstere ist in den Synoptikern, der Apostelgeschichte und Apokalypse vertreten: Jesus wird aufgefaßt als der erschienene Messias (υἱὸς τοῦ θεοῦ, aus Ben Jehova), der Messias als Sohn Jehova's, d. i. nach theokratischem Verhältniß als ausgesandter Stellvertreter Jehova's auf Erden und durch den Geist erfüllt, nicht von physischer Zeugung, oder 2) als υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου (aus Daniel 7, 13 und 14, ursprünglich nicht vom Messias gesagt, sondern vom theokratischen Volke, Menschensohn; im Zeitalter Christi jedoch auf den Messias gedeutet, aber ohne tiefsinnige Bestimmung, synonym mit υἱὸς τοῦ θεοῦ). Das Wunderbare im Erscheinen Christi wurde nun bald durch die übernatürliche Zeugung Jesu durch den heiligen Geist aufgefaßt, bald durch Mittheilung des Geistes bei der Taufe durch Johannes; dann galt Jesus schon als Prophet (nach Analogie des Alten Testaments).

Die Wiederkunft Christi war nothwendige Annahme wegen des Glaubens an die messianische Würde Jesu. Jesus war in Niedrigkeit erschienen, daher wurde das Erscheinen

verdoppelt; das erste wurde nur als Vorbereitung betrachtet, die Wiederkunft (Daniel 7, 13 und 14) als Erscheinen in der Herrlichkeit. Die erlösende Thätigkeit durch den Tod hat diese Richtung nur in einzelnen Momenten, bei der Verkündigung des Leidens und der Einsetzung des heiligen Abendmahls, während bei der andern Auffassung dies die Grundlage bildet. Die specifische Würde Christi ist nicht klar genug; daher die zweite speculative Auffassung zuerst von Paulus, dann vom Verfasser des Briefes an die Hebräer, dann von Johannes im Evangelium und ersten Brief, selbst in der Apokalypse. Schwerlich war Paulus der Erste, der diese Anschauung ausbildete, denn er erwähnt, daß Jesus der Christ zur Erlösung gestorben und das Abendmahl eingesetzt habe, als überkommene Lehre. Schon vor Paulus war eine weitere Fortbildung der christlichen Lehre gegeben in der Apostelgeschichte. Stephanus, als Vermittler einer ähnlichen Anschauung, ging aus vom helleniſtischen Judenthum. Die helleniſtische Logos-Idee wurde mit der vom Messias in Verbindung gesetzt: der Messias als Sohn Gottes ist die Verkörperung eines göttlichen Wesens, das, von Gott dem Vater unterschieden, als die offenbar gewordene Vernunft Princip aller menschlichen Erkenntniß schon vor Christo, in Christo Fleisch geworden, um die Menschheit zu erlösen.

Es sind nun drei Stadien der Entwicklung zu unterscheiden. 1) Das göttliche Princip vor der Menschwerdung, 2) das göttliche Princip Fleisch geworden, in Christo erscheinend, 3) die Wirksamkeit des göttlichen Princips in der Erhöhung Christi: durch diese Unterscheidung ist der Grund gelegt zur Lehre von der Dreieinigkeit. 1) Das Göttliche

vor der Menschwerdung. Beim Betrachten des Höhern in Christo (Sohn Gottes) wird zurückgegangen auf vorhandene, speculative Anschauungsweise, die in populärer Weise angewandt wird, jedoch so, daß die speculative Grundanschauung deutlich zu erkennen ist. Dahin geht die Darstellung beim Apostel Paulus (Col. I, 15—18): Christus Abbild des unsichtbaren Gottes (τοῦ θεοῦ τοῦ ἀοράτου), πρωτότοκος πάσης κτίσεως. „Abbild" führt auf das sichtbare Erscheinen, ist von Christo gebraucht; das Göttliche der sichtbaren Erscheinung ist aber auch schon vorher da und Princip bei der Schöpfung ὅτι ἐν αὐτῷ ἐκτίσθη τὰ πάντα καὶ δι' αὐτοῦ καὶ εἰς αὐτόν (für ihn); drei Momente sind „in ihm" der Idee nach, weil er Alles zuerst dem Gedanken nach in sich trug, durch ihn, als Vermittler der wirklichen Weltschöpfung, für ihn, sofern Alles in ihm eine Einheit bildet. So Hebr. 1, 3 ἀπαύγασμα .... καὶ χαρακτὴρ τῆς ὑποστάσεως αὐτοῦ. Ebenso Evangelium Johannis: „Im Anfang der Logos", im Anfang, das ist, ehe eine Welt da war, die objectiv gesetzte Offenbarung Gottes als ideale Welt, „und der Logos war bei Gott", d. i. die Gott beigeordnete Entfaltung des göttlichen Wesens, „und der Logos war selbst Gott", dieser war im Anfang bei Gott, ohne ihn ist nichts geworden von Allem, was geworden ist, „in ihm ist das Leben, das Licht des Menschen" Joh. 1, 4. Bei Johannes wird sogar das subjective Bewußtsein Jesu in Beziehung auf diesen Zustand der Präexistenz aufgefaßt. „Ehe Abraham war, bin ich gewesen" Joh. 1, 18. Diese wissenschaftliche Erscheinung haben wir schon in Jesus Sirach 24, Weisheit 7 und 8, aber das specifisch Christliche ist, daß es in Beziehung zum Messias

geſetzt wurde. 2) Die Wirklichkeit des Logos in der Perſon Chriſti wird beſonders von Paulus und Johannes Phil. 2, 6—8 gelehrt, Jeſus als Muſter der Demuth dargeſtellt: ὃς ἐν μορφῇ θεοῦ ὑπάρχων οὐχ ἁρπαγμὸν ἡγήσατο (griff nicht begierig darnach) τοῦ εἶναι ἴσα θεῷ, ἑαυτὸν ἐκένωσε, μορφὴν δούλου λαβὼν καὶ σχήματι εὑρεθεὶς ὡς ἄνθρωπος ... Obgleich Chriſtus in der Geſtalt Gottes war, als Menſch, ſo griff er doch nicht begierig darnach Gott gleich zu ſein, vielmehr den Menſchen gleich erſchien er dienend, die göttliche Würde trat erſt ſpäter als Lohn für ſein Leiden hinzu. Chriſtus alſo iſt das göttliche Princip, doch iſt er Gott nicht gleich, iſt kein Gegenſtand der Anbetung (κύριος), ſondern dienend. Das wird er erſt ſpäter. Wie aber kann ein Subject göttliche Form haben und doch Gott nicht gleich ſein, und wie kann Jemand, der Gott nicht gleich iſt, Gott gleich werden? Die menſchliche Natur erklärt hier nichts, denn Einheit des Subjects wird vorausgeſetzt, daher verhält es ſich nach Analogie der ganzen Lehre ſo, daß die göttliche Macht, welche ſich beim Logos im Welterhalten offenbart, durch das individuelle Erſcheinen auf Erden beſchränkt, aufgehoben iſt mit der Erhöhung zur Rechten Gottes, wo er thront als der Herrſchende über die Kirche.

Das individuelle Erſcheinen Chriſti auf Erden iſt alſo ein Zuſtand, in welchem er nicht Gott gleich war. (Phil. 2, 6—8 wollte Schleiermacher nicht als dogmatiſche Beweisſtelle anerkennen, weil ſie paränetiſch ſei, aber dies iſt faſt das ganze Neue Teſtament.) Ueber das κενοῦν ἑαυτόν iſt man nun zweifelhaft geweſen, ob eine bloße κρύψις oder wirkliche κένωσις anzunehmen ſei. Das göttliche Princip

in Christo (λόγος) und die concrete Person wird als ein Subject gesetzt. Christus ist zwar seinem Princip nach göttlich und bei seiner Erhöhung der Herr, während seines historischen Daseins aber nicht Gott gleich. Damit stimmt die sonstige Paulinische Lehre. Paulus betrachtet den historischen Christus (Röm. 5, 15 u. 19. Tim. 4, 5) als ἄνθρωπος, aus Davids Geschlecht. Gal. 4, 5 ὑπὸ νόμον εἶναι ist gleich Ἰουδαῖον εἶναι. Er erschien arm, obgleich die himmlische δόξα in ihm war, gekreuzigt ἐξ ἀσθενείας 2 Cor. 13, 4; hatte einen Leib wie die übrigen Menschen, σάρξ ἁμαρτίας Röm. 8, 3, aber ohne Sünde. Die Sündlosigkeit Jesu war dogmatische Ansicht nach Jesaia 53. Der Paulinische historische Christus wird aber oft anders dargestellt. Nach Col. 1, 20; 2, 9 u. 10 ist in Christo die ganze Fülle der Gottheit σωματικῶς (= ὡς σῶμα) organisch, sofern der verklärte Christus der Geist ist, in dem der historische Christus wohnte. Aehnlich urtheilt der Verfasser des Hebräerbriefes, die wahre Menschheit Christi sei mit der Logosidee vereinigt, der historische Christus allen Brüdern gleich (Hebr. 4, 15; 7, 26), aber ohne Sünde; er betet und lernt Gehorsam, Hebr. 5, 7—9; so gelangt er zur τελείωσις, 7, 28. Am höchsten hat Johannes den historischen Christus mit geistigen Vorzügen ausgestattet: die Logosidee ist auch die historische Erscheinung des Verklärten.

Bei Johannes erscheint Jesus als durchaus wunderbar, ausgerüstet mit dem göttlichen Geiste, der λόγος in ihm Fleisch, Joh. 3, 34. Kraft desselben (4, 17) durchschaut Christus die Menschen, offenbart eine δόξα. Johannes läßt alle Wunder aus, die natürlich gedeutet werden können. Die

Johanneischen Wunder sind viel charakteristischer als die der Synoptiker; besonders zeigt sich dies im Selbstbewußtsein Christi, Joh. 12, 44; 14, 9. Die Identität zwischen ihm und dem Vater soll auch in allen Gläubigen verwirklicht werden; aber Christus bezeichnet doch den Vater in so eigenthümlicher Weise, daß die Juden darin Gotteslästerung sahen (5, 18); ebenso die Erinnerung (17, 3) an die frühere Herrlichkeit: ehe Abraham war, war ich (8, 58), als Logos. Das ganze Selbstbewußtsein Christi wird bei Johannes nach der Logosidee aufgefaßt. Johannes unterscheidet doch die irdische Erscheinung von der Verklärung (die δόξα), erst durch die Auferstehung (17) wird die frühere Herrlichkeit wiedererlangt.

In Bezug auf den erhöhten Christus zeigen sich bei allen Neutestamentlichen Schriftstellern gemeinsame und besondere Anschauungen. Das Gemeinsame stützt sich auf Alttestamentliche Stellen, Psalm 110, 1—3, Daniel 7, 13 u. 14. Der Messias sitzt zur Rechten Gottes, um Theil zu nehmen an der göttlichen Herrschaft. Daniel spricht vom Antritt der theokratischen Herrschaft des Messias. Daraus wurden die drei Hauptmomente, Auferstehung und Erhöhung zur Rechten Gottes genommen. Der Hingang zum Vater ist schon von Paulus und vom Verfasser des 4. Evangeliums ausgebildet. Was die Wiederkunft Christi zum Gericht anlangt, so glaubte man, daß Christus noch für die damals lebende Generation wiedererscheinen werde, Matth. 10, 23; 16, 28; 24, 14. Es sind Einige, die nicht sterben werden, bis sie des Menschen Sohn sehen werden in seiner Macht (ἡ γενεὰ αὕτη) Marc. 13, 24—30. Bei Lucas wird ein etwas größerer Zwischenraum angenommen; bis zur Zer-

störung von Jerusalem und der Wiederkunft. Paulus denkt auch noch dies zu erleben. Johannes hat es ausgelassen, wohl weil, als er schrieb, der Termin schon verstrichen war. Dies kann aber nicht ohne Weiteres Christus beigelegt werden, sondern drückt die Hoffnung der ersten Gemeinde aus. Als Jerusalem zerstört wurde, ward dies als Zeichen der Wiederkunft aufgefaßt. Ep. Joh. I „Jetzt ist die letzte Zeit der Welt." Für die buchstäbliche Auffassung des Neuen Testaments ist diese Stelle ein schwer zu überwindender Stein gewesen, weil er nicht zu überwinden ist. Seit dem 4. Jahrhundert (Eusebius) wird die Wiederkunft in ferne Zukunft versetzt (ans Ende der Tage), Origenes hofft sie noch in der Nähe.

Das Weltgericht wird gewöhnlich dem Messias beigelegt. Die Ueberwindung aller Feinde ist eine Folgerung aus Psalm 110. Dies sind lauter Anschauungen, die das Gepräge ihrer Zeit an sich tragen: wenn keine andren Bestimmungen vom erhöhten Christus vorhanden wären, so wären wir in Verlegenheit. Wir haben aber eine tiefsinnige Auffassung bei Paulus und Johannes. Bei Paulus hat der erhöhte Christus göttliche Macht, wirkt kraft derselben in allen Gläubigen, Col. 1, 20. Col. 2, 9—10 ist am klarsten: „Denn in ihm wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig. Und ihr seid vollkommen in ihm, welcher ist das Haupt aller Fürstenthümer und Obrigkeit." Die ganze Fülle der göttlichen Offenbarung vermittelt sich durch den verklärten Christus. Er ist als der allgemeine Geist vorgestellt, die Gläubigen als Leib oder Tempel, als Haupt des Leibes oder 2 Cor. 12, 12 als die Alle durchströmende Einheit.

Ihr seid σῶμα Χριστοῦ καὶ μέρη ἐκ μέρους. Die ganze Fülle der Gottheit ist organisch in Christo und ihr Gläubigen seid, erfüllt davon, aufgenommen in die Einheit. Das σωματικῶς ist früher substantialiter gedeutet worden oder corporaliter, ὡς ἐν σώματι, vere et realiter; aber σωματικῶς ist gleich ὡς σῶμα. Der Geist kann nur bildlich σωματικῶς sein, kann nur sich organisch entfalten. In Ephes. 3, 19 wird geradezu die Kirche als σῶμα dargestellt. Die ganze Paulinische Lehre von Christus und von seinem Wirken steht in innigem Zusammenhang mit dieser Anschauung (ἴσα τῷ θεῷ). Damit stimmt das Ev. Joh. überein. Johannes hebt hervor, daß die Einzelheit des historischen Christus verschwinden mußte, damit der geistige eintreten konnte. „Es ist euch nütze, daß ich gehe, sonst kommt der παράκλητος nicht zu euch"; die Einheit des Vaters mit dem verklärten Christus wird von Johannes durchgeführt, besonders im Bilde vom Weinstock. Darin ist der geistige Gehalt des sonst bloß als Anschauung gegebenen „Sitzen zur Rechten Gottes" zu finden. Diese Macht offenbart Christus als immanenter Geist der Kirche. Als Logos ist das Göttliche in Christus Weltschöpfer und Welterhalter (die göttliche Vernunft). Das Princip der göttlichen Vernunft erschien in endlicher Schranke, hatte aber μορφὴ θεοῦ, das göttliche Princip in sich, aber nicht allgemein. Daher ist er verklärt, als κύριος Gegenstand der Anbetung. So kann man, wenn man das Speculative genauer bestimmt, dies als das Wahre und Bleibende, als wahre Anschauung ansehen, was nicht möglich ist bei der Kirchenlehre. Gott-Vater, dasselbe was wir als das ewig unerschöpfliche Wesen ansehen, mußte im

historischen Christus als Individuum, im verklärten als Allgemeines erscheinen. Das erste Moment ist der Vater, das zweite der Logos als Idee, das dritte der historische und verklärte Christus (Individuum und Allgemeines). Dies wird nun verschieden gefaßt: 1) Christus als Messias, 2) als Menschwerdung des göttlichen Princips.

Das Werk Christi anlangend, so sind auch hier in der Auffassung einige Differenzen, sofern die prophetische Thätigkeit Jesu im Messianischen, andererseits in der Erlösung überwiegt. Die prophetische Thätigkeit gipfelt in der begeisterten Verkündigung einer neuen Gestalt der Theokratie sowie in der Erweiterung des Gesichtspunktes der Theokratie und Gründung einer lautern Gesinnung. Dies ist besonders ausgeführt in objectiver Darstellung in den drei synoptischen Evangelien, am Großartigsten in der Bergpredigt, bei Lucas (6) mehr ebionitisch, bei Matthäus in Erweiterung (auch judaisirend) gegen eine antinomistische Richtung. Sie ist eine Antithese gegen die mit der Pauliniſchen gegebene Richtung (wer nur ein Häkchen aufhebt am Gesetz, der soll der Kleinste im Gottesreich sein). Ein Kern in der Bergpredigt ist gewiß ächt und von Jesu. Dazu kommt das sittliche Leben Jesu selbst, dogmatisch als Sündlosigkeit aufgefaßt (Jesaia 53). Während aber bei den Synoptikern der Inhalt des Reiches Gottes die neue Gesinnung seiner Bürger ist, so redet Jesus bei Johannes meist von sich selbst. Der Logos, der historische und der erhöhte Christus werden aber in der populären Auffassung als dasselbe Ich betrachtet. — Die Erlösung wird in dieser prophetischen Darstellung der Synoptiker nur ganz im Allgemeinen als μετάνοια aufgefaßt, dagegen ist

die Vergebung der Sünden in der Ausführung der Synoptiker gar nicht erwähnt, nur bei der Verkündigung des Todes Christi und der Einsetzung des heiligen Abendmahles ist sie angedeutet. Johannes hat schon mehr davon aufgenommen.

Von großer Bedeutung ist die Auffassung des Todes Christi als eines Opfertodes, veranstaltet von Gott, um für die sündige Menschheit Versöhnung mit Gott, zu bewirken. Bei Lucas, Cap. 24, findet sich die interessante Erzählung, wie Jesus den Jüngern auf dem Gange nach Emmaus erscheint. Der Messias, heißt es, mußte leiden und sterben, eine Ansicht, die die Jünger vorher nicht hatten. Also erst nach Jesu Tode ging den Jüngern das Verständniß dieses Todes im Zusammenhang mit der Alttestamentlichen Weissagung Jes. 53 auf. So bildet sich bei Lucas die Lehre vom Opfertode Christi. Paulus hat dieselbe 1 Cor. 11 bestimmter ausgebildet. σωτηρία, ἀπολύτρωσις (Erlösung), beide Ausdrücke bezeichnen 1) Vergebung der Sünde, Aufhebung der Strafe, 2) die Befreiung von der Macht der Sünde und von der Macht des Satans. Die Menschheit wird errettet vom Satan und von der Sünde für das Gottesreich. Die Versöhnung wird nicht durch die prophetische Thätigkeit Jesu, sondern allein durch seinen Tod bewirkt, sofern in demselben ein Sühnopfer (Röm. 3, 25) gegeben ist. Was litt nun Christus und in wiefern ist sein Tod stellvertretend? Die einzelnen Momente sind hierbei nicht dialektisch genau durchgeführt. Aber der Tod Jesu wird überall für dies stellvertretende Moment angesehen. Nie werden im Neuen Testament Christo Höllenqualen als erduldet zugeschrieben. Während

aber die Synoptiker im Garten von Gethsemane den Todeskampf bei Christo eintreten lassen, ist Jesus bei Johannes frei und ohne Kampf, selbst am Kreuz noch sorgend, und endet verklärt. Daher duldet Christus nicht eigentlich die Strafe der Menschen. Alle Lehren des Neuen Testaments wurden nun später weitergebildet, aber der Mittelpunkt, die Erlösungslehre, nicht, sondern sie ist entweder ganz unbestimmt gehalten, wie bei den Kirchenvätern, oder mythologisch (von Irenäus an, bis Gregor von Nazianz dagegen auftritt). Jesus gab dem Satan ein λύτρον. Dann kam Anselmus mit seiner Lehre von der Satisfaction, widerlegt von Scotus und Thomas von Aquin, bis die sittliche Auffassung, von den Socinianern vorbereitet, von Schleiermacher durchgeführt wurde."

Zuführung neuer Freunde. Das Jahr 1860.

Während die preußischen Studirenden der Theologie dem Einfluß Vatke's sich entzogen, auch zu entziehen gezwungen waren, fanden sich in seinen Collegien und in seinem Hause Ausländer zusammen, die mit Empfehlungsschreiben auswärtiger Gelehrten kamen. Am 13. März 1864 schrieb E. Henke aus Marburg an Vatke: „Liebster Vatke! Daß ein amerikanischer Professor der Theologie und Philosoph auf ein Jahr übers Meer nach Deutschland kommt, um die deutsche und zwar besonders noch die Hegel'sche Philosophie und ihre Repräsentanten kennen zu lernen, ist ein so seltenes Ereigniß, daß Du damit hoffentlich auch das ebenfalls nicht häufige entschuldigst, daß ich Dich mit meinem Briefe und mit zugeschickten Menschen belästige. Revd. Edwards A. Park, D.D., ist Professor der Dogmatik am theologischen Seminar der Independenten in Andover (Massachusetts) und der Herausgeber der Zeitschrift Bibliotheca sacra; ein Congregationalist, wie er, scheint aber durch seine dogmatische Professur durchaus nicht vom Studium der Philosophie zurückgehalten und dabei eingeengt zu sein. So wenigstens erscheint mir dieser Mann, welcher Dir mit seiner Lernbegier für Alles, was mit deutscher Philosophie zusammenhängt, für philosophische und theologische Literatur, hoffentlich auch durch seine Erzählungen über amerikanische Zustände nicht un-

intereſſant ſein wird. Entſchuldige wenigſtens, daß ich ihm bei dieſen ſeinen Beſtrebungen nicht abgeſchlagen habe, ihn Dir vorzuſtellen; er verſicherte, ein Amerikaner könne ohnedies Niemand beſuchen. Wie ſchön, wenn mir dies auch noch den Gewinn einbrächte, daß ich einmal wieder etwas von Dir hörte! Seit Zeller von hier fort iſt, iſt die Hoffnung darauf noch geringer geworden. Erhalte wenigſtens Deine alte Geſinnung Deinem alten E. Henke."

Faſt mit jedem Briefe, der von Biedermann einlief, wurde deſſen Lehrer ein neuer Schüler zugeführt, und gerade ſo verfuhren Dav. Strauß und Vaucher in Genf. Dieſe drei hatten auch die Gewohnheit, Vatke fortlaufend von ihren ſchriftſtelleriſchen Plänen zu unterrichten und je nachdem ſeinen Rath zu erbitten. So ſchrieb der Genfer Freund an ihn am 15. Februar 1861: „Monsieur et bien cher maître. Un de mes bons amis de Genève, qui voyage en ce moment en Allemagne, Monsieur le licencié Auguste Chantre, m'avait prié de lui donner pour vous quelques lignes de recommandation. Je ne veux pas laisser passer cette occasion de me rappeler à votre affectueux souvenir. Monsieur Chantre a tenu toutefois à visiter, ne fût-ce que quelques jours, vos principales universités. Berlin ne pouvait manquer de l'attirer. Vous devinez sans peine quels maîtres berlinois je lui ai conseillé de fréquenter. J'aime à croire que vous aurez quelque plaisir à causer avec lui de nos affaires, et je me permets de vous le recommander vivement . . . J'ai fait devant un public assez restreint et très-mélangé un Vortrag sur les Origines du monothéisme (à propos de

la brochure de Mr. Renan); mais il en est de tout cela comme des naufrages de Virgile: rari nantes in gurgite vasto. — A propos du Cantique, je serais fort aisé de savoir ce que vous en pensez. L'interprétation moderne, victorieuse dans l'ensemble, me paraît laisser encore à désirer pour le détail. Il est parfois bien difficile de distinguer les paroles du berger de celles de Salomon. Si l'on pouvait mettre sur le compte de ce dernier tout ce qui sent la recherche et l'artifice, et attribuer à l'autre tout ce qui porte la vive empreinte de la nature, l'affaire serait bientôt faite. Mais le peut-on sans scrupule? La Sulamite par exemple parle souvent les deux langues. Pourquoi n'en serait-il pas de même en quelques endroits du berger? Bref, malgré tout le respect que je professe pour les travaux d'Ewald, de Hitzig, de Renan etc., j'avoue être loin d'y voir clair. — Votre Pentateuque, où en est-il? Dites-nous, si le démon de la procrastination vient hanter votre seuil, que vos amis en attendent avec impatience l'apparition, et comptez moi je vous prie parmi les plus pressés. Vous restez seul maintenant au premier rang, depuis qu'un destin jaloux nous a ravi Baur. Laissez moi vous rappeler amicalement les devoirs que cette mort vous impose! Votre bien affectionné P. Vaucher."

Strauß ſchrieb an Vatke am 9. Februar 1866 von Darmſtadt: „Lieber Freund! Dieſen Winter iſt nichts zu Stande gekommen, als ein zweites Bändchen Kleiner Schriften, d. h. ihre Redaction und Ergänzung durch etliche neue Stücke; ich hoffe, Du ſollſt ſie in drei bis vier Wochen durch

Duncker erhalten. Es wird etliches Dir Wohlbekannte, doch mehr Unbekanntes und Ungedrucktes bringen, und ich empfehle es zum Voraus Deiner freundlichen Nachsicht. Zum Theil hab' ich's auch gethan, um die Herren Schleiermacherianer und Schenkelianer zu necken, die mich in bitterster theologischer Polemik verbissen glauben, und verdutzt aufgucken werden, wenn sie das Wild hinter einem ganz anderen Busch, als wo sie ihm aufpaßten, hervorkommen sehen. Daß Schenkel jetzt bei allen Gelegenheiten durch Halbheiten und Ausflüchte Allen, die sehen wollen, ganz so sich darstellt, wie ich ihn geheißen, gereicht mir natürlich zur Befriedigung. — Für den dogmatischen Plan, wie Du ihn nennst, und auch nennen kannst, obgleich die Form, die ich im Auge habe, nicht die einer eigentlichen Dogmatik ist, bin ich nicht unthätig gewesen, doch auch noch nicht eigentlich thätig. Ich nehme einen vielleicht zu weiten Umweg, um an die Sache zu kommen, habe in letzter Zeit mich mit den Schriften der Materialisten und ihrer Gegner beschäftigt, auch in Schleiermacher's Dialektik mich herumgewürgt, und werde nun an neuere Schriften über Ethik gehen. Was weißt Du in diesem Fach Bedeutendes? und was zur richtigen Forschung des Gottesbegriffs? Wärst Du mit Deiner Schrift fertig, wie dankbar wollt' ich sie benützen! — Die letzte Seite soll, wie beim Apostel Paulus, Grüße enthalten. Vor Allem an Deine lieben Kinder sammt und sonders, dann an den treuen Hildmann, an Benary, und wer sonst noch meiner freundlich gedenkt. Du aber lebe wohl und heiter und bleibe auch ferner gut Deinem alten Freunde D. F. Strauß."

Am 9. Juni 1867 kam von Strauß abermals ein Brief an, der Vatke zwei ihm werthe Männer zuführte. Das Darmstädter Schreiben lautet: „Lieber Alter! Es ist wahr: Briefe anders als durch Post zu versenden, ist nicht mehr zeitgemäß. Selbst dann nicht, wenn der Zweck nicht ist eine Gelegenheit zu benützen, sondern, einen Freund bei einem Freunde durch den Brief einzuführen. Hätt' ich das früher erwogen, so läge nicht ein Brief von mir an Dich schon über 1/4 Jahr in München vor Anker und schimmelte wie ein alter Laib Brod. Schon im Februar nämlich gedachte mein Freund Dr. Julius Meyer*), ein in München lebender Hannoveraner, Verfasser der Geschichte der französischen Malerei seit 1789, die allenthalben als ein eben so gründliches wie geistvolles Werk aufgenommen worden, eine Reise nach Berlin zu machen und bei der Gelegenheit meine dortigen Freunde kennen zu lernen. Und dazu schrieb ich ihm einen Brief an Dich. Nun aber hat ihn erst die Vollendung seines Buchs länger als er dachte aufgehalten; denn er konnte nicht umhin, die Pariser Ausstellung zu besuchen, und so hat er die Berliner Reise auf den Herbst verschoben. Ich lernte den liebenswürdigen jungen Mann vor 12 Jahren in Heidelberg als gewesenen Schüler Kuno Fischer's kennen; seitdem blieben wir in brieflichem Verkehr, auch besuchte er mich einmal in Heilbronn; erst dieses Frühjahr aber, wo ich in wunderlichen Seelenzuständen mich auf fünf Wochen nach München geflüchtet hatte, ist er mir wie ein Bruder geworden, und nun sind es erst vier Tage, daß er,

*) Jetzt Director der königl. Gemälde-Galerie zu Berlin.

auf dem Rückweg von Paris bei mir eingekehrt, mich wieder verlassen hat. — Doch dies ist nicht die einzige Einführung oder Vorstellung, die ich durch diesen Postbrief abmachen möchte. Noch vor Freund Meyer nämlich, schon im nächsten Monat, wird ein junger Mensch nach Berlin kommen, der mir in gewissem Betracht noch näher steht und nicht weniger lieb ist, mein Neffe nämlich, der zweite Sohn meines verstorbenen Bruders. Du erinnerst Dich vielleicht, daß ich aus Anlaß des Berufs Deines Aeltesten*) Dir von diesem Neffen Emil, damals Buchhändlerlehrling in Frankfurt, sprach. Er war seitdem längere Zeit bei Marcus in Bonn, und hat nun bei Schröder Unter den Linden eine Stelle gefunden. Es ist ein begabter, strebsamer, wohlerzogener Junge, an dessen günstiger Weiterentwicklung mir sehr viel liegt. Ich weiß wohl, daß Du weiter nichts für ihn thun kannst; aber Du gönnst ihm wohl manchmal ein gutes belehrendes Wort. Vielleicht findet sich auch mit Hermann ein Verständniß. — Lebe recht wohl und behalte lieb Deinen treuen D. F. Strauß."

In das Jahr 1868 fällt das nachfolgende Schreiben Biedermann's vom 5. December: „Mein verehrtester alter Lehrer und Freund! Sie werden demnächst durch Buchhändlergelegenheit wieder einmal ein Lebenszeichen von mir erhalten: meine Dogmatik, die endlich die Presse verlassen hat. Sie werden in ihr die Quintessenz meiner Studien auf verschiedenen Gebieten in Ein systematisches Ganzes verarbeitet finden. Ich empfehle das Buch Ihrer wohlwollen-

*) Hermann Batke war Buchhändler geworden.

den Aufnahme. Wenn ich im Vorwort ſage, daß ich gern von wirklich Denkenden das Urtheil annehmen wolle, ob ich auf einem überwundenen Standpunkt der Hegel'ſchen Philoſophie ſtehen geblieben, oder nicht, ſo habe ich dabei in erſter Linie an Sie gedacht. Ihr Urtheil wird mir beſonders werthvoll ſein. Sie werden finden, daß ich namentlich von der Pſychologie den durchgreifendſten Gebrauch gemacht habe, ſowohl für die Kritik als für die poſitive Würdigung. Doch ich will nicht vorgreifen ..... Meinem Freund Fries, der, als Sie uns hier beſuchten, noch Junggeſell war, geht es, nachdem er zeitweiſe als Seminardirector Stürme zu beſtehen gehabt, gegenwärtig ganz gut ..... Ich habe mir fürs nächſte Jahr mit einmal eine Deutſchlandreiſe vorgenommen, bei dieſem Anlaß Berlin und Sie wieder zu ſehen iſt mir eine liebe Ausſicht. Inzwiſchen leben Sie recht wohl! Nochmals wünſche ich meinem Buch bei Ihnen die beſte Aufnahme*). Stets der Ihrige Biedermann."

So lief der perſönliche und wiſſenſchaftliche Verkehr mit alten und neuen Freunden vor und nach dem Jahre 1866, das über Deutſchland einen großen Krieg kommen ließ, und dieſer Krieg griff in alle Familien ein. Batke's zweiter Sohn Theodor wurde als Reſerviſt des Kaiſer

*) Batke hatte die Dogmatik Biedermann's in einem ausführlichen Schreiben recenſirt, das Schreiben iſt aber leider verloren gegangen. Wir dürfen „leider" ſagen, da Batke aus Anhänglichkeit an ſeinen treuen Schüler, aber auch aus lebhafter Theilnahme am Gegenſtande die Kritik, die rein für den Verfaſſer der Dogmatik geſchrieben war, mit literariſchem Behagen und in guter Stimmung verfaßt hatte.

Franz-Garderegiments den 9. Mai eingezogen und den 4. Juni marschirte er aus Berlin nach der Lausitz, südlich von der Stadt Cottbus. An eine Helmstedter Dame schrieb der Vater am 15. Juni: „Die Märsche mit vollem Gepäck des gemeinen Soldaten bei großer Hitze haben ihn sehr angegriffen, wie viele Andere. Schon den zweiten Tag war er krank, wurde aber in Fürstenwalde curirt und konnte dann weiter marschiren, litt aber noch an Schlaflosigkeit und Mangel an Appetit, was sich erst in den letzten Tagen gebessert hat. Ich erhalte durch die Feldpost öfter einen Brief. Möge er lebendig und nicht verkrüppelt heimkehren! Er macht mir Freude und ich würde seinen Verlust schwer überwinden."

Bald kam in dieser Zeit der Sorge ein Brief aus Darmstadt vom 17. Juli; Dav. Strauß schrieb: „Lieber Freund! Seit Du mir von dem Abgang Deines Theodor zur schlesischen Armee und seinem freundlichen Abschiedsgruße an mich Nachricht gegeben, ist er mir bei Allem, was von dem Gang der Ereignisse in jenen Gegenden zu lesen war, nicht aus dem Sinn gekommen; und jetzt, da das blutige Spiel, wie wir hoffen dürfen, sich zum Ende neigt, verlangt es mich dringend, von Dir bald zu erfahren, ob, meinen innigen Wünschen entsprechend, der liebe, vortreffliche Jüngling vor Unfall bewahrt geblieben. Du hast eine schwere Zeit der Sorge und Kümmerniß durchlebt und leider immer noch nicht hinter Dir; auch Deiner habe ich treulich gedacht, und von den Opfern, die dieser Krieg den Angehörigen des preußischen Staats auflegt, bist Du mir immer das lebendige Beispiel gewesen. Aber, wenngleich nicht zu leugnen sein wird, daß bei einer gewinnenden inneren Politik der

Krieg für Preußen, wo nicht ganz erſpart, doch mit leichtern Opfern hätte geführt werden können: ſo ſtellen ſich doch bereits die Erfolge als ſo gewaltig heraus, daß ſie auch großer Opfer werth erſcheinen. Der Eindruck des nach allen Seiten ſiegreichen Vordringens der Preußen iſt aller Orten ein wahrhaft überwältigender, und man weiß nicht, was man mehr bewundern ſoll, den großartigen Zuſammenhang des Kriegsplans, oder ſeine unwiderſtehliche Durchführung: die Tapferkeit des Heeres, oder die, ohne glänzende Namen darunter, doch ausnahmsloſe Tüchtigkeit ſeiner Führer. Und wenn nun auf der Gegenſeite, mit alleiniger Ausnahme der Bravheit der Mannſchaft, die ſich bei beiden Theilen das Gleichgewicht halten dürfte, Alles ſich umgekehrt verhält, wenn Plan- und Kopfloſigkeit des Entwurfs mit ſchlechter Orientirung und Unſtetigkeit bei der Ausführung wetteifert: ſo kann es ja nicht fehlen, daß die moraliſche Eroberung, deren Verſäumniß von Seiten Preußens wir ſo oft beklagten, jetzt von ſeinen Gegnern für Preußen gemacht wird, indem nun allem Volke offenbar wird, daß ſeine Angelegenheiten weder in der Hand Oeſterreichs noch der Mittelſtaaten, ſondern einzig in Preußens Hand geborgen ſein können. Ob Bismarck den hohen Sinn und die Gewalt über ſeinen König haben wird, mit dem Siegeslorbeer den Oelzweig des inneren Friedens zu verflechten, das iſt unter ſolchen Umſtänden faſt nur eine perſönliche Frage; thut er's nicht, um ſo ſchlimmer für ihn und ſeinen Nachruhm; dem preußiſchen Volke und dem geſammten Deutſchland wird er die Früchte der glorreichen Kämpfe doch nicht in die Länge vorenthalten können. — Ganz ohne perſönliche Sorge hat mich der Krieg

auch nicht gelassen. Mein Sohn, obwohl in der ersten Hälfte seiner medicinischen Studien, lag mir so beharrlich an, ihm für die Dauer des Kriegs den Eintritt als Unterarzt bei dem Würtembergischen Armeecorps zu gestatten, daß ich, um ihn nicht unlustig in seinem Studium zu machen, mich zuletzt veranlaßt sah, mit schwerem Herzen einzuwilligen. Gestern ist er, auf dem Rückmarsch von Frankfurt, einige Stunden bei mir gewesen, wohl und frisch, doch ohne bis jetzt, was seine Absicht beim Eintritt war, Gelegenheit zu praktischer Uebung erhalten zu haben, da der Heerestheil, bei dem er steht, noch nicht in Action gewesen ist. Der Vor- und Rückmärsche, Kreuz- und Quergänge ist er herzlich satt, und hat so, wenn auch nicht medicinisch, doch politisch, Manches gelernt. In Sorgen bin ich aber doch um ihn, bis ich ihn wieder glücklich daheim weiß. Mögest auch Du bald Deinen lieben Theodor gesund wiedersehen! Dies wünscht von Herzen Dein D. F. Strauß. Postscr. Den Freunden, besonders Hildmann, wie auch Frl. Elise, Hermann und Wilhelm meine Grüße."

Theodor Watke hatte den Feldzug glücklich überstanden. Was er vom 4. Juni bis zum 21. September erlebt, hat er uns selber*) erzählt.

---

*) „Mein Sommer unter den Waffen." Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem Böhmischen Feldzuge im Jahre 1866. Von Theodor Watke, chem. Gefreiten im Kaiser Franz-Garde-Grenad.-Regt. Nro. 2. Zum Besten der Victoria-National-Invaliden-Stiftung. Berlin, Stilke und van Muyden. 1867.

Verschiedenes. Ein Zwischenfall. Das Jahr 1870/71.

Am 22. März 1869 schrieb Vatke an Strauß nach Darmstadt: „Mein theurer Freund! Dein Brief vom 13. März hat mir viel Freude gemacht, wie Alles, was von Dir kommt, um so mehr, da er nur Erfreuliches meldet, von Deiner Gesundheit im Winter, Deinen Familienfreuden, Deiner Verbindung mit hochgestellten Leuten. Daraus habe ich mir ein Bild Deines gegenwärtigen Lebens entworfen, mit lebhafteren Farben und in hellerer Beleuchtung, als es mir im Winter 1864/65 vergönnt war. Damals war ich freilich selbst ein zerknicktes Rohr, und wir konnten uns in mancher Beziehung trösten; Dein Geist war aber der frühere und so hatte ich Hoffnung, daß Du Dich noch einmal glücklich fühlen würdest, wenn die kleinen, oft nur scheinbaren Schwierigkeiten beseitigt wären. Das ist nun großentheils geschehen zu meiner herzlichen Freude. — Ich selbst befinde mich, den mangelhaften Schlaf abgerechnet, ziemlich wohl. Letztes Semester habe ich nur ein Publikum über den Ursprung des Pentateuch zu Stande gebracht. Ich habe diesen Gegenstand den ganzen Winter von Neuem untersucht und glaube endlich damit zu Stande gekommen zu sein, so daß ich nur noch an der Vervollständigung der kritischen Frage laborire, der Geschichte der Stämme, die schwierig ist, überhaupt der positiven Construction der althebräischen Geschichte,

worin es noch sehr traurig aussieht. Ich habe aber einigen Muth, auch diese Seite zu vollenden. Bei solchen Studien sieht man aber, daß man seit Jahren etwas aus der Sache herausgekommen ist, was nachgeholt sein will; so treibe ich jetzt z. B. etwas Arabisch, was ich nicht entbehren kann. Durch meine Rückkehr zu den verlassenen semitischen Penaten habe ich auch Benary zu neuem Eifer veranlaßt. Er will mit mir, wie er immer gefällig ist, arabische Stücke zusammen lesen, was ich vielleicht annehme, da er als Orientalist darin ziemlich weit fortgeschritten ist. — Für nächsten Sommer habe ich Religionsphilosophie angekündigt, werde das Collegium aber schwerlich zu Stande bringen. Dann bleibe ich jedenfalls bei dem Pentateuch. — Was Hegel's Monument betrifft, so liegt die Sache also. Bei Gelegenheit von Schleiermacher's Jubelfeier theilte Michelet Hotho, Benary und mir den Plan mit, Hegel ein Denkmal auf einem öffentlichen Platze zu errichten. Ich war dagegen, da Hegel eine Büste in unserer Aula bereits habe, aber kein Mann des Volkes gewesen, daher wohl keinen Platz bewilligt erhalten werde, auch die Kosten schwer oder gar nicht aufzubringen seien. Im Februar 1869 ließ Michelet aber im Namen der philosophischen Gesellschaft einen Aufruf als Probeblatt drucken, unter dem auch die Namen von Benary, Hotho und Vatke standen. Als er mir denselben zur Genehmigung zusandte, verlangte ich die Streichung meines Namens, da ich seit länger als 10 Jahren der philosophischen Gesellschaft nicht angehört, also auch nicht in ihrem Namen reden könne. Ebenso verlangten Hotho und Benary die Tilgung ihrer Namen; Werder wollte den seinigen auch

nicht geben. Hotho schrieb an Michelet, daß er die Sache falsch angegriffen, im Namen der wenig bekannten und ästimirten philosophischen Gesellschaft, daß er dagegen es versäumt, Celebritäten für die Sache zu gewinnen, wie Strauß, Vischer, Rosenkranz ꝛc. Einen Beitrag, wenn die Sache zu Stande käme, haben wir Alle versprochen. Michelet scheint aber sehr aufgebracht gegen uns zu sein. So liegt die Sache, und Michelet's Schreiben an Dich ist Resultat von Hotho's Rüge. Mir liegt die Sache wenig am Herzen, da ich im Princip nicht dafür bin. Also abwarten. — Dr. Johannes Schulze, mein alter Gönner, ist den 20. Februar 1869 fast 84 Jahre alt gestorben. Er hat 40 Bogen seines Lebens geschrieben, worin, wie er mir den 24. December 1868 sagte, auch meine ganze Geschichte (1837) vorkommen soll. Die Papiere sind den geschickten Händen von R. Köpke übergeben, der bereits einen trefflichen Nekrolog (in der Spener'schen Zeitung) veröffentlicht hat. — Dein lieber Neffe hat mich 1867 einmal besucht, meiner Aufforderung, den Besuch zu wiederholen ganz nach seiner Zeit und Güte, nicht entsprochen, ich glaube in dem richtigen Gefühl, daß für ihn bei mir nichts zu finden sei. Zu Lewalds geht er alle Woche einmal; da hat ihn auch mein Theodor kennen gelernt und nachher zuweilen ihn gesprochen. Er will ja im Sommer nach London gehen. Uebrigens ist derselbe ein feiner Weltmann und hat weniger Schwäbisches als Mitteldeutsches. Ihm steht wahrscheinlich eine hübsche Laufbahn bevor. — Nun muß ich auf Deine freundliche Einladung zu gemeinsamer Sommererholung antworten. Das ist der schwierigste Punkt meines Briefes. Ich

kann nicht zusagen und mag nicht ablehnen. Ich kenne noch nicht mein Schicksal im Sommer; daher behalte ich mir vor, später darauf zu antworten. — Theodor wird Dir in etwa vier Wochen zwei gedruckte Abhandlungen übersenden. — Herzliche Grüße von Theodor und Wilhelm. Sei so freundlich und schreibe mir gelegentlich einmal wieder, damit unser Zusammenhang nicht wenige Jahre vor unserem Tode (wenigstens dem meinigen, da ich den 14. März 63 Jahre alt geworden bin) ins Stocken gerathe. — Mit den besten Wünschen für Dein ferneres Wohlsein bin ich Dein alter Kampfgenosse und Freund W. Vatke."

Dies Schreiben mit seinen verschiedenen Einzelheiten vergegenwärtigt uns die unveränderte Gesinnung herzlicher Freundschaft mit Strauß; es läßt auch einen für Vatke ganz neuen Umstand hervortreten: er bringt im Wintersemester 1868/69 nur noch ein einziges Colleg und zwar ein Publikum über den Ursprung des Pentateuch vor 21 Zuhörern zu Stande. Die Privatvorlesung über die Einleitung ins Alte Testament, zu welcher sich im Sommer 1833 139 Hörer gemeldet hatten und die bis 1850 hin den Studirenden der Theologie besonders lieb und werth gewesen war, fiel jetzt ganz aus, und doch kam hierdurch Vatke so wenig außer Fassung, daß er im Gegentheil mit erhöhtem Eifer seine Alttestamentlichen Forschungen fortsetzte, dabei nicht ohne Verwunderung gewahrend, wie wenig die Profangeschichte, z. B. die Max Duncker'sche, sich hatte angelegen sein lassen, die althebräische Periode auf eine positive Unterlage zu stellen. Als wenn bis dahin von der Alttestamentlichen Kritik nichts geleistet worden wäre, citirte sie das

Alte Testament wie eine völlig gesicherte historische Quelle, die es doch nicht mehr war.

Zu der Vorlesung über Religionsphilosophie im Sommer 1869 kamen 12 Zuhörer, und die Zahl 12 blieb fortan für alle späteren Collegia Vatke's die höchste. Seinen alten Gönner Johannes Schulze hatte diese Wandlung im academischen Leben Vatke's niemals bestimmen können, sein Urtheil über ihn zu modificiren. „Wurde irgend Wer in der theologischen Facultät Ordinarius, so fragte ich immer: „Ist der besser als Vatke?" Dies gestand der Geheime Rath Schulze dem Sohne, Theodor Vatke, mit wohlwollender Offenheit und unveränderter Verehrung für den Vater. Aus den Aufzeichnungen Schulze's, deren Veröffentlichung Rud. Köpke ursprünglich übertragen war und die nach dessen Tode Varrentrapp in Marburg übernommen hat, sind die auf Vatke sich beziehenden Angaben von uns mitgetheilt worden*). Schulze's Interesse für den Vater hatte sich auch auf den Sohn erstreckt: er rieth Theodor Vatke, seine Studien über die Philosophie des Parmenides, mit der Doctor-Dissertation**) begonnen, zu erweitern und neu herauszugeben.

Während die Bänke der Vatke'schen Auditorien spärlich besetzt waren, wußten seine theologischen Freunde wie die von der philosophischen Facultät unverändert den Werth seines Raths und seines Urtheils zu schätzen. Er blieb

---

*) Siehe Seite 270.

**) Parmenidis Veliensis doctrina qualis fuerit. Mit der Widmung: Patri carissimo sacrum. Berlin, 1864.

ihnen für ganz bestimmte Dinge, deren Erledigung schwierig war und Umsicht und Tact erforderte, eine gern angerufene Autorität, was sich zu gutem Theil aus der Sicherheit und Ruhe des Vatke'schen Wesens erklärt. Ernst und Freundlichkeit traten in glücklicher Mischung auf — das fortiter in re, suaviter in modo machte recht eigentlich sein ganzes Wesen aus, und so kam es, daß in der persönlichen Verehrung für Vatke seine Widersacher den Anhängern nicht zurückstanden. Hätte er in seinem academischen Wirken jemals das Geringste sich vergeben, wäre ein verletzendes Wort von ihm laut geworden, hätte ein gelegentlicher Scherz zwiefache Deutung zugelassen — wie würden die grollenden Orthodoxen gejubelt und ihm sein Recht auf das Katheder streitig gemacht haben!

Wie Vatke im persönlichen Verkehr mit den anders denkenden Collegen der theologischen Facultät, trotz aller Entschiedenheit seines Standpunktes, Streit und Fehde vermied, so zeigten sich ihm gegenüber jene wiederum von ihrer freisinnigsten Seite. Eine große Genugthuung gewährte es Vatke, daß Twesten ihm gelegentlich unaufgefordert gestand, unter allen Dogmatiken wäre doch diejenige von David Strauß die beste. Und Riedner, der gelehrte Kirchenhistoriker, äußerte gegen Vatke, als er ihm seinen Antrittsbesuch machte: „Ich weiß, daß ich hier gegen meinen Collegen Hengstenberg nichts ausrichten kann; aber die Consistorien sind noch weit dunkelmännischer als die Facultäten." Vatke kannte dies, und er bemerkte hierauf halb lächelnd: „Wenn ich die Mitglieder der Consistorien zu examiniren hätte, würden viele derselben durchfallen". — Er freute sich

übrigens, in Riedner einen so gelehrten Mann und offnen wissenschaftlichen Charakter kennen zu lernen; nur fiel ihm dessen gar zu arg vernachlässigtes Aeußere auf. Auch Neander, sagte Vatke, ließ sich äußerlich gehen, aber doch entfernt nicht so wie Riedner: mit Neander, seinem seelenvollen Vortrag und seiner Gelehrsamkeit könnte sich überhaupt Riedner nicht vergleichen.

Vatke's Erscheinung blieb bis in sein hohes Alter hinein eine imposante. Wie im Dociren und Schreiben, war ihm auch in äußeren Dingen Vernachlässigung etwas Unmögliches. Wenn indeß seine vornehme Haltung Strauß zu der Bemerkung Anlaß gab, Vatke wäre ein Diplomat, so wollte er hiermit im Grunde nur die zurückhaltendere Natur des Freundes gegenüber seiner eigenen Eigenthümlichkeit kennzeichnen.

Es ist niemals weiteren Kreisen bekannt geworden, wovon wir jetzt zu erzählen haben. Am 23. Januar 1870 meldete Dav. Strauß seinem Berliner Freunde von seinen Beziehungen zur Prinzessin Alice in Darmstadt. Dieser Verkehr, der sich seit einiger Zeit immer fester und erfreulicher gestaltet hatte, war auch die Veranlassung, daß Strauß einer durch Darmstadt reisenden hochgestellten Dame, die ein reges Interesse für religiöse Dinge, speciell für Alttestamentliche Fragen bekundete, seinen Freund Vatke als besten Gewährsmann bezeichnete. Die Folge hiervon war, daß „ein sehr gescheidter und namentlich auch in theologicis wohlorientirter Mann", wie Strauß ihn charakterisirte, als Vermittler sich angelegen sein ließ, zu Vatke in Fühlung zu kommen, um je nachdem ihn in Beziehungen zu

bringen, wie sie zwischen Strauß und der zweitältesten Königstochter bestanden. Vatke schrieb indeß am 27. Februar 1870 nach Darmstadt zurück: „Lieber Freund! Deine gütige Empfehlung meiner geringen Person hielt ich für ein Wort des Freundes. Die Sache wird wohl keine ernstliche Folge haben, denn ich bin keine literarische Berühmtheit wie mein Freund, habe hier nicht viele Freunde, Bewunderer gar nicht. Wer sich nach mir erkundigt, erfährt, daß ich passé, einen längst überwundenen Hegel'schen Standpunkt einnehme, kaum noch ein Collegium zu Stande bringe, gleich einem Einsiedler altere, auch kränkele. Wer meine Bücher liest von 1835 oder 1841, findet sie abstrus, wenig anziehend und einladend zu anderweiter Fortsetzung. Selbst die Leute des Protestantenvereins betrachten mich wie meinen berühmten Freund für beseitigt. Wer solches hier hört, wird mich keiner Beachtung für werth halten und geneigt sein, Dein günstiges Urtheil auf Freundesconto zu schreiben. Das Alles habe ich mir bei ruhigem Nachdenken gesagt und deshalb die ganze Sache als Geheimniß bewahrt. So dankbar ich Dir bin für Deine gute Meinung von mir, so fühle ich mich doch keineswegs enttäuscht oder betrübt, sondern nur von einer großen Sorge entlastet. Meinem ganzen Wesen nach passe ich nicht zu hoher Gesellschaft. Der feine, gemessene, jedes Wort abwägende Dialog meines geistig so hoch stehenden Freundes Strauß fehlt mir ja, ich bin unbehülflich und oft ungebunden . . . . ."

Am 28. Juni 1870 schrieb Strauß an Vatke zurück: „Du hast auf meinen Brief recht als ein weiser Mann geantwortet", und Strauß bat nur noch, seine in jeder Art

gute Meinung möchte nicht verkannt werden. Die Sache ſelbſt war damit erledigt.

Vatke hatte Strauß noch Dies und Jenes zu melden. „Trendelenburg hat im Januar eine Art Schlaganfall gehabt, hat ſeine Vorleſungen aufgegeben, beſſert ſich aber, ſo daß er ausgehen kann, wenngleich die Zeit völliger Herſtellung noch ungewiß iſt. Der Streit zwiſchen ihm und K. Fiſcher iſt mir unangenehm, beide ſind mir befreundet, beide tüchtig, aber auch reizbar. Beide haben im Einzelnen Recht, doch unparteiiſch geurtheilt, muß ich Trendelenburg wiſſenſchaftlich mehr Recht geben, da Fiſcher's geiſtreiche Geſchichtſchreibung ſchon lange mein Bedenken erweckte. Der Streit ruht jetzt im Waffenſtillſtand, weil Trendelenburg krank iſt und nichts leſen darf. Auch Rud. Köpke iſt ſeit Weihnachten krank und hat ſeine Vorleſung aufgegeben. — Dein Landsmann Dillmann iſt ein humaner und kenntnißreicher Mann, der mich freilich für einen Radicalen hält und mich auf das Gebiet der allgemeinen Religionsgeſchichte verweiſt. Ich habe aber im Alten Teſtament weiter gearbeitet und hoffe endlich zu Reſultaten zu gelangen. Habe nur Geduld mit dem alten kränklichen, geplagten Mann."

Auch Strauß hatte noch Mancherlei auf dem Herzen. „Dilthey's Schleiermacher haſt Du ja wohl geleſen? Ich ſtecke noch drin und finde es eine ächt Trendelenburg'ſche Arbeit. Fleißig, in gewiſſem Sinn gründlich, aber zerfaſert, zergrübelt, peinlich, ohne einen Hauch zuſammenſchmelzender Phantaſie. Dazu viel zu parteiiſch eingenommen für den Mann. — Und nun komme ich wieder mit meinem alljährlichen Sommeranliegen, das aber bis jetzt immer vergeblich

vorgebracht war. Morgen in acht Tagen, am 6. Juli, gedenke ich nämlich an den Bodensee, diesmal nach Rorschach zu reisen, dort 3—4 Wochen zu baden, und dann vielleicht noch einen Umweg nach München zu machen. Wenn Du Anfangs August Dich dort losmachen könntest und wolltest, könnten wir an einem oder andern Ort noch zusammensein. Ueberleg's! Fastidiosam desere copiam et molem propinquam nubibus arduis etc. was ich Dir, glaub' ich, schon mehrmals citirte. — Doch für heute genug. Grüße Theodor und sei selbst herzlich gegrüßt von Deinem alten D. F. Strauß. — Unser wackerer Mathematikus und Darwinianer Reuschle war ja bei Dir; er rühmt, wie freundlich Du ihn aufgenommen."

Nicht lange währte es, und Vatke schrieb an Strauß am 3. Juli 1870: „Lieber Freund! Du hast mir wieder eine doppelte Freude gemacht, durch Dein freundliches Schreiben vom 28. Juni, und Dein schönes Werk über Voltaire, das ich einen Tag früher als den Brief erhielt. Für Beides sage ich meinen herzlichen Dank. Da ich mein Geschick immer mit dem Deinigen in einem gewissen solidarischen Zusammenhange auffasse, wie nach Arago Meilen weit getrennte Gewitterwolken, wenn auch ein Theil sich nicht entladet, solidarisch verbunden sind: so bilden Deine Thaten und Erfolge immer auf mich, den relativ Suchenden, eine erregende, belebende und erquickende Macht. Dein Voltaire im Zusammenhange mit seiner Veranlassung und Dedication ist ein die schwüle Luft, besonders in den höheren Regionen, reinigender Gewitterschlag; ich bin sogar geneigt, Deine Gönnerin ihres Geistes und Muthes wegen noch mehr zu

bewundern als Dich, da Du ja nur Geiſtreiches und Bedeutendes ſchreiben kannſt. Wegen der vielen Geſchäfte beim Quartalwechſel habe ich das Werk noch nicht ganz durchgeleſen, aber doch ſo viel davon, daß ich es als vortrefflich erkannt habe; auch der Umfang ſcheint mir für eine weite Verbreitung der angemeſſene. Dr. Wehrenpfennig*), wie er zu meinem Theodor ſagte, will daſſelbe ſelbſt in den Preußiſchen Jahrbüchern beſprechen. Dilthey's Leben Schleiermacher's habe ich noch nicht geleſen, weil mit einigen philoſophiſchen Schriften, beſonders v. Hartmann's Philoſophie des Unbewußten beſchäftigt. — Ich ſelbſt habe die letzte Zeit etwas an Krankheit gelitten und habe 9 Tage die Vorleſungen ausſetzen müſſen. Schon Ende Februar und März fühlte ich eine gichtiſche Affection im Spanne des linken Fußes, im Juni wurde aber in Folge von Erkältung der rechte Fuß entzündet, ſo daß ich keinen Stiefel anziehen konnte, und als es mit eigens dazu beſtellten Stiefeln gelang, doch noch nach der Univerſität fahren mußte, um den Patienten zu ſchonen. Erſt ſeit geſtern iſt entſchiedene Beſſerung eingetreten. Mein Arzt hat aber für mich noch eine Kur in petto, ſobald Witterung oder Ferien ſie erlauben. Daher bin ich wieder ein unfreier Mann, der auch auf die liebevolle Einladung ſeines beſten Freundes und den lockenden Gruß geiſtigen Verkehrs leider antworten muß: non possumus. Ich muß erſt abwarten, was über mich verhängt wird, fürchte aber, daß nach dieſem eine Reiſe

*) Wehrenpfennig iſt ein Schüler Ranke's; er hörte bei ihm im Winter 1852/53 Jeſaia.

nach München zu spät käme. — Uebrigens geht es mir leidlich. Ich lese Philosophie der Religion, zwar nur vor sieben Zuhörern, aber großentheils fähigen und eifrigen, die es mir Dank wissen. Dabei arbeite ich selbst geistig immer weiter und suche fast alle Abschnitte und Sätze zu verbessern, so daß von dem alten Gebäude nur noch wenige Theile unverändert geblieben sind. Nur Eins habe ich nicht mehr wie früher, die Frische des Lebens, Muth und Hoffnung, die mit dem von Illusionen immer mehr sich befreienden Alter ebenfalls davon gehen. Ein gewisses Maß von Illusion, wenn mit Thatkraft verbunden, erscheint mir da zuweilen als ein Glück. — Mein Theodor dankt für Deinen freundlichen Gruß und läßt sich angelegentlich empfehlen. Er arbeitet fleißig fort in Literaturgeschichte und wird wohl eine mäßige Reise unternehmen, schwankt aber noch über die Richtung. Wilhelm ist seit Ostern stud. philos. hier und lebt ganz für Botanik. — Ich hoffe, daß Dich diese Zeilen noch in Darmstadt treffen und füge nur noch den herzlichen Wunsch hinzu, daß der Aufenthalt am Bodensee Dich recht kräftigen möge, damit Du noch lange Deinen Freunden erhalten werdest. Lebe recht wohl! Dein treu ergebener W. Vatke."

Strauß schrieb am 2. December 1870 von Darmstadt an Vatke zurück: „Lieber Freund! Dein Brief, den ich, um ihn zu beantworten, vor mich nehme, trägt das Datum des 3. Juli. Wie seltsam spricht uns ein solches Datum aus der noch so ahnungslosen Friedenszeit an. Schon vierzehn Tage darauf, wie hatte sich die ganze facies mundi geändert! Wie fern ist uns jetzt das Ufer, von dem wir in die stür-

miſche See ſtachen; und am andern Ufer ſind wir immer noch nicht, wenn wir es auch nahe vor uns zu ſehen glauben. Wie oft habe ich in dieſer Zeit Deiner und der lieben Deinigen gedacht. Wie es mit Deiner Geſundheit ſtehe, über die Du in Deinem Letzten zu klagen hatteſt; ob Du den Sommer ganz in Berlin geblieben; ob Theodor abermals von der Dienſtpflicht in Anſpruch genommen worden, und wie es ihm ſeitdem ergangen ſein möge. — Was mich betrifft, ſo habe ich, nach einigem anfänglichen Schwanken, meinen Plan einer Badecur am Bodenſee doch ganz durchgeführt. Ich war mit einem alten Freunde den halben Juli und Auguſt in Rorſchach, nach dem Bangen der erſten acht Tage ganz gemüthlich. Ich muß es immer und immer wieder bedauern, daß es mir nie beſchieden ſein ſoll, mit Dir ein paar ſolche Sommerwochen in traulichem Austauſch von Erinnerungen und Gedanken zu verleben. Vor und wieder nach Rorſchach, war ich eine Zeit lang in München, und ſpäter im Herbſt vierzehn Tage in Bonn bei meiner Tochter, die mich ſeitdem zum drittenmale zum Großpapa gemacht hat, und zwar ihrem ſehnlichen Wunſche gemäß mit einem Töchterlein. Mein Sohn iſt als Oberarzt mit den Würtembergiſchen Truppen in's Feld gezogen, und ſteht ſeit mehreren Wochen einem Militärſpital in Lagny vor. Ich freue mich der reichen Gelegenheit, die er hat, ſowohl ſich in ſeinem Fache zu vervollkommnen, als ſich hülfreich und tüchtig zu zeigen. Uebrigens wünſchte ich, er wäre erſt unverſehrt wieder da; überhaupt, der Krieg hätte demnächſt ein Ende. Derſelbe wird in ſeiner zweiten Hälfte etwas ſchleppend; oder ſind wir durch ſeinen raſchen Gang in der erſten verwöhnt? Mir

will scheinen, wenn Moltke und Bismarck das entscheidende Wort hätten, wäre Paris längst durch Kanonen zu Paaren getrieben. Ich kann hierin, Alles gegeneinander abgewogen, nur Mißverstand sehen. Des Elends wird nicht weniger, wenn man den Kampf vermeintlich schonend in die Länge zieht. — Die Universitäten hier herum sind sehr entvölkert durch den Krieg; in Heidelberg lesen sie vor halb leeren Auditorien; in Berlin wird es auch nicht viel anders sein. Ich bin begierig zu erfahren, was Du treibst, ob Du vielleicht daran gegangen, die vindemia dives Deiner Forschungen und Gedanken einmal zum allgemeinen Nutzen zu keltern. Ich bin beschäftigt, meine Biographie Ulrich von Hutten zu einer neuen populären und nach den seitherigen Forschungen verbesserten Ausgabe zuzurichten. — Nimmt der Krieg noch so zeitig ein Ende, daß von da an bis Ostern noch einige Frist ausfällt, so soll mein Sohn diese in Berlin zubringen, ehe er an Ostern bei Prof. Niemeyer in Tübingen als Assistent eintritt. Dann soll er sich Dir vorstellen, und mir aus eigener Anschauung von Deinem Befinden berichten. Indessen, lieber alter Freund, sage mir schriftlich ein paar beruhigende Worte, und nimm die herzlichsten Grüße von Deinem D. F. Strauß."

Vatke hatte die Freude, daß sein Sohn Theodor abermals einberufen wurde. Den Krieg von 1870/71 machte er als Assistent der Feld-Corps-Intendantur des 3. Armee-Corps mit und hat seine Erlebnisse in „Feldpostbriefen aus Frankreich" *) erzählt.

*) Berlin, Adolf & Comp. 1871.

Gelehrtes Stillleben. „Der alte und der neue Glaube." David Strauß' Tod.

Wieder und immer wieder war es David Strauß, dem Vatke am liebsten Alles mittheilte, was ihn anging. Am 5. Februar 1872 schrieb er ihm: „Verehrter, lieber Freund! Längst sollte und wollte ich an Dich schreiben, um Dir wenigstens ein Lebenszeichen zu geben; es wurde hinausgeschoben, bis ich einen erfreulichen Inhalt gefunden. Doch darauf darf ich nicht länger warten und so thue ich meine Schuldigkeit, indem ich mich zuerst für die gütige Uebersendung des Hutten bedanke, der gewiß ein großes Publikum gefunden hat, da die Form jetzt gefälliger ist. Ferner war Dein lieber Sohn einmal bei mir, ich glaube im November 1871, er hat auf mich den Eindruck eines stattlichen, intelligenten und energischen Mannes gemacht. Frau Lewald hatte ihn gebeten, mich doch einmal zu besuchen. Diese gute Dame ist Deinetwegen auch freundlich gegen mich und theilt mir zuweilen Nachrichten über Dich mit, namentlich über Deinen Besuch in Wiesbaden. Ich freue mich über Deinen Einfluß an hoher Stelle, möge er fortdauern und nachhaltig wirken. Den 27. Januar war ich auf Einladung eine Stunde bei Frau Lewald; sie schlug vor, ein Gratulationstelegramm an Dich zu senden; da sie aber schon geschrieben hatte und ich selbst bald schreiben wollte, unterblieb der kalte Gruß.

Wir haben aber auf Dein Wohlergehen ein Glas Wein getrunken. Bei dieſem Beſuche erfuhr ich erſt, daß Frau Lewald auch für Bach und Händel ſchwärmt und habe ihr verſprochen, ſie mit dieſen Männern etwas bekannter zu machen. Schon im Laufe voriger Woche ſollte ich ihr Bach's Trauer-Ode auf den Tod der Churfürſtin von Sachſen vom Jahre 1727 vorſpielen, mußte es aber wegen Krankheit und Schwäche aufſchieben bis auf dieſe Woche. Jene Muſik gehört zu dem Schönſten, was Bach gemacht hat. — Trendelenburg's tragiſches Ende wird Dir vielleicht ſchon bekannt ſein. Vor Jahr und Tag hatte er eine Art Schlaganfall, mußte aufhören zu leſen, ging im Sommer nach der Schweiz, kam ſcheinbar etwas beſſer zurück und las dieſen Winter eine Vorleſung. Ich ſprach ihn zuletzt den 30. December 1871; auf meinen Wunſch ſeiner vollſtändigen Herſtellung antwortete er daran zweifelnd. Im Januar kam ein Aerger dazu. Ein jüdiſcher Jüngling Cohn reichte eine Diſſertation ein, um zu promoviren. Darin war auch Trendelenburg ſcharf angegriffen, und zwar ohne Grund. Ein jüdiſcher Profeſſor Steinthal ging zu Trendelenburg, um ſich der Diſſertation anzunehmen, und obgleich von Trendelenburg abgelehnt, disputirte er mit dem Kranken und drohte mit der öffentlichen Meinung, wenn die Facultät die Diſſertation zurückwieſe. Das iſt als ſehr taktlos allgemein anerkannt. Trendelenburg's Zuſtand wurde jetzt ſo ſchlimm, daß er ſich für verfolgt hielt, und auf ſeinen eigenen Wunſch in eine Irrenanſtalt in Panckow bei Berlin gebracht wurde, wo er acht Tage nachher ſtarb. Sein Zuſtand ſoll zuletzt in Tobſucht ausgeartet ſein; ein Glück,

daß er bald erlöst wurde. Er gehört zu den wenigen Nachhegelschen Philosophen, von denen ich etwas gelernt habe: außer ihm auch von Zeller, den Trendelenburg sehr hoch schätzte. Ersetzen könnte ihn nur Freund Zeller. Wen man berufen wird, verlautet noch nicht. Vielleicht kommt Dein Freund Kuno Fischer auch mit auf die Wahl, der durch seinen lebendigen Vortrag Trendelenburg*) übertreffen würde. — Die Schleiermacher'schen Geistlichen gehen jetzt in populären Vorträgen mit der Sprache heraus. Lisco über das apostolische Symbol, fand darin Legenden; Sydow über die Geburt Jesu erklärte Jesum für den legitimen Sohn von Joseph und Maria. Müller sprach über Wunder, Andere sollen folgen. Wie man hört, wird das Consistorium die Herren vernehmen, pietistische Vereine haben sich schon gegen sie verwahrt und sie denuncirt. Dagegen haben sich Freisinnige zusammengethan, um Sydow zu seinem bevorstehenden Jubiläum ein Kapital (25 000 Thlr.) zu schenken. Auch liberale reiche Juden tragen bei, und das Meiste. Wie gering erscheint die Leistung dieser Herren, verglichen mit Deinen Thaten 1835—1841! Doch es sind ja Geistliche und Schüler! — Mit meiner Gesundheit geht es nicht immer gut. Mangel an Schlaf macht mich invalid

*) Trendelenburg wurde von Vatke besonders als Kritiker der Philosophie und ihrer Geschichte geschätzt, nicht als productiver Philosoph; Vatke billigte namentlich Trendelenburg's akademische Abhandlungen über Spinoza, wodurch die Unbrauchbarkeit des Systems vollkommen erwiesen wäre. Mit Trendelenburg war Vatke auch einig in der Ablehnung der Herbart'schen Philosophie, die Vatke gänzlich verwarf.

und stört die wissenschaftliche Thätigkeit, verbietet oft jede Anstrengung. Vielleicht wird es noch einmal besser. Mit den besten Wünschen für Dein ferneres Wohlergehen bin ich in alter Anhänglichkeit und Liebe Dein W. Vatke. Nachschrift. Ueber Binder's*) Besuch September 1871 habe ich mich sehr gefreut; er brachte mir Grüße von Dir."

Eine ebenso große Freude war es Vatke gewesen, daß ihn bald darauf E. Biedermann nebst Familie besucht hatte. Es war, als verstünden ihn die im Süden wohnenden Freunde besser noch als die heimischen, die „Wir", für die so eben Strauß seinen Alten und neuen Glauben**) geschrieben hatte. Hierüber sagte in einem Schreiben an Strauß vom 24. Jan. 1873 Vatke: „Theurer Freund! Den freundlichen und dankbaren Gruß, den ich Dir längst zugedacht, sende ich Dir endlich zu Deinem Geburtstage mit den besten Glückwünschen, und bitte um eine freundliche Aufnahme. Du hast im verflossenen Jahre einen ganz ungewöhnlichen Erfolg in der rasch aufeinander folgenden Auflage Deiner letzten Schrift gehabt, aber auch manche Kränkungen erfahren, die Dir nach Freundeswunsch möchten erspart sein, die aber nach der objectiven Lage der geistigen Mächte und Interessen nicht wohl erspart werden konnten. Die relativ wenigen „Wir" schweigen, die bunte Masse der „Ihr" reden, und suchen nichts angelegentlicher als sich durch allerlei Gegenbekenntnisse als gut und fromm dar-

*) v. Binder, würtembergischer Ober-Studienrath, der auch an Strauß' Grabe gesprochen hat. Vgl. Zeller, D. F. Strauß S. 125.

**) Gesammelte Schriften. VI. Band.

zuſtellen. Deine Miſſion iſt einmal die kritiſche, ſcharf ſcheidende, klärende; die Welt liebt eben einmal das Hell-dunkel oder das für beide Seiten Paſſende. — Als ich die vielen abſprechenden Urtheile zuerſt hörte, hatte ich die Schwäche, den Wunſch aufkommen zu laſſen, Du möchteſt das Buch lieber nicht geſchrieben haben, da die Zeitgenoſſen noch nicht reif für daſſelbe. Aber bald wurde ich wieder in der Ueberzeugung befeſtigt, daß es ſo gut gethan, wie es erſchienen. — Darf ich nun auch mein Urtheil über den Inhalt im Beſondern ausſprechen? Du weißt, daß ich in einzelnen Fragen meinen beſondern Weg gehe. Die erſte Frage: ſind wir noch Chriſten, verneine ich mit Dir, wenn man unchriſtliches oder orthodoxes Chriſtenthum meint; bejahe ſie aber, wenn man das chriſtliche Princip in dem Strom der geiſtigen Entwickelung verſteht. Daſſelbe iſt freilich befreit von der früheren Schranke, aber der Weltgeiſt konnte es ohne ſolche nicht einführen. Du lächelſt vielleicht? Die zweite Frage: haben wir noch Religion, beantworte ich ganz wie Du, ſtelle mich aber auf die Seite der Philoſophie, welche ein Abſolutes als wirkſames, einheitliches und geiſtiges Princip annimmt, und dadurch den Mangel der religiöſen Vorſtellung erſetzt. Ich bete allerdings nicht zu einer Perſon, aber ich verſenke mich in den Gedanken und das Gefühl eines intenſiv Unendlichen, was inhaltsreicher iſt, als das religiöſe Gebet. In den nachfolgenden Abſchnitten über das Natur- und über das ſociale Leben finde ich ſchöne und treffende Punkte, bin auch kein Gegner von Darwin, bin aber zu wenig Kenner, als daß ich eine beſtimmte Anſicht aufſtellen könnte. Nur den Materialismus mag ich nicht,

weil er die Einheit der Principien und Elemente durchaus nicht erklärt. Die Zugaben über Literatur und Musik sind recht erquicklich. Das Urtheil über das Ganze wird sich hoffentlich bald bessern, wenn erst Stimmen der „Wir" sich vernehmen lassen. Das Nach- und Vorwort ist so mäßig und versöhnlich geschrieben, daß es nur gut wirken kann. Uebrigens habe ich heftige Disputationen über das Werk durchmachen müssen. Ich danke noch nachträglich für die gütige Uebersendung der Theile. Laß Dich ja nicht trübe stimmen durch die Angriffe; wenn es Deine Ueberzeugung erlaubt, ziehe aber den idealen Factor des Weltprocesses in späterer Auflage mehr in den Vordergrund. — Von Zeller kann ich nur Erfreuliches melden; er hat viele und treue Zuhörer und viele Freunde in Berlin. Ich sehe ihn seltener der Berliner Verhältnisse und meiner angegriffenen Gesundheit wegen. Wir sind aber gute Freunde und einig in der Vertretung Deines Werkes*). — Meine Verhältnisse haben sich nicht geändert. Mein Theodor hält Vorträge über alt-englische Literatur in der neugestifteten Akademie für neuere Sprachen. Wilhelm schriftstellert schon auf botanischem Gebiete; vom Militärdienst ist er frei gekommen. Ostern über ein Jahr will er zum Dr. philos. promoviren. Ich

*) Zeller's Urtheil über den „Alten und neuen Glauben" geht nach seinem Vorwort zu Strauß' Gesammelten Schriften kurzweg dahin, daß das Werk nicht blos als schriftstellerisches Kunstwerk in unserer Literatur eine hervorragende Stellung einnimmt, sondern daß es auch durch die Fragen, die es anregt, und die Antworten, die es giebt, nachhaltig und bedeutend in die wissenschaftliche und die Culturentwicklung unserer Zeit einzugreifen geeignet ist.

ſelbſt bin dieſen Winter, wohl des Wetters wegen, meiſt unpäßlich und muß mich ſchonen. — Ich wünſche, daß Du in Deinem lieben Ludwigsburg wieder heimiſch geworden biſt und hoffe, daß Du noch viele kräftige und thatenreiche Lebensjahre erleben mögeſt, wie ſie einem ſo ausgezeichneten Schriftſteller zu gönnen ſind, ſollte er die Welt auch nur noch mit kleineren Gaben erfreuen. — Meine Söhne Theodor und Wilhelm laſſen ſich gehorſamſt empfehlen Lebe recht wohl und vergnügt in Deiner Jugendſtadt! Mit alter treuer Freundſchaft Dein W. Vatke.“

David Strauß wurde ſehr krank; am 29. September 1873 ließ Vatke folgende Zeilen an ihn abgehen: „Theurer Freund! Seitdem ich durch Freund Zeller Dein Leiden erfahren, haſt Du mir mehr im Sinn und Gedanken gelegen, als Du aus meinem langen Schweigen ſchließen dürfteſt. Ich bin aber ſeit Ende Juni ſelbſt mehrere Monate krank geweſen, in keiner Stimmung zum Briefſchreiben, und habe mich darauf beſchränkt, Dir durch Zeller einen herzlich theilnehmenden Gruß zu überſenden. Vielleicht hat ſich Dein Zuſtand inzwiſchen gebeſſert, vielleicht auch nicht; ich hoffe nach Zeller's Rückkehr Näheres darüber zu hören. Durch dieſe Zeilen will ich Dir nur ein Zeichen geben von meinem Schmerze und meiner alle Wechſelfälle überdauernden Hochachtung und Freundſchaft. Wir ſtehen beide, wie das Schickſal auch verlaufe, nicht weit von unſerem Ende; Du haſt Großes geleiſtet, ich nur Geringes. Der Rückblick auf Deine Vergangenheit und Deine Werke muß daher etwas Erhabenes und Tröſtliches für Dich haben, Dein berühmter Name wird fortleben. Möchteſt Du aber auch perſönlich

der Welt und Deinen Freunden noch lange erhalten werden! Möchteſt Du die Entſcheidung des großen Kampfes, der jetzt die religiöſe (nur ſcheinbar religiöſe) Welt bewegt, und in dem Du ein ſo gewaltiges Schwert mitgeführt haſt, noch erleben! Die wirkliche Geiſtesfreiheit liegt zwar noch in nebelhafter Ferne und man darf ſich durch den Schein nicht täuſchen laſſen; aber etwas wird darnach, als Vorbereitung auf eine beſſere Zukunft, errungen werden können. Die Geſchichte geht nun einmal einen langſamen Gang, mit wunderlichen Rückfällen, aber ſie geht dennoch im Ganzen vorwärts. — Wie gern wäre ich zuweilen bei Dir, wenn es Dir nicht läſtig wäre, und ſpielte Dir Deine Lieblingsſtücke von Mozart (aus der Zauberflöte) oder Haydn und Andern vor. Ich ſelbſt habe mich daran erquickt, zumal da ich ſeit zwei Jahren ein ſehr ſchönes geſangreiches Inſtrument habe. Mein herzlicher Wunſch iſt Deine Beſſerung und Erhaltung. Alle anderen Intereſſen treten jetzt dagegen zurück. Mit dieſem Herzenswunſche und einem freundlichen Gruße verabſchiede ich mich von Dir als Dein alter Freund W. Vatke. Theodor und Wilhelm laſſen ſich gehorſamſt empfehlen."

Dieſen Vatke'ſchen Glückwunſch beantwortete Strauß am 3. December 1873 von Ludwigsburg aus mit dem folgenden Schreiben: „Lieber Freund! Nur mit wenigen Worten meinen innigen Dank für die Nachſicht, die Du an mir übſt mit den Briefen. Aber ich bin ihrer auch gar ſehr bedürftig. Mein Lebenstag iſt in ſtarkem Sinken, meine Kraft in raſcher Abnahme begriffen. Aber meine Freunde ſind um mich; überhaupt ſind es helle Geiſter, die mich um-

geben, ſoweit nicht Schmerzen allem Geiſt einen Druck auflegen. — Durch Frau Lewald erfuhr ich zuletzt von Dir. Daß Du ihr Vorträge hältſt, wie allerliebſt! Vielleicht hilft das den Ergebniſſen Deines langen und tiefen Nachdenkens endlich an's Licht. Und daß Du nun Zeller dort haſt! Zwar wird auch Euch die weite Entfernung ſelten zuſammenkommen laſſen; aber man kann ſich doch haben, wenn man will. So muß ich Dich auch jetzt bitten, ihm meinen Gruß zu ſagen, und Frau Lewald desgleichen. Hoffentlich komme ich bald dazu, auch ihnen eine Zeile zu ſchreiben. Auch Deinen beiden Söhnen meine beſten Grüße; vor Allem aber Dir, Du alter Freund, den herzlichſten Händedruck von Deinem D. F. Strauß.“

Es war der letzte Händedruck, der letzte Freundesgruß geweſen, den Vatke von ſeinem Strauß erhalten hatte. Am 8. Februar 1874 ſchrieb Zeller: „Lieber Vatke! So eben erhalte ich von Fritz Strauß die telegraphiſche Nachricht, daß ſein Vater heute Morgen um 11 Uhr geſtorben iſt. Beerdigung am Dienſtag. Näheres enthält das Telegramm nicht. Gönnen wir ihm das Ende des Leidens, und bleiben Sie, nachdem wir beide ſo viel verloren haben, um ſo mehr, wie bisher, der Freund Ihres treu ergebenen Zeller.“

Ja, viel verloren hatte Vatke, viel Zeller. Sie Beide hatten ihm am nächſten geſtanden. Dem Berliner Freunde war's, als hätte von ſeinem Herzen, von ſeinem ganzen Weſen ein groß Stück ſich abgelöſt. Eine vierzigjährige treue, innige Freundſchaft war zu Ende.

Die Sydow'sche Sache. Vatke'scher Einfluß. Abschluß der Lehrthätigkeit. Rückblick.

Sich an den kirchlichen und politischen Bewegungen des Tages zu betheiligen, entsprach den Neigungen Vatke's in keiner Weise; sein Stillleben verlief in Studien theologischer und philosophischer Natur, und seine Erholung bestand in dem Ideenaustausch mit Gelehrten. Ein allgemeines Interesse aber erregte die gegen den Prediger Sydow wegen eines Vortrags über die wunderbare Geburt Jesu eingeleitete Untersuchung, und es konnte nicht fehlen, daß hierüber die theologischen Docenten lebhaft debattirten. Von diesen gehörte Twesten zum Oberkirchenrath, dem das entscheidende Wort über Sydow zustand, und Twesten kämpfte lange mit sich, zu welchem Votum er sich entschließen sollte. In dieser Stimmung traf er mit Vatke zusammen, den die Frage gleichfalls sehr beschäftigte. Vatke nun äußerte gegen Twesten: es fiele ihm ein Wort Schleiermacher's ein, daß, wenn das Schiff der Kirche in's Schwanken geriethe, und wenn es nach rechts hin umzuschlagen drohe, man sich links setzen müsse, und umgekehrt. Dies Wort übte auf Twesten eine befreiende Wirkung aus: er wußte, wie er zu stimmen hatte, und die eine Stimme Majorität, womit zu Gunsten Sydow's im Oberkirchenrath votirt wurde, war die Twesten's. So sprach aus dem Erkenntniß der obersten kirchlichen Be-

hörde die Toleranz Vatke'ſcher Theologie, die in aller Stille gewirkt hatte.

In aller Stille wurden auch die wiſſenſchaftlichen Bedenken und Anfragen jüngerer Freunde erledigt, und zu denen, die ſich mit Vorliebe an Vatke wandten, gehörte nach wie vor Vaucher von Genf, der ihm am 20. März 1875 ſeine Ideen über die Geneſis entwickelt hatte und dem viel daran gelegen war, des Lehrers Urtheil zu hören. „Cher Monsieur et très-honoré maître", ſchrieb er; „ces résultats n'auront sans doute rien de bien nouveau pour vous, puisqu'ils ne sont guères dans leur ensemble qu'une synthèse des travaux antérieurs. Mais j'ai tenu à vous les communiquer pour vous montrer qu'après plus de 15 ans écoulés, je demeure encore attaché, autant qu'il est possible, à la théologie. C'a été pour moi un veritable plaisir d'y revenir cet hiver. C'a été aussi un plaisir très-vif de songer, et bien souvent, je vous assure, à ces jours de Berlin qui sont pour moi comme les „beaux jours d'Arranjuez". Ne m'en veuillez donc pas si, en disciple toujours fidèle, mais néanmoins indépendant, je m'écarte à l'occasion de votre sentier. Vous avez d'ailleurs un moyen bien simple de m'y ramener. C'est de m'annoncer que votre livre, ce livre toujours promis, toujours attendu, sort enfin du brouillard. Mais en sortira-t-il? .... Votre bien affectionné P. Vaucher."

Wieder und immer wieder kam der Dogmatiker E. Biedermann mit Glückwünſchen, Vorſtellungen und Bedenken. Er ſchrieb von Zürich am 23. December 1876:

„Mein werther alter Lehrer und Freund! Ich kann das Jahr nicht zu Ende gehen lassen, ohne Sie noch einmal im Geiste zu besuchen, nachdem ich endlich nach 35 Jahren dazu gekommen bin, Sie wieder einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Von denen, die ich damals gekannt, waren Sie der, den ich am meisten wieder zu sehen verlangte und Sie waren auch der Einzige, den ich noch unter den Lebenden angetroffen habe. Ich wollte nur, ich hätte Sie auch körperlich so frisch und rüstig wieder finden können, wie geistig. So aber drängte sich's mir beim Scheiden wehmüthig auf: wohl nicht wieder! Mich werden meine Wege wohl so bald nicht wieder nach dem Norden, in die Reichshauptstadt führen: Sie müßten sich denn endlich noch einmal losmachen und wieder einmal in unsern Bergen Erfrischung suchen wollen. Allein, wie Sie es so lange haben anstehen lassen und selbst Strauß oft vergeblich bei Ihnen angesetzt hat, wage ich wenig Hoffnung darauf zu setzen, so groß auch meine Freude wäre. — So viel Genuß und Anregung aller Art ich auch in Berlin gefunden, so bin ich doch gern wieder in die einfacheren und kleineren Verhältnisse meiner Heimath zurückgekehrt und danke dem Schicksal, daß es mich auf diesen Boden gestellt hat. Man ist nicht abseits von der geistigen Entwickelung der Zeit, aber es ist einem erleichtert, frei von Innen heraus an derselben theilzunehmen und nicht blos von äußerlich übermächtigen Strömungen mit fortgetragen oder bei Seite geschoben zu werden. Was ich bei so Vielen als das höchste Ziel ihrer Wünsche sehe, ein Lehrstuhl in Berlin, das hätte für mich nie eine Anziehungskraft. Ja, wenn einer sich die Geistesmacht zu-

trauen könnte, die Atmosphäre um sich her zu reinigen! — Was mich — offen gestanden — bei Ihnen unerwartet überrascht hat, das war, Sie in ungleich höherem Maße mit Strauß' letztem Buche, wenigstens nach seiner negativen Seite, übereinstimmend zu finden, als es mir nach den tiefsten Fundamenten meiner Ueberzeugungen in diesen Dingen möglich wäre. Im Gegentheil, was mein erster Eindruck beim Erscheinen des Buches gewesen, das ist's mir und immer mehr geworden: ich gäbe einen Finger meiner rechten Hand darum, Strauß hätte das ominöse Buch nicht geschrieben! um seiner selbst willen und wegen der Wirkung — nach allen Seiten hin —, die es gehabt hat und noch auf lange hinaus haben wird durch Zusammentreffen mit andern das Zeitbewußtsein beeinflussenden Factoren. Von den letzten metaphysischen Fragen ganz abgesehen — mich führt die Philosophie der Religion zu einer ganz andern Stellung, die ich auch Ihnen gegenüber als die objectivere, freiere behaupten muß. Es ist mir eine Genugthuung, daß Sie mir in unserer letzten Stunde noch Veranlassung gegeben haben mich darüber auszusprechen, so daß ich nicht nöthig habe es zu wiederholen, zumal in einem Briefe, der nur ein freundschaftlicher Gruß zum Jahresschluß sein sollte. — Seien und bleiben auch Sie meiner in Liebe eingedenk! Meine Kleine läßt sich in Ihr freundliches Andenken empfehlen. Sie erinnert sich gern und mit Stolz, daß sie an Ihrem Flügel Ihr Meisterstück hat begleiten dürfen. Mit herzlichsten Wünschen stets der Ihrige Biedermann."

Als Vatke im Wintersemester gewahrte, daß zu einem Publikum über einige dogmatische Lehren nur drei Zuhörer

sich eingefunden hatten, von denen zwei auf der Quästur nicht gemeldet waren, gab er das Lesen auf. Die Ankündigung der Vorlesungen geschah fortan nur der Form wegen: mit dem neunzigsten Semester schloß Vatke seine Lehrthätigkeit ab, die durch 25 Jahre hindurch eine so glänzende gewesen war, daß auf gleiche Erfolge nur wenige seiner Collegen zurückblicken konnten. Nachdem wir*) aus Biedermann's „Erinnerungen" das Urtheil eines Anhängers über Vatke'sche Vorlesungen angeführt haben, müssen wir dasselbe ergänzen durch die Aperçus eines Mannes, der heute, der Partei der positiven Union zugehörend, dem Verdacht der Parteilichkeit weit entrückt ist. Der bekannte würtembergische Prälat und geistliche Lyriker Karl Gerok, durch seine „Palmblätter" weithin populär geworden, erzählt in seinen „Jugenderinnerungen" **) von seinen Berliner Erlebnissen im Winter 1838/39 und schildert den Eindruck, den auf ihn die damaligen theologischen Docenten der Friedrich-Wilhelms-Universität gemacht haben. An Hengstenberg gefiel ihm ein gewisser Humor, an dem Hofprediger Strauß die gemüthliche Wärme; an dem ehrwürdigen Neander vermißte er frappante Gedanken, lichtvolle Gruppirung, charakteristische Zeichnung und Frische der Darstellung. Twesten sich zu nähern verging ihm die Lust. Den vornehm abgemessenen Philipp Marheineke, ob seiner Grandezza „Don Philipp" von der akademischen Jugend genannt, begnügte er sich aus der Ferne zu verehren. Ueber Vatke

*) Seite 295 ff.

**) Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1876.

sagt Gerok: „Von Theologen der Hegel'schen Schule profitirten wir am meisten bei Vatke, dessen gründliches Wissen, besonnene Kritik und klare Darstellung uns besonders einleuchtete, während auch seine Persönlichkeit durch vielseitige Bildung, edle Humanität und feine Formen ansprach."

Die Gerok'sche Zeichnung Vatke's ist in jedem Punkte zutreffend; die Objectivität der Charakteristik macht dem Stuttgarter Hofprediger alle Ehre. Wir haben seiner knappen, auf scharfer Beobachtung ruhenden Darstellung nichts hinzuzufügen. So wie er sich des Lehrers erinnert, lebt Vatke's Bild fort bei seinen nach Tausenden zählenden Zuhörern. Die höchste Besuchsziffer erreichte der gefeierte Docent mit 139 Anmeldungen für Biblische Theologie des Alten Testaments im Sommersemester 1833, und im Sommer des nächstfolgenden Jahres hatte er 134 Zuhörer für die Biblische Theologie des Neuen Testaments. Die Zahl 100 wurde erreicht bei den Vorlesungen über die Lehre von der Dreieinigkeit im Winter 1841/42, sowie in derselben Zeit bei den Vorlesungen über das Wesen der Sünde. Große Auditorien der Hochschule mußte Vatke noch bis zum Ausgang der vierziger Jahre wählen, denn es waren für die Privatcollegia durchschnittlich 50, für die Publica noch mehr Zuhörer unterzubringen. Ganz plötzlich änderte sich das Verhältniß: 1852 wurde Hengstenberg Examinator, und Vatke erklärte den Hiob vor 5 Studirenden. Collegia über Jesaia, die Psalmen und die Genesis kamen von da ab bisweilen gar nicht mehr zu Stande. Und doch machte sich sofort bei Beginn der neuen Aera, von 1860 bis 1862, eine interessante Veränderung in dem Besuch der Vatke'schen

Vorlesungen bemerkbar: er las, während ihm die Reactionsperiode nur noch durchschnittlich 12 Zuhörer zuführte, plötzlich wieder in Auditorien mit 40 Plätzen. Darauf trat sofort nach der neuen Aera abermals ein Niedergang ein, der, nachdem Vatke sein 226. Collegium beendet hatte, ihm den Gedanken näher brachte, es wäre unter solchen Verhältnissen gerathen, in der akademischen Lehrthätigkeit eine Pause eintreten zu lassen. In der ganzen Zeit, vom Winter 1830/31 bis zum Winter 1875/76 hatte er nur ein Mal, und zwar im Winter 1864/65, weil an der Kopfrose erkrankt, nicht gelesen.

Die Gehalts-Bezüge Vatke's waren während seiner ganzen Docenten-Laufbahn äußerst geringe geblieben. Was der Minister Altenstein in nahe Aussicht gestellt hatte, wurde fast vierzig Jahre später in bescheidenem Maße erfüllt: der Cultusminister Falk bewilligte auch Vatke im Juni 1872 eine Besoldungs-Zulage von jährlich 300 Thlrn., indem er einem Beschlusse des Hauses der Abgeordneten über Gehalts-Aufbesserung der akademischen Professoren entsprach. Auf diese Weise kam Vatke in den letzten Jahren seiner Thätigkeit zu einem Gehalt von 800 Thalern.

Persönliches. Das fünfzigjährige Docenten-Jubiläum.

Es waren für Vatke Jahre mancherlei Trübsals und schwerer Kümmernisse gekommen. Er selbst begann des Alters Last zu spüren, und die Gattin war genöthigt, wegen einer Lähmung, die durch Schlagfluß eingetreten war, Erholung in Süddeutschland zu suchen. So war er, da Theodor Vatke, pädagogisch in Anspruch genommen, zeitweilig in England und am Rhein lebte, dauernd nur mit dem Botaniker Wilhelm im Hause, bis der Philologe wieder ganz in die Nähe von Berlin gerufen wurde und in die Central-Cadetten-Anstalt in Lichterfelde als Lehrer eintrat.

Die Zeit verging unter Studien, soweit die Kräfte reichten; das Interesse für Wissenschaftliches blieb unverloren. Ein Theologe, der inzwischen in die philosophische Facultät einer berühmten Hochschule Preußens eingetreten war, schrieb an Vatke bei Ueberreichung einer Alttestamentlichen Studie: „Sie werden sehen, daß Sie nichts aus dem Buche erfahren, was Sie nicht gewußt haben. Meine Bewunderung für Sie ist im Lauf der Zeit nicht geringer geworden; aber um es äußerlich im Alten Testament zu Etwas zu bringen, muß man in dieser letzten betrübten Zeit nothwendiger Weise ein Esel sein. Ich quäle mich jetzt mit Fragen, die Sie in Paragraph 21 Ihrer „Religion des Alten Testaments" (S. 184 ff.) behandelt haben. Sie sagten mir schon, daß

Sie den Saturn ꝛc. aufgegeben haben; die Hauptsache lassen Sie hoffentlich trotzdem noch jetzt von dem Paragraphen gelten. Wenn Sie mir in Kürze Ihre Gedanken über die Eigenthümlichkeit der israelischen Religion, wie sie schon von den Propheten vorausgesetzt wird, und über ihre Beziehung zur Wüste, zu Egypten und zu Kanaan, attractive und repulsive, mittheilen könnten, würden Sie mich zu großem Danke verpflichten. Sagen Sie mir insonderheit den Punkt, wo das Erklären aufhört. Zwei Worte werden genügen, denn ich verstehe Sie leicht."

Dieser Gelehrte hatte namentlich bei Ewald in Göttingen das Alte Testament studirt und in Folge dessen Vatke's Biblische Theologie verhältnißmäßig spät kennen gelernt, denn der Göttinger Lehrer pflegte seine Zuhörer geradezu vor Vatke zu warnen, den müßten sie nicht lesen. Der warnende Ewald ist derselbe, der 1835 *) die „Religion des Alten Testaments" ein „vortreffliches Buch" genannt hatte, weil dessen Verfasser die Leser „zu erheben und zu erleuchten durchaus bemüht ist".

Es mußte für den viel verkannten und systematisch zurückgesetzten Vatke eine Genugthuung darin liegen, daß er gerade von den competentesten Kritikern nicht übersehen worden war, und das otium ertrug sich cum dignitate, wenn J. Wellhausen **) zu dem Bekenntniß gezwungen war: „Vatke's Buch ist der bedeutendste Beitrag, welcher überhaupt je zur Geschichte des alten Israel geleistet worden

*) Seite 169 ff.

**) In seiner Geschichte Israels. Berlin 1878.

ist.“ Der Greifswalder Gelehrte wiederholte damit, was Karl Rosenkranz*) gesagt hatte: „Die bedeutendste Arbeit, welche bis jetzt aus dem Standpunkt der Hegel'schen Philosophie in der Sphäre der Religionsphilosophie hervorgegangen ist, ist unstreitig Vatke's biblische Theologie. Factum und Begriff haben sich hier sehr tief durchdrungen.“

Durchdrungen von dem Gefühl, dem 1880 sein fünfzigjähriges Docenten-Jubiläum feiernden Vatke eine Huldigung bereiten zu müssen, schickte sich die theologische Facultät der Friedrich-Wilhelms-Universität an, den 17. Juli nicht unbeachtet vorübergehen zu lassen. Der erste von den Collegen, der an diesem Tage glückwünschend kam, war des Jubilars ältester Schüler Eduard Zeller. Nach diesem erschien der Dekan Kleinert. Vatke war mit seinem Sohn Theodor im Zimmer allein, als der Dekan eintrat. Die Begrüßung war eine sehr herzliche, und als Kleinert sich anschickte, die von der Facultät erlassene Adresse zu verlesen, erhob sich der Jubilar, um den Gruß der Collegen, so schwer es ihm auch körperlich wurde, stehend anzuhören. Die Adresse hatte folgenden Wortlaut: „Hochgeehrter Herr Professor! Hochzuverehrender Herr College! Mit herzlicher Freude begrüßt die theologische Facultät, der Sie seit dem Beginn Ihrer akademischen Thätigkeit ununterbrochen angehört haben, die fünfzigste Wiederkehr des Jahres, in welchem Sie in diese Thätigkeit eingetreten, und insonderheit die Wiederkehr des Tages, an welchem vor fünfzig Jahren

*) In seinen kritischen Erläuterungen des Hegel'schen Systems. Königsberg, Gebr. Bornträger, 1840.

Sie unter den Auspicien der edlen und unvergessenen Namen Hegel und Marheineke den Licentiatengrad der Theologie erworben und damit den Markstein der ersten Strecke Ihrer wissenschaftlichen Lebensarbeit aufgerichtet haben. Wenn es im Gebrauch der theologischen Facultäten nicht liegt, die Verleihung der Licentiatenwürde bei festlichen Anlässen dieser Art zu erneuern, so haben wir uns doch nicht versagen wollen, in Form einer beglückwünschenden Begrüßung an diesem Tage den Empfindungen unserer collegialen Hochachtung einen lebendigen Ausdruck zu geben; mit dem Dank gegen den Höchsten, der Ihnen diesen Tag gegeben, zugleich Ihnen den Dank für die treue Hingebung auszusprechen, mit der Sie Jahrzehnte hindurch Ihre Kraft im Sinne der Erwartungen bethätigt haben, die sich an Ihre akademischen Anfänge knüpfen durften, und dadurch das Gefühl akademischer Zusammengehörigkeit und wissenschaftlicher Gemeinschaft zu bezeugen, mit dem wir uns Ihnen verbunden fühlen, und diese Bande neu zu befestigen. Groß ist die Zahl der lernbegierigen Schüler gewesen, die von der unmittelbaren Einwirkung Ihrer Lehre eine mächtige Anregung zu wissenschaftlicher Bearbeitung der schwersten theologischen Probleme erhalten haben; noch größer die weitere Gemeinde derer, welche die schriftstellerischen Leistungen Ihrer schaffenden Manneskraft auf den Gebieten der Alttestamentlichen Wissenschaft und der theologischen Speculation um sich gesammelt haben. Wenn es zum Theil gerade in der productiven und kühnen Eigenart dieser Leistungen begründet war, daß Ihrem wissenschaftlichen Streben mancher der äußeren Erfolge versagt geblieben ist, von deren Ermuthigung die Freudigkeit

stetigen Schaffens zwar nicht allein, aber immer mit bedingt ist, so dürfen Sie doch sich bewußt sein, daß, wie Sie seiner Zeit erhoffend ausgesprochen, „das Wahre und Heilsame Ihrer wissenschaftlichen Arbeit, so viel sich darinnen findet, kraft des göttlichen Geistes, durch welchen alles Wahre besteht, erhalten geblieben ist"; daß Sie nicht umsonst gearbeitet haben. Und darin ihr oberstes Genügen zu finden, das ist ja das Beschiedene und der von allem Aeußerlichen unabhängige Adel aller Arbeit, die im Dienste der Wissenschaft und der Wahrheit mit Aufrichtigkeit gethan ist. Der treue und allgütige Gott aber, der Ihre Wege bisher geleitet und behütet hat, walte auch über dem Abend Ihres Lebens mit seiner Gnade und seinem reichsten Segen. Berlin, den 17. Juli 1880. Die theologische Facultät der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität. D. Kleinert, z. Z. Dekan. Semisch. Steinmeyer. Dillmann. Weiß. Pfleiderer."

Tief bewegt dankte Vatke für die ihm zu Theil gewordene Ehre und Freude. Kleinert fügte noch hinzu, es müßte dem Jubilar doch eine große Genugthuung gewähren, in allerjüngster Zeit im Resultat seiner Alttestamentlichen Forschungen noch so anerkannt worden zu sein, wie von Wellhausen.

Der 17. Juli, von dessen Bedeutung für Vatke ferner Stehende erst später durch die Zeitungen erfuhren, war für ihn selbst ein Freudentag geworden, und bald sollte er gewahren, welchen Antheil Andere an dem Jubiläum nahmen.

D. Baier schrieb am 22. Juli 1880 von Greifswald: „Hochgeehrter Herr Professor und College! Als College

darf ich Sie ja wohl begrüßen als verflossener Theologe, da ich dem Studium Ihrer Werke einen Theil meiner theologischen Entwickelung, besonders auch ein tieferes Verständniß der Hegel'schen Philosophie und ihres Verhältnisses zur Religionsgeschichte verdanke. Seither habe ich Ihnen durch wiederholten Besuch und wechselseitigen Austausch in dem für mich so interessanten Gespräch mit Ihnen, verehrter Herr College, meine treue dankbare Anhänglichkeit oft zu erkennen zu geben gesucht. Und so las ich denn auch mit aufrichtiger Theilnahme die kurze Notiz, daß man, ohne irgend welche Veranlassung von Ihrer Seite, Ihres Promotionstages gedacht habe. Gestern empfing ich nun durch Ihre so freundliche Aufmerksamkeit die spezielle Mittheilung der Gratulation der Facultät, welcher Sie in so gesegneter Wirksamkeit seit einem halben Jahrhundert angehören, und die so verdiente Anerkennung Ihrer akademischen und literarischen Wirksamkeit in der kurzen Darstellung Ihrer gelehrten Entwickelung; Manches erinnerte mich an Ihre Mittheilungen im Gespräch. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank, daß Sie auch meiner gedachten; zugleich aber auch den treu gemeinten Wunsch, daß es Ihnen vergönnt sein möge bei leidlichem körperlichen Befinden in der Befriedigung, die Wissenschaft und Kunst Ihnen so reichlich gewähren, Ihres Lebens-Abendes sich noch länger zu erfreuen, besonders aber auch durch die Freude an Ihren Kindern in Ihrem häuslichen Leben erhalten und gestärkt zu werden. Da ich Sie zuletzt leider im Bette sprach, wo Sie mir so freundlich Zutritt gewährten, so war ich nun um so mehr durch die betreffende Mittheilung erfreut, als ich wohl annehmen durfte, daß Sie die Glück-

wünschenden doch bei besserem Befinden empfangen. Ich verbleibe in Hochachtung Ihr ergebenster Baier."

Hilgenfeld schrieb von Jena am 21. Juli: „Hochverehrter Herr Professor! Durch Ihre Güte habe ich die Mittheilung über Ihr Jubiläum 50jähriger akademischer Wirksamkeit erhalten. Da kann ich, einer Ihrer dankbarsten Schüler, nicht umhin, Ihnen von ganzem Herzen Glück zu dem Jubelfeste zu wünschen. Alle Ungunst der Zeiten, welche auch ich reichlich erfahren habe, hat die reichen Früchte Ihrer ernsten wissenschaftlichen Forschung nicht vereiteln können. Und mit dem stolzen Bewußtsein, der Fahne, welche Sie ergriffen haben, stets treu geblieben zu sein, können Sie auf ein halbes Jahrhundert zurückblicken. Mögen Sie die goldene Hochzeit mit Ihrer Hochschule noch lange in Kraft und Gesundheit überleben! Eine ganz besondere Freude würde es mir sein, wenn Sie, hochverehrter Herr, die Zeitschrift Ihres dankbaren Schülers noch mit einem Beitrage beehren wollten. Ich erlaube mir eine Wiederholung dieser dringenden Bitte und verbleibe mit herzlicher Verehrung Ihr dankbar ergebener D. A. Hilgenfeld."

Unter den Gratulirenden fehlte auch Biederman nicht. Er schrieb von Zürich am 24. Juli: „Mein verehrter Lehrer und Freund! Herzlichen Dank, daß Sie daran gedacht, mir doch auch von dem Ehrentag Ihres Jubiläums Kunde zukommen zu lassen. Sonst wäre mir dieser vorübergegangen, ohne daß ich eine Ahnung davon erhalten hätte, und doch konnten Sie dessen gewiß sein, daß ich mit unter den Ersten gewesen wäre, mit dankbaren herzlichen Glückwünschen mich an demselben bei Ihnen einzustellen, eingedenk dessen, wie

die zwei Jahre meines Berliner Aufenthaltes — jetzt vor 40 Jahren! — mir vor Allem durch Sie zu den schönsten und fruchtbarsten meines Lebens geworden sind, eingedenk auch der freundlichen Auffrischung dieser Erinnerung vor 4 Jahren. Unserm trefflichen Zeller sieht es gleich, daß er auch bei diesem Anlaß sein allumfassendes Gedächtniß bewährt hat, und Ihnen mag wohl sein Glückwünsch die größte, unmittelbarste Freude bereitet haben, — die größte Ueberraschung und Genugthuung aber, daß an diesem Tag auch die theologische Facultät nicht umhin gekonnt hat, sich mit Ihrer Anerkennung bei Ihnen einzustellen. „Spät kommt ihr, doch ihr kommt!" Ein wenig auf Stelzen freilich; sonst hätte sie Ihnen bei diesem Anlaß wohl auch den Doctorhut mitbringen können, und die Entschuldigung, daß die Erneuerung der Licentiatenwürde bei solchem Anlasse nicht üblich sei, klang fast ein wenig wie böses Gewissen..... — Ihr dankbar ergebener Biedermann."

Und Wellhausen schrieb von Kreuznach am 23. Juli: „Hochverehrter Herr Professor! Durch ein Zeitungsblatt erfahre ich so eben, daß Sie Ihr 50jähriges Jubiläum als akademischer Docent gefeiert haben. Ich kann es nicht lassen, Ihnen nachträglich meine warme Theilnahme auszudrücken. Wenn es Ihnen nicht so sehr auf die Extension als auf die Intension Ihres Wirkens ankommt, so können Sie wohl zufrieden sein — freilich auch die Intension könnte noch stärker sein, aber Sie haben die Zukunft. Ich rede nur von dem, was ich verstehe, vom Alten Testament: da ist es gewiß, daß Ihre Wirksamkeit erst angeht. — Mit den besten Wünschen für Ihr Wohlergehen Ihr ergebenster Wellhausen."

Als einer der Herzlichsten unter den Glückwünschenden kam Biesenthal*) mit einem Schreiben von Reudnitz bei Leipzig am 22. Juli. Er fand, die Würdigung des Jubilars, soweit sie die Zeitungen brächten, wäre weitaus nicht erschöpfend, denn sie enthielte nichts von Vatke's christlichen Tugenden, von seinem Wohlwollen gegen tiefer Stehende, von der Sanftmuth, mit der er wohlwollend ernstes Streben unterstütze; wie fern er von dem Gelehrtendünkel sei und mit welcher Ruhe er selbst Beleidigungen ertrage. „Und was soll ich noch mehr rühmen, noch mehr sagen? Sie sind kein Freund von Schmeicheleien. Was ich sagte, sind selbst erlebte und beobachtete Dinge, die ich im Stillen zu bewundern Gelegenheit hatte. Wenn ich Ihnen gegenüber das ausspreche, so ist es Dankbarkeit, samaritische, die mich dazu treibt. Wie viel habe ich Ihnen zu danken! wie geduldig haben Sie meine damalige Art ertragen, wie sanft haben Sie meine Fehler gerügt, mir jegliche Gelegenheit gegeben, etwas zu erwerben. Wie wenig weiß man von Ihren Kämpfen und Ihren Erlebnissen! — Johannes Schulze begegnete mir vor einigen Jahren in Franzensbad; er dachte auch Ihrer und sagte: Vatke ist unsere Perle, aber der Schmutz, der sie umgiebt (Anspielung auf Ihre Feinde) verhindert, daß man sie polire und ihren Werth zur Anerkennung bringe. Ich habe ihn wenigstens zum außerordentlichen Professor befördert." — Delitzsch sagte mir kürzlich: „Die Epigonen der modernen Kritik plündern Vatke

*) Verfasser eines Commentars zum Hebräerbrief. Siehe auch Seite 62 ff.

unbarmherzig." — Nun Gott befohlen, leben Sie wohl. Ihr dankbarer Samariter Bieſenthal."

Auch von einer Dame kam ein Brief aus Bonn vom 22. Juli: „Dem theuren Freunde meines geliebten Vaters die herzlichſten Glückwünſche zum 50jährigen Docentenjubiläum von deſſen Tochter Georgine Heusler, geb. Strauß." Dieſe wenigen Zeilen, welch wehmüthige Freude riefen ſie in Vatke's Herz hervor. . . . .

Mehr als vier Wochen waren nach dem Jubiläum verſtrichen, als Vatke im Auftrage der theologiſchen Facultät der Univerſität Jena ein Schreiben des Dekans derſelben, Prof. Siegfried erhielt, worin es hieß, die Herren in Jena hätten ihren Augen nicht getraut, in den Zeitungen zu leſen, daß die Berliner theologiſche Facultät Vatke zu deſſen Jubiläum nur mit einer Adreſſe, nicht mit der Verleihung des Doctortitels bedacht hätte. Der Dekan fragte nun offiziell und in liebenswürdigſter Form an, ob Vatke dieſe Auszeichnung von Jena annehmen wollte. Vatke, der Niemandem das Datum ſeines Jubiläums verrathen hatte, wollte anfänglich, um jedes weitere öffentliche Wort über ſeine Perſon zu vermeiden, dankend ablehnen, entſchloß ſich aber doch, auf Zureden ſeiner Söhne, zur Annahme.

Das Diplom feierte Vatke als „den ausgezeichneten Mann, der höchſten Ehren in der Theologie und Philoſophie vor Allen würdig, welcher durch die bewundernswerthe, ihm eigenthümliche kritiſche Kunſt, darin unter ſeinen Zeitgenoſſen hervorragend, die Bücher des Alten Teſtaments erforſchte, die Dunkelheit, welche die Geſchichte der Religion der Hebräer einhüllte, mit neuem und glänzendem Lichte erhellte

und durch seine philosophische Auffassung auch die Wahrheit der christlichen Religion mit frischen und bedeutungsvollen Waffen mächtig gestützt hat." *)

Letzte Lebensjahre und Tod.

„Mit meiner Gesundheit geht es nicht sehr befriedigend", schrieb Vatke am 12. Juli 1880 an eine Dame in Helmstädt. „Am Osterfest und wieder am Pfingstfest mußte ich in Folge eines leichten Gichtanfalls das Bett hüten; ich trinke jetzt Kissinger Brunnen hier im Garten, bin aber noch ziemlich schwach, und weiß nicht, ob ich dieses Jahr nach Teplitz ins Bad reisen kann. Nach meinen Jahren kann ich es nicht besser verlangen. Der Geist ist noch gesund."

Der war sogar noch frisch und das Gedächtniß auffallend stark. Wer in dieser Zeit Gelegenheit hatte, Vatke bisweilen zu sehen, der mußte darüber staunen, wie rasch er

---

*) „Summum virum omnibus et in theologia et in philosophia honoribus prae ceteris dignum, qui admirabili sua qua excellebat inter aequales arte critica Veteris Testamenti libros perscrutatus, tenebris quae historiam religionis Hebraeorum obscurabant novam atque clarissimam offudit lucem, et quum philosophica quadam demonstratione uteretur, etiam religionis christianae veritatem recentibus gravissimisque subsidiis fulsit atque sustinuit."

sich über rein externe wie über wissenschaftliche Dinge zu orientiren wußte; er besann sich auf die scheinbar geringfügigsten Vorkommnisse mit minutiöser Genauigkeit, so daß der ihn Fragende so gut wie nie ohne Bescheid blieb. Dabei fühlte Vatke, wie die physische Kraft im Hinschwinden begriffen war, und die Ahnung, daß nur noch eine kurze Spanne Zeit ihm vergönnt sein möchte, ließ ihn oft auf Todesgedanken kommen. Nur hatten diese Gedanken nichts Beunruhigendes für ihn, er war auf den letzten Lebensaugenblick innerlich vorbereitet. „Liebster Gott, wann werd' ich sterben?" diese Frage der wunderbar schönen Cantate seines Bach kam ihm in der Vorstellung, dies Leben könnte rasch und plötzlich ein Ende haben; es überkamen ihn dann Gedanken, wie er sie David Strauß verrathen hatte, als er ihm seine Empfindungen beim Lesen des Alten und des Neuen Glaubens mittheilte.

Der Wunsch, noch ein einziges Mal, wenn auch nur auf kurze Zeit, im Besitz seiner ganzen Kraft zu sein, entsprang dem sehnlichen Verlangen, sein Leben nicht geschlossen zu sehen, ohne daß er zuvor die Resultate der Pentateuch-Studien niedergeschrieben hätte; allein es kam ihm die hierzu nöthige Elasticität des Geistes nicht wieder zurück, und er mußte sich darauf beschränken, fortan nur nach den Weisungen des Arztes zu leben. Ab und zu sah er noch Freunde bei sich, und der theilnehmendste unter diesen war Zeller; allein Vatke wollte den ihn Besuchenden geistig genau so viel bieten, als sie ihm entgegen brachten, und deshalb ließ er sich von da ab, wo er gewahrte, daß ihn die Unterredung anstrengte, nur noch selten sprechen. Das

Alleinsein war ihm Benöthigung und Wohlthat geworden; die innere Sammlung versöhnte ihn ganz mit dem Tode, und dem Leiden entrang er vollbewußt sittliche Momente. Er hatte seinen Glauben nicht zu erweitern und sein Hoffen nicht zu erhöhen; darum auch bedurfte er keiner Zusprache von irgend welcher Seite. Sein reines Gemüth bekundete sich in den Stunden des Ungemachs und der Schmerzen durch Erweisung kindlichen Danks für jede ihm gewordene Handreichung, für jedes freundliche Wort, für jeden Blick der Liebe in seiner Umgebung.

Ließen ihn im Jahr 1881 schöne Tage mit Sonnenschein noch in den Garten kommen, so verbot sich dies vom Herbst ab von selbst, denn zu Magenbeschwerden kamen Brustbeklemmungen, und deshalb war er, Nachts so gut wie schlaflos, im Winter 1882 bettlägerig geworden, wodurch die Kräfte rasch nachließen, die körperlichen früher als die geistigen, bis auch diese den Dienst zu versagen begannen. Da indeß im Frühjahr gichtische und gastrische Leiden fast regelmäßig aufgetreten waren, so glaubte die Familie, in Uebereinstimmung mit dem langjährigen Hausarzt, Geh. Rath Dr. Körte, daß der Anfall vorübergehen würde. Allein vom 15. April an zeigten sich Trübungen des Bewußtseins, der Kranke erkannte z. B. den zweiten Arzt nicht mehr. Besuche durften längst nicht mehr vorgelassen werden, und wenn der älteste Sohn dem berühmten Freunde des Erkrankten, Eduard Zeller, der mit rührender Theilnahme immer wiedererschien, sich nach Vatke zu erkundigen, sagen mußte, der Vater danke, bedaure aber Niemand sehen zu können, so war ihm das tief schmerzlich.

Die Besorgnisse der Angehörigen erreichten den höchsten Grad, als der Patient in lethargischen Schlummer verfiel und in den Momenten des Erwachens die Zunge bewegte, um zu sprechen, ohne dazu im Stande zu sein. Daß der Geist des sonst so imponirenden Mannes ebenso wie sein Körper in unmittelbar bevorstehender Auflösung begriffen war, zeigte sich nur allzu klar, als er auf die Bitten, etwas Weingelee zu nehmen, auch durch Champagner und Austern sich zu stärken, äußerte: „Ich nehme nur noch, was man mir giebt." Die Reaction seines Willens war dahin, es ging mit ihm zu Ende. Am 19. April 1882, in der sechsten Stunde Abends, athmete er ruhig aus, und ruhig wie ein Schlafender lag er im Tode da, wie wenn sein letztes Empfinden Liebe und Friede war.

Gewiß hat der Verstorbene noch irgend welche Bestimmungen treffen wollen; er hatte aber, wie sich nach dem Tode zeigte, nicht eine Zeile testamentarischer oder anderer letztwilliger Verfügungen hinterlassen, was den Bekannten Vatke's, die ihn als einen in geschäftlichen Angelegenheiten peinlich accuraten Mann gekannt hatten, überraschend war. Auch über sein Begräbniß hatte er nichts bestimmt; nur glaubte die Familie in seinem Sinne zu handeln, wenn sie D. Lisco bat, die Leichenrede zu halten. Um ihm den letzten Liebesdienst zu erweisen, umstanden am 22. April Nachmittags 4 Uhr mit den Söhnen und einer studentischen Deputation die Collegen, Freunde und Verehrer den mit frischem Lorbeer und Rosen geschmückten Sarg. Offiziell war die Universität vertreten durch den Rector Curtius und den Dekan der theologischen Facultät Weiß; den Cul-

tusminiſter v. Goßler vertrat der Geh. Regierungsrath Dr. Goeppert. Von den Theologen waren Kleinert, v. d. Goltz, Lommatzſch, von den Juriſten Gneiſt und Beſeler, von den Philoſophen Zeller und Althaus gekommen. Auch ſonſt hatten trotz der Ferienzeit viele andere von den Gelehrten der Hochſchule ſich eingefunden, unter dieſen Guſt. Droyſen, der zuſammen mit Vatke zu Hegel's Füßen geſeſſen hatte. Der greiſe Sydow und Michelet waren ſchon vor der Feier an Vatke's Sarge geweſen. Lisco gab in gedrängten Zügen ein Bild von dem reichen geſegneten Leben des Verſtorbenen*), deſſen Zuhörer auch er geweſen war.

Auf dem Dreifaltigkeitskirchhof in der Bergmannſtraße zu Berlin ruhet, was ſterblich iſt an Wilh. Vatke. An ſeinem Grabhügel erhebt ſich ein Denkmal mit einem Reliefbilde, das Gerhard Janenſch, ein Schüler Schaper's, entworfen hat.

Aus den Kundgebungen der vielen Freunde und Verehrer des Verſtorbenen, die der Leichenfeier nicht beizuwohnen Gelegenheit hatten, nur einiges Wenige. „Zu dem Tode meines hochverehrten Lehrers W. Vatke, welchem ich ſo viel verdanke, drücke ich mein herzlichſtes Beileid aus. Unvergänglich wird die Liebe ſeiner Angehörigen, aber auch ſein wiſſenſchaftliches Wirken ſein.“ So A. Hilgenfeld von Jena. Dillmann ſchätzte an dem Verſtorbenen „ſeinen klaren Kopf, ſein reiches Wiſſen und ſeinen aufrichtigen

*) Zu D. Wilh. Vatke's Gedächtniß. Proteſtantiſche Kirchenzeitung Nr. 17. 1882.

Charakter." Von Wellhausen in Greifswald ging ein Beileidsschreiben an Theodor Vatke ein, das mit den Worten schloß: „Ich habe von keinem Menschen mehr, von kaum Einem so viel gelernt, als von Ihrem Herrn Vater. Es sind wunderliche Waisenknaben, die statt seiner in der Theologie und im Alten Testament das große Wort geführt haben und führen; aber da er selbst die Sache gelassen ansah, so wollen wir sie auch gelassen nehmen. Hegelianer oder nicht: das ist mir einerlei — aber Ihr seliger Vater hatte ein bewundernswerth treues und feines Gefühl für die Individualität der Sachen."

Dies letzte über Wilhem Vatke gefällte Urtheil ist, wie diese Blätter darthun, das der Besten seiner Zeitgenossen, und darum hat dieser bahnbrechende Schriftsteller, dieser scharfe Denker, dieser wissenschaftliche Charakter ersten Ranges, dieser ausgezeichnete und gute Mann den Anspruch sich erworben, in seiner Eigenart wie in seinem harmonischen Wesen von Vielen erkannt zu werden.

Namen-Register.

Ahrens, Cantor, 16. 19.
— H, 7. 16.
Alice, Großherzogin, 588.
Altenſtein, Frhr. v., VII. 39. 61. 82. 188. 202. 227 ff. 234. 237. 259. 269 ff. 294. 316. 323 ff. 408. 458. 611.
Althaus, 397.
Arendt, 486. 511. 527.
Auerbach, Berth., 540.

Bähr, 289. 291 ff. 550.
Baggeſen, 434.
Baier, 616. 618.
Bauer, Bruno, 74. 185 ff. 234. 263. 394 ff. 445.
Baur, v., 183 ff. 264. 300. 332. 411. 421. 437. 461. 467 ff. 473. 479. 482. 485. 495. 499 ff. 503 ff. 508. 511 ff. 519 ff. 523. 538. 546. 574.
Beireis, 2.
Benary, Agathon, 74. 186. 231. 234. 264. 397. 399 ff. 406. 443. 482. 497. 499. 557.
— Ferd., 59 ff. 63. 74. 186. 231. 234. 264. 280. 378 ff. 392. 397. 399. 406. 465. 482. 497. 518. 530. 538 ff. 545. 557. 575. 583. 599.
Berlin, 533.
Beſeler, 506. 513. 626.
Bethge, 509.
Beuth, 63.
Biedermann, 295. 380. 410 ff. 420. 422. 426. 440. 467. 493 ff. 573. 577 ff. 599. 606. 608 ff. 618 ff.
Bieſenthal, 62. 63. 620 ff.
Binder, v., 262. 379. 599.
Bindſeil, 23.
Bismarck, Fürſt v., 580. 595.
Blanc, 26.
Blaſche, 301.
Bleek, 212. 284. 503. 556.
Blumenbach, 34.
Bluntſchli, 414.
Bodelſchwingh, v., 325.
Boeckh, VII. 36. 148. 268 ff. 392. 397. 449. 464. 477. 490 ff. 499. 509. 512. 515.
Bohlen, v., 92. 149 ff. 177. 186 ff. 193. 196. 204. 213. 229. 231. 278.
Bollmann, 20.
Bopp, 56. 148.
Boſſe, 18 ff. 286.
Boumann, 397.
Brockhaus, 506. 516. 527. 534.
Brugſch, 397.
Bruns, 2.
Bunſen, Chemiker, 472.
Bunſen, v., 3.
Buttmann, 214.

Carové, 79.
Carpzow, 2.
Chantre, 573.
Cieszkowski, v. 397.
Cölln, v., 276 ff.
Cohn, 597.
Conradi, 347. 422.
Creuzer, 42 ff.
Cunow, 20.

Dahlmann, 506.
Daub, 79. 422. 443. 542.

Deibel, 280.
Delitzsch, 620.
Dieck, 23.
Dieſtel, 318 ff.
Dieterici, 406.
Dill, &
Dillmann, 556. 590. 616. 626.
Dilthey, 590. 592.
Dirichlet, 398.
Dittenberger, 465 ff.
Doleke, 2.
Dollfus, 527.
Döring, 246. 249. 253. 272 ff. 388.
Dorner, 421.
Dove, 397.
Drake, 75.
Drechsler, 278 ff.
Droyſen, 626
Dürr, 412.
Duncker, Franz, 546. 575.
— u. Humblodt, 74.
— Max, 395. 585.

Ebrard, 467. 503.
Echtermeyer, 281. 285. 379.
Eichhorn, Miniſter, 202. 271. 325 ff. 387. 403. 406 ff. 414. 509.
Eliſabeth, Königin, 475.
Enke, 3. 326. 453.
Erdmann, 398.
Erlach, v., 432.
Ewald, 27. 29 ff. 168 ff. 175 ff. 193. 212. 220. 261. 393 ff. 438. 450. 507. 556. 574. 613.

Falk, Miniſter, 611.
Feuerbach, 342. 348. 359. 367. 383. 414. 418 ff.
Feuerlein, 379. 398. 500 ff. 509.
Fichte, 80. 362.
Fiſcher, Kuno, 398. 471 ff. 478 ff. 508. 522 ff. 543. 545. 576. 590. 598.
Förſter, 381. 397.
Francke, 19 ff.
Friedrich Wilhelm III., 273.
— — IV., 49. 259. 270 ff. 273. 316. 324 ff. 387. 454 ff. 458. 495. 515.
Fries, 410. 426. 473. 578.

Gabler, 341. 397. 449. 464. 557.
Gans, 56. 60 ff. 148. 186. 229. 232. 234. 263. 269. 276. 280. 285. 322. 409.
— Frau, 149.
Gaß, 514.
George, 168. 269. 379.
Gerlach, Halle, 25. 29. 34.
Gerlach, O. v., 39 ff.
Gerlach, v., 49. 82.
Gerling, 472.
Gerok, 609 ff.
Geſenius, C., 2.
— Johanne, 2.
— W., 2.
— Wilh., 25 ff. 31. 82 ff. 149 ff. 162. 182. 390 ff.
Gervinus, 474. 478. 486. 490. 492. 506. 512. 517. 527. 531. 543.
— Frau, 516.
Gfrörer, 507. 511.
Gneiſt, 491. 626.
— Frau, 491.
Goeppert, 626.
Görres, 42.
Göſchel, 186. 397.
Goethe, 41.
Goltz, v. d., 626.
Goſche, 397.
Goßler, v., Miniſter, 188. 626.
Graefe, v., 486 ff. 496. 502. 511. 517. 526 ff. 531 ff. 535. 537. 539.
Gramberg, 173. 193. 204.
Grasnick, 63.
Grüneiſen, 511.
Guhl, 499.

Haarbrücker, 391 ff. 395.
Haas, 532 ff.
Hanne, 424.
Hartmann, 193.
Hartmann, v., 557. 592.
Haſe, 79. 480. 484.
Haſſenpflug, v., 330.
Häuſſer, 512. 517 ff.
Hävernick, 60. 394.
Hecker, 150.
Heeren, 29. 34.

Hegel, VII. 35. 37 ff. 43 ff. 46 ff. 55 ff. 59 ff. 63. 71 ff. 84 ff. 165. 182 ff. 186. 306 ff. 320 ff. 353. 357. 366 ff. 381 ff. 386. 406. 408. 418. 420. 443 ff. 470 ff. 583. 615. 626.
— (Erlangen), 398.
Heine, Sal., 19. 547.
— Heinr., 547.
Heiſter, 21.
Hellferich, 397. 507. 513.
Hengſtenberg, 40. 46. 49 ff. 58 ff. 69. 81 ff. 148. 150. 160. 164. 167 ff. 185. 187. 229 ff. 258 ff. 264. 266. 295. 317 ff. 324. 384. 387. 397. 406. 463. 467. 510. 513. 520. 541. 549. 587. 609 ff.
Henke, H. Ph. C., 2. 20.
— C., 472. 572 ff.
Henning, v., 263. 276. 397.
Hermes, 22. 33.
Heusler, Georgine, 473. 488. 498 ff. 515. 518. 530 ff. 539. 621.
Heydemann, A., 397.
— L., 397.
Hildmann, 491 ff. 544 ff. 575. 581.
Hilgenfeld, Ad., 366. 467. 469. 479. 484 ff. 521. 618. 626.
Hinrichs, 347. 395. 398.
Hirſemenzel, 397.
Hirzel, 435.
Hitzig, 72. 261. 485 494. 517 ff. 527. 543. 574.
Hofmann, 511.
Hoffmann, 475. 490.
Holtzmann, 366. 465 ff.
Hotho, VII. 74. 88. 90. 148. 186. 234. 263. 267. 322. 376 ff. 397. 399. 406. 442 ff. 557. 583 ff.
Humboldt, Alex. v., 455.
Hupfeld, 556.

Janenſch, 626.
Joachim, 544.
Jonas, 509.
Jordan, v., 14.

Kapp, 43.
Keil, 130.
Kerll, Amtsverwalter, 9. 29.
— Finanzr., 38. 41 ff. 56. 59. 63 ff. 471. 514.
— J. C. B., 3.
— Juſtizr., 3. 6. 258.
— S. J., 3. 258.
Kern, 411.
Kerner, 513. 543.
Kirchhoff, 472.
Kleinert, 614. 616. 626.
Knapp, 23. 25. 130. 531.
Knobel, 277. 324.
Knoblauch, 440.
Koeppe, 41. 63.
Körte, 624.
Köpke, 584. 586. 590.
Köſtlin, 482. 500.
Kornbeck, 285.
Kradolfer, 493.
Kraft, 285.
Krafft, 511.
Krauſe, 59. 61.

Lachmann, 3. 37. 405 ff. 453.
Ladenberg, v., 405. 457 ff.
Laſſalle, 397.
Laſſon, 397.
Lehnerdt, 465.
Leiſt, v., 7.
Leo, 160. 163. 183. 285 ff.
Lette, 397.
Lewald, Frau, 540. 584. 596 ff. 604.
Lewes, 398.
Lichtenſtein, Dr., 14.
— Prof., 3. 39. 56. 59. 61. 269.
Lisco, 598. 625 ff.
Löſchke, 277.
Lommatzſch, 626.
Luden, 34. 79.
Ludewig, 20 ff.
Lücke, 3, 202. 511.
Lutterbeck, 507. 511.
Luthardt, 511.
Lutz, 427. 430 ff. 435.

Märcker, 397.
Märklin, 77. 80. 262 ff. 379.

Mätzner, 397.
Magnus, 545.
Maire, 63.
Manso, 34.
Marcus, 577.
Marheineke, VII. 39 ff. 43 ff. 51 ff. 60. 64. 66. 74. 80 ff. 83. 148. 188. 202. 227 ff. 231. 234. 249. 258 ff. 265 ff. 273. 280. 339. 366. 371 ff. 374. 378 ff. 392. 397. 422. 438 ff. 443 ff. 465. 474. 609. 615.
Martensen, 398.
Matthies, 59. 60. 63. 184. 233. 447.
Meding, v., 400. 403. 405.
Mendelssohn, 175.
Meyer, 576.
Michelet, VII. 72. 263. 267. 322. 339. 345. 397 ff. 436 ff. 442 ff. 465. 507 ff. 540 ff. 553 ff. 557. 583 ff. 626.
Mörike, 543.
Mohl, 512.
Moltke, Graf v., 595.
Monrad, 398.
Movers, 212.
Müller, Ferd., 52. 59 ff.
— Julius, 289. 293 ff. 332. 356. 358 ff. 367. 369 ff. 393. 439. 598.
— Pred., 498.
Mundt, 232. 397.

Neander, Aug., VII. 37 ff. 43 ff. 49. 51 ff. 83. 84. 149. 202. 229. 264 ff. 449. 462. 508. 511. 588. 609.
— Bischof, 83. 150. 249. 464.
Nefftzer, 527.
Neumann, 44.
Niedner, 477. 498. 506. 508. 511. 587 ff.
Niemeyer, A. H., 2.
— J. C. W., 23. 25. 32. 54. 595.
Nitzsch, VII. 165 ff. 188. 202. 227 ff. 284. 447. 463 ff. 515. 551.

Ochsendorf, 20.
Olshausen, 200.
Orelli, 261.

Park, 572.
Pelt, 66.
Perthes, Friedr., 164 ff.
Petermann, 63.
Pfleiderer, 616.
Pfuel, v., 398.
Planck, 29 ff. 34. 379. 468.
Pockels, 41.
Pott, 34.
Pressel, 379.
Pückler, Fürst, 491.
Puttkamer, v. 398.

Radowitz, v., 330.
Ramus, 14. 547.
Ranke, 69.
Raumer, v., VII. 34. 37. 39. 64. 79. 267 ff. 490. 545.
Redepenning, 284.
Rehfues, 284.
Reiff, 411.
Reinwald, 56.
Reisig, 25. 43.
Renan, 481. 527. 574.
Reuschle, 276. 591.
Reuter, 345.
Rheinwald, 429.
Rieckher, 396.
Riggenbach, 416.
Ris, 410. 426 ff. 431 ff. 437.
Ritschl, 482.
Ritter, 37.
Rochow, v., 330.
Rödiger, 392 ff.
Röhr, 185.
Rötscher, 398.
Romang, 362. 434.
Rosenkranz, 229 ff. 234. 346. 349. 356. 398. 484. 584. 614.
Rothe, 281 ff.
Rühs, 34.
Rümelin, 500.
Ruetschi, 435. 466.
Ruff, 379.
Ruge, 281. 285 ff. 379.
Ruoff, 376. 396.

Schaller, 289 ff. 347. 395. 398.
Schasler, 398. 556
Schedel, 20.
Schefer, Leop., 491.
Schelling, v., 43. 79. 202. 301. 338 ff. 343. 345. 381 ff. 411. 446. 462. 465.
Schenkel, 460. 469. 517. 546. 575.
Schieblage, 17.
Schilden, v., 324 ff.
Schinkel, 64.
Schlegel, 284.
Schleiermacher, VII. 35. 37 ff. 51. 71 ff. 75 ff. 81. 84 ff. 148. 222. 268. 299 ff. 309 ff. 325. 444. 450. 453. 511. 515. 542. 564. 571. 575. 583. 598. 605.
Schloſſer, 34.
Schmidt, Alexis, 398.
— Dr., 454.
— Paſtor, 8.
Schneckenburger, 78. 427. 429. 431. 435. 468.
Schneidewin, 16.
Schönlein, v., 439.
Schopenhauer, 557.
Schott, Philologe, 23.
— Theologe, 66.
Schröder, 577.
Schröter, Wilhelmine Amalie, 3.
Schulz, Dav., 277 ff.
Schulze, G. E., 29. 34.
— Johannes, VII. 44. 46. 56. 59 ff. 83. 148. 227. 229. 231. 234. 237. 256 ff. 259. 269 ff. 280. 324. 326 ff. 387. 458 ff. 464. 476. 490. 584. 586. 620.
— -Rößler, Max, 270.
— Stadtſchulrath, 398.
Schultz-Schultzenſtein, 398.
Schwarz, 392 ff. 395.
Schwegler, 398. 429. 433. 439. 482. 500.
Schweizer, Alex., 425. 468.
Schwerin, Graf v., 453. 457.
Semiſch, 616.
Sieffert, 88.
Siegfried, 621.
Sigwart, 500.
Snellmann, 340. 343. 345. 398.
Spittler, 34.
Stahr, 398.
Stähelin, 411.
Stechow, v., 347.
Steffens, 149.
Steinmeyer, 616.
Steinthal, 597.
Steudel, 188.
Stollberg, Graf v., 325. 330.
Strauß, Hofprediger, 39. 45 ff. 49. 52. 54 ff. 148. 264. 382. 387. 515. 609.
— Dav. Fr., VI ff. 71 ff. 92. 147. 149 ff. 152 ff. 157. 160 ff. 162. 164 ff. 167. 182. 186 ff. 195. 224. 229. 232. 259 ff. 265 ff. 268. 275 ff. 283 ff. 289. 344. 348. 359. 360. 364 ff. 370. 376. 379. 393. 396 398. 410. 421 ff. 429. 433. 439. 471 ff. 477 ff. 485 ff. 497. 499. 502 ff. 552. 556. 573 ff. 579. 581 ff. 584 ff. 587 ff. 593. 595 ff. 599. 601 ff. 607 ff. 623.
— Emil, 577. 584.
— Fritz, 518. 530. 604.
— Wilh., 488 ff.
Sybel, v., 504.
Sydow, 509. 598. 605. 626.

Thiele, Miniſter, 330.
Thilo, 25. 28.
Thode, Frl., 462.
Tholuck, 160. 265. 358. 361. 393.
Tieck, 79.
Trendelenburg, VII. 267. 371. 449. 464 ff. 476. 507 ff. 557. 590. 597 ff.
Troxler, 433.
Tſchudi, v., 372.
Tweſten, VII. 149. 266 ff. 382 464. 557. 587. 605. 609.

Uhland, 543.
Ullmann, 284. 506. 509. 512
Ulrici, 356 ff.
Umbreit, 284.
Uſteri, 66. 87 ff.

Varrentrapp, 270. 586.
Vater, Sev., 25. 28. 162. 183.
Vatke, Aug., 3.
— C. Chr. C. Lud., 1. 3. 13 ff.
— Doris, 3 ff. 7. 13 ff. 16 ff. 238.
— Elise, 388. 461. 497. 545. 581.
— Fritz, 3. 7. 9. 14. 16. 18.
— Georg, 3 ff. 7. 9. 11 ff. 14. 19. 26. 29. 32 ff. 36. 39. 44. 52. 88. 148. 237. 257. 264. 280. 286. 293 ff. 316. 322 ff. 325. 329. 335 ff. 377. 381. 387. 389. 446 ff. 450. 462. 471 ff. 485. 547.
— Gottfr. Dav., 1.
— Hermann, 317. 378. 461. 577. 581.
— Johanne Caroline Bernhardine, 3. 15. 17 ff. 21.
— Karl, 3 ff. 7. 9. 12. 14. 19. 29. 81. 471 ff.
— Minna, geb. Döring, 237 ff. 273 ff. 280. 286.
— Theodor, VII. 270. 328 ff. 378. 461. 484. 497. 499. 506. 509. 518. 530. 539. 544 ff. 558. 578 ff. 581. 584 ff. 591 ff. 599. 601 ff. 612. 614. 627.
— Wilhelm, VII. 460. 497. 502. 510. 514. 516. 545. 581. 585. 593. 599. 601 ff. 612.
Vaucher, 476. 479 ff. 573 ff. 606.
Vehse, 398.
Veit, Moritz, 397.
Veltheim, v., 2.
Viebahn, v., 398.
Viebrans, 17. 19.
Vincke, v., 519.
Virchow, 517.
Vischer, 262 ff. 398. 411. 473. 492. 500. 543. 584.
Vogt, 264.
Voigt, 42. 53 ff.
Volkmar, 485. 503.
Voß, v., 330.

Wagenmann, 500.
Wagner, 42.
Waldeck, 529.
Warnecke, 21.
Weber, Dr., 486 ff.
— Prof., 25.
Wegscheider, 25. 47. 82. 150. 162.
Wehrenpfennig, 592.
Weiske, 79.
Weiß, 616. 625.
Weizsäcker, v., 500. 538.
Wellhausen, 613. 616. 619. 627.
Werder, 267. 397. 465. 583.
Wette de, 27 ff. 66 ff. 69. 81. 84. 91. 116. 149. 151. 157. 162. 176 ff. 196. 315. 318. 469 ff.
Wielopolski, Graf v., 289.
Wilhelm I., 475.
Wilhelmi, 3. 14. 20. 88.
Wittmann, 17.
Wuttke, 515.

Zeller, Ed., VII. 76. 262 ff. 285. 363. 378. 380. 383 ff. 398. 409 ff. 429 ff. 432 ff. 436 ff. 449. 463. 471 ff. 482. 495. 497. 499 ff. 504. 506. 508. 512 ff. 515. 517 ff. 523. 527. 536. 545. 557. 573. 598. 601 ff. 614. 619. 623 ff. 626.
Zelter, 49. 351.
Ziethen, Graf v., 6.
Zschokke, Achilles, 411 ff.
Zunz, 542.

Verbeſſerungen.

Auf Seite 270 13. Zeile v. oben ſtatt „1860“ zu leſen: „1864“.

Auf Seite 353 14. Zeile v. oben hinter „rechtfertigte“, einzuſchalten: „nämlich daß das Paradies nicht blos ein Thiergarten geweſen ſei“.

Auf Seite 480 8. Zeile v. unten ſtatt „attentu“ zu leſen: „attendu“, und ſtatt „attrayents“ zu leſen: „attrayants“.

Auf Bogen 28 ſtatt Seite 474 zu leſen: 447.

Auf Seite 481 6. Zeile v. oben ſtatt „reconnaitre“ zu leſen: „reconnaître“. Ferner auf Zeile 10 v. unten ſtatt „systematiques“ zu leſen: „systématiques“. Außerdem auf Zeile 3 v. unten ſtatt „Theologie“ zu leſen: „Théologie“.

Univerſitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

Verlag von W. Weber in Berlin.

Die nachstehenden im Verlage von F. Bethge in Berlin erschienenen Werke des Professors Vatke sind später in den Verlag von **W. Weber** in Berlin übergegangen, und von demselben zu beziehen:

W. Vatke, Die biblische Theologie, wissenschaftlich dargestellt. Band I.: Die Religion des Alten Testaments, nach den kanonischen Büchern entwickelt. Theil I. (736 S.). 1835. ℳ 9.—.

— — Die menschliche Freiheit in ihrem Verhältniß zur Sünde und zur göttlichen Gnade, wissenschaftlich dargestellt. (528 S.) 1841. ℳ 8.—.

Verlag von Emil Strauß in Bonn.

David Friedrich Strauß

in seinem Leben und seinen Schriften

geschildert

von

Eduard Zeller

Professor an der Universität Berlin.

2. Auflage. Preis ℳ 3.—.

Verlag von Emil Strauß in Bonn.

David Friedrich Strauß
Gesammelte Schriften.

Zwölf Octavbände zum Preise von 5 ℳ pro Band.

Inhalt:

I. Vermischte Schriften.

I. Band: Vorwort. — Literarische Denkwürdigkeiten (bisher ungedruckt. — Zum Andenken an meine gute Mutter. — Zwei Leichenreden: 1) auf Wilhelm Strauß, 2) auf Fr. Sicherer. — Justinus Kerner, zwei Aufsätze. — Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren. — König Wilhelm von Württemberg. — Sechs theologisch-politische Volksreden. — Deutsche Gespräche. — Krieg und Friede (Briefe an und von Renan).

II. Band: Brockes. — Diderot. — Lessings Nathan. — L. T. Spittler. — A. W. Schlegel. — Karl Immermann. — Ludwig Bauer. — Erinnerungen an Möhler. — Freiherr von Uexküll und seine Gemäldesammlung. — Zur Erinnerung an den Maler Eberhard Wächter. — Zur Lebensgeschichte des Malers Gottlieb Schick. — Der Bildhauer Jsopi. — Die Asteroiden und die Philosophen. — Schwarzerd-Melanchthon. — Beethoven's neunte Symphonie und ihre Bewunderer. — Der alte Schauspieldirector. — Barbara Streicherin von Aalen. — Der Papierreisende. — Die Göttin im Gefängniß. — Zwei Vorreden.

II. Theologie.

III. u. IV. Band: Das Leben Jesu für das deutsche Volk.

V. Band: Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte. — Die Halben und die Ganzen. — H. S. Reimarus.

VI. Band: Der alte und der neue Glaube mit Nachwort als Vorwort.

III. Biographien.

VII. Band: Ulrich von Hutten mit der Vorrede zu den Gesprächen.

VIII. u. IX. Band: Chr. D. Fr. Schubarts Leben in seinen Briefen.

X. Band: Christian Märklin. — F. G. Klopstock.

XI. Band: Voltaire.

XII. Band: Poetisches Gedenkbuch.

NB. Einzelne Bände aus dieser Sammlung werden nicht abgegeben!

Verlag von Emil Strauß in Bonn.

Einzelausgaben
der
Schriften von David Friedrich Strauß.

Das Leben Jesu für das deutsche Volk. 3. Auflage. Preis broschirt *M.* 9.—, gebunden *M.* 11.20.

Der alte und der neue Glaube. 11. Auflage mit „Ein Nachwort als Vorwort". Preis broschirt *M* 7.— gebunden *M* 8.25.

Ein Nachwort als Vorwort zu meiner Schrift „Der alte und der neue Glaube". 5. Auflage. Preis *M* 1.—.

Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte. Preis *M.* 3.—.

Die Halben und die Ganzen. Streitschrift gegen die HH. DD. Schenkel und Hengstenberg. Preis *M.* 1.50.

Christian Märklin. Ein Lebensbild. Preis *M.* 3.60.

Hermann Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes. 2. Auflage. Preis *M* 5.—.

Ulrich von Hutten. 4. Auflage. Preis broschirt *M.* 7.—, gebunden *M.* 8.50.

Voltaire, Sechs Vorträge. 4. Auflage. Preis brochirt *M* 6.—, gebunden *M* 7.—.

Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige. Preis *M.* 1.40.

Lessings Nathan der Weise. Ein Vortrag. 3. Aufl. Preis *M.* 1.20.

Kleine Schriften vermischten Inhalts. 2. Auflage. 2 Bde. à *M* 6.—.

Krieg und Frieden. Briefe von und an Ernst Renan. 2. Auflage. Preis *M.* 1.—.

Poetisches Gedenkbuch. Gedichte aus dem Nachlasse von **David Friedrich Strauß** zum ersten Male herausgegeben von Eduard Zeller, mit einem Jugendportrait von Strauß in Kupferradirung. In eleganter typographischer Ausstattung. 2. Auflage. Preis *M.* 4.50, gebunden *M.* 5.50.

Christian Friedrich Daniel Schubart's Leben in seinen Briefen. 2 Theile in einem Band. Preis broschirt *M.* 11.—, gebunden *M.* 13.—.

Verlag von Emil Strauß in Bonn.

In Sachen des Strauß'schen Buches

Der alte und der neue Glaube.

Eine Streitschrift
gegen Herrn Professor Dr. Huber in München
von
Theobald Ziegler,
Professor in Straßburg.

2. Aufl. Preis *M.* 1,20.

Portrait von David Friedrich Strauß.

Auf Stein gezeichnet
von
P. Rohrbach.

Größe der Zeichnung 9 Zoll hoch — $7^1/_2$ Zoll breit.
Groß Folio auf chin. Papier.

Preis *M.* 4,50.

Naturwissenschaft und Philosophie.

Zur Erinnerung an David Friedrich Strauß
von
Dr. C. G. Reuschle,
Professor in Stuttgart.

Preis *M.* 2,50.

8546 9

A FINE IS INCURRED IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.

DUE NOV '73 H

FEB 8 1973